Culturgeschichte

der

Menschheit,

mit besonderer Berücksichtigung
von Regierungsform, Politik, Religion, Freiheits- und Wohlstandsentwicklung der Völker.

Eine
allgemeine Weltgeschichte
nach den Bedürfnissen der Jetztzeit.

Von

G. Friedr. Kolb,

Ehrenmitglied des Universitätsraths zu Charkow, d. Z. Mitglied der bayerischen Abgeordnetenkammer und des Zollparlaments.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Arthur Felix.
1869.

Vorwort.

Jede größere Periode der Geschichte bedarf einer eigenen Art der Geschichtschreibung; in keiner Periode aber trat dieses Bedürfniß mehr hervor als in der jetzigen. Und es kann nicht anders sein. Seit jenem gewaltigen und furchtbaren Ereignisse das wir die große Völkerwanderung nennen und durch welches beinahe alle staatlichen und socialen Einrichtungen, dabei nicht minder fast alle Culturzweige mit roher Gewalt niedergetreten oder vernichtet wurden, hat es keine Zeit gegeben in welcher eine so gewaltige sociale Umwälzung erfolgt wäre wie in der jüngsten Epoche. Nachdem die erste französische Revolution nicht etwa blos andere Staats- und Regierungsformen bei einer großen Nation eingeführt, sondern auch den freiheitlichen Geist in ganz Europa wieder geweckt und sofort thatsächlich das durch keine Restauration rückgängig zu machende Werk der Vernichtung des Feudalismus vollbracht, — nachdem sie die Befreiung des Grundeigenthums von den drückendsten Lasten bewirkt welche einst die Eroberung, theilweise wol auch der blinde Glaubenseifer in Unwissenheit gehaltener Vorfahren dem Landmanne aufgebürdet, — nachdem sie überdies die Gewerbe aus den kaum minder drückenden Banden des Zunftzwangs erlöst hatte, — war es den jüngsten Jahrzehnten vorbehalten, durch die colossalste praktische Anwendung neuer Entdeckungen und Erfindungen eine Umgestaltung des ganzen socialen Lebens bei allen Culturvölkern anzubahnen, — eine Umgestaltung die schon jetzt gerechtes Staunen erregt, deren Gesammtausdehnung sich aber heute noch nicht einmal annähernd ermessen läßt. Gewaltig täuschen würde sich, wer in dem Entstehen der Dampfschiffahrt, des Eisenbahn- und Telegraphenwesens nichts weiter als ausschließlich das bloße Mittel des schnelleren oder leichteren Verkehrs erblicken wollte; täuschen, wer in der Entdeckung un-

geheuerer Goldlager nur eine Gelegenheit der Bereicherung einzelner glücklicher Finder sähe. Diese und andere damit verbundene Momente haben vielmehr unmittelbar und mittelbar eine Reihe der mannichfachsten Veränderungen im Gefolge, welche bis in die Tiefe der gesammten Socialzustände dringen, das ganze Leben und Sein der Völker erfassen und neugestalten.

Der Verfasser des gegenwärtigen Werkes befand sich schon bei Veröffentlichung der beiden letzten Ausgaben seines Handbuchs der vergleichenden Statistik im Falle darauf hinzuweisen, wie das jüngste Jahrzehnt weitaus gewaltigere Umgestaltungen der mannichfachsten Art gebracht hat, als der bedeutende Zeitraum von mehr denn vierzig Jahren welche der Beendigung der altnapoleonischen Kriege zunächst gefolgt sind: nicht blos Veränderungen in der Machtstellung einzelner Staaten (ein Moment das sich in jeder Geschichtsperiode wiederholt), sondern namentlich auch die Entwicklung einer auf dem Princip der Selbstregierung sich ausbildenden neuen Colonialwelt in Australien, die Vernichtung des Instituts der Negersklaverei in Nordamerika und die Befreiung der Leibeigenen in Rußland, die Erschließung Japans und des gewaltigen China mit seinen Hunderten von Millionen Bewohnern, — Ereignisse, deren jedes für sich allein wichtig genug wäre den Inhalt einer Geschichtsperiode auszufüllen. Der Verfasser konnte weiter hindeuten auf die tief gehende Wirkung in der Veränderung des Geldwerthes, zunächst veranlaßt durch die massenhaften Goldfunde, dann gesteigert durch die keineswegs unbedenkliche Schaffung ungeheuerer Mengen Papiergelds verschiedener Arten; auf den hiedurch bewirkten Reiz und Ueberreiz der Industrie, die außerordentlichen Schwankungen in den Werthen, Cursen und Discontsätzen, die Umwandlung des Handwerks in möglichst ausgedehnten Fabrikbetrieb, und das Heraustreten beinahe aller Transactionen aus dem Bereiche des gewöhnlichen bürgerlichen Verkehrs, um einen merkantilen Charakter anzunehmen; an die großartigen Schöpfungen und die nicht minder großartigen Schwindeleien; die Vermehrung der stehenden Heere, Hand in Hand mit der riesigsten Anhäufung von Staatsschulden neben äußerster Anspannung der Volks-Steuerkraft durch Steigerung der Abgaben; das enorme Wachsen der Großstädte auf Kosten der Landbevölkerung, und gar manche weitere Dinge ungewöhnlicher Art, die in den mannichfachsten Beziehungen vom materiellen auch auf das intellectuelle Gebiet hinüberwirken.

Bei so tief greifenden Aenderungen nach allen Richtungen hin, welche das ganze Leben und Sein der Völker mit unwiderstehbarer Macht erfassen, müssen sich namentlich auch die allgemeinen Anschauungen so wie die geistigen Bedürfnisse dieser Völker wesentlich umgestalten. Insbesondere kann die seitherige Behandlung der „Weltgeschichte" nicht mehr befriedigen. Diese Behandlung entsprach anderen Zuständen, anderen Anforderungen als den heutigen. Jede Periode hat aber in dieser Beziehung, wie vorhin bemerkt, ihre eigenen Bedürfnisse. Selbst die Mirakel- und Wundergeschichten der Chronikenschreiber des Mittelalters entsprangen nicht einfach den Launen ihrer Verfasser, sondern sie gingen Hand in Hand mit den Anschauungen, Wünschen und Strebungen der damals lebenden Menschen.

Die gewaltige Umwälzung welche in unserer Zeit begann und noch lange nicht vollendet ist, war es welche bereits dahin führte daß die gewöhnlichen Weltgeschichten unserm Volke nicht mehr zusagen. Dieses muß nach seinem Bildungsgrad und seinen politischen wie socialen Strebungen in der Geschichte etwas Anderes finden als eine langweilige Zusammenstellung von Dingen, Namen und Jahrzahlen, die ihm an sich vollkommen gleichgültig sind, und deren Kenntniß überhaupt stets ohne jeden praktischen Werth bleiben wird. Zur richtigen Darstellung der Geschichte genügt es nicht mehr, daß man eine Anzahl alter Bücher mit noch so emsigem Fleiße durchstudirt hat, oder selbst grau geworden ist in der Schulstube. Nur wer das politische und sociale Leben der Völker wenigstens durch einige selbsteigene Erfahrung kennt, wird die Momente herausfinden und angemessen würdigen, welche für ein in politischer Beziehung nicht erstarrtes, im Wissen und auf wirthschaftlichem Gebiete voranstrebendes Volk — ein höheres, lebendiges Interesse zu erwecken geeignet sind.

Eine Sonderung und Zusammenfassung des aufgehäuften Materials nach seinem innern Werthe ist, wie K. Frenzel (in den „Neuen Studien") treffend bemerkt, zur Nothwendigkeit geworden, wenn die Geschichte ihren alten Platz unter den Wissenschaften behaupten, und, fügen wir bei, überhaupt einen Werth für das Leben beanspruchen will. „Nur die Thatsachen der Cultur", fährt der genannte Verfasser fort, „verdienen noch die Aufmerksamkeit des denkenden Menschen. Ihren geheimnißvollen Ursprüngen nachzugehen, ihre Wirkungen in den Sitten und Gesetzen, in der Lebens-

weise und der Anschauung aufzusuchen, den Zusammenhang zu schildern, der die geschichtlichen Entwicklungen an einander und an die Natur kettet; an die Stelle der Purpurmäntel und der Kronen den Spaten, das Handwerkszeug und das Schiff, die stille, unaufhörliche Culturarbeit der Massen, die hervorragende That einzelner, weiser und guter Menschen zu setzen, für den Schein und die Lüge uns endlich die **Wahrheit** und das **Wesen** zu geben: darin gewahre ich die Aufgabe des Geschichtschreibers der Gegenwart."

Allerdings kann sich die Geschichtschreibung nicht ausschließlich auf Erwähnung desjenigen beschränken was ganz unmittelbar die Fortschritte oder Hemmungen der Cultur bezeichnet; die Geschichtschreibung kann und darf nicht weder die äußern Ereignisse noch die innere politische Gestaltung der Staaten unbeachtet lassen, — sind dies doch Momente welche so mächtig auf die Culturentwicklung selbst wieder ihre Rückwirkung äußern. Aber es gilt, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern, „die Vergangenheit in ihren Hauptmomenten zusammen zu fassen, nicht in ihre unzählige, unübersehbare Einzelheiten zu zerbröckeln". Allerdings hat auch die **politische** Geschichte eine sehr große Wichtigkeit, aber die politische Geschichte in der höheren Bedeutung des Wortes, nicht etwa nur nach dynastischen Beziehungen, Intriguen und Kämpfen. So sind namentlich die Fragen der Staatsverfassung und des Heerwesens Momente von der eminentesten Bedeutung gerade auch für das Culturleben. Weder die griechischen Republiken, insbesondere Athen, noch das gewaltige Rom würden ohne ihre freien, demokratischen Staatseinrichtungen und ohne ihr ausgebildetes Bürgerwehrwesen zu der von ihnen erreichten Höhe von Cultur und Macht empor gekommen sein. Ueberhaupt ist es eine noch nicht genügend gewürdigte Wahrnehmung daß bei allen Völkern — in der ganzen Geschichte — **die gleichen politischen Fragen immer wieder auftauchen**. Es sind verhältnißmäßig wenige Principien die stets aufs Neue hervortreten, aber stets den Kernpunkt der Entwicklung oder der Hemmung bilden. Es gehört das in den Geschichtsbüchern der alten Art gleichsam systematisch betriebene **Ablenken** der Leser von der **praktischen** Bedeutung der Geschichte dazu, um dieses Verhältniß so sehr oft jeder Erkenntniß dieser Leser zu entrücken. Selbst die Verschiedenheiten der Form in welcher diese maßgebenden Fragen erscheinen, ist bei weitem geringer als gewöhnlich nur geahnet wird. Ueberall begegnen wir im Wesentlichen den

nämlichen Kämpfen um Freiheit und Gleichberechtigung, um Gesetz, inneres Recht und Macht. Man braucht die griechische und die römische Geschichte nur etwas anders, und wie wir glauben richtiger als es bisher in der Regel geschah, zu behandeln, um schlagende Beispiele dafür zu besitzen. Wer dem Gange der innern politischen Gestaltung bei jenen alten Völkern aufmerksam gefolgt ist, kann gar mancher weitläufigen Erörterung über Gestaltungen in der ganzen Folgezeit bis auf unsere Tage herab füglich entbehren. Die römische Geschichte z. B. zeigt klarer als jede andere, wohin das Eroberungssystem und wohin Absolutismus und Cäsarismus führen.

Indem der Verfasser sowol in den vorstehenden Bemerkungen als in der die Geschichtsbehandlung besprechenden Abtheilung dieses Buches (S. 27 bis 31) seine Ansicht über die Hauptanforderungen an ein allgemeines Geschichtswerk in unsern Tagen ausgesprochen hat, überläßt er sich keineswegs dem Wahne, als werde es ihm gelingen, kurzweg allen darnach zu erhebenden Ansprüchen genügen zu können. Es ist das Ziel bezeichnet nach welchem hin gestrebt werden muß, wenngleich dessen Erreichung nicht etwa blos schwer, sondern vielmehr beim Beginn geradezu unmöglich ist. Jeder einzelne Zweig des Wissens wie des praktischen Lebens hat eine solche Ausdehnung gewonnen, daß die Erlangung einer genauen Kenntniß auch nur eines solchen Zweiges fast ein ganzes Menschenalter erfordert. Damit allein schon ist die Unvollkommenheit einer Arbeit wie der gegenwärtigen bezeichnet. Ein anderer, äußerer Umstand wirkt in gleicher Richtung. Ein Buch mit dem Streben des unsrigen muß vergleichsweise sehr kurz sein, kann deßhalb auch wichtigen Erscheinungen oder Ereignissen nur einen sehr engen Raum widmen. Die beiden hier erwähnten Umstände bilden unverkennbar gewaltige Schwierigkeiten. Und doch steigert gerade die unendliche Ausdehnung aller jener einzelnen Zweige das Bedürfniß eines Zusammenfassens des ganzen Stoffes unter einem allgemeinen Gesichtspunkte; und dabei ist die äußerste Beschränkung des Raumes schon darum geboten, weil das Gegentheil von vorn herein verhindern müßte, daß das Werk dasjenige würde was es vor Allem werden soll, ein praktisch nützliches Volksbuch. Gelingt es einem solchen, das Interesse für einzelne Zweige weiter zu wecken oder zu erhöhen und damit das Verlangen nach näheren, nach Specialstudien hervorzurufen, so würde dies in unsern Augen ein besonderes Verdienst sein. Es wäre erreicht, was

Montesquieu als höhere Aufgabe des Schriftstellers bezeichnet: es wäre der Anstoß beim Leser gegeben zu selbsteigenem Nachdenken und Forschen, und zwar über hochwichtige Fragen für die ganze Menschheit.

Bei der Bearbeitung des vorliegenden Buches konnte der Verfasser nicht im Zweifel sein daß er, abgesehen von den Unvollkommenheiten seiner Leistung, Gegner besonders von zwei Arten finden würde: blinde Anhänger alter Einrichtungen, vor allen der kirchlichen Orthodoxie, und dann Anhänger der hergebrachten Geschichtsbehandlungsweise. Gegenüber der ersten dieser beiden Kategorien von Widersagern glaubt er eine besondere Erörterung zur Rechtfertigung seines Standpunktes füglich unterlassen zu dürfen. Er selbst bekennt ohne Bedenken: es ist eine Bekämpfung seiner Ansichten von der bezeichneten Seite her in gewisser Beziehung innerlich, materiell gerechtfertigt. Es handelt sich principiell um den Kampf der alten Anschauungsweise gegen die neue, den Kampf von Einrichtungen der Vergangenheit wider die Bedürfnisse der Gegenwart. Orthodoxie und volle Gewissensfreiheit, Absolutismus und Selbstbestimmungsrecht der Völker sind nun einmal unvereinbar; ein Uebertünchen der Sache vermag dieselbe ihrem Wesen nach doch nicht zu ändern; dieser Kampf muß und wird ausgetragen werden, und auch die Literatur hat dabei mitzuwirken. Der Verfasser lebt der festen freudigen Zuversicht, daß gerade in Folge der oben angedeuteten, neu begonnenen socialen Umwälzung, der Sieg des Princips der Freiheit um so sicherer, um so unabwendbarer ist, und er hegt auch nicht den leisesten Zweifel daß ein solcher Sieg nicht zum Schlimmen sondern entschieden zum Guten führen und das Heil der Menschheit fördern müsse. In diesem festen Vertrauen glaubt er von weitern Erörterungen als den im Buche selbst gegebenen, über diese Frage absehen zu dürfen, bildet ja doch der ganze Inhalt dieses Werkes an sich die Rechtfertigung welche der Verfasser überhaupt zu geben vermag.

Daneben mögen jedoch ein paar Worte bezüglich der Gegner jener zweiten Classe gestattet sein, welche nicht als Vertreter eines Princips, sondern blos als solche einer Methode der Geschichtsbehandlung auftreten. Einer derselben, der sich als Verehrer der Mommsen'schen Historiographie kund gibt, hat in einem Wiener Blatte (der alten Presse) die ersten Lieferungen unserer Culturgeschichte besprochen. Er ertheilt dem Werke das Lob, es werde „ein gutes Volksbuch werden", meint dann aber wieder: eine Culturgeschichte ver-

trage „die populäre Verwässerung eines Volksbuches“ nicht, und kommt weiter zu Behauptungen welche darauf hinauslaufen, die Darstellung der Culturgeschichte der Menschheit sei eine beiläufig unlösbare Aufgabe; nur „für einzelne Zeitperioden und einzelne Erscheinungsformen der Civilisation möge etwa auch die specielle Culturgeschichte gehegt werden“. Die ganze Erörterung gipfelt jedoch in dem etwas naiven Rathe, es in der Geschichtsbehandlung hübsch beim Alten zu belassen, „der Jugend und den Massen frischweg das feste Gerippe der Haupt- und Staatsactionen einzuprägen“.

Vor Allem hat der unterzeichnete Verfasser nun zu bemerken, daß er es für ein sehr großes Verdienst ansehen würde wenn es ihm wirklich gelingen sollte „ein gutes Volksbuch“ zu schaffen. Er hegt dabei überhaupt eine andere, höhere Meinung vom Volke als die oben ausgesprochene, welche eine „populäre Verwässerung“ zum nothwendigen Requisit eines Volksbuchs machen möchte. Er konnte sich im Leben schon manchmal überzeugen daß solche geringschätzige Aeußerungen über das Volk oder „die Massen“ nicht immer Ausflüsse eines gerechtfertigten Bewußtseins selbsteigener Leistungen höherer Art, sondern wol zuweilen blos Ausflüsse leerer Ueberhebung sind.

Sehen wir indeß ab von dem Mangel an Ueberlegung der sich in den gebrauchten Ausdrücken kund gibt; fassen wir den Vorschlag, es bei der alten Geschichtsbehandlung zu belassen, etwas näher ins Auge. Der gute Rathgeber scheint keine Ahnung davon zu haben, für wie viele Menschen die Geschichte Interesse und wahre Wichtigkeit besitzt, und es scheint ihm völlig unbekannt geblieben zu sein, wie verschwindend klein gleichwol die Zahl derjenigen ist welche bei der alten Methode Vortheil aus der Geschichte zu ziehen pflegen; es scheint für ihn zu den unbekannten Dingen zu gehören daß die Masse — und zwar Derjenigen welche sich mit der Geschichte befassen möchten oder sollten, — durch die Bücher der von ihm empfohlenen Art nicht angezogen sondern gelangweilt wird. Wer kauft überhaupt eine neue „Weltgeschichte“ von jener Gattung, um sich „das feste Gerippe der Haupt- und Staatsactionen einprägen“ zu lassen? Es sind entweder Schüler denen die Anschaffung vorgeschrieben ist, oder hie und da ein Privatmann, der das Werk in seinem Bücherschranke aufbewahrt, der dann manchmal in dasselbe hineinblickt, weil er das Bedürfniß fühlt sich mit der Geschichte etwas bekannt zu machen, der es dann aber alsbald gähnend wieder zur Seite legt,

überwältigt von dem Gefühle, das Gesuchte hier eben nicht zu finden, und von dem Eindrucke, daß sich aus einem solchen Buche am wenigsten etwas Brauchbares für das Leben lernen lasse. Und es ist dies ein natürliches, unabwendbares Ergebniß des Umstandes daß hier nicht nur nichts geschieht die Aufmerksamkeit auf das praktisch Verwendbare hinzulenken, sondern dagegen Alles um diese Aufmerksamkeit davon abzuziehen. So wurde die Geschichte nicht immer behandelt, weder in alter noch in neuer Zeit; so faßte weder Herodot noch Thukydides, weder Livius noch Tacitus, die alle für ihr Volk schrieben, die Aufgabe auf. Und wie kam es daß einst die Weltgeschichte Rottecks (des alten Freundes des Verfassers) weit mehr als so viele andere Werke in das Volk dringen und eine geistige Wirksamkeit erlangen konnte? Das Geheimniß liegt einfach darin, daß Rotteck Dinge berücksichtigte welche mit den praktischen Wünschen und Bedürfnissen oder auch den Befürchtungen seiner Zeitgenossen in Beziehung standen, daß er das Leben zu berücksichtigen suchte, statt wie nun wieder wunderlich genug empfohlen wird, ein „Gerippe“ aufzustellen, und zwar — es ist schwer eine Satyre nicht zu schreiben, „ein Gerippe der Haupt- und Staatsactionen“, welches Gerippe zum Ueberfluß den „Massen“ auch noch „eingeprägt“ werden soll.

Möge Niemand diese Bemerkungen einer persönlichen Empfindlichkeit des Verfassers beimessen. Durch solche Empfindlichkeit sind sie wahrlich keineswegs veranlaßt. Der Verfasser ist abgehärtet genug um bei viel stärkeren Angriffen seinen vollen Gleichmuth zu bewahren. Allein hier handelt es sich überhaupt nicht um einen persönlichen Angriff (ein solcher hat nicht stattgefunden), sondern um den Nachweis daß die frühere Methode heute veraltet ist und unserem Volk eben nicht mehr zusagen könne. Die Kritik hat sich im Uebrigen bis jetzt so überwiegend günstig über das vorliegende Buch ausgesprochen, daß der Verfasser nichts weniger als wegen Ungunst zu klagen Ursache, vielmehr das Entgegenkommen welches sein Unternehmen fand, recht sehr anzuerkennen hat. Unter 16 ihm vorliegenden öffentlichen Besprechungen sind nur zwei nicht gerade günstige, nämlich außer der oben erwähnten eine in einer Newyorker Zeitschrift welche vom englisch-puritanischen Standpunkt aus die religiösen Anschauungen des Verfassers bekämpft. Die Aufnahme aber welche die Schrift unmittelbar beim Publicum selbst fand, — die ansehnliche Zahl der Bestellungen gleich nach dem Erscheinen der ersten

Lieferung und die fortwährende Zunahme dieser Bestellungen von Heft zu Heft, gegenüber der Absatzlosigkeit so mancher „guter" allgemeiner Geschichtswerke nach der alten Art, — bilden wol einen Fingerzeig, daß die Nächstbetheiligten weit mehr in der neuen als in der frühern Darstellungsweise eine Befriedigung ihres Bedürfnisses erkennen. Auf das nämliche Resultat deutet der Umstand hin, daß Verfasser und Verleger bereits vor einiger Zeit um Gestattung sowohl einer englischen als einer französischen Uebersetzung angegangen worden sind (Vorschläge auf welche sie jedoch, so wie dieselben gemacht wurden, vorerst nicht eingingen) und daß in Holland, mit welchem Staat ein Vertrag über Wahrung des literarischen Eigenthums zur Zeit noch mangelt, eine nicht autorisirte holländische Uebersetzung wirklich erschienen ist. Der Verfasser kann als weiteren Beweis mehr als gewöhnlicher Zustimmung die Thatsache anführen, daß ihm selbst aus ganz entfernten Gegenden und von ihm bisher persönlich nicht bekannten Männern (z. B. aus Nordamerika) lebhafte Kundgaben gerade wegen der bezeichneten Richtung seines Werkes ganz unerwartet geworden sind. — Leute, deren Urtheil sonst in der Regel durch den Erfolg bestimmt wird, von denen ein großer Theil sogar zu dem Hegel'schen Satze sich hinneigt: „Alles was besteht ist vernünftig, weil es besteht", solche Leute sollten doch gerade in einem Falle in welchem dem Erfolge nach der Natur der Sache eine mehr denn gewöhnliche Bedeutung gebührt, den Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer althergebrachten Methode ein wenig beschränken.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen über die Entstehung des gegenwärtigen Buches.

Im Jahre 1843 veröffentlichte der Verfasser eine Schrift unter dem Titel: „Geschichte der Menschheit und der Cultur (Pforzheim bei Dennig, Finck und Comp.)". Es war die erste Bearbeitung, gleichsam die erste Auflage des gegenwärtigen Werkes. Damals äußerte ein dem Verfasser befreundeter Mann, dem aber die kundgegebenen freien Ansichten doch etwas bedenklich erschienen: „Ich wünschte das Buch so wieder zu lesen, wie Sie es nach 20 oder 25 Jahren neu schreiben würden!"

Der Verfasser war zwar damals schon kein Jüngling mehr. Indeß die 25 Jahre sind nun auch noch vorüber gegangen. Das Werk tritt aufs Neue vor das Publicum, und zwar in völlig veränderter Gestalt. Jener Freund

zwar liest es nicht wieder, denn er hat längst der Natur den unerläßlichen Tribut entrichtet. Andere indeß, die vielleicht ähnlich gedacht wie er, werden finden, daß dieses Vierteljahrhundert allerdings nichts weniger denn spurlos an dem Verfasser vorüber gegangen; sie werden jedoch ebenso wahrnehmen, daß seine Grundanschauungen die gleichen geblieben sind, daß unter mancherlei Schicksalswechseln sein Urtheil gereifter aber noch fester geworden ist.

Das Buch fand bei seiner ersten Veröffentlichung vielfach eine freundliche Aufnahme. Es würde wol schon nach wenigen Jahren in zweiter Ausgabe erschienen sein, wenn der Verfasser nicht durch die Ereignisse von 1848 vollständig in den Strom der politischen Bewegung gezogen worden wäre. Die Theilnahme am ersten deutschen Parlamente zu Frankfurt und schließlich zu Stuttgart, dann die an den gleichzeitigen und den unmittelbar nachgefolgten Landtagssessionen in Bayern, ließen ihm weder Lust noch Zeit zur neuen Bearbeitung eines so umfangreichen Stoffes. Die Zeit der alsbald furchtbar hereingebrochenen Reaction, welche vom Jahre 1853 an den Verfasser persönlich in der freien Schweiz ein Asyl zu suchen veranlaßte das er erst nach sieben Jahren wieder verließ, war nicht geeignet zur Veröffentlichung eines Geschichtswerks im Sinne des Verfassers. Nach der Rückkehr in das Vaterland nahm eine regelmäßige publicistische und bald daneben auch wieder die landständische Thätigkeit seine Kräfte vollständig in Anspruch. Von der ersten seit einigen Jahren zurückgetreten, hat er in der jüngsten Periode die Zeit welche ihm die Landtags- und seine statistischen Arbeiten frei ließen, der vollständig neuen Bearbeitung des gegenwärtigen Werkes gewidmet, das demzufolge nach Form, Umfang und Inhalt ein anderes als das erste geworden ist oder werden wird.

Der Verfasser kann beifügen daß er niemals eine Arbeit mit größerer Liebe, innigerem Eifer begonnen und fortgeführt hat wie diese. Er betrachtet seine Culturgeschichte der Menschheit in religiöser und politischer Beziehung als sein Testament, abgefaßt allerdings in vorgerückten Jahren, demgemäß nach vielfachen Erfahrungen und mannichfachem Nachdenken, aber abgefaßt bei ungetrübter und durchaus ungebrochener Geisteskraft, und dabei glücklicher Weise auch frei von den äußeren Rücksichten welche nicht selten einen Mann im Hinblick auf die Abhängigkeit seiner Angehörigen zu Einräumungen bewegen, die seinem Herzen und Verstand in Wahrheit nicht entsprechen.

München, 12. März 1869. G. Fr. Kolb.



Inhalts-Uebersicht.

Europäische Völker.

Seite

Entstehen und erste Ausbreitung des Christenthums.

Nachträge.

Erste Abtheilung.

Allgemeine Betrachtungen.

Einleitung.

Wir Menschen vermögen es so wenig, uns eine umfassende Vorstellung vom Umfang und den Gesammtverhältnissen des Weltalls zu bilden, wie etwa ein Würmchen auf dem Flachlande, wäre es auch mit Verstand ausgestattet, die ihm völlig unbekannten Zustände auf dem Gipfel eines Eisbergs oder in der Tiefe des Oceans sich zu denken vermöchte.

Wir können nur einzelne Wahrnehmungen machen und daraus hie und da eine allgemeine Folgerung ziehen.

Diese Wahrnehmungen führen uns namentlich zu der Erkenntniß: Kein in der Welt vorhandener Grundstoff kann jemals wirklich vernichtet werden; dagegen ist aber kein in der Welt vorhandener Organismus unveränderlich oder von ewiger Dauer. Die gewaltigsten und festesten Felsen verwittern; viele Gipfel der Berge tragen die Kennzeichen an sich, daß sie einst Meeresgrund gewesen; ja wir hören sogar von Sternen, die verschwunden seien vom Firmamente. —

Unzweifelhaft hat die Erde schon die gewaltigsten Umgestaltungen erfahren. Zwar hat der geniale Arago vermittelst der Astronomie dargethan, daß die Erdwärme seit zwei Jahrtausenden sich nicht um $^1/_{10}$ Grad veränderte; und die, wenn auch minder festen Anhaltspunkte, welche wir weiter hinauf besitzen, deuten an, daß auch vor sechs Jahrtausenden die Verhältnisse ebenso gewesen sind.

Hieraus ergibt sich aber nur, daß der Zeitraum von ein paar tausend Jahren, auf den sich der Gedankenkreis der semitischen und der christlich-germanischen Völker gewöhnlich beschränkt, ein viel zu kleiner ist; daß vielmehr ganz andere, uns völlig unfaßbare Zeiträume von Hunderttausenden, vielleicht von Millionen Jahre zwischen dem schnell verfliegenden Momente unseres Daseins und den colossalen Epochen jener gewaltigen Veränderungen liegen müssen, deren Wirkungen uns vielfach unverkennbar vor Augen treten.

Die Naturwissenschaften führen uns nämlich zu der Erkenntniß, nicht nur daß an vielen Stellen einst Meer gewesen, wo jetzt festes Land und selbst Gebirg ist, und ebenso umgekehrt; sondern sie führen weiter zu der Annahme, daß sogar die ganze Atmosphäre eine von der dermaligen völlig verschiedene gewesen sein muß. Ungeheuere Mengen von Kohlensäure, dagegen viel weniger Sauerstoffgas erfüllten die Luft. Es schwebten in ihr jene Milliarden von Centnern Kohlen, welche zur Jetztzeit in dichten Flötzen eingehüllt liegen; sie hemmten die Wirkungen der Sonnenstrahlen und verringerten den atmosphärischen Druck. Zeiträume von beinahe grenzenloser Dauer waren erforderlich, die gewaltigen Veränderungen, welche stattfanden, zu bewirken. — Ebenso gab es eine Zeit, in welcher vor der innern Hitze des Erdballs die heutigen klimatischen Unterschiede verschwanden. In der dichten Atmosphäre der Urzeit konnten (wie der Amerikaner Draper bemerkt) raschathmende warmblütige Thiere unmöglich leben; ihre Existenz war unvereinbar mit klimatischen Verhältnissen wie wir sie kennen. In Folge der Umwandlung konnten dann ganze Gruppen lebender Wesen — Thiere und Pflanzen — nicht fortbestehen. Sie gingen zu Grunde; aber andere traten an ihre Stellen. Wie das Mastodon, unfähig der zunehmenden Strenge des Winters Trotz zu bieten, aus der lebenden Welt verschwinden mußte, so gingen überhaupt Myriaden Bewohner des Landes, des Meeres und der Luft zu Grunde.

Und auf jene unendlich lange Periode einer dumpfen, schwülen Hitze muß, namentlich für Europa, eine Periode erstarrender Kälte gefolgt sein: die von den Geologen sogenannte Eiszeit. Insbesondere war, wie die gegenwärtigen geologischen Zustände zeigen, nicht nur die Schweiz, sondern beiläufig das ganze südliche Deutschland bis zur Donau mit Gletschern bedeckt. Es war wol ehe die, einen ursprünglichen Meeresboden andeutende Wüste Sahara, durch weit mehr als riesenhafte Kräfte aus der Tiefe emporgehoben, als Festland erstand und, wenn auch nicht, wie man anzunehmen geneigt war, durch unmittelbare, doch wol durch mittelbare Erzeugung des Föhn ein gewaltiges Schmelzen jener Schnee- und Eismassen herbeiführte.

Nicht minder Staunen erregend sind andere Wahrnehmungen.

Die ganze Welt ist belebt durch Organismen der verschiedensten Art. Sogar in dem einer häßlichen Pfütze entnommenen Wassertropfen entdecken wir vermittelst des Mikroskops gleichsam eine Welt kleiner Thiere und Pflanzen. Selbst in den kalten Gegenden des Grönländischen Meeres fand der durch eine ungewöhnliche phosphorescirende Erscheinung zum besonderen Nachforschen veranlaßte Scoresby eine solche Menge von Thierchen, daß er ihre Anzahl in einem einzigen Wassertropfen auf 26,000 berechnete.

Die Welt, oder vielmehr die Erde, von der wir hier allein mit Bestimmtheit reden können, ist jedoch nicht blos in so unendlicher Fülle belebt wie es der

Mensch ohne die vervollkommneten Hülfsmittel gar nicht zu fassen vermöchte, sondern es sind außerdem überall ausgebreitet durch die ganze Natur auch noch Samen und Keime ganz anderer als der uns bekannten Arten, und sie harren einer „fröhlichen Auferstehung“, — sie bedürfen nur einer Umgestaltung in den kosmischen oder tellurischen Verhältnissen, um sofort sich zu entwickeln und zu entfalten, allerdings unter Beschränkung oder Verdrängen der jetzt vorhandenen Formen, — ebenso wie diese ihrerseits in der früheren Epoche die alten verdrängt haben.

Die Erde, wie sie vordem beschaffen war, mußte jene wunderbaren, zum Theil colossalen Thiere hervorbringen, die nunmehr aus dem Leben verschwunden sind, und deren Reste wir namentlich in Versteinerungen anstaunen. Statt ihrer auferstanden neue, die jetzigen Gestalten. Auch deren Zeit des Hinwelkens und Untergangs wird nicht ausbleiben, um wieder andern Organismen Raum zu verschaffen. Die Veränderung, in gewöhnlicher Weise gar nicht wahrnehmbar, schreitet gleichwol ununterbrochen fort. So wie bei den Menschen alte Krankheitsformen und Seuchen verschwanden (wie der Schwarze Tod) und neue dafür zum Vorschein kamen (wir brauchen nur die Cholera zu nennen), — ebenso sind Pflanzen und Thierarten da verschwunden, wo sie früher gediehen*); aber ihre Stelle blieb nicht leer, und selbst schon die künstlichen Producte bringen mitunter Organismen ins Dasein, welche bis dahin unbekannt waren. (So konnte der sog. Kahn im Weine erst entstehen, nachdem man Trauben gekeltert, die Weingährung damit ermöglicht, und dann endlich das Product durch Mangel zweckmäßiger Behandlung hatte krank werden lassen.)

Wie schon oben angedeutet, besitzen wir keine genügenden wissenschaftlichen Mittel um die Zeit zu bestimmen, seit welcher die Erde besteht. Freilich so viel ist gewiß, daß die auf biblische Angaben sich stützenden Berechnungen alles und jedes Haltes ermangeln. So lange die geologische Forschung durch kirchliche Annahmen und Behauptungen beschränkt war oder sich selbst beschränken zu müssen glaubte, blieb jedes klare Erkenntniß ausgeschlossen. Seitdem die Wissenschaft, spät genug, diese willkürlich gezogene Schranke zu überschreiten wagt, eröffnen sich fort und fort neue zu ungeahneten und unmeßbaren Fernen reichende Gesichtspunkte, die jeden Forscher mit Bewunderung und Staunen, — Manchen der sich nur zagend der Banden der Theologie zu entledigen wagt, mit Unbehagen erfüllen. Die Größe der Zeiträume steigert sich im Fortgang der Forschung. Jede weitere Entdeckung auf diesem Gebiete beweist in höherm Maße die unermeßliche Zeitdauer des Bestehens der Erde. Nicht nur die Felsen am Niagarafalle, — sogar schon die Guanolager auf den chilenischen Chinchainseln

*) Vergleiche z. B. das Werk Karl Müller's von Halle: „Der Pflanzenstaat, oder Entwurf einer Entwicklungsgeschichte des Pflanzenreiches. Leipzig 1860, bei Arthur Felix.“

widerlegen Diejenigen, welche in gläubiger Verblendung an frommen Aufstellungen festhalten möchten, deren die Wissenschaft spottet.*)

Alter des Menschengeschlechts.

Die Abstammung desselben. Die Rassen.

Es hat einer sehr langen Zeit bedurft, bis „das Gewässer der traditionellen Schöpfungsvorstellungen“ nur einigermaßen zu sinken begann. Aber selbst nachdem sich die Unhaltbarkeit der Mosaischen Vorstellungen über die Erschaffungszeit der Erde nicht ferner mehr leugnen ließ, suchte man die biblischen Angaben in Beziehung auf das Alter des Menschengeschlechts hartnäckig aufrecht zu erhalten, wie überhaupt die ganze Mosaische Darstellung in allen ihren übrigen Theilen. Man verharrte in Blindheit gegenüber den sich gleichsam von selbst aufdrängenden Ergebnissen zahlloser Wahrnehmungen, und man wollte sogar nicht erkennen was von der fossilen Welt dem menschlichen Auge ganz unmittelbar vorlag. In der Zeit, welche man als die der Sündfluth annimmt, blickten die Pyramiden Aegyptens bereits in das weite Nilthal herab. Die Herstellung solcher Werke setzte doch unzweifelhaft eine ungemein ausgebildete staatliche Ordnung,

---

*) Die Mächtigkeit der Guanolager steigt auf 30 Meter. Nun glaubte Alex. v. Humboldt darthun zu können (und es hat ihm namentlich Rivero zugestimmt), daß die Vögel mittelst ihres Düngers erst in 300 Jahren eine Erhöhung um einen Centimeter bewirken könnten. Dies ergäbe 900,000 Jahre. Wir bekennen, derartigen Berechnungen in den Einzelheiten gar keinen besonderen Werth beizulegen; immerhin ergibt sich jedoch im Ganzen, daß die angebliche Welterschaffungszeit selbst solchen Erscheinungen gegenüber lange nicht ausreicht.

Noch sei eine Bemerkung gestattet. Die Verfasser von „Weltgeschichten“ haben nicht selten die Mythen der verschiedenen alten Völker über die Schöpfung mühsam zusammengetragen, um „aus dem hohen, reinen Geiste der Weisen der Vorwelt, — ihrer, welche dem weltschaffenden Ereigniß der Zeit noch näher standen als wir“ — Belehrung zu erlangen. Für die Poesie mögen solche Forschungen immerhin einen Werth besitzen, für die Geschichte aber ermangeln sie desselben vollständig. „Der Zeit der Schöpfung näher lebend“ ist im vorliegenden Fall eine bedeutungslose Redensart. Keiner Derjenigen, von denen die erhaltenen Sagen herrühren mögen, konnte selbstbewußter Zeuge sein der „Schöpfung“. Die Entwicklungsergebnisse aller Theile der Naturwissenschaft lassen zudem für Diejenigen, welche überhaupt einen Nachweis darüber noch suchen, keinen Zweifel, daß alle jene Mythen den Stempel vollständigster Unkenntniß der Natur selbst, einer Unkenntniß der Grundlagen von Astronomie, Geologie, Physik, Chemie rc. an sich tragen, daher für die Geschichte überhaupt gar nicht in Betracht kommen können.

Auch die Mosaische Auffassung der Schöpfung ermangelt jedes Begriffes von der Welt. Ihr ist die winzige Erde schon die Welt. Diese kleine Erde, ein bloßer Planet, gilt gleichwol als Centrum des Universums, zu dessen bloßer Verherrlichung Sonne, Mond und Sterne geschaffen sind, welche alle dieses Pünktchen umkreisen müssen, auf das dann, nach späterer Lehre, Gott selbst persönlich herabsteigt. — Es ist, in Betracht der irrigen Gesammtanschauung, blos ein untergeordneter Mißgriff, daß bei jener Schöpfung nach Tagen gerechnet wird, ohne Ahnung, daß eine solche Zählungsweise vor Allem das Vorhandensein von Tagen, die Vollendung des Weltbaues oder jedenfalls unseres Sonnensystems, die regelmäßige Umdrehung der Weltkörper vorausbedingt.

: Entwicklung von Industrie, Kunst und Gewerbe voraus, wie sie nur nach
ırtausenden menschlicher Anstrengungen und Fortschritte denkbar sind. Die
ıals nicht minder erlangte Ausbildung der Sprache hatte die gleiche Vorbe-
ıgung einer unendlich lang vorausgegangenen Culturentwicklung. Man sah
Dinge und wollte keine Folgerungen daraus ziehen. Ganz besonders galt
r Satz als Axiom, den selbst der geniale Cuvier noch unbedenklich annahm,
aß Ueberreste von Menschen in Gemeinschaft mit Ueberresten ausgestorbener
hierarten nicht vorkämen, und daß insbesondere an das Vorhandensein ver-
inerter Menschenknochen gar nicht zu denken sei". Der Mensch galt als das
ngste und letzte abgesonderte Glied der Schöpfung. —

Sobald indeß der menschliche Verstand die sich aufdrängenden That-
chen nur einigermaßen unbefangenen Blickes zu beachten begann, gelangte er
ı ganz andern Resultaten. Vergebens sträubte man sich anfangs noch gegen
eren Anerkennung; vergebens versuchte man in den einzelnen Fällen künstliche
Deutungen. Die Erscheinungen mehrten und häuften sich in einem Maße, daß
e endlich einen vernünftigen Widerspruch in keiner Weise mehr zuließen.

Es zeigte sich, daß Menschen bereits Zeitgenossen des Mammuths und
Höhlenbärs, also längst ausgestorbener Thierarten, gewesen sind, ja man ent-
eckte sogar versteinerte menschliche Gebeine. Ein menschliches Skelett
ward tief unter der Oberfläche im Mississippithale gefunden, dessen Anschwem-
mungen nach der Berechnung amerikanischer Geologen für die betr. Schichte
auf ein Alter von 40—50,000 Jahren schließen lassen, und die Versteine-
rung eines andern menschlichen Skeletts aus einem Sandsteinlager der west-
indischen Insel Guadeloupe wird in dem Britischen Museum täglich von Hun-
derten oder Tausenden betrachtet, und darüber, daß man hier die Versteinerung
eines Menschenkörpers vor sich hat, kann bei Niemandem auch nur der leiseste
Zweifel entstehen. Merkwürdiger Weise haben nun aber die neueren Forschungen
ergeben, daß solche Versteinerungen gerade das am wenigsten entscheidende Mo-
ment bilden, indem sie sehr wol erst in späterer Zeit erfolgt sein können. Unan-
greifbar tritt dagegen die vielfach constatirte Thatsache hervor, daß menschliche
Gebeine und Steingeräthe gemeinschaftlich mit Knochen untergegangener Thier-
arten in Geschieben und Ablagerungen der von den Geologen sogenannten vierten
Erdperiode gefunden wurden. Es handelt sich also nicht blos darum, ob es erst
seit 5000 Jahren Menschen gibt, oder ob deren schon ein paar tausend Jahre
früher vorhanden waren, sondern ob es Menschen gab schon vor der Zeit der
jetzigen Bildung und „Schöpfung" der Erde, und vor dem Entstehen vieler jetzt
vorhandener Thier- und Pflanzenarten. Und dies ist erwiesen. Die wissen-
schaftlichen Untersuchungen haben dargethan, daß es wol mancher Hundert-
tausende von Jahren bedurfte, um den heutigen Erdboden über den Gestaltungen
jener „vierten Erdperiode" herzustellen.

Die Art und Weise der Entstehung des Menschen ist uns eben so unbegreiflich wie die der Thiere und Pflanzen, — nicht mehr nicht minder. Ohne Zweifel war diese Entstehungsart bei den Einen wie bei den Andern im Wesentlichen die gleiche. Es ist, wie der geistvolle Herm. Hauff bemerkte, „etwas Unerforschliches, das mit dem Geheimniß alles Seins zusammenfällt, aber den Menschen gemüthlich mehr beschäftigt und peinigt als alle Räthsel der Natur, weßhalb auch die phantastische Lösung überall ein Element der religiösen Vorstellungen ist".

Ueber die Abstammung der Menschen hat man viele Hypothesen versucht und noch mehr darüber gestritten. Die Bibel leitet diese Abstammung von einem gemeinsamen Elternpaare her. Dagegen erheben sich mancherlei Bedenken. Nach Darwin's Lehre kommt man zu dem Schlusse, im Menschen nur eine veredelte Affenart zu erblicken. Diese Lehre wird vielfach aus dem Grunde, weil sie der Menschen unwürdig sei, ohne jede Prüfung verworfen. Das ist aber keine Widerlegung, kein ausreichender Grund. Auch wir halten jene Folgerung aus der genialen Darwin'schen Lehre für irrig, aber nur um deßwillen, weil unsere Wahrnehmungen und Untersuchungen eben gar keine Wahrscheinlichkeit für eine derartige Umwandlung ergeben, am allerwenigsten da diese Metamorphose einer Affenart von innen heraus, aus dieser Affenart selbst ohne äußere Anleitung und Förderung hätte erfolgen müssen, während wir wahrnehmen, wie alle menschliche Kunst, welche der Bildungsfähigkeit des Affen zu Hülfe zu kommen sucht, sich in der Hauptsache als unbedingt vergeblich erweist.

Die Behauptung, daß zwischen dem Menschen und dem Affen nur geringfügige Unterschiede bestünden, kann im Großen und Allgemeinen nicht durchgeführt werden, und gerade auch die fossilen Menschenüberreste beweisen, daß in jenen fernen Epochen eine Uebergangsform nicht existirte, daß vielmehr der menschliche Typus damals gerade so scharf begrenzt war, wie er es heute ist. Niemand wird auch nur einen Moment im Zweifel sein, ob er bei jenen Funden ein menschliches oder ein Affenskelett vor Augen hat.*)

Was nun aber die Frage wegen der Abstammung von einem Elternpaare oder von verschiedenen Stammeltern anbelangt, so däucht uns nur die letzte Annahme wahrscheinlich. Wir sind nämlich, gerade auch darin im Gegensatze zu

*) Gerade Karl Vogt hat in der ihm eigenen schlagenden Weise dargethan, „daß die Zelle nur ein abstracter Begriff ist und daß eine Menge von Verschiedenheiten bei den einzelnen Zellen der verschiedenen Organismen wie bei den verschiedenen Organen derselben obwalten, Verschiedenheiten, welche ursprüngliche genannt werden müssen und deßhalb auch von Anfang an dem Organismus, der aus ihnen entstehen soll, eine ganz besondere Bildungsrichtung ausdrücken. . . . Wenn man sämmtliche Organismen auf eine einzige Urzelle zurückführen will, von welcher aus sie sich entwickelt hätten, so darf ein solcher Satz als vollkommen falsch bezeichnet werden". — Führt man diese unzweifelhaft richtige Ansicht mit Consequenz weiter, so gelangt man zu dem Ergebnisse, daß gerade darnach gar keine Nothwendigkeit zur Annahme einer Entstehung des Menschen vom Affen vorliegt.

arwin, der Ansicht, daß die verschiedenen Rassen Eigenthümlichkeiten besitzen, lche sie, so weit die Wahrnehmungen reichen, niemals vollständig verlieren. s gilt dies keineswegs blos von der Hautfarbe (die sich vergleichsweise noch am ristten modificirt, obwol weder der Neger in den nördlichen Klimaten weiß, noch r Europäer unter dem Aequator zum Mohren wird), sondern besonders von r Gestalt, der Schädelbildung und mannichfachen physischen, namentlich aber en Charaktereigenschaften. Wir glauben dabei nicht etwa blos an Blumenach's fünf primitive Rassen, sondern nehmen eine weit größere Zahl an. Die Natur mußte sie unter den eben dafür günstigen Verhältnissen so erschaffen, die es den physischen Zuständen der verschiedenen Hauptgegenden entsprach. Diese physischen Zustände können, seitdem die Erde in ihren jetzigen Verhältnissen besteht, niemals überall die gleichen gewesen sein. An den Polen herrschte seitdem stets ein anderes Klima und walteten andere Existenzbedingungen als am Aequator. Es wird freilich gerühmt, der Mensch sei befähigt in allen Zonen zu wohnen. Allein in Wirklichkeit finden wir, daß nur der aus einer gemäßigten Zone stammende Mensch eine Veränderung ertragen kann, die — nach Norden oder Süden — für ihn immer blos halb so groß ist als die Versetzung eines Eskimos unter die Tropen oder eines Negers in die Eiszone sein würde. Versucht man eine Verpflanzung dieser Art, so ergibt sich stets aufs Neue, daß keineswegs alle menschlichen Rassen in allen Klimaten zu leben und zu gedeihen im Stande sind. Wir gewahren bei näherer Betrachtung sogar eine sehr ungleiche Lebenszähigkeit der verschiedenen Stämme. Allein selbst die härtesten oder lebenszähesten Rassen aus den mittleren Klimaten vermögen nur dann in wesentlich andern Zonen zu existiren, wenn sie bereits einen hohen Grad der Cultur erreicht haben, und wenn ihnen dadurch und durch den Besitz bedeutender materieller Mittel der verschiedensten Art die Möglichkeit gewährt ist, sich den Einflüssen des fremden Klimas wesentlich zu entziehen. Der Mitteleuropäer, der unter den Tropen gleich dem Neger das Feld bebauen, oder der im Lande der Eskimos wie dieser leben wollte, würde unfehlbar schnell zu Grunde gehen, und nicht nur er selbst, sondern eben so gewiß würden seine Kinder alsbald erliegen.

Besonders bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Thatsache, daß die früher allgemein geglaubte Lehre von der Akklimatisirung sich als unhaltbar erwiesen hat. Es gibt ohne Zweifel einzelne Gegenden, deren Klima auch dem Fremdling aus weiter Ferne zuträglich ist. Wir sehen in der Thierwelt die gleiche Erscheinung: in Australien, wo es vordem keine Schafe gab, gedeihen die dahin verpflanzten Thiere dieser Art ganz vortrefflich. Im Allgemeinen bleibt indeß die Regel unumstößlich, daß die Thiere und ebenso die Menschen nur auf Kosten ihrer Gesundheit nach andern Klimaten verpflanzt werden können.*) Je länger

*) Lungenkranken ist das Klima von Madeira ohne Zweifel zu empfehlen. Sollten

sie aber in denselben verweilen, desto hinfälliger wird ihr Körper. Untersuchungen in der englischen Armee lieferten das Ergebniß, daß von den nach Ceylon gebrachten europäischen Truppen im ersten Jahre ihres dortigen Aufenthaltes von 1000 Mann 44 starben, im zweiten Jahre 48,7, im dritten 49,2. Auf Jamaika ergaben sich bei der nämlichen Hauptzahl und in denselben Zeiträumen erst 77, dann 87, endlich 93 Todesfälle. In Guyana wechselte die Zahl in elf Jahren folgendermaßen: 77, 87, 89, 63, 61, 79, 83, 73, 120, 109, 140, — sonach, trotz einzelner Rückschläge eine furchtbare Vermehrung der Sterbfälle, — 377 in den ersten fünf Jahren, 525 in den letzten. Solche Erfahrungen leiteten dahin, daß die britische Regierung die frühere Theorie von der Akklimatisirung aufgebend, sich im Gegentheil entschloß, nicht ohne dringende Umstände irgend ein Corps länger als drei Jahre in einer und derselben Colonie als Garnison zu belassen. Und nun erhielt man folgendes auffallende Ergebniß, das um so überraschender hervortritt, als auch nicht eine auswärtige Besitzung eine Ausnahme von der Regel der Sterblichkeits-Verminderung aufweist.

Zahl der Todesfälle auf je 1000 Soldaten bei dem Systeme:

	des Akklimatisirens	des Wechsels
Gibraltar	22	12,2
Malta	18,7	18
Jonische Inseln	28,3	13,4
Bermudas	52,1	11,6
Cap	15,5	12,7
St. Helena	33	8,8
Mauritius	30,1	22,3
Jamaika	128,6	39,7
Kleine Antillen	82,5	59,1
Ceylon	75	44,2
Durchschnitt	48,58	24,2

Die vorstehenden Berechnungen (vom engl. Obrist Tulloch und dem franz. Oberstabsarzt Boudin) sind allerdings weder zahlreich genug noch erstrecken sie sich auf so große Zeiträume, daß die Resultate in der Ziffer als absolut feststehend angesehen werden dürften; jedenfalls lassen sie aber keinen Zweifel, daß die frühere Methode, Fremde in ungesunden Gegenden akklimatisiren zu wollen, weit entfernt den beabsichtigten Zweck zu erreichen, vielmehr das Uebel, welches man abzuwenden suchte, nur noch vergrößerte.

Ganz besonders bezeichnend ist die Wahrnehmung, daß die Sterblichkeit unter den Kindern der Eingewanderten meistens noch viel furchtbarer wüthet als unter deren Eltern. Und zwar gilt dies gerade auch von den im Einwanderungslande geborenen Kindern. Diesem Umstande hat es namentlich Nordafrika zu verdanken, daß, trotz aller Völkerströmungen, welche so oft gerade über dieses

---

indeß solche Kranke aus dem nördlichen Europa daselbst anhaltend auf dem Felde arbeiten müssen, so würde das Ergebniß schwerlich ein sehr günstiges sein.

weite Gebiet hinzogen, seine einheimische Bevölkerung im Wesentlichen noch dieselbe ist wie vor Jahrtausenden.*) Ein Blick auf die noch erhaltenen Bildwerke der alten Aegypter zeigt unverkennbar dieselben Menschentypen, die heute noch das Nilland bewohnen: die Fellah wie die Neger, und nebenbei die Juden, die unter den gewaltigsten Schicksalsschlägen in den verschiedensten Zonen ihre Physiognomie unabgeändert behalten haben. — Wer immer die Alterthümer des Britischen Museums aufmerksam betrachtet, wird gerade in dieser Beziehung wahrhaft überrascht. Trotz der Unvollkommenheit der ägyptischen Kunst in bildlichen Darstellungen bleibt kein Zweifel über die Nationalität der einzelnen Figuren. Ganz besonders muß die vollständige Conservirung des jüdischen Typus mit Staunen erfüllen, da wir denselben im Leben doch nur durch solche Individuen vertreten sehen, deren Voreltern seit Jahrtausenden aus dem Oriente entfernt, mitten unter unsern Voreltern, im nämlichen Klima wie diese, gelebt haben. Und doch kein Unterschied zwischen damals und heute!

Aber auch gar manche andere Verhältnisse weisen auf einen verschiedenartigen Ursprung der Menschen hin. So namentlich die mitunter auf ganz abweichenden Grundlagen zur Entwicklung gekommenen Sprach arten (wir vermeiden absichtlich, blos „Sprachen" zu sagen). Der Arische Sprachstamm (früher als der Indo-Germanische bezeichnet) ist nur einer der mannichfachen Stämme. Aus ihm hat sich einerseits das Zend und das Sanskrit herausgebildet, anderseits das Griechische, Lateinische und Keltische, dann das Slavische und Germanische u. s. w., alle mit vielfach auseinandergehenden Töchtersprachen. Nun haben neuere Sprachforschungen (wie die von Aug. Boltz „die Sprache und ihr Leben, 1868") nicht nur eine ursprüngliche Verschiedenheit der einzelnen Stammsprachen nachgewiesen, sondern sie haben auch, gleichzeitig mit den Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Forschungen über das hohe Alter des Menschengeschlechts an sich, das unendlich hohe Alter dieser Ursprachen dargethan. So weist der Arische Sprachstamm in seiner ursprünglichen Einheit, nach den geistvollen Forschungen von Boltz, wol auf fünfzig Jahrtausende zurück. Selbstverständlich würde ein Eingehen in die Einzelheiten hier viel zu weit führen; wir müssen uns auf einfache Erwähnung des Resultates dieser Untersuchungen beschränken.

Man braucht wahrlich kein Vertreter der Sklaverei zu sein — wie denn der Verfasser sich schon vor vielen Jahren so nachdrücklich als er nur vermochte, gegen jene „eigenthümliche Institution" der südstaatlichen Sklavenzüchter in der amerikanischen Union erhob — um zur Anerkennung der eben vorhandenen Thatsache zu gelangen, daß die einzelnen Stämme und Rassen der Menschen

*) Einiges Nähere im „Handbuch der vergleichenden Statistik", vom Verf. des gegenwärtigen Werkes, 5. Aufl. S. 571—574.

nach ihren Kräften und Anlagen, im Guten wie im Schlimmen, mannichfach verschieden sind. Aber sie hören damit doch keineswegs auf, alle zusammen ein und dasselbe Geschlecht zu bilden.

Die Zahl der Rassen war wol, wie oben bereits angedeutet, vordem eine weit größere als wir gewöhnlich annehmen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die körperlich und geistig schwächeren Stämme durch die kräftigeren verdrängt werden. In den früheren Epochen geschah dies um so gewisser, als die damals herrschende Barbarei zu einer Ausrottung der Besiegten antrieb, und selbst nach langer Folgezeit nur zur Einführung des, dem menschlichen Gedeihen gewiß nicht förderlichen Instituts der Sklaverei oder der Leibeigenschaft veranlaßte. So sind wol viele Rassen zu Grunde gegangen. Die Ueberreste, welche aus dem sog. Stein- und Broncezeitalter auf uns gekommen sind: diese zum Theil an die äthiopische Bildung erinnernden Schädel, dann die Geräthschaften, welche fast durchgehends auf ein kleineres Geschlecht als das jetzige schließen lassen (wie die Schwertgriffe, die Armringe u. s. w.), beweisen, daß jene Gegenstände schwächeren untergegangenen Stämmen angehörten.

Solche schwächere Rassen konnten sich von dem Augenblick an nicht mehr erhalten, in welchem sie mit stärkeren, kräftigeren, lebenszäheren in anhaltende Berührung kamen. Als Amerika entdeckt wurde, besaß es eine sehr zahlreiche Bevölkerung. Sie schmolz jedoch so rasch zusammen, daß schon Las Casas und die spanischen Eroberer, davon überrascht, die Nothwendigkeit des Uebersiedelns von Negern hervorhoben, als eines von Natur härteren und ausdauernderen Stammes. Nur auf diese Weise ließ sich die Möglichkeit einer Ausnutzung des so reichen Bodens von Mittelamerika erwarten. Allein trotz dieser Maßregel der Schonung sind die Caraiben so viel wie vollständig von der Erde verschwunden. Weitere Beispiele liefert unsere eigene Zeit. Man kann nicht behaupten, daß in den Vereinigten Staaten Nordamerikas eine barbarische Verfolgung der Indianer stattfinde. Gleichwol schwindet ihre Anzahl immer mehr. Während die Volkszählung vom Jahre 1850 noch 388,299 Angehörige dieser Nationalität nachgewiesen hatte, zeigte der Census von 1860, daß sie auf 294,431 herabgekommen war, sonach in dem kurzen Zeitraum eines Jahrzehnts beinahe ein Viertheil ihrer Anzahl verloren hatte. — Dieselbe Erscheinung wiederholt sich in Australien. Die Bevölkerung Otaheite's, so zahlreich und lebensfrisch zur Zeit der Ankunft der ersten Europäer, ist zu einem schwachen und hinsiechenden Häufchen geworden. Ebenso in den britischen Niederlassungen. Bei Gründung der Colonie Victoria im J. 1835 schätzte man die Zahl der Eingeborenen auf beinahe 9000; 1847 glaubte man sie blos noch zu 5000 annehmen zu können; die Zählung von 1859 ergab nur mehr noch 1768. — In Südaustralien fanden sich im J. 1855 nicht mehr als 3450 Eingeborene. — Auf Tasmanien sind die Autochthonen bereits so gut wie völlig verschwunden;

bei der letzten Aufnahme konnten nur noch 5 Männer und 9 Frauen ermittelt werden, während bei Begründung der Niederlassung, 57 Jahre zuvor, eine einheimische Bevölkerung von etwa 5000 Individuen vorhanden war. Einer etwas stärkeren Lebensfähigkeit erfreuen sich die Neuseeländer, doch immerhin nur vergleichsweise. Im J. 1844 schätzte der Native Protector ihre Anzahl auf 109,550; die genaue Zählung von 1857 ergab blos noch 56,049, wovon 53,056 auf der nördlichen Insel. Die geringe Kinderzahl stellt selbst ohne die Verheerungen des Krieges ein fortwährendes Weiterherabsinken in Aussicht. (Diese Thatsachen nach den Mittheilungen der Vertreter Australiens auf dem Londoner statist. Congresse von 1860.) — In gleicher Art wies auf den selbständigen Hawai- (Sandwich-) Inseln, nachdem die Volkszählung vom Ende des Jahres 1861 eine Bevölkerung von 67,084 Eingeborenen ergeben hatte, die Aufnahme vom Anfange des Jahres 1865 eine Verminderung auf 58,765 nach, somit Abnahme 8319 Individuen, d. h. von mehr als 12 Proc. in der Spanne Zeit von etwa $3^1/_2$ Jahren!

Wie ganz anders erweist sich die ausdauernde Lebensfähigkeit des Jüdischen Stammes. Keine andere Rasse der Welt hat so fortgesetzten und furchtbaren Verfolgungen Trotz zu bieten vermocht wie diese. Und auch jetzt drängt sich die unmittelbare Wahrheit auf, daß die Juden besser als die Angehörigen aller andern Geschlechter in den verschiedenen Klimaten zu leben und zu gedeihen im Stande sind. Man kann dies namentlich in Algerien beobachten. Bei den Franzosen und übrigen Europäern in diesem Lande übersteigt die Zahl der Sterbfälle jene der Geburten; die nämliche Erscheinung ergibt sich bei den Negern und selbst bei den Mauren; — blos die Juden haben mehr Geburten als Sterbfälle.

Alle diese Wahrnehmungen deuten darauf, daß die Menschen nicht eines Stammes sind, daß die Zahl der Rassen vielmehr ursprünglich wol weit größer war als sie heute ist, und daß die schwächern Geschlechter bei ihrer Berührung mit den stärkeren zu Grunde gingen und meistens ganz verschwanden, so daß heute nur die kräftigeren erhalten sind und fortgedeihen.

Wirkung der physischen Verhältnisse auf das Gedeihen oder Verkümmern der Menschen.

Gewiß erfreut sich der Mensch einer Befähigung, mit welcher die des Thieres ernstlich nicht verglichen werden kann. Einer näheren Nachweisung bedarf dies wol um so weniger, als uns die Sache schon in der Kindheit so oft vorgesagt wird, daß nicht selten eine Ueberhebung entsteht.

Wir erfreuen uns der Befähigung zur Weiterentwicklung; wir sind im Stande, durch Beobachtung, ja mitunter sogar durch bloßes abstractes Nachdenken zu Fortschritten zu gelangen, wobei uns die seit einigen Jahrtausenden nicht blos gemachten, sondern besonders seitdem auch *festgehaltenen* Erfahrungen als unschätzbare Grundlage dienen. Aber dennoch sind wir wesentlich abhängig von der *physischen* Natur. Es gelingt uns zwar, auch sie zu unserm Nutzen zu verwenden, dies jedoch nur in mehr oder minder beschränkten Grenzen.

Zunächst haben wir die *Natur des Menschen* ins Auge zu fassen. Die feine Organisation seines *Körpers*, insbesondere des Nervensystems, erzeugt den *Geist*. Dieser Geist ist bedingt durch den Körper; ohne den Letzten gibt es keinen Geist. Indeß bildet der auf diese Weise mit dem Körper innig und untrennbar verbundene Geist einen Bestandtheil des ganzen Wesens, der Natur des Menschen, nicht etwas ihm blos zufällig Gewordenes; beide sind Eines und desselben Wesens und Seins.*)

Die Existenz des Körpers — dieser unerläßlichen Vorbedingung des Geistes — erweist sich ihrerseits bedingt durch einen beständigen *Stoffwechsel*. Schon nach wenigen Wochen sind die *meisten*, und ehe viele Monate vergehen sind *alle* Bestandtheile unseres Körpers durch die Thätigkeit seines eigenen Organismus von ihm ausgeschieden und durch andere, neue Stoffe ersetzt. Ein Mensch von 120 Pfund Gewicht bedarf während eines Jahres fast 30 Centner solcher neuen Stoffe, die er in Form von Speisen, Getränke und Luft zu sich nimmt. Während derselben Zeit wird beiläufig das nämliche Gewicht verbrauchter Stoffe vom Körper wieder ausgeschieden. Man müßte also annehmen, daß die Bestandtheile jedes Menschen schon in 14 Tagen vollständig sich änderten, wenn der Wechsel nicht bei einzelnen Theilen langsamer, bei andern rascher erfolgte, jedoch so, daß kein Theil ohne beständigen Wechsel bleibt. Aeußerlich bemerken wir diese Veränderung um deßwillen so wenig, weil der wirkende Organismus jede ihm zugehende Ergänzung dem einmal vorhandenen Typus anpaßt, sonach in conservirender Weise wirkt, wenn er auch darin nicht gerade vollständig ausreicht. Die Art der *Nahrung* übt demgemäß auf Erhaltung und Ausbildung des Menschen einen mächtigen Einfluß, obwol der Satz: „der Mensch *ist* was er *ißt*" viel zu allgemein und abstract hervortritt, und dabei die Assimilirungskraft des Körpers nach den Bedürfnissen gemäß des einmal gegebenen Typus, zu wenig berücksichtigt.

Man hat den *klimatischen* Verhältnissen eine gewaltige, ja mitunter eine ausschließlich bestimmende Einwirkung auf Körper und Geist, auf das ganze

*) Man geräth in Versuchung, den alten Ausdruck ὁμοιούσιος, freilich in ganz anderm Sinne als es in den arianischen Kirchenstreiten geschah, hier zur Anwendung zu bringen.

Wesen der Völker beigemessen. Montesquieu versuchte auf dieser Grundlage ein ganzes System aufzubauen. In Wirklichkeit sind die Einflüsse, nicht blos des Klimas, sondern auch der Bodenbeschaffenheit, der Lage am Meer oder an einem Strome, oder die Entfernung davon und sonstige Verhältnisse ähnlicher Art, von ungemein großer Bedeutung. Allein noch mächtiger erweist sich ein anderes Moment: Wohlstand oder Armuth sind es, welche auf das Gedeihen oder Verkümmern der Menschen am gewaltigsten einwirken. Heirathen, Geburten und Sterbfälle vermehren oder vermindern sich mit den Preisen der Lebensmittel und der Arbeitsgelegenheit. *) In dem ziemlich ausgedehnten Zeitraume von 1694 bis 1784, also in 90 Jahren, betrug die durchschnittliche Sterblichkeit zu Paris:

	Sterbfälle	Mittl. Weizenpreis pr. Setier
in den 10 theuersten Jahren je	21,174	Liv. 21 10 Sous
„ „ 10 wohlfeilsten „ „	17,529	„ 17 05 „

Ebenso zählte man zu London:

Jahr	Sterbfälle	Weizenpreis
1800	25,670	Schill. 113 7 Dec.
1802	20,508	„ 58 10 „

In sieben englischen Grafschaften:

Jahr	Sterbfälle	Weizenpreis
1801	55,965	„ 118 3 „
1804	20,508	„ 60 1 „

Nicander fand, daß in Schweden die Zahl der Sterbfälle durch die Theuerung vermehrt wurde: im J. 1762 um $^1/_5$, 1763 um $^1/_7$, 1772 $^1/_4$, 1773 um $^1/_3$, 1799 um $^1/_7$, 1800 um $^1/_6$. Die Wirkung der Theuerung ist aber um so furchtbarer, da nicht die Gesammtheit der Einwohner ihren gleichmäßigen Beitrag zu dieser Vermehrung liefert, sondern die ganze Erhöhung zunächst von den Armen herrührt, welche also nicht etwa blos $^1/_7$, $^1/_4$ u. s. w. mehr als gewöhnlich an Todten liefern, sondern noch ungleich härter betroffen werden.

In Uebereinstimmung hiermit zeigt sich dann auch die gewaltige Einwirkung von Wohlstand oder Armuth, wenn wir nicht blos einzelne Jahre, sondern die Lebensverhältnisse ganzer Menschenclassen ins Auge fassen. Die Schriften von Benoiston, Morgan, Dr. Casper und Quetelet enthalten reiches Material. Nach Casper's Untersuchungen leben von 1000 zu gleicher Zeit geborenen Menschen:

	Wohlhabende	Arme		Wohlhabende	Arme
nach 5 Jahren noch	943	655	nach 50 Jahren noch	557	283
„ 10 „ „	938	598	„ 60 „ „	398	172
„ 20 „ „	866	566	„ 70 „ „	235	65
„ 30 „ „	796	486	„ 80 „ „	57	9
„ 40 „ „	695	396			

*) Die folgenden Beispiele aus dem „Handbuche der vergleichenden Statistik" vom Verf. des gegenwärtigen Werkes. Es finden sich am angeführten Orte noch manche sonstige Nachweise darüber.

Die Zahlen der ersten Colonne (Wohlhabende) nahm Casper aus Zusammenstellungen der bei adeligen Familien eingetretenen Sterbfälle, jene der zweiten (Arme) aber aus den Listen der seit vielen Jahren in Berlin verstorbenen Stadtarmen. — Die mittlere Lebensdauer stellt sich bei den Reichen auf 50, bei den Armen nur auf 32 Jahre. Der Zufall, der ein Kind auf dem weichen Polster der Reichen zur Welt kommen ließ, gab ihm also ein Geschenk von vollen 18 Jahren Lebensdauer mehr mit auf den Weg, als dem auf dem Strohlager der Bettlerin geborenen Kinde. Das Mißverhältniß tritt, wie man sieht, schon in der frühesten Zeit ein, es dauert aber im höhern Alter ohne Minderung fort, und wäre noch ungleich größer, wenn sich die Reichen nicht häufig durch ein Uebermaß von Genüssen selbst das Leben verkürzten. Villermé's Beobachtungen stimmen damit überein. Er ermittelte, daß in dem mehr von Reichen bewohnten ersten Stadtbezirke von Paris jährlich nur $^1/_{53}$, in dem mehr von Armen bewohnten zwölften Bezirke (mindestens) $^1/_{40}$ der Gesammtbevölkerung starb.*) Ebenso entreißt der Tod in den wohlhabenden Departementen Frankreichs jährlich $^1/_{46}$, in den armen $^1/_{33}$ der Einwohnerschaft. Lord Ebrington fand zu London eine durchschnittliche Sterblichkeit von 25 per mille, in einigen Quartieren aber stieg sie auf 40, während sie in andern nur 13 betrug. Ebenso berechnete er an einigen Orten eine mittlere Lebensdauer im Handwerkerstande von nur 19—20, in der Classe der Handelsleute und Gentlemen eine von 40—45 Jahren. Und dabei darf nicht übersehen werden, welche bedeutende Annäherung der Ziffer dadurch stattfindet, daß nirgends blos Reiche, nirgends blos Arme vorhanden; schon der einzig partielle Unterschied erzeugt solche Abweichungen.**)

Thatsachen dieser Art — und die Zahl der Beispiele ließe sich gar sehr vermehren — führen von selbst zu dem Axiom: „Je geringer die Civilisation und der Wohlstand, je größer die Uncultur und das Elend, desto furcht-

*) Nach Villermé kam in Paris in den Jahren 1822—26 ein Todesfall:

im II. Arrondissement	1 auf 71 Lebende;	mittl. Miethpreis pr. Wohnung	605 Fr.
„ I.	„	1 „ 66	„ „ „ „ „	498 „
„ IX.	„	1 „ 50	„ „ „ „ „	172 „
„ XII.	„	1 „ 44	„ „ „ „ „	148 „

**) Chadwick kam zu folgenden Resultaten: Bei der wohlhabenden Bevölkerung der Gentry sterben bis zum 5. Altersjahre von 100 lebend geborenen Kindern 20, bei der Arbeiterbevölkerung 50. Die mittlere Lebensdauer ist bei den ersten 44, bei den letzten 22 Jahre.

Villermé hat aus den Altersverhältnissen von 5419 in Mühlhausen zwischen 1823—1834 Verstorbenen aus den Ständen der Fabrikherren, Kaufleute bis herab zu den Arbeitern in den Spinnereien, die wahrscheinliche Lebensdauer bei der Geburt (oder der Zeit, bis zu welcher die Hälfte der lebend Geborenen gestorben ist) und die wahrscheinliche Lebensdauer im 20. Altersjahre gesucht, dabei Kinder und Weiber aus diesen Ständen beigerechnet, somit eine Statistik nach den Wohlstandsverhälnissen gegeben. Er kam zu dem Resultate, daß die Unterschiede der wahrscheinlichen Lebensdauer bei der Geburt um das Neunfache, beim Eintritte des 10. Jahres aber noch um mehr als die Hälfte verschieden war.

barer rafft der Tod die Menschen hinweg; mit der Cultur und dem Wohlstande erhöht sich die Lebensdauer."

Man hat in früherer Zeit, wesentlich unter den durch die Bibel empfangenen Eindrücken angenommen, die Menschen hätten in der Vorzeit ein viel höheres Lebensalter erreicht als dermalen. Diese Annahme beruht auf einem vollständigen Verkennen der Wirkung, welche die Cultur ausübt. Es wurden viele Berechnungen aufgestellt, um die Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer der Menschen in bestimmten Zahlen nachzuweisen. Die Wahrheit gebietet das Bekenntniß, daß die Materialien fehlen, um ganz sichere mathematische Resultate zu erlangen. Gleichwol lassen die nachstehenden Rechnungsergebnisse, mögen sie auch im Einzelnen allerdings unsicher sein, wenigstens im Allgemeinen, im Großen und Ganzen, die Richtung erkennen, in der eine Aenderung stattfand. Sie zeigen, daß, wenn auch das Leben der Greise dermalen kein höheres sein mag, als es vor Jahrtausenden gewesen, jedenfalls eine weit größere Verhältnißzahl der Geborenen das mittlere und das Greisenalter erreicht.

Auf Grundlage der Rechnungen englischer Tontinengesellschaften ermittelte Finlaison die wahrscheinliche Lebensdauer folgendermaßen:

	1695	1785—1825		1695	1785—1825
bei 5 Jahren	40,7	51,58 Jahre	bei 40 Jahren	22,69	29,07 Jahre
„ 10 „	38,07	48,31 „	„ 50 „	17,32	22,62 „
„ 20 „	31,79	41,19 „	„ 60 „	12,45	15,85 „
„ 30 „	26,12	35,74 „	„ 70 „	7,19	10,2 „

Das Jahr 1790 war das erste, worin, den Registern der Stadt London zufolge, die Sterbfälle von den Geburten überstiegen wurden. Am auffallendsten zeigt sich der Unterschied in den 2 ersten Lebensjahren. Die Anzahl der Todesfälle dieses Alters zu Anfang und gegen Mitte des verflossenen Jahrhunderts schwebte zwischen 9 und 10,000. Gegen Ende desselben und im ersten Decennium des gegenwärtigen Jahrhunderts schwankte sie zwischen 5 und 6000. Wenn man bedenkt, daß im Jahre 1700 die Bevölkerung auf 674,350 Seelen berechnet wurde, während dieselbe 1810 bereits auf 1,050,000 stieg, so ergibt sich, daß die Sterblichkeit der ersten Jahre nur noch ungefähr ein Drittel derjenigen ist, welche vor 100 Jahren die Norm bildete.

Eine mehr als gewöhnliche Verlässigkeit besitzen die Notizen, welche aus der Stadt Genf vorliegen. Von 1000 Kindern starben:

	im ersten Altersjahre	vom 2. bis 11. Altersjahre
1561—1600	260	313
im 17. Jahrhunderte	237	283
im 18. „	202	187
1801—1813	139	139
1838—1845	123	133

Während des 16. Jahrhunders starben zu Genf im ersten Jahre mehr Kinder, als jetzt in den ersten 10 Lebensjahren zusammengenommen. Es erlebten von 1000 Menschen:

	10 Altersjahre	40 Jahre	70 Jahre	90 Jahre
1561—1600	480	206	41	2,3
1601—1700	524	296	80	3,7
1701—1760	601	427	145	5
1761—1800	613			
1801—1811	694	. . .	. . .	. . .
1814—1833	741	538	186	51
1838—1845	744	529	238	81

Unter den Arbeitern von St. Giles herrschte früher eine durchschnittliche Sterblichkeit von 30 auf 1000 im Jahre. Man baute Musterhäuser; bei Denen, welchen man Wohnungen darin verschaffte, sank die Sterblichkeitsziffer auf $13\frac{1}{2}$ herab.

So gelangen wir zu dem Erkenntnisse, daß Armuth oder Wohlstand noch mehr als selbst das Klima auf Gedeihen oder Verkümmern der Menschen einwirkt. In dem nämlichen Maße, in welchem Cultur und Wohlhabenheit sich entwickeln, und demzufolge Wohnung, Kleidung und Nahrung der Menschen sich bessern, erhöhen sich auch Gesundheit und Lebensdauer. Uebrigens darf, um Mißverständnissen zu begegnen, hier allerdings nicht unerwähnt bleiben, daß eine Zunahme des Reichthums an sich nicht unbedingt maßgebend sein kann, sondern daß die Gleichmäßigkeit der Vertheilung wesentlich mit einwirkt. Es wäre nicht eine Verbesserung, sondern im Gegentheil eine Verschlimmerung, wenn die Vermögenszunahme Einzelner ins Colossale stiege, während Hunderttausende aus den früheren Verhältnissen nicht wenigstens in entsprechendem Grade gleichfalls empor kämen. *)

Menschliche Willensfreiheit.

Verbesserung der Morallehren oder Perfectibilität in den materiellen Verhältnissen.

Es ist wol hier der geeignete Ort, eine Frage zu besprechen, welche für die ganze vergangene wie für die kommende Geschichte gleiche Bedeutung besessen hat und besitzen wird, — eine Frage, welche der großen Mehrzahl der Menschen längst abgethan scheint, von der aber die Meisten sich auch mit Unwillen abzuwenden pflegen, als ob eine bloße Gefühlsäußerung genügen könnte, über die Existenz oder Nichtexistenz eines bestimmten Verhältnisses zu entscheiden. Wir meinen die Frage von der menschlichen Willensfreiheit.

Ebenso wie Gefühlsäußerungen, sind bloße Theorien unzureichend, diese Frage zu lösen. Die Statistik ist es, welche in ihrer Entwicklung die Mittel

*) Dabei liegt es indeß im unmittelbaren wohlverstandenen Interesse der Reichen, sich auch um das Loos der Armen zu kümmern. Reißen einmal Seuchen bei den Letzten ein, dann dringen sie mehr oder minder auch zu jenen, richten unter ihnen gleichfalls ihre Verheerungen an. — Erkenntniß, Verbreitung der Intelligenz wird überall das wichtigste Hülfsmittel werden.

liefert, zu einem richtigen Urtheil zu gelangen; — die Statistik, welche leidenschaftslos und bestimmt die Thatsachen feststellt, ungeschreckt durch den Unwillen und die Erbitterung der Einen, nicht verführt durch die Beschönigungsversuche und die Vorurtheile der Andern.*)

Daß Noth und Elend eine Verminderung der Zahl der Geburten, dagegen eine Vermehrung der Sterbfälle hervorbringen, ja daß sie auch beitragen zur Vermehrung der Verbrechen, wird wohl unbedingt zugegeben. Wie aber steht es mit jenen Handlungen, welche mehr absolute Ausflüsse der menschlichen Willensfreiheit sind? Stehen auch sie unter bestimmten Gesetzen, lassen auch sie eine Berechnung zu? Der treffliche Quetelet hat vor Jahren diese Fragen erörtert (in der Abhandlung: »De l'influence du libre arbitre de l'homme sur les faits sociaux«). „Die Willensfreiheit", sagt er, „dieses wunderliche, aller Regeln spottende Element, scheint, indem es seine Wirksamkeit mit derjenigen der sonst das Gesellschaftssystem beherrschenden Ursachen vermengt, alle unsere Berechnungen für immer verwirren zu wollen." Und doch weist die Statistik das Gegentheil nach. „Es gibt gewiß keinen Act im Bereiche des menschlichen Handelns, bei welchem der freie Wille in directerer Weise eingreift, als bei der Heirath." Nun zeigen die Civilstandsregister in der Zahl der jährlichen Trauungen eine Stätigkeit und Gleichmäßigkeit, welche größer ist, als die der Todesfälle; bei den Sterbfällen sind die Schwankungen zahlreicher, als bei den Heirathen (daß gute und schlechte Ernten hier überall einwirken, haben wir bereits bemerkt). Indeß ist es nicht blos diese ganz allgemeine Erscheinung, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; die Einzelmomente sind noch ungleich merkwürdiger. Untersuchen wir die Ergebnisse der Civilstandsregister eines größeren Staates, wie Frankreichs, oder nur eines kleineren, wie Belgiens, so begegnen wir im Wesentlichen immer denselben Verhältnißzahlen für die Heirathen zwischen Junggesellen und Mädchen, dann zwischen Junggesellen und Wittwen, sowie zwischen Wittwern und Wittwen. „Was noch mehr in Erstaunen setzt", bemerkt Quetelet, „ist, daß diese constante Wiederkehr derselben Thatsachen sich bis in die einzelnen Provinzen beobachten läßt, obwol hier die Zahlen so klein werden, daß die mannichfachen, neben dem menschlichen Willen wirkenden s. g. zufälligen Ursachen alle Regelmäßigkeit zu zerstören drohen. . . Im thatsächlichen Verlaufe der Dinge geht demnach Alles so, als ob von einem Ende des Landes zum andern das Volk sich alljährlich verständigte, dieselbe Anzahl Heirathen abzuschließen und solche in gleichheitlicher Weise unter die verschiedenen Provinzen, unter Stadt und Land, unter Jung-

* Das Nächstfolgende wesentlich auf Grundlage der Erörterungen im „Handbuche der vergleichenden Statistik" vom Verf. des gegenwärtigen Werkes (5. Auflage. Leipzig, bei Arthur Felix, 1868).

gesellen, Mädchen, Wittwer und Wittwen zu vertheilen. Nach Spuren eines menschlichen Willens könnte man nur noch etwa in dieser sich gleich bleibenden Vertheilung suchen, und sicherlich hat Niemand daran gedacht, dieselbe willkürlich hervorzurufen. — Noch mehr, es könnte scheinen als ob eigene gesetzliche Anordnungen beständen, welche für die verschiedenen Altersclassen je nur eine bestimmte Anzahl von Ehebündnissen bewilligten; eine solche Regelmäßigkeit herrscht hier. . . Der noch nicht 30 Jahre zählende junge Mann, der eine mehr als 60jährige Frau geheirathet, war doch sicherlich nicht durch ein Verhängniß oder eine blinde Leidenschaft getrieben; er war im Falle, seinen freien Willen im vollsten Umfange anzuwenden; und dennoch kam er dahin, diesem andern Budget, das nach den Gebräuchen und Bedürfnissen unseres Gesellschaftsorganismus geregelt ist, seinen Tribut zu entrichten; und diese budgetmäßigen Steuern werden mit größerer Regelmäßigkeit abgetragen, als jene welche man an die Staatskasse zu leisten hat. — Man glaube ja nicht, daß die Heirathen den einzigen Zweig gesellschaftlicher Thatsachen bildeten, welche einen so regelmäßigen und stäten Gang aufzuweisen haben. Mit den Verbrechen verhält es sich ebenso, und sie ziehen alljährlich die Strafen in den gleichen Verhältnissen nach sich. Dieselbe Gleichmäßigkeit läßt sich bei den Selbstmorden beobachten, bei den Selbstverstümmelungen um sich der Conscription zu entziehen, bei den Summen, welche in den früher zu Paris öffentlich bestandenen Spielhäusern gesetzt wurden, ja sogar bei den der Post übergebenen ungenau und unrichtig adressirten, darum unbestellbaren Briefen. Mit einem Worte: es verläuft Alles derart, als ob die verschiedenen Classen von Thatsachen rein physischen Ursachen unterlägen." Quetelet schließt so: „Muß man nun, einer solchen Uebereinstimmung von Thatsachen gegenüber, die menschliche Willensfreiheit unbedingt leugnen? Ich glaube nicht; ich denke nur, daß diese Willensfreiheit in ihrer Wirkung auf sehr enge Grenzen beschränkt ist, und bei den gesellschaftlichen Erscheinungen die Rolle einer zufälligen Ursache spielt. Sieht man darnach ganz ab von den einzelnen Individuen, und betrachtet man die Dinge nur im Großen und Ganzen, so ergibt sich, daß die Wirkungen der zufälligen Ursachen sich neutralisiren und wechselseitig in der Art ausgleichen, daß nur noch die wahren Ursachen vorwalten, kraft deren die Gesellschaft besteht und sich erhält. . . . Die Möglichkeit, eine Moralstatistik zu begründen und nutzbare Folgerungen daraus abzuleiten, ist vollständig von der Fundamentalthatsache abhängig, daß der menschliche freie Wille sich verflüchtigt und ohne merkliche Wirkung bleibt sobald die Beobachtung sich über eine größere Anzahl von Individuen verbreitet. Nur dann lassen sich die constanten und die veränderlichen Ursachen erkennen, die das Gesellschaftssystem beherrschen, und man muß auf eine Modification dieser Ursachen bedacht sein wenn man nützliche Aenderungen bewirken will."

So weit Quetelet. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß selbst die scheinbar zufälligsten Phänomene durch feste Gesetze beherrscht werden. Welche unvorhersehbaren kleinen Umstände können Feuersbrünste verursachen; wer kann errathen, ob die Schiffe auf der See Stürme oder ruhiges Wetter haben werden, — und doch läßt sich die Zahl der Feuersbrünste und der Schiffbrüche im Großen zum Voraus berechnen, denn die Zahl kann in bestimmten Zeiträumen nur zwischen mäßigen, nicht sehr ausgedehnten Grenzen schwanken. Sogar die Selbstmorde kehren, so lange die Verhältnisse die gleichen bleiben, nicht nur an sich mit Regelmäßigkeit wieder, sondern es zeigt sich sogar, daß sie nach den Monaten ab- und zunehmen mit dem Wachsen der Tage*), ja es werden sich selbst bestimmte Normen für die einzelnen Tageszeiten ermitteln lassen. Das Nämliche gilt von der Wahl der Mittel zur Ausführung dieser Selbstmorde.**) Nicht minder findet die Regel volle Anwendung auf die „zufälligen Tödtungen" (morts accidentelles).***) Kein Zweifel, daß ebenso die „Liebeswerke", die Züge der Wohlthätigkeit, der Milde, der Pietät, sich unter gleichen Verhältnissen nach sich gleich bleibendem Maße wiederholen, wie wenn es sich um das Ab-

*) Die Untersuchungen Hippolyte Blanc's, welche sich über alle in den Jahren 1854—58 in ganz Frankreich vorgekommenen Selbstmorde ausdehnen (Du Suicide en France; Paris 1862), haben die eben erwähnte schon früher ermittelte Erfahrung aufs Neue in schlagender Weise bestätigt. Wenn wir jeden Monat auf die gleiche Zahl von 30 Tagen berechnen, so kamen, und zwar nach den verschiedenen Geschlechtern, auf je 1000 Selbstmorde:

	bei Männern	bei Frauen	zusammen
im Januar	68	63	131
„ Februar	75	70	145
„ März	84	78	162
„ April	94	93	187
„ Mai	96	92	188
„ Juni	106	110	216
„ Juli	99	106	215
„ August	82	89	171
„ September	74	78	152
„ October	77	99	176
„ November	61	68	129
„ December	62	60	122

Die einzelnen Fluctuationen sind nicht nur an sich unbedeutend, sondern sie verschwinden, sobald man eine andere Gruppe von Jahren ins Auge faßt. So folgen sich z. B. in den Jahren 1849—53 die Monate August bis October bei den Männern mit folgenden Verhältnißzahlen: 83—76—70, wogegen man andere kleine Schwankungen wahrnimmt, die ihrerseits wieder in der folgenden Periode verschwanden. Die Richtigkeit der Regel im Ganzen ist unverkennbar; in einem noch größeren Zeitraum zusammengenommen werden auch jene Fluctuationen verschwinden.

**) Für Frankreich ist constatirt, daß der Mann im jugendlichen Alter am meisten das Erhängen anwendet; später bedient er sich am meisten der Feuerwaffen; im Alter entscheidet er sich neuerdings für das Erhängen (s. Guerry, Essai sur la statistique morale de la France, Paris 1833).

***) Deren zählte man im Seinedepartement:
1850 419 Fälle, wovon 153 durch Ertrinken.
1851 409 „ „ 157 „ „

tragen einer bestimmten Steuerquote handelte. Die Statistik hat die Wahrheit der Worte des gleich scharf blickenden und edeln Spinoza unwiderlegbar bewiesen: „Die Menschen glauben nur darum frei zu sein, weil sie zwar ihrer Handlungen sich bewußt sind, die Ursachen aber nicht kennen, von denen sie bestimmt werden. Das Kind meint, es begehre die Milch mit Freiheit; der zornige Knabe, Er wolle die Rache; der Feige, Er bestimme sich zur Flucht; der Betrunkene, Er spreche aus freiem Geistesentschlusse. Das Kind, der Narr, der Schwätzer und die meisten Menschen dieser Art sind derselben Meinung, nämlich daß sie aus freiem Entschlusse reden, während sie doch ihrem Drange zum Reden keinen Einhalt thun können."

Bleibt uns sonach, wenn die socialen Erscheinungen auf diese Weise in gleicher Art und gleicher Zahl fort und fort an uns vorüberziehen, keine Wahl? — müssen wir einfach uns in stoische Ruhe hüllen, oder im Glauben an einen unüberwindlichen Fatalismus die Dinge geschehen lassen und zuschauen wie sie eben kommen mögen? Sollten nicht Fortschritte möglich sein, namentlich in den Lehren der Moral?

Vor Allem sei es gestattet, an einige Bemerkungen zurückzuerinnern, welche der, dem Leben und Wirken zu früh entrissene geniale Heinr. Thom. Buckle in seiner „Geschichte der Civilisation in England" entwickelt hat.

„Die geistigen Gesetze der Menschheit", so drückt er sich aus, „sind entweder sittliche oder intellectuelle .... Die natürlichen Fähigkeiten des Menschen machen keinen Fortschritt. Der Mensch hängt von der Verbesserung der Verhältnisse ab unter denen seine Fähigkeiten angewendet werden. — Der Maßstab menschlicher Handlungen ist sehr wandelbar. Aber die sittlichen Wahrheiten haben sich nicht verändert. Dagegen sind intellectuelle Wahrheiten einem fortdauernden Wandel unterworfen; diese intellectuellen Wahrheiten bilden die Ursachen (die Grundlagen) des Fortschritts.

„Es findet sich ohne Zweifel nichts in der Welt was so wenig Veränderungen erlitten hat, als jene großen Grundsätze, welche die Moralsysteme ausmachen. Andern Gutes thun, unsere eigenen Wünsche zu ihren Gunsten opfern, unsern Nächsten zu lieben wie uns selbst, unsern Feinden zu verzeihen, unsere Leidenschaften im Zaume zu halten .... dies und Aehnliches mehr sind die Hauptsätze der Moral; aber sie sind seit Jahrtausenden bekannt, und nicht ein Titelchen ist ihnen beigefügt worden durch alle Predigten, Homilien und Abhandlungen, welche Moralisten und Theologen zur Welt gebracht haben.

„Daß das Moralsystem des Neuen Testaments keine einzige Lehre enthält die nicht schon früher ausgesprochen worden, und daß einige der schönsten Stellen in apostolischen Schriften aus heidnischen Werken entnommen sind, ist jedem Gelehrten wohl bekannt; auch ist dies kein Vorwurf für das Christenthum. ... Zu behaupten jedoch, dieses Letzte hätte der Menschheit bis dahin unbekannte

sittliche Wahrheiten mitgetheilt, beweist entweder grobe Unwissenheit oder geflissentlichen Betrug." (Folgt bei Buckle eine lange Reihe von Beweisstellen.)

„Wenn wir nun den stationären Zustand moralischer Wahrheiten mit dem fortschreitenden Zustand intellectueller Wahrheiten vergleichen, so finden wir in der That einen auffallenden Unterschied. Alle Moralsysteme, welche großen Einfluß geübt, sind wesentlich dieselben gewesen. „„In der Moral gibt es keine Entdeckungen"", sagt James Mackintosh. Ueber unser sittliches Betragen ist auch dem gebildetsten Europäer nicht ein einziges Princip bekannt, das den Alten fremd gewesen wäre. Dagegen haben die Neueren, was Intelligenz betrifft, nicht nur auf jedem Gebiete des Wissens, das die Alten zu erforschen versucht, die bedeutendsten Eroberungen gemacht; sie haben auch die früheren Methoden der Forschung umgestoßen und revolutionirt; sie haben alle jene Hülfsmittel der Induction (Erfahrung und Beobachtung), welche Aristoteles nur dunkel ahnete, zu einem großen Forschungsplane vereinigt, und Wissenschaften hervorgerufen, von denen auch der kühnste Denker des Alterthums nicht die entfernteste Vorstellung besaß.

„Es ist augenscheinlich, welchen Schluß wir daraus zu ziehen haben. Da die Civilisation das Ergebniß sittlicher und intellectueller Factoren ist, und dieses Ergebniß in fortdauernder Veränderung sich befindet, so kann sie offenbar nicht von dem stationären Factor geregelt werden, weil in unveränderter Umgebung ein stationärer Factor blos eine stationäre Wirkung hervorbringen kann. Es bleibt somit nur der intellectuelle Factor übrig. . . . ."

Hier gelangen wir an ein entscheidendes Moment. Es ist die Perfectibilität des menschlichen Geschlechtes vermittelst der Intelligenz, die ebenfalls als bestimmender Factor und gleichfalls mit Nothwendigkeit einwirkt.

Die fortschreitende Ausbildung der Statistik wird uns mehr und mehr in den Fall setzen, die Wirklichkeit genau und richtig zu erkennen, und damit werden wir auf den Weg geleitet der uns zu zweckmäßigen Mitteln der Verbesserung führt. Nicht das Aufstellen neuer Moral- oder Kirchengesetze noch die weitere Entwicklung der alten wird im Stande sein, den Zustand der menschlichen Gesellschaft wesentlich zu verbessern, wol aber wird eine solche Verbesserung erzielt werden durch eine weitere Entwicklung der Intelligenz und eine damit in Verbindung stehende Verringerung des vorhandenen materiellen Elends.

Indem wir beitragen zur Verbesserung der menschlichen Zustände, folgen wir gerade einem durch die menschliche Natur in uns gelegten, durch die Verhältnisse in uns entwickelten, durch die auf uns einwirkenden Umstände, gleichsam von der Geburt bis zum Tode, weiter drängenden Triebe. Wir befinden uns dabei in Uebereinstimmung mit unserm ganzen Wesen.

Und was in dieser Beziehung geschieht, ist nicht vergeblich!

Die Ergebnisse der Statistik führen zu der mit mathematischer Schärfe zu

präcisirenden Erkenntniß, daß bei dieser oder jener Einrichtung das eine oder andere physische oder moralische Uebel vermindert oder vermehrt wird. Sie leiten uns dahin, das Eine zu thun, das Andere zu vermeiden, wodurch wir die Menge der Unglücksfälle und Mißstände verringern und günstigere Verhältnisse herbeiführen können. Die Zahl der Häuser, welche in einer großen Stadt niederbrennt, wechselt in einer gegebenen größern Periode nur wenig wenn die Bauart die gleiche bleibt. Ersetzt man aber die Holz- durch Steinbauten, die Strohbedachung durch Ziegeln oder Schiefer und führt zwischen den einzelnen Gebäuden Brandmauern auf, so werden die Veranlassungen zu Feuersbrünsten allerdings wiederkehren, aber mit weit geringerem Erfolge, weit geringerer Verheerung. Man wird von ausgedehnten Bränden nur in viel größeren Zwischenräumen hören; ganze Städte werden beinahe nie mehr vollständig abbrennen. — Bei einem Bergbausysteme verunglücken von 1000 Arbeitern jährlich 8, beim andern nur 4, und bei beiden ergibt sich innerhalb gewisser Schwankungsgrenzen ein bestimmtes Verhältniß. Stellt man bei unventilirten Gruben eine Lüftungseinrichtung her, so wird damit ein auf die Unfälle einwirkendes Moment einem andern substituirt; das diese Unfälle beherrschende Gesetz erfährt eine Modification. — Unter gewissen Zuständen, bemerkt der treffliche Dr. Farr, beträgt die mittlere Lebensdauer 49 Jahre (z. B. in den gesundesten Bezirken von England); unter andern Verhältnissen sinkt die Zahl der Jahre auf 25 herab (z. B. in Liverpool, Manchester). Bleiben die Zustände die nämlichen, so wird das Leben kommender Generationen die gleiche Ziffer aufweisen, ebenso wie unter gleichen Windstrichen die Wellen des Oceans nach wie vor in der nämlichen Zahl an den Küsten sich brechen werden.

Da es in die Hand der Menschen gegeben ist die Zustände des Lebens zu modificiren, so besitzen sie auch die Macht, den Lauf der menschlichen Handlungen innerhalb gewisser Grenzen zu ändern. Verbessern wir die socialen Zustände so weit solches im Bereiche der Möglichkeit liegt, so werden wir bald Erfolge wahrnehmen die weit über alle anfangs gehegten Erwartungen hinausreichen.

Wie in der physischen, so bleibt in der socialen Welt keine Ursache ohne die entsprechende Wirkung. Jede Veränderung in den Sitten, den Gewohnheiten, der Gesetzgebung eines Volkes ruft entsprechende Folgen hervor. Stets macht sich dann noch weiter eine Rückwirkung auf andere Zustände und Verhältnisse geltend. Nichts bleibt in dieser Hinsicht allein und isolirt.

So kommen wir denn zu folgendem Ergebnisse:

Die natürlichen Anlagen und Fähigkeiten des Menschen erlangen keine Vervollkommnung, so wenig wie die des Thieres. Auch die sittlichen Grundprincipien haben sich seit Jahrtausenden nicht verändert, und es ist eine fundamentale Umgestaltung derselben überhaupt undenkbar. Dagegen ist die intellectuelle Erkenntniß einer fortwährenden Weiterentwicklung, einer

unendlichen Vervollkommnung fähig. Diese intellectuelle Erkenntniß begründet den Fortschritt. Sie verschafft den Menschen die Mittel sowol zur Verbesserung ihrer materiellen Lage (womit namentlich die Lebensverlängerung im Zusammenhange steht), als zur höhern geistigen Vervollkommnung. Auf dieser Grundlage, auf ihr aber auch allein, bildet sich der Fortschritt, die Culturentwicklung, das höhere Gedeihen unseres Geschlechtes.

Entstehung der Religionen.

Die Einwirkung der Religionen auf die Geschicke der Menschheit war in allen Perioden der Geschichte eine so gewaltige, daß schon in der Einleitung zum vorliegenden Werke nicht nur Einiges darüber gesagt, sondern auch ohne allen Rückhalt und jede Beschönigung gesprochen werden muß.

Die ersten Religionen konnten wol nur aus der auf Schwäche und Unwissenheit beruhenden Furcht hervorgehen. Wenn der Donner krachte, daß die Erde erbebte, oder wenn der feurige Blitz oder ein tosender Orkan die gewaltigsten Bäume brach oder entwurzelt zu Boden schleuderte, da ergriff ein unbeschreibliches Grauen den im Wissen beschränkten Menschen des s. g. Urzustandes. Ebenso wenn der heiter aufgestiegene Mond plötzlich sich verdunkelte und eine Mondfinsterniß eintrat. Oder gar wenn ein kräftiger Mann, vom Tode erfaßt, regungs- und leblos auf der Erde lag. Da waltete offenbar eine feindliche Macht, die man nicht erblickte, mit der Keule nicht niederschmettern konnte. Angst und Schrecken waren die natürliche Folge. Man suchte den bösen, mächtigen, nirgends erreichbaren Feind durch Bitten, durch Flehen zu gewinnen, dann durch Opfer, selbst des Kostbarsten was man besaß; ging man doch bis zu Menschenopfern, ja ließ sich der menschliche Wahnsinn in Versuchung bringen, die eigenen Kinder abzuschlachten! Damit ist angedeutet, worin die so oft betonte „Religionsbedürftigkeit" der Menschen wurzelt. Es ist nicht die absolute Schwäche der menschlichen Natur, sondern es ist der Mangel an Wissen, an Kenntniß, an Intelligenz. Man hat die Geisteseinfalt und Unwissenheit als Mutter der Frömmigkeit bezeichnet, und dies mit Recht; sie ist aber auch die Mutter des Aberglaubens und des menschlichen Elends!

Hieran schloß sich der natürliche Trieb der Selbsterhaltung, und dann auch der der Selbstsucht. Man feierte diesen oder jenen Gott oder Götzen unter der Voraussetzung und Bedingung, daß er dies seinem Verehrer mit wucherischen Zinsen vergelte. Der Jude diente dem Jehova und vollzog dessen Gebote, damit es ihm wohl gehe auf Erden und er nicht gezüchtigt werde von dem Gotte, der ein eifriger Gott sei, welcher da heimsuche der Väter Missethat an den Kindern bis ins 3. und 4. Glied. König Chlodwig gelobte dem Christengotte sich zuzuwenden: „wenn Du mich siegen machst in dieser Schlacht"; und

selbst heutigen Tages hören wir oft genug, daß Kranke oder Bedrängte der Kirche Gelöbnisse machen, wenn Gott ihnen zur Gesundheit oder zu diesem oder jenem Erfolg verhelfe. — Wie dem sei: es war der Grund gelegt zur ersten rohen Religion; die Furcht hatte sie geschaffen, die Furcht vor den schrecklichen Dämonen, deren Zorn und Tücke man durch freiwillige Gaben zu besänftigen, die man zu beschwören suchte um jeden Preis. — Die Selbstsucht und Unwissenheit der Menschen machten es sich dann zur Aufgabe, diesen Cultus noch weiter auszubilden. *)

Wie leicht mochte unter solchen Verhältnissen ein Einzelner, aufmerksamer und schlauer als die Menge, besonders wenn er zufällig irgend eine Naturkraft besser als sie kennen und benützen gelernt, die Schwäche und Unwissenheit seiner Mitmenschen ausbeuten; sich, als mit göttlicher Macht oder doch göttlichem Wissen ausgestattet, über die Andern erheben, und unterstützt durch die den Menschen von der frühesten Jugend an sorgsam eingepflanzten Vorurtheile, und mit Hülfe des Truges, unter Mirakeln und Wundern, den Anfang jener Priestermacht gründen, die wir in ziemlich schrankenloser Ausdehnung bei allen Völkern der Vorwelt walten sehen. —

„Bei einem unwissenden Volke", bemerkt Buckle in seiner treffenden Weise, „herrscht die Neigung, alle ungewöhnlichen Gefahren übernatürlichen Einwirkungen beizumessen. Dadurch wird ein starkes religiöses Gefühl erregt, und so geschieht es, daß man sich nicht nur der Gefahr unterwirft, sondern sie (und ihre Träger) geradezu anbetet." Aus dem nämlichen Grunde, aus welchem einst bei den alten Aegyptern die Krokodille zu den göttlich verehrten Thieren gehörten, tödten die Bewohner Sumatra's noch heute sehr ungern einen Tiger. Der Schaden, den die wildesten Bestien anrichten, ward die Ursache ihrer Unverletzlichkeit! — Die populärsten Götter in Indien sind noch heute gerade diejenigen, mit welchen die Vorstellungen des Schreckens am lebhaftesten verknüpft sind.

Auch in Europa hat bis zur Neuzeit herab jede Seuche, jede Pest — zwar nicht die Moralität, wol aber den Einfluß der Geistlichkeit und — den Aberglauben vermehrt. Es ist kein bloßer Zufall, wenn noch heute zelotische Priester jede Landescalamität, jede Mißernte, jede epidemische Krankheit als Strafe Gottes bezeichnen wollen, und wir haben es einzig und allein unsern intellectuellen Fortschritten zu verdanken, wenn wir in Mitteleuropa (und selbst hier keineswegs überall) darüber zu lächeln wagen. Mit klarem Blick und einer in seiner Zeit nicht ungefährlichen Kühnheit bezeichnete Charlevoix „die Pestseuchen als die Ernten der Diener Gottes!"

---

*) Vor dem Macedonischen Alexander hatten die Scythen keine Furcht, wol aber davor, daß der Himmel einmal einstürzen könnte. „Unbekannte Größen fürchtet man am meisten," sagte der alte Napoleon.

Je mehr die Intelligenz an Ausdehnung gewinnt, desto größer wird allerdings die Zahl der in dogmatischen Dingen Ungläubigen. Bleibt aber das höhere Wissen auf einzelne Classen oder Stände beschränkt, deren Angehörige es für nützlich erachten, die Menge in der bisherigen Unwissenheit fort zu erhalten, dann verbreiten sich Scheinheiligkeit und Betrug, und es entwickeln sich Unsittlichkeit und Frivolität, die zum Schlimmen führen. Die römischen Auguren, welche sich ohne Lächeln nicht anblicken konnten in der Zeit des Sinkens und Verfalls des Reiches, — und die französischen Frivolitätshelden, welche gleichwol beim Sterben den Priester nicht entbehren konnten, vor dem Ausbruche der großen Revolution, — dienen zur Illustrirung unseres Satzes.

Bei mehr durchgebildeten Völkern stürzt die Intelligenz allerdings den Dogmenglauben. Allein die reine Moral tritt an dessen Stelle. Und sie erlangt in dem Maße eine festere Begründung, in welchem gerade die Intelligenz zur Erkenntniß einer innern Nothwendigkeit der Moral führt. Zugleich dient ein vermehrtes Wissen dazu, den Menschen die Mittel zu verschaffen, sich in mannichfacherer Weise und besser ernähren zu können; dieses höhere Wissen beschränkt demnach die zu Unredlichkeiten drängenden Fälle äußerster Noth; denen die Menge der schwankenden Charaktere so häufig erliegt. —

Geistliche, welche blos Priester in des Wortes engerer Bedeutung sein wollen, werden bei allgemeiner Ausbreitung des Wissens ihren Einfluß mehr und mehr einbüßen. Sie müssen Lehrer werden, und in Verbreitung der Intelligenz, statt in deren Bekämpfung, das Mittel erblicken, ihre Stellung zu retten. Sonst sind sie freilich verloren. —

Bei Begründung der ältesten Religionen unter Nomadenstämmen spielten ohne Zweifel die sichtbaren Veränderungen am Firmament die bedeutendste Rolle. Die Wunder des Himmels, anfangend mit dem Wechsel von Tag und Nacht, regten auch den Unwissendsten und Rohesten an. Nach dem Tod verbreitenden Winter setzte der strahlende Glanz und die belebende Wärme der Sonne, welche die ganze Natur gleichsam neu erweckt, gerade die, nicht durch ein Stubenleben abgestumpften Menschen in Verwunderung und Staunen. So entstand denn ein Natur-, insbesondere ein Sonnencultus. Bei allen Religionen des Alterthums findet sich Priesterthum mit Sterndeuterei verbunden; Sabäismus bildete erweisbar die Grundlagen aller jener Culten *), wie denn sogar noch heute die Mehrzahl der Menschen einem mehr oder minder rohen Naturcultus huldigt. **)

---

*) Vergleiche das, trotz einzelner Unvollkommenheiten sehr anregende und werthvolle, selten nach Verdienst gewürdigte Werk von Dupuis sur l'origine de tous les Cultes.

**) Von den 1200—1300 Millionen Menschen, welche nach den genauesten Berechnungen die überhaupt möglich sind, dermalen die Erde bewohnen, umfassen China und Ostindien allein ungefähr 750 Millionen Heiden, demnach mehr als die Hälfte der



Die steigende Cultur führte mit innerer Nothwendigkeit zu einer allmähligen Veredlung des Cultus. Ebenso wie es eine Unmöglichkeit ist, daß ein auf der tiefsten Stufe der Bildung stehendes Volk sich eine geistig entwickelte „Religion“ schaffe, kann ein bedeutend vorangeschrittenes Volk nicht immer bei den Begriffen über göttliche Dinge verharren, welche ihm in seinem rohesten Zustande genügten, oder vielmehr ihm damals allein zusagten. Weit entfernt aber, daß der Cultus dem allgemeinen Culturzustande irgendwo vorangeeilt sein, und eine höhere Bildung erst geschaffen haben kann, blieb derselbe, wie die ganze Geschichte beweist, und wie aus der Natur der Verhältnisse hervorgeht, jederzeit mehr oder minder hinter dem jeweiligen mittleren Bildungsgrade zurück. Er wirkte thatsächlich mehr oder weniger hemmend, nicht fördernd auf die Entwicklung. So oft eine, selbst einen entschiedenen Fortschritt beurkundende, neue „Religion“ Wurzel faßte, pflanzten sich nebenbei Einrichtungen und Gebräuche, Anschauungsweisen und Lehren von dem im Allgemeinen überwundenen Standpunkte der früheren, alten Religion im neuen Cultus fort. Schonung der in der Masse noch waltenden Vorurtheile, und materielle Interessen der Begünstigten, wirkten dabei mächtig nach dem gleichen Endziele. (Wie viele Dinge aus dem Juden- und Heidenthume sind auch in der christlichen Kirche conservirt!)

So kam es denn, daß auch in den meisten späteren Religionen, nur in mehr oder minder verdeckter Weise, der Sonnencultus fortgesetzt wurde, mochten gleich in späterer Zeit die Gläubigen gar keine Ahnung vom Zusammenhang haben.

Wir werden in den weiteren Abtheilungen unseres Werkes den auf alle Verhältnisse so mächtig und gewaltig einwirkenden religiösen Zuständen die ihnen in hohem Maß gebührende Aufmerksamkeit widmen. Nur eine allgemeine Bemerkung möge hier noch ihre Stelle finden. In Uebereinstimmung mit dem alten Griechen Xenophanes (dessen wir in der hellenischen Geschichte näher erwähnen werden) hat Ludw. Feuerbach die Ansicht entwickelt: Man sagt, Gott habe den Menschen nach seinem Bilde geschaffen; in Wirklichkeit verhält es sich umgekehrt: der Mensch macht sich das Bild Gottes nach seinem eigenen Bilde, dem des Menschen. — Dieser Ausspruch, welcher uns nur in Folge der von einfacher Anschauung ablenkenden Gewöhnung paradox scheint, hatte nicht blos bei den alten Griechen, sondern hat noch heute seine volle Berechtigung. Die allge-

---

Gesammtsumme. Die Zahl der Christen in allen Erdtheilen steigt nicht über 393 Mill. (190 Mill. Katholiken, 108 Mill. Protestanten — nämlich Angehörige der englischen Hochkirche, Lutheraner, Reformirte und Dissidenten in großer Anzahl, — 80 Mill. Griechen und 15 Mill. sonstige orientalische Christen, Armenier, Jacobiten u. s. w.) — Mohammedaner dürfte es etwa 85, Juden gegen 7 Mill. geben. Die Gesammtsumme der sog. Heiden wird auf 785 oder 800 Mill. zu schätzen sein. — Es ist sonach noch nicht ein Drittheil der Menschen zum Christenthum bekehrt, und die Zahl der Katholiken bildet nur ungefähr 1/7 der Gesammtsumme.

meine Volksvorstellung von Gott ist, so sehr man sich gegen Anerkennung dieser Thatsache sträubt, factisch untrennbar von rein menschlichen Begriffen. Auch abgesehen von der Gestalt, sind alle Eigenschaften, welche die verschiedenen Culten ihren Göttern oder die Monotheisten ihrem Alleingotte beilegen, blos menschliche Eigenschaften, gesteigert zur höchsten Potenz. So entspricht es denn auch vollständig diesem Verhältnisse, nicht blos daß Praxiteles zu seinem herrlichsten Götterbilde, der Aphrodite von Knidos, weltliche Körper (Phryne und Kratina) zu Mustern nahm, sondern daß auch jetzt noch kein Maler oder Bildhauer irgend ein Gottes- oder Heiligenbild ohne irdisches Modell herzustellen versuchen wird. Es wäre eine jeden Kenner zum Lächeln bringende Ungereimtheit, wenn man glauben wollte, Rafael habe seine Sixtinische oder eine andere seiner Madonnen blos nach der Phantasie gemalt, oder es sei auch nur Eines der irgend beachtenswerthen Christus-, Gott-Vater- oder Heiligen- und Gnadenbilder, welche vielfach die christlichen Kirchen schmücken, ohne weltliche — gewöhnlich sehr weltliche — Muster entstanden. Und wenn die jüngste der heute auf unserer Erde verbreiteten Religionen, der Mohammedanismus, um eine kraß materielle Auffassung der Gottheit zu verhindern, eigens jede Gott- und, consequent in der Sache, jede Menschenabbildung verbietet, so konnte der Koran doch nicht umhin, das ganze Paradies ausschließlich nach irdischen Begriffen auszumalen. Si naturam expellas....

Ueber Geschichtsbehandlung.

Ehe wir die gegenwärtige Einleitung schließen, seien noch einige Bemerkungen über die gewöhnliche Art der Geschichtschreibung angefügt.

Selbstverständlich wird es unsere Aufgabe nicht sein, die einzelnen Ereignisse wieder zu erzählen, von denen Kunde auf uns gebracht wurde. Der Werke, welche sich diese Aufgabe stellen, sind bereits mehr als zur Genüge vorhanden; wir beabsichtigen nichts weniger als ihre Zahl um eine neue Nummer zu vermehren. Das gegenwärtige Buch will einen allgemeinen Abriß der Culturentwicklung der Menschheit geben, nicht eine Darstellung der Thaten oder des Treibens einzelner Eroberer, der Kämpfe um Machterweiterung dieser oder jener Dynastie, oder selbst des einen oder des andern Volkes.

Die ganze Auffassung der Geschichte wechselt überhaupt mit den geistigen oder wirthschaftlichen Bedürfnissen einer Nation. Was in dem einen Zeitraum als das Wichtigste und Ansprechendste angesehen wird, erscheint in dem andern als gleichgültig und langweilig. So erklärt es sich denn auch, daß z. B. eine „Geschichte der Deutschen" von Mich. Ign. Schmidt, die bis zur Zeit der großen französischen Revolution als Musterwerk galt, uns heute nicht mehr im

Geringsten anspricht oder genügt. Ebenso ist es gekommen, daß die Schweizer, trotz des Stolzes auf ihren berühmten Landsmann Joh. Müller, dessen Hauptwerk zwar in ihren Glasschränken aufbewahren, es dagegen nirgends mehr mit dem früheren Interesse zur Hand nehmen und an dessen Inhalt sich wirklich erbauen.

Eine „Geschichte der Geschichtschreibung" würde ein wichtiges Hülfsmittel zur Kenntniß der Culturentwicklung bilden. Wir brauchen in dieser Beziehung nicht einmal auf die Werke hinzuweisen, in denen die Subjectivität des Verfassers ohne Hehl und selbstbewußt hervortritt. Auch in den Schriften, in denen die starrste und trockenste Objectivität waltet, ist ein höchst beachtenswerther Stoff zum Nachdenken und zur Beurtheilung geboten. Die mittelalterlichen Chronikenschreiber geben schon durch die Art ihrer Aufzeichnungen die Richtung ihrer Zeit kund, — die Tendenz: alles über sich ergehen zu lassen von der einen Seite her, ohne jedes Denken und Urtheilen. Noch mehr tritt der Ungeist der Zeit hervor bei einer nähern Prüfung des Inhalts ihrer Bücher. Fast überall Mirakel und Wunder. Die Menschen waren daran gewöhnt, Alles zu glauben. Geschichten von Vorbedeutungen, Erscheinungen, seltsamen Zeichen, ungeheuerlichen Schreckbildern am Himmel und auf Erden, — sie wurden nicht nur von Mund zu Mund erzählt, sondern ebenso von Buch zu Buch abgeschrieben und stets noch weiter ausgeschmückt; und gerade auf diese Dinge findet sich eine Sorgfalt verwendet, als ob es sich um die ausgesuchtesten Schätze menschlicher Weisheit handelte.

So hat jede Periode ihre schon in der Geschichtschreibung hervortretenden eigenthümlichen Kennzeichen.

Man pflegt darüber zu klagen, daß die Geschichte, welche eine Lehrmeisterin sein sollte, die Menschen unbelehrt und ungebessert lasse. Ohne Zweifel ist die Thatsache an sich richtig. Allerdings läßt sich erinnern, daß die Verhältnisse im einen Falle nie vollkommen die gleichen sind wie in einem früheren, so daß die Anwendung der Lehre sich keineswegs gleichsam von selbst ergibt. Aber dies erklärt die Erscheinung doch nur zum Theile. Ein anderer Theil des Vorwurfs trifft die Art der Geschichtsbehandlung, wie sie in der Regel heutigen Tages noch stattfindet. Nicht selten sieht man, namentlich in Mittelschulen, die Geschichte in einer Weise behandelt, daß sie statt eine Heilquelle zu sein, zu einer geradezu vergifteten Pfütze wird, und in Folge dessen Schaden bringt, wo sie nützen könnte und sollte.

Es möge gestattet sein, hier wenigstens aphoristisch einige allgemeine Bemerkungen anzufügen. Die meisten Bücher über ältere Geschichte, namentlich die für den Unterricht bestimmten, ermangeln vor Allem viel zu sehr der Kritik über die Richtigkeit der Thatsachen. Es kann und darf nicht genügen, daß ein Ereigniß vor 2000 und mehr Jahren von irgend einem damals lebenden Schriftsteller

erzählt wurde, um die Angabe sofort ohne alle weitere Prüfung als erwiesen anzunehmen, auch wenn sie innerlich höchst unwahrscheinlich ist, und gar wenn der Erzähler hunderte von Meilen vom Schauplatze entfernt, hunderte von Jahren der Zeit des angeblichen oder wirklichen Ereignisses entrückt war. Denn damals ermangelte die Welt des unschätzbaren Mittels der Presse, sowie der leichten Verkehrswege. Man muß sich klar werden, wo die „historische Wahrheit" beginnt, muß offen anerkennen, daß für nicht wenige gläubig nacherzählte Angaben jeder Beweis fehlt, während man in andern Fällen nicht über einen gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit hinausgelangt. Gar Manches mag unter den Mythen oder in poetischen Darstellungen eine recht passende Stelle finden, was man zur Zeit noch immer auf das Gebiet der Geschichte zu verpflanzen sucht, wohin es eben nicht gehört.

Sodann ist es herkömmlich, das Gedächtniß der Schüler — häufig genug auch das nach Bildung strebender einfacher Bürger — mit Jahrzahlen und Herrschernamen auszufüllen, die was die alte Geschichte anbelangt ohnehin großentheils rein erdichtet oder willkürlich angenommen sind. Im Uebrigen bietet man ihnen zumeist nichts Besseres als Erzählungen von Eroberungskriegen und Schlachten — von Kämpfen, welche der Ehrgeiz, die Vergrößerungssucht oder der Despotismus dieser oder jener Dynasten zum Verderben der Menschheit über dieselbe verhängt hat. Desto weniger wird von den, gleichwol auf das ganze Geschlecht weit mächtiger und nachhaltiger wirkenden stillen Veränderungen geredet, welche die geräuschlose Entwicklung der socialen Zustände oder diese und jene einfache Entdeckung oder Erfindung hervorbrachte. Die großen Eroberer sind überall gekannt und gefeiert; dagegen findet sich ein Watt, Fulton, Stephenson in Büchern der bezeichneten Art wol kaum genannt. Die überschwänglichsten Bezeichnungen werden oft genug an Gewaltige verschwendet, die das Glück von Hunderttausenden vernichtet haben, während man wahre Wohlthäter der Menschheit nicht einer Erwähnung gewürdigt findet.

Indeß hieße es allerdings den Entwicklungsgang unseres Geschlechtes völlig verkennen, wollte man jede Verbesserung nur auf dem Wege jener ruhigen, friedlichen Entwicklung erwarten. Die ganze Natur bedarf mitunter der Stürme. Die französische Revolution war gewiß von unzähligen Gräueln und Schandthaten begleitet. Dennoch war sie in ihren Wirkungen dem Großen und Ganzen nach eine Wohlthat, ja sogar unentbehrlich und unvermeidlich. Nur auf diesem Wege konnte das, damals noch ganz Europa beherrschende Feudalwesen gebrochen, der unterdrückte Bauernstand von Frohnden und überhaupt aus dem Hörigkeitsverhältniß erlöst, der Menschheit eine Bahn freier socialer Entwicklung eröffnet werden.

Im Leben der Völker wie in dem der einzelnen Menschen ist völlige und unbedingte Ruhe ohnehin niemals möglich. Jeder Organismus der sich nicht

bewegt, nicht entwickelt, ist unrettbar der Auflösung verfallen. Ja sogar der Tod schließt eine absolute Stagnation aus; ist doch selbst die Verwesung ein Werk der Thätigkeit, wenn auch wenig bemerkbarer Kräfte.

Für den Zweck des vorliegenden Werks kommt ein anderes als das in den gewöhnlichen Geschichtsbüchern am meisten berücksichtigte Verhältniß zunächst in Betracht. Es sind die socialen Zustände der Völker, die Entwicklung der Cultur, worauf sich unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise richtet. Es sind dabei die verschiedenartigen Begriffe und Zustände der Nationen, so viel möglich ihr ganzes Leben und Sein, zu erfassen, stets forschend und prüfend: in wiefern die in jeder Epoche hervortretenden Verhältnisse mit dem Geiste wahrer Cultur und Humanität, mit den Bedingungen eines wahren Volkswohls im Einklange standen oder denselben widerstrebten. — Allerdings dürfen wir nun in dieser Beziehung nicht kurzweg die frühern Zustände blos darum verdammen, weil sie mit unsern heutigen Socialeinrichtungen nicht im Einklange stehen. Handelte es sich doch vielleicht blos um eine andere Art von Cultur als die unserige ist. — Noch weniger aber können wir zustimmen, wenn man in neuerer Zeit die seltsame Forderung an den Geschichtschreiber erhebt: alle Zustände der vergangenen Zeiten nur nach den damals geltenden Begriffen zu beurtheilen. Wir sprechen uns aufs Nachdrücklichste gegen die Ansicht aus, daß der Historiker etwas Großes geleistet habe, wenn er jede Epoche ausschließlich nach der in derselben herrschenden Anschauungsweise, jedes Zeitalter in dieser Art gleichsam „aus sich selbst" erklärt und beleuchtet. Es wird dies in gewisser Beziehung zur richtigern Erkenntniß der jeweiligen factischen Zustände, d. h. als bloßes Mittel zum Zweck dienen — nun und nimmermehr aber kann es der Maßstab zur Beurtheilung der Verhältnisse, zur Ermittlung des Werthes oder der Verwerflichkeit der Handlungen oder socialen Einrichtungen sein; denn nach den „Anschauungsweisen" der verschiedenen Völker und Zeiten waren Sklaverei, Ketzer- und Hexenverbrennungen, Bekehrungen mit dem Schwerte, und so ziemlich alle Abscheulichkeiten und Gräuel, nicht nur sehr nützliche sondern selbst unbedingt nothwendige Dinge. — Es erscheint als eine geradezu absurde Zumuthung, daß der Geschichtsforscher sich in den Schlamm der Vorurtheile aller Zeiten herabsenken müsse, wenn sein Urtheil einigen Werth erlangen soll! Wir unserseits vermögen nicht zu begreifen, welchen höhern Werth die so behandelte Geschichte überhaupt noch für den denkenden Menschen darbieten kann!

Wenn wir nun sonach als Maßstab der Güte oder Verwerflichkeit einer Einrichtung weder die Begriffe der Zeit in welcher sie bestand, gelten lassen können, noch auch den Umstand als entscheidend betrachten, daß das Verhältniß heute ein davon abweichendes ist, so zeigt sich das Bedürfniß eine andere Norm aufzustellen, und zwar eine solche, die, unabhängig von dem gewöhnlichen Wechsel der Ideen in den verschiedenen Ländern und Zeiten, ihrem Wesen, ihren Grund-

zügen nach ebensowol allgemein anwendbar, als an sich dauernd ist und bleibt.

Ein solches leitendes Princip glauben wir in folgendem Satze aufstellen zu können, dessen Inhalt bei Beurtheilung der mannichfachen Völkerzustände stets maßgebend für uns sein wird:

„Wahre Cultur besteht bei einem jeden Volk in dem Maße, in welchem seine sämmtlichen socialen Einrichtungen und Verhältnisse die Entwicklung und Ausbildung aller vorhandenen Geistes- und Körperkräfte zur dauernden Begründung und vernunftgemäßen Benützung des intellectuellen und materiellen Wohlergehens der Gesammtheit befördern und herbeiführen."

Diesem Grundprincip gemäß dürfen wir uns nicht darauf beschränken, die Verhältnisse und Zustände einzelner Classen, einzelner Stände oder wol gar blos einzelne Individuen ausschließlich zu berücksichtigen; die Geschichte soll vielmehr, so weit es möglich ist, die ganze Menschheit umfassen; sie erfassen in ihrer Entwicklung, in ihrem gesammten Leben, Sein und Wirken, in ihrer mitunter eintretenden theilweisen Auflösung, vielmehr Umwandlung, Wiedergeburt, Palingenesie. — Wir betrachten daher in solcher Weise, und in der ausgedehntesten Bedeutung des Wortes: die höchst mögliche — das geistige (rein intellectuelle und moralische) wie das materielle Wohl in sich begreifende — Cultur als das höchste Ziel des Strebens der Menschheit. —

Zweite Abtheilung.

Das Alterthum.

a. Einleitung und Orientalische Völker.

Die Phantasie der Dichter hat, im Einklang mit der Neigung der Menschen, die vergangenen Zeiten für die bessern zu halten, ein goldenes Zeitalter an den Anfang der Existenz des menschlichen Geschlechts verlegt. Wer, wie der Mönch, in der Entbehrung ein absolutes Zeichen der Vollkommenheit erblickt, mag für die Ansicht der Poeten streiten. Das, worüber sich aber nicht streiten läßt ist, daß es den ersten Menschen an höherer Ausbildung, an Ausdehnung und Entwicklung der Begriffe, wie an allen jenen Bequemlichkeiten des Lebens fehlte, welche nur durch Bildung, durch Cultur zu erlangen sind. Der Mensch vegetirte, ähnlich dem Thiere. Es schlummerten allerdings unendliche geistige Fähigkeiten in ihm, doch ihm selbst unbewußt; er besaß nicht eine Ahnung davon. — Die Zustände der Wilden — obwol alle die wir kennen dem wirklich primitiven Verhältniß durch Entwicklung und Fortschritt bereits gewaltig entrückt sind — geben uns ein wenn auch schon sehr abgeschwächtes Bild von dem vermeintlich glücklichen, goldenen Zeitalter des Urzustandes — oder der Unschuld.

Der menschliche Körper besitzt verschiedene physische Vorzüge vor dem des Thieres. So gewährt schon die nicht auf der Erde hinkriechende oder auf allen Vieren sich hinschleppende Gestalt einen weiten und freien Blick und sehr verschiedenartige Stellungen. Der wundervolle Bau der Hand ermöglicht die Ausführung der mannichfachsten und kunstvollsten Arbeiten. Auch der Umstand verdient Erwähnung, daß der Mensch weder auf animalische noch auf vegetabilische Nahrung ausschließlich beschränkt, sondern auf beide hingewiesen ist.

Aber diesen physischen Vorzügen stehen nicht minder große Mängel entgegen. Der Mensch ist nicht nur bei der Geburt, sondern ebenso auch noch sehr lange nachher hülfloser als das Thier. Gerade die kunstvolle Gestaltung der Hand, welche dieselbe geeignet macht zu den verschiedenartigsten Verrichtungen, bringt es mit sich daß sie eben deßhalb für sich allein wenig zureichend, für viele

…zelzwecke nicht kräftig genug ist. So ward der Mensch in naturgemäßer Ent…
…klung seiner Intelligenz, gerade durch seine Unvollkommenheit angetrieben,
… eine Verbesserung seiner Lage hinzuwirken. Viele uralte Werkzeuge dienen
…n an der Stelle der Gliedmaßen, deren Wirkung ergänzend und verstärkend.
…e Zange verrichtet besser den Dienst als die Zähne oder als die haltenden
…nger; der Hammer ist eine härtere und unempfindliche Faust u. s. w. Das
…hier, nur zu einer weit geringeren Zahl von Verrichtungen, für diese aber im
…lgemeinen besser befähigt, kennt in der Regel keine fremden Werkzeuge oder
…chstens ganz rohe, die, wie der Prügel des Affen, einer künstlichen Herstellung
…n seiner Seite nicht bedürfen.

So ist denn die Entwicklung des Menschen und seiner Anlagen schon durch …in ganzes Wesen, seine Natur selbst bedingt. Es ist darum irrig, den rohen Zustand allein als Naturzustand zu bezeichnen. Eben dieser ganzen Natur …ntspricht die Entwicklung des Geschlechts wie des Individuums, und der Eng…länder Fergusen (Essay on the history of Civil-Society) hat bereits im vorigen Jahrhundert die ganz richtige Bemerkung ausgesprochen, daß alle Zu…stände der Menschheit eben das Ergebniß ihrer Natur seien.

Völlig entsprechend dieser Natur sind wir zu der Annahme berechtigt, daß materielle Verbesserungen und geistige Fortschritte in ungefähr gleichem Maße sich entwickelt haben. — Zu den ersten und wichtigsten Fortschritten auf dem geistigen Gebiet ist wol die sehr langsam erfolgte Ausbildung der menschlichen Stimmtöne zu einer, anfänglich gewiß höchst rohen Sprache zu zählen.*)

Berücksichtigen wir, wie selbst in der Jetztzeit, trotz unendlicher Anregungen und bei dem Besitze zahlloser und mächtiger Hülfsmittel, manche Entdeckung und Erfindung erst dermaßen verspätet erfolgt, daß wir nachträglich über diese Verspätung wahrhaft staunen, so ergibt sich gleichsam von selbst, wie die Menschheit nur äußerst langsam aus dem solcher Anregungen und Hülfsmittel entbehrenden primitiven Zustande herausgekommen sein kann. Gewiß dauerte es viele Tausende von Jahren bis das Selbstbewußtsein in seiner vollen Bedeutung geweckt, bis die Sprache einigermaßen ausgebildet, und endlich bis die Schrift erfunden war. Die ältesten Völker, von denen Denkmäler bis zu unserer Zeit sich

---

*) Schon vor nahezu einem Jahrhundert hat Herder (in der gekrönten Preisschrift „Ueber den Ursprung der Sprachen“) die damals verbreitete Behauptung widerlegt, es sei die Sprache als vollendete Gabe den Menschen unmittelbar von Gott verliehen worden. Der Mensch hat, seinem Wesen nach sich entwickelnd, die Sprache selbst geschaffen; sie ist nicht göttlichen, sondern rein menschlichen Ursprungs. (Vergl. das in der 1. Abth. S. 9 Gesagte.)

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens wegen des vielbesprochenen Paradieses nur das Eine bemerkt: Die üppige Natur Indiens und aller ähnlichen Länder schaffte zumal bei der Urvegetation undurchdringliche, das Fortkommen nicht erleichternde sondern beinahe unmöglich machende Wildnisse wenn auch vermittelst der herrlichsten Gewächse, aber nichts weniger als wonnige Gärten und Eden zu mühelosem Aufenthalte der Menschen!

erhalten haben, befanden sich bei deren Herstellung bereits auf einer vergleichsweise so hohen Stufe der Cultur, daß jede Schätzung der nothwendig vorangegangenen Zeitdauer der Entwicklung geradezu unmöglich ist.

Wir sind indeß nicht einmal im Stande die Länder zu bezeichnen in denen die Culturentwicklung begann, noch weniger die Art und Weise in der sie stattfand. Verschiedene Thatsachen ergeben, daß in Indien, Babylonien und Aegypten, wol auch in China, die Cultur schon vor ziemlich vielen Jahrtausenden einen nicht unbedeutenden Grad erlangt hatte. Indeß ist es mehr als wahrscheinlich, daß auch die dortigen Fortschritte auf theilweise anderwärts geschaffener Grundlage erfolgten.

Ungeachtet des unendlich hohen Alters der ersten Culturentwicklung ist doch die wirkliche Geschichte, soweit glaubwürdige Ueberlieferungen auf uns gekommen sind, bei weitem jünger. Beseitigen wir die Mythen und die Erzählungen aus der Fabelzeit, so reicht die eigentliche Geschichte weder in Indien, noch in Babylon und China auch nur ein volles Jahrtausend über unsere Zeitrechnung hinaus. Bis zur Neuzeit konnte man auch Aegypten blos in diese Liste einreihen. Die überraschende Hieroglyphenentzifferung hat indessen hier die, wenn auch beschränkte Kenntniß einer viel früheren Zeit erschlossen. Und wir haben nicht blos Schriften sondern zugleich monumentale Schöpfungen einzig in ihrer Art vor Augen, zur thatsächlichen Bestätigung der Angaben. Gerade dadurch erlangten überdies die neuentdeckten Denkmäler aus Babylonien und Assyrien eine sehr erhöhte Wichtigkeit.

Indeß noch auf ganz andere Weise hat unser historisches Wissen eine wahrhaft überraschende Erweiterung erlangt, und dies zwar in Beziehung auf die alten Bewohner Mitteleuropas selbst. Wir meinen die Entdeckung der Pfahlbauten. Diese Entdeckung gewährt unserer Kenntniß von der alten Welt nicht nur einen eigenthümlichen Reiz, sondern gleichsam eine neue Belebung. Wir sehen hier auf dem historischen Gebiete gleichsam eine neue Welt erschlossen. Während uns das vorhellenische Alterthum nach den Aufzeichnungen der griechischen und römischen Schriftsteller und noch viel mehr nach der, zumal für unsere Jugend unvermeidlichen Auffassungsweise von Philologen und Theologen nur sehr wenig ansprechend, starr und todt erschien, sehen und ergreifen wir hier Werkzeuge und Waffen, selbst Nahrungsmittel, Schmuck- und Reste von Kleidungsstücken aus fernen Jahrtausenden. Dabei handelt es sich nicht um die Bewohner weit entlegener Gegenden wie in Aegypten oder Ninive, sondern um die unseres eigenen heimathlichen Bodens. Was aber das Interesse mehr als alles Andere steigert ist, daß wir die Stufen der Entwicklung in einer Weise wie nirgends sonst zu verfolgen im Stande sind. Wir werden zurückgeführt, erst bis zu der Periode in welcher die Menschen das Eisen noch nicht kannten, sondern der Bronze sich bedienten, dann aber selbst bis zu der gewiß noch unendlich entfernteren

Periode, in welcher die Völker auf Werkzeuge aus bloßen Steinen sich beschränkt sahen. Diese Entdeckung bringt ein wahrhaft neues, ungeahntes Licht in die Culturgeschichte. —

Indem wir nun ein Bild der Zustände im Alterthum zu entwerfen beginnen, tritt uns die Wahrnehmung entgegen, daß die Cultur, deren Spuren wir auffinden, nicht eine gleiche, sondern vielmehr eine bei den einzelnen Völkern höchst verschiedene gewesen. Es liegt in dieser Thatsache vor Allem das Kennzeichen, daß geistige Entwicklung, geistiger Fortschritt nicht das Sondereigenthum eines einzigen Volkes war, von dem es sich erst zu andern Stämmen verbreitete, sondern daß die menschliche Natur ihrem Wesen nach an ganz verschiedenen Punkten sich auszubilden begann. So gewahren wir denn nicht blos in einem Lande, sondern in mehren völlig von einander getrennten Gegenden, erste Keime der Cultur. Und dabei pflegte jedes Volk von dem andern sich abgesondert zu halten. Es machten sich nur sehr allmählig Beziehungen unter diesen Völkern und Wirkungen eines solchen Verkehrs geltend. Je weiter wir aber vergleichend zurückblicken, desto geringer sind dieselben, desto größer erweist sich die Verschiedenheit in den Verhältnissen dieser Nationen. Es dürfte auch darin eine Bestätigung der Annahme liegen, daß die Menschen nicht von einem einzigen Elternpaare abstammen, weil sonst die Uebereinstimmung in dem Maße größer und allgemeiner sein müßte, in welchem man sich der Urzeit und den Urzuständen nähert. Im Zusammenhange damit blieb die Wirkung der Entdeckungen und Erfindungen in den frühern Zeiten abgeschlossen je auf das eigene, von den andern streng geschiedene Gebiet. Die Menschheit erfreute sich noch nicht der großen Wohlthat, daß jeder Fortschritt sich alsbald über große Länder ausdehnt und überall seinen Segen verbreitet. Erst in dem Maße, in welchem die allgemeine Culturentwicklung langsam weiter schritt, minderte sich die Isolirung der einzelnen Völker. Wie ganz anders erscheinen uns in dieser Beziehung die vielfach bahnbrechenden Griechen gegenüber den starr abgeschlossenen Aegyptern! Doch nicht früher als unter der im Alterthum zuletzt zur Macht gelangten Nation, jener der Römer, finden wir den bezeichneten Standpunkt der Abschließung im Allgemeinen wirklich überwunden. Erst von da an hat die Cultur einen gleichsam die ganze Menschheit umfassenden, somit allgemeinen Charakter erlangt. Es zeigt dieses Ergebniß wol eines der wichtigsten und größten Verdienste der Römer.

Nach dem Gesagten kann die Darstellung der Culturverhältnisse der alten Völker nicht eine sie sämmtlich in einem und demselben Rahmen umschließende sein, sondern wir müssen, abweichend von den späteren Zeiten (Mittelalter und Neuzeit) jede dieser Culturnationen gesondert betrachten. Wir beginnen mit den Pfahlbaubewohnern; nicht sowol weil ihr Zeitalter erweisbar höher als das aller Andern hinaufreichte; es mag sogar das Gegentheil angenommen werden; sondern weil das, was wir darüber mitzutheilen haben, mehr als jede

andere Ueberlieferung Licht verbreitet über den Gang der Culturentwicklung; — überdies auch weil die Zustände dieser Menschen, soweit wir dieselben kennen, ohne jeden bestimmten Zusammenhang mit denen der andern Stämme des Alterthums erscheinen. Dann erwähnen wir (denn zu berichten ist sehr wenig) der Chinesen, und zwar aus dem gleichen Grunde starrer Isolirtheit, welche letzte hier noch in einem besondern Umstand, dem Rasseunterschied der Mongolen von den Südost- und Westasiaten und Südeuropäern wurzelt. Daran reihen wir die Völker Südostasiens und der Mittelmeerküsten in Afrika und Europa, in deren Culturentwicklung sich ein wenn auch anfangs sehr geringer Zusammenhang erkennen läßt. Abgesehen von den Indiern, beginnt damit die Geschichte derjenigen Völker, welche in den gewöhnlichen Büchern über Weltgeschichte allein aufgeführt zu werden pflegen. Hier haben wir überdies wenigstens in Kürze der Stammverschiedenheit zu gedenken und namentlich zu unterscheiden zwischen Aegyptern, Semiten (Babyloniern, Assyriern, Juden, Phönizern) und den Arischen Völkern (Indern, Medern, Persern). Indeß ist ein Getrennthalten in der Darstellung nach Rassen bei den unverkennbaren Wechselbeziehungen, die sich bald in Hinsicht auf Culturentwicklung vielfach ergeben, wol kaum durchführbar. Vorerst mag darum die bloße Erwähnung dieser Rassenverschiedenheit genügen, die übrigens im Volksleben stets einen tiefgreifenden Einfluß ausübt.

Die Pfahlbautenbewohner in Europa.

Wir beginnen mit einigen allgemeinen Bemerkungen über Alterthumskunde, welche ein um die Erforschung des Pfahlbautenwesens besonders verdienter Freund des Verfassers, Professor A. von Morlot aus Lausanne, zunächst als Privatmittheilung, schon vor einigen Jahren verfaßt hat.

„Kaum ein Jahrhundert ist vorüber seit der Zeit, als man es noch ziemlich allgemein für unmöglich erachtete, die dafür gehaltene vormenschliche Geschichte unseres Erdballes zu entwickeln. Aber, wenn es auch seiner gleichzeitigen Geschichtschreiber entbehrte, so hat doch jenes höchste Alterthum einen Inbegriff wohlgeordneter und bedeutungsvoller Ueberreste aufzuweisen, indem die Gebilde des Thier- und des Pflanzenreiches, welche auf einander folgten, ihre festeren Theile als Fossilien oder Versteinerungen in den gleichzeitig abgelagerten Schichten hinterließen. So ist langsam und allmählig, während des Verlaufs der Begebenheiten selbst, eine Geschichte der Schöpfung zu Stande gekommen, welche man als von des Schöpfers eigener Hand geschrieben betrachten kann. Es ist ein großes Buch, dessen Blätter durch die nach richtiger Zeitfolge übereinander gelagerten Felsschichten, und dessen Kapitel durch die Gebirgsketten vorgestellt werden. Dieses große Buch war lange dem Menschen verschlossen. Aber die Wissenschaft, ihr Gebiet stets erweiternd und ihr Inductionsverfahren immer verbessernd, hat

gezeigt, wie man jenes wunderbare Archiv der Schöpfung zu ergründen habe, und nun sehen wir den Geologen die Vergangenheit unserer Erde mit einer Genauigkeit in den Einzelnheiten und einer Sicherheit in den allgemeinen Ergebnissen entwickeln, welche uns wol zu freudigem Staunen anregen mag.

„Der Entwicklungsgang der Alterthumskunde zeigt viele Uebereinstimmung mit demjenigen der Geologie. Es ist ebenfalls nur kurze Zeit her, daß man es allgemein als ein eitles Unternehmen bezeichnet hätte, die Vergangenheit der Menschheit über den ersten Anfang der Geschichte hinaus zu erforschen. Die Ausfüllung der bestehenden Lücke ergab sich theilweise dadurch, daß man jenes vorgeschichtliche Alterthum als nur von kurzer Dauer und als unbedeutend darstellte, theilweise aber auch durch Ueberschätzung des Werthes jener unbestimmten und verwirrten Erinnerungen aus der Vergangenheit, welche die Sage ausmachen.

„Aber vor den ersten Anfängen der ältesten bis auf uns herabgekommenen Ueberlieferungen gab es bereits eine materielle Thätigkeit und ein gewerbliches Leben, wovon verschiedenartige Denkmäler über dem Boden stehen und zahlreiche Trümmer in der Dammerde vergraben liegen, wie es mit den Ueberresten der früheren Schöpfungen in den Schichten des Erdballs der Fall ist. Die Alterthümer spielen hier dieselbe Rolle wie die Versteinerungen, und wenn Cuvier den Geologen als einen Alterthumsforscher neuer Art bezeichnet, so kann man das inhaltsschwere Wort umkehren und den Alterthumsforscher einen Geologen nennen, der seine Untersuchungen auf Wiederherstellung der völlig vergessenen menschlichen Vergangenheit richtet, um so zu sagen eine vorgeschichtliche Geschichte zu schreiben.

„... Die Völkerkunde ist für die Alterthumskunde, was die physikalische Geographie für die Geologie ist, nämlich ein Wegweiser oder Inductionsfaden im verwickelten Gebiete der Vergangenheit, und ein fester Ausgangspunkt für jene vergleichenden Forschungen, welche die Kenntniß der Menschheit und ihre Entwicklung zum Ziele haben.

„Indem sie die besprochenen Grundsätze anwendeten, gelangten die Gelehrten des skandinavischen Nordens dazu, die europäische Culturentwicklung in ihren wichtigsten Umständen zu entziffern, und drei Hauptstufen derselben zu unterscheiden, nämlich das Steinalter, das Bronzealter und das Eisenalter."

Es waren nämlich zwei skandinavische Gelehrte, Thomsen, Director der antiquarischen Sammlungen in Kopenhagen, und Nilsson, Universitäts-Professor zu Lund (Schweden), welche zuerst ermittelten, daß unser gegenwärtig so civilisirtes Europa einst von Völkerschaften bewohnt wurde, welche kein Metall kannten, und in ihrem Leben und ihren häuslichen Einrichtungen viel Uebereinstimmung mit den heutigen Wilden haben mußten. Knochen, Horn und besonders

der Feuerstein ersetzten damals das Metall bei der Anfertigung von schneidendem Geräthe. Es war das Steinalter, das man auch die erste Hauptstufe der Culturentwicklung nennen kann.

„Es scheint, daß der Mensch, als er sich über Europa verbreitete, die Kunst Feuer zu entzünden, mitbrachte. Man kann zwar leicht Feuer erzeugen durch Aneinanderschlagen von Schwefelkies und von Quarz, allein dieses Mittel scheint nur ganz ausnahmsweise in Anwendung gekommen und kaum anderswo beobachtet worden zu sein als bei einem wilden Volksstamm auf Feuerland. Das gewöhnlich angewendete Verfahren bestand offenbar darin, Holz aneinander zu reiben. Aber näher betrachtet, ergibt sich dies als ein Kunstgriff, dessen Erfindung ungemein schwierig gewesen sein muß, und der jedenfalls durch vorangehende Bekanntschaft mit dem Feuer und dem Gebrauch desselben vorbereitet worden war, sei es, daß die Wirkung des Blitzstrahls oder diejenige der vulkanischen Thätigkeit als erste Quelle gedient hatte. *)

„Das Steinalter wird also wahrscheinlich mit einem vielleicht ziemlich langen Zeitraum begonnen haben, während dessen der Mensch das Feuer nicht zu erzeugen verstand.

„Die Erfindung, Feuer auf künstlichem Wege zu erhalten, ist eine der größten Errungenschaften der Menschheit. Das Feuer liegt fast allen Gewerben zu Grunde; es dient dem Wilden, um Bäume zu fällen, so wie dem Culturmenschen, um die Metalle zu verarbeiten. Seine Bedeutsamkeit ist so groß, daß man beinahe sagen möchte ohne Feuer hätte sich der Mensch kaum über den Zustand des Thieres emporgehoben. Dies haben bereits die Alten eingesehen, wie es die Fabel von Prometheus beweist. Was ihr heiliges, ewiges Feuer betrifft, so liegt es wol nahe, dessen Ursprung auf die Zeit zu beziehen, wo die Schwierigkeit, Feuer zu entzünden, dahin führen mußte dasselbe sorgfältig zu unterhalten.

„In Europa kam das Steinalter zu Ende durch Einführung des Bronze. Diese Metall-Legirung besteht aus beiläufig neun Theilen Kupfer auf einen Theil Zinn; sie schmilzt und gießt sich gut, und die geschmolzene Masse erlangt bei langsamer Abkühlung eine ziemliche Härte, geringer als diejenige des Stahls, aber immerhin größer als bei reinem Stabeisen. Es ist also leicht begreiflich, wie das Bronze während langer Zeit zur Anfertigung von schneidendem Werkzeug, von Waffen und von zahlreichen Gegenständen des Leibschmuckes dienen konnte. Deßhalb haben auch die nordischen Gelehrten diese zweite Hauptstufe der Culturentwicklung in Europa sehr zweckmäßig das Bronzealter benannt.

---

*) So allgemein die Annahme von Erzeugung des Feuers durch Reiben auch verbreitet ist, so kann der Verfasser sich von deren Richtigkeit doch überhaupt gar nicht überzeugen. Die Kraft des menschlichen Armes war wol schwerlich jemals im Stande Holz durch unmittelbares Reiben zur Entzündung und zur Flamme zu bringen.



„Das Bronzegeräthe dieses Zeitalters ist, mit unbedeutenden Ausnahmen, nicht geschmiedet sondern stets gegossen worden, oft mit der größten Geschicklichkeit. Sogar die Schwertklingen sind gegossen, und der Hammer (von Stein) kam nur in Anwendung, um der Schneide noch mehr Härte zu geben.

„Das Bronzealter hat also den Bergbau gekannt, welcher dem Steinalter völlig abging. Aber in der Culturentwicklung ist der Bergbau so wichtig, daß ohne dessen Mitwirkung unsere Erde gegenwärtig vielleicht blos von Wilden bewohnt würde. Es ist also wol der Mühe werth, den Ursprung des Bronze näher zu betrachten.

„Kupfer war nicht besonders schwer zu erhalten. Es findet sich zuweilen gediegen oder als reines Metall in der Natur; ferner ist es im vererzten Zustand, das heißt in Verbindung mit andern Stoffen, entweder stark gefärbt oder von auffallendem Glanze, also leicht zu erkennen; dann sind auch die Kupfererze verhältnißmäßig ziemlich gut zu verschmelzen, um das Metall auszubringen. Endlich ist das Kupfer nicht selten; es findet sich, allerdings gewöhnlich vererzt, in den älteren Gebirgsarten der meisten Länder.

„Zinn kommt nicht gediegen vor, aber sein Erz ist schwer, dunkel gefärbt und leicht zu verschmelzen. Wenn das Kupfer ziemlich häufig in der Natur auftritt, so ist hingegen das Zinn um so seltener, und findet sich nur an wenigen Stellen. So gibt es in Europa nur zwei Gegenden, wo gegenwärtig Zinn bergmännisch gewonnen wird, nämlich Cornwall in England und das Erz- und Fichtelgebirge in Deutschland.

„Aber ehe und bevor man dahin gelangte, Kupfer und Zinn zusammenzuschmelzen, mußte man da nicht erst eine Zwischenstufe durchmachen und mit dem Gebrauch des bloßen Kupfers anfangen, besonders bei der Seltenheit des zum Bronze nothwendigen Zinnes? Es hätte alsdann ein Kupferalter zwischen dem Stein- und dem Bronzealter gegeben.

„Dies ist wirklich in Amerika der Fall gewesen. Bei ihrer Entdeckung durch die Spanier besaßen die zwei Culturmittelpunkte, Mexiko und Peru, das Bronze, aus Kupfer und Zinn bestehend, und dazu dienend, schneidendes Geräthe herzustellen. Aber dieser Bronzezeit war ein eigentliches Kupferalter vorangegangen, welches ziemlich lange gedauert haben muß. Die Untersuchungen von Squier und Davis über die Alterthümer des Mississippithales haben eine längst verschwundene, merkwürdige Culturentwicklung wieder ans Licht der Welt gebracht, welche sich durch den Gebrauch des gediegenen, im kalten Zustande verarbeiteten und nicht geschmolzenen Kupfers auszeichnete. Eine solche Verarbeitung im kalten Zustande, nothwendig vermittelst Werkzeug aus Stein, hat ihren guten Grund; es zeigt sich nämlich das reine Kupfer beim Schmelzen dickflüssig und wenig zum Gießen geeignet. Ein eigenthümliches Merkmal des verwendeten Metalls, zuweilen Krystalle von gediegen Silber zu enthalten, verräth seinen

Ursprung und beweist, daß es aus den Gegenden um den Obern See bezogen wurde. Dort, besonders auf Ile Royale, gibt es noch jetzt viel gediegenes Kupfer, wovon einzelne bis 1000 Centner schwere Massen gefunden werden. Man hat sogar in einer Grube der Vorzeit einen großen Kupferblock entdeckt, welchen die Alten offenbar umsonst zu heben versucht hatten, und welchen sie liegen ließen, nachdem sie vermittelst steinerner Aexte und Keile die vorspringenden Theile mühsam abgehauen hatten.

„Der Zeitpunkt dieses nordamerikanischen Kupferalters ist noch unbestimmt; man schließt nur, daß seither wenigstens ein Jahrtausend verflossen sein muß; denn so viel hält man für erforderlich zur Entwicklung des Urwaldes, der jetzt auf den Trümmern jener untergegangenen Cultur wurzelt. Dann haben auch die heutigen Indianer keine Erinnerung, nicht einmal als Sage, von jener merkwürdigen Vorzeit bewahrt. Endlich verdient es Beachtung, daß die Mound-builders, wie die Amerikaner jenes Kupferaltergeschlecht nennen, offenbar der mexikanischen, durch die Spanier zu Grunde gerichteten Cultur vorangingen und dieselbe vorbereiteten. Denn, von Nord nach Süd schreitend, macht sich ein allmähliger Uebergang bemerklich von den alten Erdwerken des Mississippi-Thales zu den neuern Bauten Mexikos, wie sie zur Zeit des Cortes noch im Gebrauch waren.

„In Europa vermißt man die Spuren eines Kupferalters. Es findet sich wol hie und da, als große Seltenheit, ein kupfernes Beil. Aber solche ausnahmsweisen Fälle erklären sich leicht durch die größere Seltenheit des Zinnes, welches, meist aus der Ferne bezogen, bei Störungen des Verkehrs eher abgehen mußte, als das viel verbreitete Kupfer.

„Da sich in Europa ein eigentliches Kupferalter nicht entwickelt hat, so kann man daraus schließen, wie Troyon treffend bemerkt, daß die Kunst, Bronze zu erzeugen und zu verarbeiten, als eine fertige Erfindung aus einem andern Welttheil eingeführt worden ist. Wahrscheinlich ist es irgend eine Gegend des Orients, die zugleich Kupfer und Zinn liefert, wo das Bronze zuerst aufkam und wo sich vermuthlich auch die Spuren eines dem Bronzealter vorangegangenen Kupferalters finden werden.

„Ein anderes Metall, grau und unansehnlich, aber in Wahrheit kostbarer als Gold und Diamant, — das Eisen, — erscheint endlich, einen wunderbaren Aufschwung in der Fortschrittsbahn der Menschheit hervorrufend und bezeichnend für die dritte Hauptstufe der europäischen Culturentwicklung, mit vollem Recht das Eisenalter benannt.

. . . „Mit dem Eisen erscheint in Europa, wenigstens in der nördlichen Hälfte des Erdtheils, das Silber, während das Gold dort bereits im Verlauf des Bronzealters aufgetreten war. Dies ist selbstverständlich; denn das Gold findet sich meist im gediegenen Zustande, während das Silber gewöhnlich aus verschie-

denen Erzen, oft durch ein ziemlich umständliches Schmelzverfahren, gewonnen werden muß.

„Mit dem Eisen erscheint auch zum ersten Mal in Europa das Glas, dann jener kräftige Hebel des Handels, das gemünzte Geld, und endlich das Alphabet, wahre Münze des Geistes, zur mächtigen Förderung und weiten Verbreitung des Gedankens beitragend, und an und für sich hinreichend, um eine neue Zeit großartiger Entwicklung zu bezeichnen. Auch sehen wir von nun an, wie die Geschichte ihre ersten Anfänge feiert, ebenso die Wissenschaften, besonders die Astronomie.

„Die schönen Künste haben ebenfalls mit der Einführung des Eisens in Europa einen neuen und wichtigen Grundzug aufzuweisen, der einen großen Fortschritt andeutet. Bereits im Steinalter, aber mehr noch im Bronzealter, gab sich der Sinn des Schönen durch Verzierung der Töpferwaare und besonders des Metallgeräthes kund. Diese Verzierungen bestehen in Punkten, Strichen, Kreisen und in zickzack-, spiral- und schlangenförmigen Linien. Es sind stets Gebilde von geometrischem Charakter, was jedoch die Reinheit des Styls und eine eigenthümliche aber wirkliche Schönheit nicht ausschließt, wenn auch Darstellungen lebender Wesen, sowol aus dem Pflanzen- als aus dem Thierreich, völlig abgehen. Erst mit der Einführung des Eisens hat die Kunst einen kühneren Schwung genommen, indem sie sich zur Darstellung der Pflanze, des Thieres und des Menschen erhob. Auch hat man bisher in Europa keine Götzen aus dem Bronzealter, ebensowenig aus dem Steinalter aufgefunden. Vermuthlich herrschte in der grauen Vorzeit, wenigstens im Bronzealter, vielleicht auch schon im Steinalter, der Dienst des Feuers, der Sonne und des Mondes."

So weit die allgemeinen Bemerkungen. Die ersten Entdeckungen auf dem bezeichneten Gebiete erfolgten an einigen Küstenpunkten von Dänemark, insbesondere in der Nähe der Fjorde. Man gewahrte ungeheure Muschelhaufen, die sich zuweilen über 1000 Fuß in die Länge, über 100 in die Breite erstrecken, und 5—6 Fuß hoch sind. Die Masse des hier aufgehäuften Materials ist somit colossal. Unter die Muscheln gemengt fand man zerschlagene Thierknochen, rohe Feuersteingeräthe, grobe Töpferwaaren, Kohlen und Asche. Man erkannte darin zunächst Speise- — Küchen- — Abfälle (daher die dänische Benennung Kjoekkenmoedding), herrührend von Menschen die von Muscheln und Fleisch lebten, und die leeren Schalen, die ausgesaugten Knochen bei Seite warfen. Beinahe ebenso wichtige Funde wurden in den Torfmooren Dänemarks gemacht. Was die Kjoekkenmoedding für Kenntniß des Thier-, sind solche Moore für die des Pflanzenreichs. — Drei dänische Gelehrte, der Geologe Forchhammer, der Archäologe Worsaae und der Zoologe und Botaniker Steenstrup wirkten in den Jahren 1850—1856 mit nicht gewöhnlicher Uebereinstimmung zusammen zur Erforschung der Verhältnisse.

Es kann unsere Aufgabe nicht sein, in umfassende Einzelheiten einzugehen. Nur eine Bemerkung, welche auf die Zeit der Entstehung dieser „Küchenabfälle" einiges Licht wirft, wollen wir mit den Worten Karl Vogts („Vorlesungen über den Menschen") wiedergeben: „Die Gegenwart des Auerhahns in den Küchenabfällen beweist, daß das Volk, welches diese bildete, in Dänemark zur Fichtenzeit lebte, und daß seit jener Zeit die Eichenvegetation vorüberging, deren Reste in den Waldmooren vorkommen, und die seither der Buche Platz machte. Man hat Fichtenstämme gefunden, die der Mensch mit Feuer und Stein bearbeitet hatte, und zwischen den Fichtenstämmen Kieselgeräthschaften, welche deutlich die Parallele mit dem Küchenmoder herstellen, während dagegen in Torfmooren, welche der Eichenzeit entsprechen, schöne Bronzegeräthschaften gefunden wurden. Man hat ferner Gräber entdeckt, aus großen rohen Steinblöcken zusammengestellt, in welchen man nur Stein- und Knochengeräthe fand. Die Schädel sind da auffallend klein, sehr rund, das Hinterhaupt sehr kurz, die Augenhöhlen ungewöhnlich klein, die Augenbrauenbogen und Nasenknochen stark hervortretend, und zwischen beiden ist eine so tiefe Einsenkung, daß sie den Zeigefinger eines Erwachsenen aufnehmen kann. Die Schädel gleichen keiner andern europäischen Rasse als einigermaßen den Lappen und Finnen."

Aber nicht blos in Dänemark fand man Ueberreste der bezeichneten Art. In der Schweiz erzählten die Uferbewohner mancher Seen längst von Pfählen, die sich in dem Seegrund eingerammt finden, 30—60 Centimeter in das Wasser emporragen, jedoch in der Regel nicht den Wasserspiegel erreichen. Die Fischer fürchten diese Pfähle, weil dieselben oft genug ihre Netze zerreißen. Wann und wie diese offenbar von Menschenhand herrührenden Anlagen entstanden sind, wußte Niemand. — Aus dem schlammigen Untergrund der Seen hatte man bei niedrigem Wasserstand öfters große Hirschgeweihe und fremdartiges Geräthe von unbekanntem Ursprung herausgezogen; so u. a. aus dem Züricher See im J. 1829. Aber alle derartigen Funde blieben ohne jede weitere Folge. Bei dem niedrigen Wasserstand im Winter $18^{53}/_{54}$ wurden in der Nähe des Ortes Meilen am Züricher See Uferbauten vorgenommen. Bei dieser Gelegenheit zogen die Arbeiter morsche Spitzpfähle aus dem schwarzen Schlamm hervor und fanden außerdem umherliegende Scherben ungewöhnlichen Töpfergeschirrs und Geräthe von eigenthümlicher Art, dabei aber nicht eine Spur von einem Metalle. Ein Mann voll wissenschaftlichen Geistes, Dr. Ferdinand Keller aus Zürich, kam an die Stelle. Er erkannte sofort, daß das plumpe Geschirr uralt, gleichwol aber nicht römischen Ursprungs sei, denn es ist schwarz, unvollkommen gebrannt und nicht auf der Scheibe gedreht, sondern durch die Hand geformt. Die Geräthe, die Waffen und Pfähle hatten nicht minder ein eigenthümlich primitives Aussehen. Sie erinnerten an die Funde in den Torfmooren Skandinaviens. Weitere Forschungen ergaben die Bestätigung. Zwischen dem Vor-

handensein der Pfähle und den Geräthschaften und Waffen bestand ein Zusammenhang. Nur in der Nähe der Pfähle fanden sich diese Dinge. — Alles deutete an, daß man hier Reste, die von menschlicher Thätigkeit herrührten, vor sich habe. Die zwischen den gefundenen Gegenständen aufrecht stehenden Pfähle waren absichtlich und augenscheinlich mit der Bestimmung eingerammt, irgend ein Bauwesen zu tragen. Da der Grund, in den sie geschlagen sind, unter dem mittleren Wasserstande liegt, so mußten diese Bauwesen nothwendig im Wasser aufgestellt worden sein. Es bestanden daher Wohnungen oder Vorrathshäuser, welche an den durch die Pfähle bezeichneten Stellen mit Absicht ins Wasser gebaut worden sind. Das reichliche Vorkommen der gesammelten Gegenstände, so wie die Dicke der sie einschließenden Schichte sprechen genügend dafür, daß diese Niederlassungen bleibende waren. Es hat sonach eine Zeitperiode gegeben, in der sich die Bewohner dieser Gegend Zufluchtsorte wenn nicht Wohnplätze ins Wasser bauten, und dies ist die Periode der Pfahlbauten.

Die Nachforschungen, welche nun alsbald in der ganzen Schweiz stattfanden, führten zu einer Menge gleicher Entdeckungen. Insbesondere erwies sich der Züricher See reich an solchen Ueberresten; aber auch der Neuenburger, dann der Genfer, der Bodensee. Irren wir nicht, so hat man die Reste von Pfahlbauten zuletzt in allen Schweizer Seen entdeckt. Man staunt über die Menge der Gegenstände, welche aus der Pfahlbauzeit blos allein in einer Abtheilung der Züricher Stadtbibliothek, die gleichsam ein eigenes Museum bildet, aufgehäuft sind; ebenso aber auch in einer Anzahl Privatsammlungen. Es entstand eine eigene Literatur über diesen Zweig der historischen Forschung. *) — Würde es auch zu weit führen, wenn wir hier in alle Einzelheiten eingingen, so wollen wir doch einiges Wenige über die durch diese Forschungen weiter erlangten Hauptergebnisse aufzeichnen. Die Pfahlbauten haben in der Schweiz aus der Steinzeit in die des Erzes und Eisens hinüber gedauert. Die Menschen von damals waren (wie die Griffe der Waffen, die Armringe und so ziemlich alle Geräthschaften beweisen) merklich kleiner und schmächtiger als die jetzige Generation. Aber sie entwickelten einen Scharfsinn, eine Geduld, Ausdauer und Geschick in ihren Arbeiten, die wahrhaft in Erstaunen setzen. Die älteste Bevölkerung verschmolz mit den später gekommenen Kelten, welche das Erz (Bronze) in das Land brachten. Noch später erschienen die Germanen, welche das Eisen aus Asien her kannten. Wo Erz und Eisen mangelt, da befanden sich nicht Kelten und Germanen, sondern ältere, frühere Menschenstämme.

Geräthe und Werkzeuge deuten an, daß die Pfahlbautenbewohner ein an-

*) Am Bemerkenswerthesten sind die Schriften von Dr. Ferd. Keller (in den Denkschriften der Züricher antiquarischen Gesellschaft), von A. v. Morlot (im Bulletin de la société vaudoise des sciences naturelles), und von E. Desor („Die Pfahlbauten des Neuenburger Sees). Dazu die oben bezeichnete Schrift von Karl Vogt.

sässiges, somit kein nomadisirendes Volk waren, das Jagd, Fischfang, Getreide- und Flachsbau trieb; denn man fand verkohltes Brod, Leinwand und verschiedenes Gewebe. Das Brod läßt sich noch deutlich als Weizenbrod erkennen, zu welchem die Frucht einfach zerquetscht und das auf einer Steinplatte gebacken wurde. Die aufgefundenen Gewebe bekunden Geschick der Steinmenschen im Spinnen und Weben; denn sie sind theils geknüpft, theils offenbar auf dem Webstuhl gefertigt. Die Fertigkeit aber, aus dem härtesten Gestein durch bloßes Zuschlagen und Schärfen Beile, Messer, Sägen und Waffen aller Art herzustellen, ist bewundernswerth. Knochen und Horn wurden gleichfalls zu solchen Gegenständen gebraucht. Die Gefäße der Steinmenschen aber waren ganz roh und grob; Thon mit vielem Quarz vermischt braunten sie am offenen Feuer; glasiren konnten sie nicht; einfache Linien und Punkte erscheinen als einzige Verzierungen, nur sind die Gefäße häufig mit Röthel oder Graphit bemalt. — Als lebender Begleiter der Steinmenschen erscheint der Hund, als das älteste Hausthier. Dazu kommt das sog. Torfschwein, das Anfangs wol gejagt, später aber gezüchtet wurde, dann eine kleine Rindviehart, Schafe und Ziegen. Pferde kannte man nicht. Jagdthiere waren der niegezähmte Bisam, der Ur, der Stammvater der friesischen Rindviehrasse und andere, die wir jetzt noch jagen. Zu den Bauten im Wasser hatten sie an ungefähr 7 Fuß tiefen Stellen in den Schlamm Pfähle eingerammt oder bei felsigem Boden mit Steinen befestigt. Darüber quer wurden andere Stämme gelegt, und auf diesen stand die eigentliche Pfahlhütte aus Holz. Wo nun solche Hütten in den See gebaut waren, da liegen in der Culturschicht mannichfaltige Gegenstände, deren sich die Steinmenschen bedienten: Ueberreste ihrer Kost, Haselnußschalen, Kerne von Himbeeren. Da wo Brände die Pfahlbauten zerstörten, findet man halbverkohlt und darum besser erhalten: Brod, gedörrtes Obst, Getreide u. A. Endlich zeigen sich da auch die Waffen und Werkzeuge aus Stein: wie Hämmer, Lanzen, Meisel, Beile; aus Knochen und Horn: Nadeln, Pfriemen und Pfeilspitzen; Speisereste von Schweinen, Rindern, Steinböcken, Füchsen, Wölfen, Bären. Die Geschirre zeigen, daß die Steinmenschen zum Kochen schon das Feuer benützten. Von Schriften oder Münzen entdeckt man nichts. Es finden sich auch Waffen aus einer Gesteinart, dem Nephrit, welches Mineral in großen Massen nur in Hochasien und auf Neu-Seeland gefunden wird. Dieses Gestein scheint also durch Handel und Tauschverkehr nach der Schweiz gekommen zu sein, wie auch der Bernstein von der Ostseeküste schon in den ältesten Zeiten seinen Weg nach Indien nahm. Es scheinen daher schon damals Handelsbeziehungen unter den Völkern des äußersten Ostens und Westens bestanden zu haben. — Die Bronzezeit ist durch entschiedene Fortschritte der Cultur ausgezeichnet. Die Menschen besaßen Schmuck und Waffen aus diesem Metall. Von der Stein- zur Bronzezeit zeigen sich Uebergänge, so daß also die Steinmenschen nicht gewalt-

sam von den Bronzemenschen besiegt oder vernichtet worden zu sein scheinen. Die Thongeschirre der Bronzemenschen, noch roh und unglasirt, sind doch schöner gestaltet und reicher verziert. Neben Steingeräthen findet man Aexte, Waffen, Nadeln, Angeln, Ringe, Haarnadeln, Kleiderhaften nach Art unserer Broschen aus Bronze. Die Verzierungen auf Waffen und Schmucksachen bestehen aus Zickzacklinien, auch zeigt sich die Spirale. Man sieht Ketten aus Bernsteinkugeln und Ohrringe aus Golddraht. Noch läßt aber kein Götterbild auf eine Religion, oder lassen Schriften oder Münzen auf ein höheres geistiges Leben schließen. Die Bronzemenschen verbrannten ihre Todten. — Aus dieser Periode gelangen wir in die Eisenzeit, in der das Eisen bekannt und im Gebrauche war. Den Uebergang in diesen letzten vorhistorischen Zeitabschnitt charakterisirt der Fortgebrauch der Bronze zu Schmuck, während das Eisen zu Waffen und Schneidewerkzeugen verwendet wurde. Die Pfahlbauten kommen selten vor, nur ausnahmsweise scheinen die Eisenmenschen sich ihrer bedient zu haben; die Masse des Volkes wohnte auf dem Lande. Man findet breite Schwerter mit fast römischer Verzierung, auch Lanzenspitzen von mehr als einem Schuh Länge. Die Thongeschirre sind jetzt schön geformt und gut gebrannt, auch mit Thiergestalten und Pflanzenformen verziert. Es findet sich die Schrift, und zum ersten Male zeigen sich Münzen. So offenbart sich in Allem ein entscheidender Fortschritt der Eisenmenschen.

Einer der ausgezeichnetsten Naturforscher der Schweiz (Prof. Heer in Zürich) hat die Pflanzen aus der Pfahlbautenzeit wissenschaftlich untersucht. Er unterschied nicht weniger als 115 Pflanzenarten. Schon aus der Steinzeit sind drei Sorten Weizen (darunter eine kleinkörnige aber mehlreiche Art — Pfahlbauweizen genannt), zwei Sorten Gerste, zwei Hirsearten *c.* ermittelt. Als Ackergeräthe scheint der Pflug noch völlig unbekannt zu sein; den Boden durchfurchte man mit scheibenförmigen, in der Mitte an einem Stiel befestigten Schaufeln und mit aus Hirschhorn verfertigten zweigabeligen Karsten. Das Stroh ward zu Geflechten benützt. Die Mahleinrichtung ist uns aus den zahlreichen Mühlsteinfunden bekannt. Sie war noch sehr roh: zwischen zwei glatten Steinen wurden die Körner zerquetscht, und dies höchst unvollkommen, wie die erhaltenen Brodreste durchgehends beweisen. Doch hat man dreierlei Brode bereitet, — freilich alle Sorten schlechter als der geringste Pumpernickel. Die Kleie ward vom Mehle nicht geschieden. — Da sich Roggen nirgends findet, so folgert man, daß die Pfahlbaubewohner zu den Völkern Osteuropas, welche vorzugsweise gerade diese Fruchtart pflanzten, in keiner Beziehung gestanden seien. Dagegen scheinen alle Culturpflanzen auf eine Verbindung mit den Mittelmeerländern zu deuten und alle Getreidearten daher gekommen zu sein. Die Pfahlbauleute hatten dieselben Brodarten wie die alten Aegypter; sie kleideten sich auch in dieselben Stoffe, denn wie bei ihnen spielte ja in Aegypten der Flachs

die Hauptrolle unter den Gewebepflanzen. Die große Zahl von Getreidearten schon in der Steinzeit, dann der ausgedehnte Flachsbau und die Leinwandindustrie, so wie der ganze Culturzustand des Volkes beweisen, daß demselben eine lange Entwicklungsperiode vorangegangen sein muß. Da uns im Morgenlande zur Zeit Homers und Davids dieselben Culturpflanzen entgegentreten, so hält der Schweizerische Gelehrte, dem man diese Erforschungen verdankt, für wahrscheinlich, daß die Pfahlbauten, welche Bronze enthalten, ungefähr aus der eben bezeichneten Periode stammen, während die Pfahlbauten aus der Steinzeit entschieden älter sein müssen.

Die sonach jedenfalls sehr alten Pflanzenreste gewähren nebenbei ein schätzbares Material zur Prüfung der Frage, ob eine Umänderung der Pflanzenarten in der historischen Zeit erfolgt sei. Für die wildwachsenden Pflanzen wird die Frage verneint. Die genaueste Untersuchung dieser wildwachsenden Pflanzen zeigt eine überraschende Uebereinstimmung mit den jetzt noch vorhandenen Arten; selbst kleine Formabweichungen haben sich erhalten (so bei der Seerose, der Föhre, der Schlehe, der Haselnuß ꝛc.). Es ist bemerkenswerth, daß Prof. Unger bei Untersuchung der altägyptischen Pflanzen zu dem gleichen Ergebnisse gelangt ist. Anders verhalten sich aber die Culturpflanzen. Wenn auch bei einigen derselben keine Unterschiede nachweisbar sind (wie beim sogen. Binkelweizen und der dichten sechszeiligen Gerste), so muß doch für die große Mehrzahl der Arten anerkannt werden, daß sie auf keine der jetzt lebenden Formen so genau passen, um denselben eingereiht zu werden. Die kleine keltische Bohne, die Erbse, die kleine Pfahlbaugerste, der ägyptische, dann der kleine Pfahlbauweizen und der Emmer stellen eigenthümliche, wie es scheint, erloschene Rassen dar. Der Mehrzahl nach liefern sie kleinere Samen als die jetzt cultivirten Arten. — Die Flora der Pfahlbauten deutet somit an, daß alle durch des Menschen Hand cultivirten Pflanzen entweder bis auf einen gewissen Grad vortheilhaft umgewandelt — oder durch bessere Sorten ersetzt wurden, während die wilden Gewächse noch in denselben Formen sich bewegen wie vor Tausenden von Jahren.

Zu einer Berechnung des Alters der Pfahlbauten fehlt es an bestimmten Anhaltspunkten. Es sind nur sehr unsichere Schätzungen möglich. Die vorliegenden weichen denn auch stark von einander ab. Troyon nahm für die Pfahlbauten von Uttins bei Yverdon (Neuenburger See) nicht mehr als etwa 34—35 Jahrhunderte an. Gilleron führt die an der Zihlbrücke (zwischen dem Neuenburger und dem Bieler See) auf mindestens 67 Jahrhunderte zurück. Morlot endlich, den ein Eisenbahneinschnitt durch den Schuttkegel der Tiniere am Genfer See die Spuren von drei deutlich übereinander liegenden Schichten aus der römischen, der Bronze- und der Steinperiode erkennen ließ, berechnete, daß die Bronzezeit mindestens 29 bis 42, die Steinzeit mindestens 48 bis 70 Jahrhunderte von der unsrigen entfernt zu sein scheine. — Auch die am wenigsten

in hohe Zahlen sich versteigende Untersucher wie Heer finden es außer Zweifel, daß die Pfahlbauten jedenfalls über 2000, wahrscheinlicher aber über 3—4000 Jahre alt seien. (Jedenfalls lebten die Helvetier des Cäsar nicht mehr als Pfahlbautebewohner.) — In der letzten Zeit (1866) hat man in den Torfmooren des Jura kleine Eisenschmelzösen in einer Tiefe gefunden, welche, nach Vogt, auf ein Alter von 6000 Jahren schließen läßt. Um wie viel weiter würde darnach die Bronze- und gar die Steinperiode zurückreichen.

Wir sind bei den Pfahlbauten in der Schweiz darum so lange verweilt, weil sie am sorgsamsten durchforscht sind. Aber auch in andern Ländern entdeckte man solche Pfahlbauten und ebenso Reste eines Eisen-, Erz- und Steinzeitalters. So im Starnberger See (Oberbayern, wo die Roseninsel durch die Anschwemmung an einer Pfahlbaute entstanden zu sein scheint), in Oesterreich (z. B. bei Hallstadt), in Mecklenburg, dann in Ungarn, Oberitalien und Frankreich.

Hieran reihen sich fernere, sogar noch viel weiter reichende Entdeckungen.

Ohne Zweifel hat man auch in früheren Zeiten Funde in der Erde gemacht, welche ein unendlich höheres Alter des Menschengeschlechts als das gewöhnlich angenommene, zu beweisen geeignet waren. Aber einestheils gebrach es an den nöthigen Kenntnissen, um diese Entdeckungen zu würdigen, anderntheils hinderten kirchliche Vorurtheile die Ausbildung der Wissenschaft selbst bis zu dem Grade, daß ein richtiges Verständniß der augenscheinlichsten Thatsachen unmöglich blieb. Erst in den jüngsten Jahrzehnten gelang es, den alten Bannkreis mit vollem Erfolge zu durchbrechen.

Im Jahre 1828 waren in Südfrankreich Höhlen entdeckt worden, in denen Zähne und Knochen von Menschen mit rohem Töpferwerk und Resten ausgestorbener Thierarten in eine einzige feste Masse zusammengeschwemmt waren. — Einige Jahre später fand Dr. Schmerling in Höhlen bei Lüttich Gebeine und Schädel von Menschen in Tropfsteingebilden und in Lehm, mit Resten von Mammuth, Höhlenbären und andern ausgestorbenen Thieren zu einer dichten Masse verbunden; mitten darunter auch Pfeilspitzen von Stein, Gegenstände aus abgeschliffenen Knochen und Hirschgeweihen u. dgl. — Im Jahr 1841 entdeckte man bei Menchecourt in der Nähe von Abbeville im Erdreich der von den Geologen so bezeichneten vierten, der jetzigen vorgängigen Erdperiode, einen rohbehauenen Kieselstein, der unleugbar in dieser Gestalt das Werk der Menschenhand war. Bald darauf fand man im Boden des Marsfeldes zu Abbeville, mitten unter Resten urweltlicher Thiere, mehre solcher behauenen oder abgeschliffenen Steine, die als Waffen oder als Hausgeräthe gedient zu haben scheinen; sie sind roher bearbeitet als die gewöhnlichen Geräthe aus der Steinzeit. — Im Jahre 1844 fand der Naturforscher Aymard auf dem Berge la Denise bei der Stadt Puy in einem Felsblock vulkanischen Ursprungs menschliche Gebeine; sodann in anderm ähnlichem Gesteine des nämlichen Berges Reste von Elephan-

ten, Nashörnern, Mastodonten. Dies deutete bereits auf das gleichzeitige Vorhandensein des Menschen mit jenen „vorsündfluthlichen" Thieren. Ein unmittelbarer Beweis ergab sich 1853, indem man Beile und andere Gegenstände von behauenem oder abgeschliffenem Stein in einer Kies- und Sandlage, und zugleich Reste solcher Thiere aus der vierten Erdperiode entdeckte. Auch anderwärts führten Nachforschungen zu ähnlichen Ergebnissen, so in verschiedenen Gegenden Englands, namentlich in der Kent's Höhle in Devonshire.

Die wichtigsten und überzeugendsten Entdeckungen erfolgten indeß erst seit 1860. Bei Aurignac im franz. Departement der Ober-Garonne fanden sich bei Eröffnung einer Höhle eine Menge Menschenknochen, Zähne urweltlicher Thiere, Waffen und Geräthe aus Stein, und 18 aus Muscheln gearbeitete, in der Mitte durchbohrte Scheibchen, die zu einem Arm- oder Halsband gehört zu haben scheinen. Ein Theil der Knochen zeigte sich mit dem Gestein verbunden. Auseinandergebrochene, gespaltene und selbst angebrannte Knochen ausgestorbener Thierarten lagen in der Höhle unter festgestampfter Erde; man konnte erkennen, daß wilde Thiere nie ihr Lager in der Höhle gehabt. Außerhalb der Höhle fanden sich: eine schwärzliche Schichte aus Asche und Kohle gebildet, dann die Spur eines Feuerherdes, endlich Elephantenzähne und von denselben losgelöste flache Stücke. Man hatte wol eine uralte Begräbnißstätte von Menschen vor sich.

Eine durch Ueberreste erwiesene Rennthierzeit im Westen unsers Erdtheils, namentlich in Frankreich, hat sich, wie besonders neuere Funde bei Schussenried in der Gegend von Ravensburg zeigen, auch über einen Theil von Deutschland erstreckt, wo das Eis zur Gletscherzeit sich nördlich der Alpen bis zur Donau, ebenso wie südlich bis zum Po, vorschob. Bei Schussenried fand man unter einer Dammerde-Ablagerung von 3 Fuß Mächtigkeit eine Torfschichte von 4, und unter dieser eine Kalktufflagerung von 6 Fuß, und in der letzten, unter schwarzem Moder, Knochen von Renn- und andern jetzt nur noch im Norden zu findenden Thieren, wie Vielfraß und Eisfuchs, und dabei eine Menge zerbrochener Instrumente, ihrer Bearbeitung nach der zur Rennthierzeit in Frankreich üblichen entsprechend.

Die Entdeckungen aus der Steinzeit dehnen sich übrigens bereits sehr weit aus. Selbst tief unter den Trümmern von Ninive und in den Anschwemmungen des Nil hat man Geräthe mancherlei Art aus dieser weit entfernten Periode aufgefunden; deßgleichen in Assam in Hinterindien. So scheint es denn, daß alle alten Völker eine Steinperiode durchzumachen hatten. *)

*) Auf dem im Sommer 1867 zu Paris abgehaltenen Internationalen Congreß für vorhistorische Anthropologie und Archäologie, und zwar in der Sitzung vom 17. Aug., berichtet Abbé Bourgeois über Fünde in den Miocänschichten des Departements Maine und Loire, und Loir-et-Cher. Dort seien Steinwerkzeuge, viel roher als die bisher gefundenen, entdeckt worden. Fünde an zwei Orten führten darnach die Existenz der Menschen



Somit ist eine neue historische Welt für uns entdeckt, von der die Geschichtschreiber auf der alten Grundlage keine Ahnung besaßen, und aus der sich über die Entwicklung der Menschheit und der Cultur noch gar manche belehrende Aufschlüsse ergeben dürften.

Chinesen.

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung tritt uns hier entgegen. Ein Volk mongolischen Stammes hat eine von jeder andern höchst verschiedene, dabei aber sehr bedeutende Cultur entwickelt, und zwar schon viel früher als die meisten der hervorragenden Stämme anderer Rassen. Diese mongolische Nation hat einen Staat gegründet, der nicht nur jetzt eine weit größere Menschenmenge umfaßt als jedes andere Reich, das die Geschichte kennt; sondern dieser Staat erfreut sich auch einer Dauer wie gar kein anderer, und dies in jenem Asien, in welchem gewaltige Reiche mit fabelhafter Schnelligkeit erstehen, um wo möglich noch schneller wieder zusammen zu brechen. Griechen und Römer zwar wußten nichts von diesem Volk und seinen Zuständen; dennoch steht es außer Zweifel, daß die Chinesen schon zur Griechenzeit und selbst noch viel früher einen hohen Grad von Cultur erreicht hatten.

Nach den chinesischen Angaben reicht die Geschichte dieses Volkes auf mindestens 5000 Jahre hinauf. Beruht nun auch der Anfang ihrer Erzählungen durchaus auf Mythen, so finden wir doch schon ungefähr 2300 Jahre vor unserer Zeitrechnung hier einen ausgebildeten Staatsorganismus. Wie zur Zeit der Pyramidenerbauer das ganze ägyptische Wesen schon entwickelt erscheint, so tritt uns zu Anfang der sichern traditionellen Geschichte Chinas unter Yao und Schün auch das chinesische Wesen und zwar unter einer Feudalverfassung entgegen. Die eigentliche Geschichte wird allerdings erst seit der Zeit von Confucius Tschün-thsieu, 722 vor unserer Zeitrechnung, in ihren Angaben glaubwürdiger. Allein dieselben gewähren auch in dieser Periode noch viel weniger als unsere mittelalterlichen Chroniken ein Bild der Zustände und der Entwicklung des Volkes. Eine Liste von Herrschernamen und Lobpreisungen auf diese Fürsten sind das nicht, was wir in der Geschichte suchen. Doch muß (nach den Ergebnissen der Forschungen J. H. Plaths in den Abhandlungen der bayer. Academie der Wissenschaften) allerdings angenommen werden, daß die Erweiterung unserer Kenntniß der chinesischen Literatur noch viel Licht auch über die ältern Zustände dieses merkwürdigen Volkes verbreiten wird.

Dermalen haben wir diese eigenthümliche Cultur vor uns, wie wenn sie,

noch gewaltig weit über die jüngern Gesteinschichten, bis in die Mitte der Molasse-Periode. Der Mensch lebte unter einer ganz andern Thier- und Pflanzenwelt als bis dahin die kühnsten Forscher annahmen; er war Zeitgenosse des Dinotherium, Halitherium und eines mindestens eben so großen aber noch weit menschenähnlicheren Affen als der Gorilla, des Dryopithecus Fontani.

nach Erlangung eines hohen Grades der Ausbildung, geradezu verknöchert und versteinert worden wäre. Wir können uns das ganze Chinesenthum, wie es thatsächlich heute noch besteht, gar nicht denken ohne den Begriff der starrsten Stabilität. Und doch muß ein reges, rühriges Leben wol Jahrtausende hindurch in diesem Volke gewaltet haben, ehe es den Standpunkt erlangte, in welchem eine solche Versteinerung stattfand. Aber wann und wie sie herbeigeführt oder nur möglich wurde, dies ist für uns ebenso ein Räthsel wie die frühere Entwicklung.

Schon vor etwa 4000 Jahren besaßen die Chinesen ihre Silbenschrift, — jedenfalls so früh als irgend ein anderes bekanntes Volk. Sie zählten und rechneten nach dem Decimalsysteme. Um das Jahr 934 vor unserer Zeitrechnung entstand bei ihnen eine wenn auch unvollkommene Art des Bücherdrucks (es war ein wirklicher Druck, aber vermittelst unzerlegbarer Holztafeln, sonach nicht mit einzelnen Lettern). In der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christus verfertigten sie bereits ebenso gutes Papier wie heute (vordem schrieben sie auf Bambustafeln) und besaßen somit ein Schreibmaterial wie es die Bewohner Europas erst mehr als anderthalb Jahrtausende später erfanden. Ebenso kannten und benützten sie bereits bei ihren Seefahrten einen eigenthümlichen Compaß.

Auch in ausschließlich geistigen Dingen blieben sie nicht zurück. Die Religionsstifter schon vor Kong fu tse (Confucius, etwa 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung) scheinen von forschendem philosophischem Geist erfüllt gewesen zu sein. Der wichtigste Inhalt der Schriften dieser alten Religionslehrer wird folgendermaßen angegeben: „Sie schreiben einstimmig die Bildung des Weltalls einem intelligenten allmächtigen Wesen zu, das sie Vernunft (Tao) nennen; diese ist unkörperlich, unermeßlich, anfang- und endlos; sie dehnt sich aus über Himmel und Erde, über alle Theile des Raumes. Ihre unendliche Feinheit verhindert es, sie zu fassen. Sie schließt in sich die beiden Principien, das Große und das Kleine, das Licht und die Finsterniß, das Schwache und das Starke. Die Gestirne verdanken derselben ihren Glanz, die Berge ihre Höhe, der Abgrund seine Tiefe. Diese Vernunft ist sich Selbstgrund, die innerste Natur und das Wesen der Dinge, der Herrscher, der alle Bewegungen des Weltalls leitet." — Auf dieser Grundlage entstand denn auch die Lehre des Confucius, nur ist sie noch nüchterner, mehr unmittelbar nach materieller Nützlichkeit strebend. Später breitete sich neben dieser Lehre, von Indien her, der Buddhaismus aus (siehe darüber S. 55). — Bei solcher Grundlage der religiösen Anschauung begreift es sich, daß jeder Religionszwang beseitigt blieb. Aber welche Zeiträume und welche Entwicklungsphasen waren nothwendig, bis ein Volk einen solchen Standpunkt erreichen und insbesondere zu solcher Toleranz gelangen konnte!

Den Ergebnissen der verdienstlichen Forschungen von Plath über das alte China entnehmen wir folgende Notizen: Die Chinesen sind kein einge-

wandertes Culturvolk. Aus rohem Zustande heraus haben sie sich entwickelt. In geschichtlicher Zeit erscheinen sie immer als friedliche Ackerbauer. Kein eroberndes Volk, verabscheuten sie den Krieg und kämpften nur gezwungen. Die älteste noch vorhandene amtliche Reichsbeschreibung und Angabe der Steueranlage nach den einzelnen Provinzen stammt schon von dem Kaiser Yü, der 2205 bis 2198 vor unserer Zeitrechnung regierte. Das Gesetz, auch das religiöse, wurde nicht, wie bei den Indiern und Juden, für eine unmittelbare Offenbarung Gottes angesehen. „Der Himmel redet nicht, sondern er gibt seinen Willen nur durch das Volk oder die Menschen zu erkennen." Bei aller Unterwürfigkeit gegen den Kaiser galt gleichwol schon vor tausenden von Jahren nicht etwa blos eine Art Ministerverantwortlichkeit, sondern selbst das Recht des Widerstandes gegen tyrannische Herrscher, und zwar bemerkenswerther Weise mit einer dem heutigen Constitutionalismus geläufigen Fiction. Der letzte Kaiser aus der ersten Dynastie ward verbannt, der letzte aus der zweiten Dynastie hingerichtet. Meng-tseu erwiederte auf die Frage: „Darf denn ein Unterthan seinen Fürsten tödten?" folgendermaßen: „Wer die Tugend verletzt heißt ein Räuber; wer das Recht verletzt ein Tyrann; ein Räuber und Tyrann aber sind immer nur Privatleute. Ich habe gehört, daß Scheu (letzter Kaiser aus der zweiten Dynastie) als Privatmann getödtet wurde, ich habe aber nicht gehört, daß er als Fürst ermordet worden sei." — Trotz der gewaltig hohen Stellung des Kaisers und der vormaligen Feudalfürsten dem Volke gegenüber, blieben Alle stets untergeordnet den gesetzlichen Vorschriften der weisen Vorfahren, und zwar bis in die kleinsten Einzelheiten; sonst war das Recht zum Aufstande gegeben und es erfolgte der Sturz der Dynastie.

China war in den frühesten bekannten Zeiten (unter den beiden ersten Dynastien) eine Art Mittelding zwischen einem feudalen Föderativ- und einem Einheitsstaate. Beim Verfalle der Kaisermacht usurpirten die Vasallenfürsten viele Hoheitsrechte. Erst in später Zeit bildete sich der wirkliche Einheitsstaat aus.

Obwol China von Alters her für einen gesetzlich geordneten Staat gilt, ist gleichwol kein altes Gesetzbuch vorhanden. Indeß wissen wir aus den frühen Zeiten namentlich, daß es keine Privatsklaven, sondern nur Staatssklaven gab, d. h. zur Zwangsarbeit für allgemeine Zwecke auf bestimmte Zeit verurtheilte Verbrecher. Die Privatsklaverei kam erst unter der fünften Dynastie Han auf, als nach einem durch ungeheuere Kriege herbeigeführten Elend den Eltern das Verkaufen ihrer Kinder erlaubt wurde.

Das alte China kannte keinen Privat-Grundbesitz. Alle Ländereien waren Staatseigenthum. Davon wurde eine Anzahl Aecker an einzelne Familien unter der Bedingung überlassen, daß sie eine gleiche Ackerzahl für den Staat zum Unterhalt der Beamten gemeinsam bebauten. Um das Jahr 600 vor Chr. ward das System des Privatgrundbesitzes ziemlich allgemein.

Von früher Zeit an glaubte die Regierung alles anordnen, leiten und beaufsichtigen zu müssen. So gab es schon vor Jahrtausenden ein Policeiwesen, das manchen neuzeitlichen Policisten in Erstaunen und Bewunderung versetzen dürfte. Schon damals hatte man in China z. B. ein vollendetes Paßwesen; ohne Paß ward Niemand zu einem Stadtthore hinausgelassen; auch die einzelnen Quartiere der Städte fanden sich durch Thore abgesperrt. Zog ein Einwohner nach einem andern Stadttheile, so begleitete ihn der Vorstand der Gruppe von Fünf, um ihn seinem neuen Vorstand zu übergeben. —

In welchem Zustand erblicken wir jetzt diese nämliche Nation, welche vordem so strebsam gewesen sein muß und damals so bedeutende Culturfortschritte erlangte? Seit Jahrtausenden (man glaubt seit etwa 2500 Jahren) herrscht im Staatswesen, in den Ideen und in der Gewerbsthätigkeit eine so viel möglich vollständige Stagnation. An die Stelle der früheren verschiedenen Staaten ist ein Einheitsstaat mit einer alle Vorgänge und alle Thätigkeit noch ganz anders als vordem beaufsichtigenden, leitenden, Neuerungen verbannt haltenden Centralisation getreten. Das System des blinden kindlichen Gehorsams (nicht ganz richtig das patriarchalische System genannt) findet sich in der maßlosesten Ausdehnung entwickelt. Einen Adel gibt es zwar nicht; die „Gelehrten" sollen regieren; in Wirklichkeit aber lastet blos die gleiche Knechtschaft auf allen Theilen der Nation. Die Poesie, wie wir sie verstehen und schätzen, ist verbannt; für sie hat das Chinesenthum keinen Sinn. Das Princip der materiellen Nützlichkeit ward unbedingt und überall vorangestellt. Wohin dasselbe in so krasser, beschränkter Auffassung führt, davon gibt das heutige China ein sprechendes Beispiel. Die Volksmenge des Landes soll zwar auf mehr als 500 Millionen Menschen gestiegen sein. Es fehlt aber jeder höhere und edlere Aufschwung. Es besteht Polygamie; das Weib ist Sklavin, und das Aussetzen der neugeborenen Kinder gehört zu den nationalen „Sitten", wie man es nennen möchte. Auch nur ein Widerspruch gegen die Befehle von oben wird aufs Furchtbarste bestraft.

Aber ist dieser ganze Zustand ein menschenwürdiger, ein menschenbeglückender? Es ist den Chinesen nichts geblieben als die Kenntniß dessen, was ihre verständigeren Vorfahren erdacht und erfunden; sie ahmen es nun mechanisch nach. Außerdem findet sich in ihnen ein Dünkel entwickelt, daß sie der Mittelpunkt der Welt, die Centralnation der Erde seien, während sie sich doch bei jeder Gelegenheit vor den „rothborstigen Barbaren" Europas beugen müssen.

Gerade in der jüngsten Zeit beginnt jedoch eine sociale Revolution bei diesem großen, fleißigen und bildungsfähigen Volke sich zu entwickeln, die eine gewaltige Umgestaltung vorhersehen läßt. Diese Revolution wird weniger durch die Waffenerfolge der Europäer bewirkt werden, als dadurch, daß Hunderttausende chinesischer Arbeiter des Erwerbes wegen nach andern Ländern, be-

sonders Australien und Californien wandern, dort neue Dinge sehen, neue Begriffe fassen, und schließlich die erlangten Kenntnisse in ihre Heimath tragen und daselbst in allen Schichten der Bevölkerung verbreiten. Die Stagnation von Jahrtausenden wird somit im Princip wol in wenigen Jahrzehnten gebrochen werden.

Indier.

Obwol die Indier unzweifelhaft zu den ältesten Völkern gehören von denen Kunde zu uns herabgelangt ist, wissen wir doch sehr wenig von ihrer früheren Geschichte. Die einheimischen Quellen erzählen Mythen und Fabeln, die älteren Schriftsteller der Griechen und Römer aber reden von Indien wie von einem Lande, aus dem man durch Hörensagen mährchenhafte Dinge vernommen hat. Herodot weiß von den dortigen Gold suchenden Ameisen, und Diodor von dem Siegeszuge der Semiramis (angeblich 2050 Jahre vor dem Beginn unserer Zeitrechnung) zu erzählen. Die ältesten glaubwürdigen Angaben von dieser Seite verdanken wir Arrian. Obwol beinahe ein halbes Jahrtausend später als sein Held, der thatenlustige und eroberungssüchtige Alexander lebend, besaß er doch werthvolle Mittheilungen über dessen Heereszug nach Indien. Indeß war selbst Alexander kaum über die Grenze der vorderindischen Halbinsel gelangt. — Von den einheimischen Quellen sind die Religionsbücher, die Veda's, wol am ältesten. Hat man auch ihr Alter früher bedeutend zu hoch hinaufgesetzt, so läßt sich doch annehmen, daß sie vor beiläufig drei Jahrtausenden verfaßt wurden. Sie enthalten religiöse Vorschriften, allein keine Geschichte. Am wichtigsten für die Kenntniß der Socialzustände im alten Indien sind die sogenannten Gesetze Manu's (in der zu Calcutta veranstalteten englischen Uebersetzung von Sir Will. Jones unter dem Titel veröffentlicht: Institutes of Hindu-Law: or the ordinances of Menu). Obgleich jünger als die Veda's, wird doch ihr immerhin bedeutendes Alter u. a. durch den Umstand bestätigt, daß sie die Wittwenverbrennung noch nicht kennen, während dieselbe schon zur Zeit der Invasion Alexanders feststehende Sitte war. Wahrscheinlich stammen sie aus der Mitte des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, bezeichnen also die Verhältnisse vor dritthalb Jahrtausenden. — Die alten dramatischen Werke der Indier geben für unsern Zweck nur geringe Ausbeute, und die Baudenkmäler, welche man den altägyptischen an die Seite setzen wollte, sind nach neueren Untersuchungen (insbes. von Ram Raz, Essay on the Architecture of the Hindus) nur Nachahmungen der römischen Architektur in der Zeit ihres Sinkens, etwa in der Periode Diocletians. — Die von den Bramanen aufgestellte Quasi-Chronologie entbehrt jedes historischen Werthes. Darnach wäre die Periode der Vollkommenheit die erste gewesen; sie hätte 4800 Götterjahre oder 1'728,000 Menschenjahre umfaßt. Hierauf sei die der vollkommenen

Pflichterfüllung mit 3600 Götter- oder 1'296,000 Menschenjahren gekommen. Ihr sei die Periode des Zweifels mit 2400 Götter- oder 864,000 Menschenjahren gefolgt. Die vierte Periode wäre die noch fortdauernde der Sünde, welche 1200 Götter- oder 432,000 Menschenjahre dauern soll.

Geschichtlich läßt sich annehmen, daß etwa 1300 Jahre vor unserer Zeitrechnung die Stämme der Indier im Gangeslande zu festen und größeren Staatsbildungen gelangten. Damals erhielt das friedliche Leben über das kriegerische allmählig das Uebergewicht. Es entstanden größere Städte und die verschiedenen Zweige der Cultur kamen zu höherer Entwicklung. Aber Jahrtausende zuvor mußte der Menschengeist gearbeitet haben, um die dazu nöthige gewaltige Vorstufe zu erklimmen.

Die Grundlage aller socialen Einrichtungen in Indien bildet das Religionswesen. Der Zweck desselben war unzweifelhaft vom Anbeginn die Herstellung einer gewaltigen Priestermacht, der zur Seite sich bald der Fürstendespotismus entwickelte.

Die älteste und weitaus im größten Theile des Landes herrschende Religion ist die Brama's. Auch sie besitzt aus fernen Zeiten eine Art philosophischer Begründung. Es gibt eine Alles umfassende Weltseele. Die Welt in ihrer jetzigen Gestalt ist von der dem Brama-Ei entstiegenen Gottheit erschaffen. Diese hat zugleich eine Ordnung eingesetzt, nach der die Welt von selbst auf ihrem Gange sich fortbewegt. Zeitweise zwar entsteht Störung und Stockung; dann aber kommt Gott selbst der Erlösung wegen auf die Erde herab und zwar erfolgt seine Fleischwerdung (Incarnation) in Menschen- oder Thiergestalt. Eine Menge von Erscheinungen in dem Bramacultus sind so, daß man unbedingt annehmen müßte, sie seien eine Nachahmung, ein wahres Plagiat des Christenthums, wenn der Bramaismus nicht unzweifelhaft und weitaus der ältere der beiden Culten wäre, also lange vor dem Christenthum bestanden hätte. Wir begegnen hier der Trinität, Trimurti = Dreigestaltigkeit. Deren Glieder sind: Brama der Schöpfer, Wischnu der Erhalter, und Siva oder Schiwen der Zerstörer. Wischnu ist es, der zeitweise auf die Erde kommt, um die gestörte Ordnung wieder herzustellen. Seine letzte Incarnation vollzog er unter dem Namen Chrisna, Krischna. In einem uralten Singspiele, das alljährlich noch zur kirchlichen Feier dramatisch aufgeführt wird, der Gita Govinda des Jajadeva werden die Mysterien der Menschwerdung durch die Hirten in einer, verschiedener Reminiscenzen wegen für christliche Leser sehr eigenthümlichen Weise gefeiert. — Außer der Trinität gibt es noch eine Unzahl Götter und Göttinnen verschiedenen Ranges, zusammen angeblich 330 Millionen mit Einschluß der göttlichen Diener und Dienerinnen Auch Thiere und Pflanzen werden als heilig verehrt, namentlich Kühe, dann Affen, Hunde, Schakals, Vögel; ferner Gewässer, besonders der Gangesstrom. Die ursprünglich rein geschaffenen Menschen sind von Brama

abgefallen. Das Leben ist ihnen nur gewährt, damit sie sich durch eigene Kraft wieder zur Reinheit emporschwingen können. Nach der Güte oder Schlechtigkeit der Verstorbenen kommt deren Seele in einen edleren oder geringeren Thierkörper, denn es besteht eine Seelenwanderung, und diese Wanderung muß fast unzählige Male durchgemacht werden. Opfer, Büßungen, gute Werke sind Mittel zur Förderung des Seelenheils. Daneben aber begegnen wir der Lehre von der Prädestination in einer an die Calvinische erinnernden Auffassung: der Verbrecher war vorher bestimmt dieses zu werden, — er ist daher auch nur bedauernswürdig (was aber doch die thatsächliche Anwendung der barbarischsten Strafen nicht ausschließt). Die Bramalehre führt im Uebrigen zu hinbrütender, thatenloser Contemplation, mit dem Grundsatze des stummen Duldens in dem Jammerthale des Lebens. Es fehlt dagegen die Entwicklung männlichen Muthes und schaffender Thatkraft.

Neben dem Bramaismus, aber als Gegensatz zu ihm und sonach später, entstand in Indien der Buddhaismus, der keinen körperlichen Gott, sondern eine Urkraft annimmt, die theils im Zustand der Ruhe, theils in dem der Thätigkeit sich befindet. Die Buddhalehre, entstanden etwa 550 oder 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung, bezeichnet nicht nur eine bedeutende Reformation des Bramaismus, sondern brach auch zum erstenmal in der Weltgeschichte die Schranken der Nationalität, indem sie eine Religion schuf, die, auf einer Art Rationalismus beruhend, sich über die verschiedensten Völker, gleichsam über die ganze Welt auszubreiten befähigt ist. Sie verwirft den Unterschied der Menschen nach Kasten und milderte diese Scheidung wenigstens wo sie dieselbe nicht brechen konnte. Ihr sind alle Menschen gleich; in gleicher Noth und Bedrängniß sollen sie sich brüderlich helfen. Statt der unendlichen Wiedergeburten mit ihren Plagen und Peinigungen, wie das Bramathum lehrt, verheißt Buddha Allen den Eingang in die ewige Ruhe im Schoße des Urgeistes. Vernünftigkeit und Milde sind Grundzüge dieser Lehre. Selbst das Bramathum, ihr entschiedener Gegensatz, ward nicht verfolgt als sie in einem Theile Indiens den herrschenden Cultus bildete; ihr verdankte man die Schonung der Kriegsgefangenen, die sonst hingewürgt worden waren, und jene der Bewohner eroberter Länder, welche man vordem nach entfernten Landstrichen wegzuschleppen pflegte. Mit dem Tode des Individuums erfolgt dessen Auflösung, die Nirvana, „das Aufhören des Gedankens, da dessen Ursachen unterdrückt sind", ein Zustand, „in dem nichts übrig bleibt von dem, was die Existenz constituirt". Mit dem Selbstbewußtsein des Menschen hört dessen Sein überhaupt auf. Es ist „wie bei dem Erlöschen einer Lampe". Persönliche Götter gibt es nicht, weder viele noch einen Einzigen, demnach auch kein Menschwerden Gottes. Buddha selbst war blos ein Mensch, aber der Weiseste, der Edelste und Einfachste zugleich. Ueberhaupt erhebt sich von Zeit zu Zeit ein Mensch zu solcher Reinheit, daß er ein Weiser, ein Buddha wird, dessen

Gesetze befolgt werden müssen bis ein neuer Buddha erscheint. Die Reliquien der Buddhas werden wie Heiligthümer verehrt. — Der Buddhaismus ward trotz anfänglicher großer Erfolge, schließlich durch das Bramathum aus Hindostan selbst verdrängt; aber er faßte neue feste Wurzeln in Tibet, China, Hinterindien und den ostindischen Inseln, so daß er weitaus der über die größte Menschenmenge verbreitete Cultus ist, und man wol gegen 500 Millionen Bekenner desselben annehmen kann (weit mehr als es Katholiken, Protestanten und Griechen, überhaupt als es Christen gibt).

Ueberblicken wir nun die socialen Zustände des indischen Volkes, wie sich dieselben nach den Bestimmungen von Manu's Gesetzbuch im Alterthum entwickelt haben.

Das Kastenwesen bildet die Grundlage der gesammten bürgerlichen und staatlichen Ordnung. Der Mensch wird nicht das, wozu ihn die Natur befähigt, sondern das, was ihm der Zufall der Geburt bestimmt, wozu diese ihn beglückend ausersehen oder in Ungnade verdammt hat. Und das muß er werden. Eine Gemeinschaft oder eine Vermischung der Stände wird nicht nur nicht gefördert, sordern auf alle Weise verhindert.

Es gibt vier Hauptkasten: Bramanen, Priester, zugleich Gelehrte, häufig auch Fürsten, Oberbeamte und Krieger; Kschatria, Krieger, die Mehrzahl der Fürsten ist gleichfalls aus dieser Kaste hervorgegangen; Waisa Ackerbauer, Kaufleute, und Sudra, Dienende, niedere Handwerker und Bauern. Die drei erstgenannten bilden die bessern Classen, die „Zweimalgeborenen", zwischen denen und den Sudra, den „Einmalgeborenen", eine größere als die gewöhnliche Kluft besteht. (Jetzt ist die zweite und die dritte Classe theilweise ausgestorben.) Nationalverschiedenheit bildete wol die Grundlage der Kasten. Die „Zweimalgeborenen", die sich in den drei obern Kasten nahe stehen, gehören dem Stamme der Arier an; die Sudra dagegen, die „Einmalgeborenen", stammen von andern Ureltern, sie waren wol die Bewohner des Landes zur Zeit seiner Eroberung, wie denn auch ihr Name nicht arischen Ursprungs ist. Noch andere Eingeborene, wieder andern Stämmen angehörend und noch weniger gebildet als sie, sind die Parias; sie kommen übrigens dem Namen nach in Manu's Gesetzen nicht vor. — Natürlich war es nicht zu verhindern, daß auch Mischlinge entstanden (dermalen angeblich 84 Unterabtheilungen). Sie gelten als Verstoßene und Verworfene, welche durch ihre bloße Gegenwart eine Landschaft verpesten. Neben dem Kastenunterschiede kennt das altindische Gesetz auch noch ausdrücklich die Sklaverei.

Die Bramanen als Priester sind aus besserem Stoffe geschaffen denn alle übrigen. Sie stammen aus Brama's Haupte, sind die Vermittler der Gottheit, brauchen darum weder körperlich zu arbeiten noch Abgaben zu entrichten. Sie erscheinen als Verkörperung des Gottes der Gerechtigkeit, von Geburt über alles



Erschaffene erhaben. Sie können strafen; ihrem Fluche gehorchen selbst die unsichtbaren Mächte. — Schlau wußten die Bramanen die Kriegerkaste an sich zu fesseln. Diese Kaste ist mit der ihrigen nahe verwandt, stammt sie doch aus Brama's Brust. Beide Kasten, so lehrt das Gesetz, „sollen einig sein, denn sie können sich gegenseitig nicht entbehren".

Ebenso wie die amerikanischen Sklavenzüchter der dauernden Erhaltung ihrer Herrschaft wegen den Unterricht der Schwarzen verboten, thaten das Gleiche die Bramanen, und dies sogar noch unter dem Vorwande der Religion. Nur Bramanen dürfen die heiligen Bücher (die Schaster) lesen; es ist ihnen aber ausdrücklich verboten, Angehörige der verachteten Stämme darin zu unterrichten. „Der Priester", heißt es in dem Gesetze, „darf nicht einmal zeitlichen Rath einem Sudra ertheilen oder ihm geben was von seiner Tafel übrig bleibt, ... noch darf er einem solchen Manne geistliche Tröstung gewähren, noch ihn von der gesetzlichen Abbüßung seiner Sünden benachrichtigen." Wer das Gesetz einem Dienenden erklärt oder ihn über die Art seiner Sündenabbüßung unterrichtet, versinkt sammt diesem Mann in die Hölle Asamorita. — Dies hindert freilich nicht, daß das Gesetz hinwieder lehrt, alle Sünden könnten abgekauft werden, und daß es einen eigenen Tarif nach Kasten aufstellt, der in seiner Art vollkommener scheint als weiland die Taxe beim Tetzel'schen Ablaßhandelsgeschäfte. So kostet der Mord eines Kschatrija 45 Kühe und eben so viel Kälber, der eines Sudra nur 12. Blos die Sünden gegen Bramanen gelten im Allgemeinen als unsühnbar, somit, wie wir es nennen, als „Todsünden". Der Verkehr mit fremden Völkern ohnehin ist den Indiern so strenge verboten, daß noch jetzt den über die Grenzen seines Vaterlandes reisenden Bramanen bei der Rückkehr jede Verfolgung erwartet.

Menschenopfer bilden einen wichtigen Theil des Cultus. Mütter opfern noch jetzt ihre Kinder dem heiligen Gangesstrome, und zu Dschagernauth drängen sich die Gläubigen herzu, um unter den Rädern des heiligen Wagens zermalmt zu werden.

Das Fakirthum ist wol so alt als das Bramathum. Schon Arrian erzählt von diesen „Weisen", die ein so mühseliges Leben führten. Das Vernunftwidrigste gilt als „Weisheit". Das Fakirthum dient in doppelter Beziehung, einmal zur Täuschung der Menge, indem die härtesten und unsinnigsten Büßungen in den Augen des unwissenden (systematisch von jeder höhern Geistesentwicklung fern gehaltenen) Volkes den Schein der Heiligkeit gewähren, anderseits als Ableitungsmittel jedes aus den niedern Kasten etwa emporstrebenden Geistes, da, außer den Sudra und Auswürflingen, Jeder ein „Weiser" werden und sich somit eine gewisse Heiligkeit erwerben kann.

Die Stellung des Weibes ist eine elende. In jeder, auch der untersten Kaste sieht der Mann mit Geringschätzung auf seine Frau herab; sie ist seine

Sklavin. Das Verbrennen der Wittwen war schon zur Zeit Alexanders eingeführt! Der menschliche Wahnglaube hat somit diese entsetzliche Barbarei vermittelst der Religion jedenfalls länger als zwei Jahrtausende hindurch ununterbrochen fortzuerhalten vermocht.

Die despotische Herrschermacht setzte sich in Indien fest und das Priesterthum ermangelte nicht, jeden Gewaltträger vergöttern zu helfen, vorausgesetzt daß er vor den Bramanen sich beuge. In Manu's Gesetzen finden sich viele Stellen wie diese: „Der Leib eines Königs ist aus Theilen der acht Schutzgottheiten der Welt zusammengesetzt. Darum überstrahlt er alle Sterblichen. Gleich der Sonne brennt er die Augen und Herzen; keine menschliche Creatur vermag ihn anzublicken. Er ist Feuer und Luft; er ist zugleich Sonne und Mond. Er ist der Gott des Strafrechts, der Genius des Reichthums, der Fluthen Beherrscher und der Gebieter des Firmaments." Aber trotz dieser Vergötterung werden ihm und selbst seinem ganzen Geschlechte alle Strafen angedroht wenn er — nach den Begriffen der Bramanen — übel regiert. Von den Bramanen soll er in allen geistigen Dingen unterrichtet werden und sich leiten lassen; ein Bramane soll sein vertrautester Rathgeber sein; die Priester muß er ehren. Für jedes Vergehen soll der König stark um Geld gestraft werden (um das „Tausendfache" dessen was ein gemeiner Mann bezahlen müßte), „und diese Strafe soll er den Priestern geben oder in den Strom werfen". — Wenn der König selbst aus Hunger stürbe, darf er einen in den Veda's unterrichteten Bramanen nicht besteuern, noch einen solchen in seinem Gebiete Hunger leiden lassen.

Die erste Kaste bewahrt ausschließlich das Geheimniß der Wissenschaften. Demgemäß ist denn auch diese Kenntniß in vielen Beziehungen eine sehr dürftige. So in der Astronomie (nach de Lambre's Untersuchungen). In der Heilkunde wird wesentlich die göttliche Mitwirkung in Anspruch genommen und mit Gebeten geheilt. Was die colossalen Bauwerke betrifft, so scheinen dieselben, wie bereits erwähnt, Nachahmungen der römischen Architektur aus der Zeit ihres Sinkens.*) Die Kunst diente nur dem Cultus, der das ganze indische Leben in seinem Kreise gebannt hält, und der sich dabei dem Gottbegriffe nicht anders als in ungeheuerlicher Symbolik zu nähern weiß. „Wo die Gestalten der Götter, wo die Geschichte ihrer wundersamen Schicksale zur Anschauung kommen sollen, wo der tieferregte geheimnißvolle Schauer vor dem Unnahbaren in die Erscheinung strebt, da vermögen nur äußerlich symbolisirende Zuthaten, Häufungen von Gliedern, von Köpfen, Armen und Beinen, oder barocke Zusammensetzungen thierischer und menschlicher Leiber dem dunkeln Ringen zum Ausdruck zu ver-

---

*) Die großen Abtheilungen architektonischer Ordnung sind nach Ram Raz dieselben bei Hindus und Römern; namentlich ist das Piedestal römischen Ursprungs, ebenso der Umriß des Simswerks. Der Stil der Verzierungen ist entartet, angeblich noch unter dem übeln Geschmacke der in der Periode der Antonine und Diocletians herrschte.

helfen" (Lübke). In Wirklichkeit bildete die Religion nicht ein Förderungsmittel sondern eine Fessel der Kunst.

Alle Anerkennung verdient die poetische Literatur der Hindus, welche bei der frühen Ausbildung ihrer Sprache und der frühen Erfindung der Buchstabenschrift, unter der glühenden Phantasie und dem mystischen Pantheismus schon in sehr ferner Zeit eine eigenthümliche Entwicklung erlangte. Noch mehr müssen wir staunen über das, was die alten Indier auf dem Gebiete der Sprachforschung geleistet haben. „Daß es möglich war, in die tiefen Geheimnisse der Sanskrit-Sprache einzudringen," bemerkt ein neuer Forscher (Boltz), „verdanken wir ganz besonders den alten Indiern selbst, die nicht nur ihre ungeheuer reiche Literatur in sorgfältig auf Palmenblättern geschriebenen oder vielmehr geritzten Exemplaren erhalten haben, sondern auch in einer Zeit, wo, außer in China, auf der ganzen Welt kein Mensch an etwas Aehnliches dachte, Grammatiken und Wörterbücher zusammen stellten, die noch heute ihres Gleichen suchen. So des Panini (300 vor Chr.) 3996 grammatische Regeln, die alles nur Erörterbare mit dem größten Scharfsinn zerlegen und uns ein Einsehen in den Wunderbau dieser Sprache gewähren. So die Wörterbücher des Amarakoscha u. a. Nur durch diese riesigen Vorarbeiten aus einer Zeit, in der den gelehrten Bramanen jene Sprache fast noch als Muttersprache bis in ihre Tiefe verständlich war, gewannen wir überhaupt eine Idee von dem, was in der Sprache eine Wurzel heißt, weil hier die grammatische Analyse so weit vorgeschritten war, daß die Wurzel als bestimmter Lautcomplex aus dem Worte herausgeschält, und uns so der Proceß der Weiterbildungen und Wandlungen der Wurzeln in Haupt- und Nebenfunctionen veranschaulicht werden konnte. Erst mit der Kenntniß des Sanskrit erschloß sich uns die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Etymologie auf dem Gebiete der indo-germanischen Sprachen."

Als blühenden Zweig der Gewerbsindustrie finden wir schon im hohen Alterthum die Weberei bezeichnet, besonders in Baumwolle und Linnen. Aber nicht ebenso hoch wie die mechanische Entwicklung steht die des Geschmackes, indem überall üppige Pracht und greller Prunk vorherrschen.

Der Reichthum Indiens an ihm eigenthümlichen und anderwärts gesuchten Naturerzeugnissen hat ohne Zweifel frühzeitig den Handel belebt. Dennoch konnte der Verkehr mit dem Innern des Landes schon der Schwierigkeit der Verbindung wegen niemals einen wirklich großen Umfang erlangen.

Dies die Grundzüge, unter denen die Indier schon vor Jahrtausenden lebten. Und diese Grundzüge dauern fort bis zum heutigen Tage. Man staunt daß eine solche, den Menschen vielfach entwürdigende Scheincultur sich so lange zu erhalten vermochte. Nur die gegen auswärtige Feinde in bedeutendem Maß schützende Lage des Landes, sein Klima und seine sonstigen eigenthümlichen Verhältnisse erklären dies. Dermalen dagegen vermag es kein Wunder Brama's mehr, das

Eindringen der europäischen Cultur abzuhalten. Und so sehr auch der strengste Tadel des Verfahrens der Engländer vielfach gerechtfertigt ist, so muß der Menschenfreund doch die vor sich gehende Umwälzung im Ganze segnen, berücksichtigt er auch nur die Abschaffung der Wittwenverbrennung, und die Erlösung der niedern Kasten, der Verworfenen, der Parias, aus der entwürdigendsten Schmach.*)

Aegypter.

Nach den alten griechischen Schriftstellern hätte man die Aethiopier gleichsam als das Urvolk der Cultur anzusehen. Allen Umständen nach die wir zu ermitteln im Stande sind, ist ihnen indeß nur eine unverdiente Ehre zu Theil geworden. . Auch lassen die Aeußerungen jener griechischen Schriftsteller selbst erkennen, daß man im Hellenenlande von den Aethiopiern gar nichts Bestimmtes wußte. Homer (etwa 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung) gedenkt ihrer mit allgemeinen poetischen Lobsprüchen; ihm sind sie „die gerechtesten unter den Menschen, — die Lieblinge der Götter“. Herodot (etwa sechsthalb Jahrhunderte später) legt den einzelnen Stämmen der Aethiopier Namen bei, welche für sich schon andeuten, daß ihm jede nähere Kenntniß mangelte. Die Einen heißen bei ihm die „Langlebenden“, die Andern die „Höhlenbewohner“ (Makrobier und Troglodyten). Als ob es leichter wäre, die Lebensweise und sogar die Lebensdauer der Angehörigen eines Volkes zu ermitteln, als dessen Namen zu erfahren! Eine einheimische Literatur der Gepriesenen gibt es ohnehin nicht, und weitere Quellen der Aufklärung fehlen ebenfalls. Wir gelangen damit zu dem Schlusse, daß die Aethiopier unter den historischen Culturvölkern nicht existiren.

Wir wenden uns zu den Aegyptern, zu jenem Volke dessen hohes Alter und Cultur durch unbestreitbare Denkmäler bewiesen ist, — Denkmäler, welche wegen ihrer Menge und colossalen Größe seit Jahrtausenden das Staunen der Welt erregen. Auch berichtet bereits „der Vater der Geschichte“, Herodot (wie erwähnt, um die Mitte des fünften Jahrhunderts vor dem Beginn unserer Zeitrechnung) in sehr umfassender Weise über Aegypten und dasjenige, was er selbst in diesem Lande mit scharfem, wenn gleich doch nicht immer ungetrübtem Beobachtungssinn erkundet und gesehen. Es ist zum Erstaunen wie viele Mittheilungen er den sonst in Geheimhaltung sich hüllenden Priestern zu entlocken vermochte, wobei ihm aber allerdings auch Täuschungen begegneten.**) —

*) Nachweisungen über die hier angeführten Lehren der Bramanen, besonders aus dem Gesetzbuche Manu's, haben wir an einem andern Ort unter Anführen ihres Wortlautes gegeben. Es scheint uns überflüssig und für die Mehrzahl der Leser nicht genügend ansprechend, diese Sondernachweise hier zu wiederholen. — Uebrigens sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß den Gesetzen Manu's dermalen wol 150 Million Menschen unterworfen sind. Neben ihnen leben in Hindostan etwa 16 Mill. Mohammedaner, 5 Mill. Sikhs, 2 Mill. Christen, 100,000 Juden, eine kleine Zahl Parsen &c.

**) Herodot wird gewiß mit großem Rechte hoch geschätzt. Man geht aber viel zu weit wenn man jede seiner Angaben als über jeden Zweifel erhaben ansieht. Es liegt in

Diodor von Sicilien verdanken wir gleichfalls manche werthvolle Notizen. Zwar lebte er erst lange nach dem Sturze der altägyptischen Nationalität (über 400 Jahre später als Herodot), indeß konnte er einige ältere griechische Schriften, die für uns verloren sind, benutzen. Doch ermangeln seine Mittheilungen häufig der nöthigen Kritik. — Von Manetho, einem ägyptischen Priester aus dem dritten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, sind verschiedene Bruchstücke auf uns gekommen. Sie geben wesentlich Königsnamen, bis in eine sehr entfernte Zeit hinauf. Man hat ihre Richtigkeit früher unbedingt bezweifelt, doch haben die neueren Entdeckungen mehrfach zur Beglaubigung geführt. — Die Angaben der Juden über Aegypten beschränken sich nicht nur auf die vergleichsweise doch nicht sehr lange Zeit der Anwesenheit dieses Volkes in dem bezeichneten Lande, sondern es darf auch nicht übersehen werden, daß sie von den Feinden der Aegypter herrühren. Dabei geben sie keine umfassende Schilderung der Zustände und Verhältnisse. — Wichtig und gleichsam belebend für die Geschichtsforschung sind die erhaltenen meist colossalen Bauwerke und die mitunter noch in bemerkenswerther Frische erhaltenen Abbildungen auf denselben. In hohem Maß überraschende Resnltate werden wir aber ganz besonders der wundervollen Geistesschärfe verdanken, welche bereits zu einem Anfange der Entzifferung der Hieroglyphenschrift geführt hat, obwol wir bekennen müssen, daß die Ergebnisse bis jetzt gerade für Ermittelung der Geschichte und der Volkszustände noch nicht besonders ausgedehnt sind.*)

---

der Natur der Verhältnisse, daß die schlauen ägyptischen Priester dem Fremdling mitunter absichtlich falsche Angaben machten, die dieser getrenlich nnd selbst von heiliger Scheu erfüllt, nacherzählte. Aber selbst in Beobachtung gewöhnlicher Lebensverhältnisse begegneten Herodot Irrthümer, die zum Theil sogar heute noch nachweisbar sind. So behauptet er, daß die Aegypter nur aus Olyra und Zea Brod bereiteten, solches aus Weizen und Gerste aber verabscheueten, wie sie auch nur eherne Trinkgeschirre besäßen. Nun ist dagegen nachgewiesen (insbesondere durch Wilkinsou, Manners and customs of the ancient Egyptins, London 1837) daß jenes Brod blos die Nahrung der Armen war, während das der Reichen gerade aus Weizen- und Gerstenmehl bestand, wie man ja auch noch altägyptische Weizenkörner in Menge gefunden hat. Ebenso ist thatsächlich bewiesen, daß die Aegypter Trinkgeschirre besaßen die aus Gold, Silber, Glas, Porzellan oder Thon verfertigt waren. Gewiß ist das Einschleichen solcher Irrthümer sehr auffallend.

*) Beim Anblick dieser seltsamen Hieroglyphen mochte man von vorn herein schon an der Möglichkeit des Enträthselns verzweifeln, und dies um so mehr, weil sich Alles nicht nur auf Verhältnisse bezog die uns völlig entrückt sind, sondern weil auch die Sprache selbst, in der diese Dinge geschrieben wurden, längst von der Erde verschwunden und uns durchaus unbekannt ist. Dem Engländer Young und dem Franzosen Champollion gelang es indeß einen Schlüssel zu finden. Die Entdeckung eines Steines zu Rosette bildete den ersten nähern Anhaltspunkt. Dieser Stein enthält drei Inschriften, davon eine in griechischer Sprache; aus dieser ersah man, daß der gleiche Inhalt in hieroglyphischer und demotischer Schrift hier gegeben sei. Nun begann man mit Aufsuchen der Eigennamen; dies gab den ersten Halt. Was die fremde Sprache betrifft, so vermuthete man, viele altägyptische Wörter möchten in der koptischen Sprache forterhalten worden sein. Nun ist freilich auch diese koptische Sprache seit etwa anderthalb Jahrhunderten untergegangen; indeß besitzt man noch eine Bibelübersetzung und einige ascetische und liturgische Bücher in derselben. Die Vermuthung bestätigte sich. So ward denn endlich festgestellt, daß die Hieroglyphen keineswegs eine Sprache im Allgemeinen, sondern eine höchst

Aus allen uns vorliegenden Thatsachen ergibt sich die Gewißheit eines ungemein hohen Alterthums des Beginnes der ägyptischen Cultur. Nicht nur zur Zeit Herodots oder bei der Ankunft der Juden im Nillande bestand ein vollständig entwickeltes Staatsleben, sondern schon als die ältesten der bekannten Baudenkmäler ausgeführt wurden*), mußte eine gegliederte Organisation vorhanden, und mußten in vielen Beziehungen, auch in der Technik Fortschritte erlangt sein, wie sie wol erst nach Jahrtausende langen Bemühungen errungen werden konnten. In Wirklichkeit brachte man denn auch bei Heliopolis und Memphis vermittelst Bohrlöcher Stücke von Backsteinen und Töpferwaaren aus einer Tiefe von 60 und 72 Fuß zu Tage. Da die Erhöhung des Nilthals aber in jener Gegend während eines Jahrhunderts nicht mehr als höchstens 5 Zoll zu betragen scheint, so würde sich ein Alter dieser Scherben von 12,000 und 14,000 Jahren ergeben. Mag man immerhin den Werth jeder derartigen Berechnung bestreiten, so weisen doch alle Anzeichen darauf, daß die altägyptischen Culturanfänge über das nach der Bibel angenommene Alter der Welt weit hinausreichen.

Die alte Geschichte des Nillandes wird gewöhnlich in drei Perioden getheilt: 1) von der frühesten Zeit bis auf Sesostris (Ramses), etwa 1500 Jahre vor Christus; 2) von da bis auf Psammetich und die Aufnahme der ersten Fremden im Lande, etwa 650 vor Chr.; 3) bis zum Untergange der Nationalität durch die persische Eroberung unter Cambyses, im Jahre 525 vor unserer Aera.

In Wirklichkeit ermangeln die Erzählungen über die Ereignisse in den beiden ersten Perioden aller bestimmten Begründung. Angaben wie die Herodots: Auf Menes seien 330 Könige gefolgt (eine heilige Zahl!), — und ebenso die Chronologie Diodors, der mythische Königsnamen anführt und dann in lauter heiligen Zahlen einschaltet: dazwischen 7 Könige, 12 Menschenalter, 7 Menschenalter u. s. f., — Aufzeichnungen solcher Art sind dasjenige nicht was wir in der Geschichte überhaupt suchen, wodurch die Geschichte für uns irgend einen Werth erhält. —

In die erste der angegebenen Perioden soll denn auch die Anwesenheit der Juden im Lande fallen. Nun wissen aber weder Herodot, noch Diodor, noch

eigenthümliche Buchstabenschrift bilden. Jedes Bild galt für den ersten Buchstaben des zu bezeichnenden Gegenstandes oder Wortes. Wollte man z. B. den Namen Kleopatra schreiben, so zeichnete man für den Buchstaben K zuerst eine Schale, denn diese hieß Kelol, oder eine Hütte = Kalibi, oder eine Mütze = Klaft. Das L ward durch einen Löwen = Labo ausgedrückt; das R durch einen Mund = Ro, oder einen Granatapfel = Roman; das T ward angedeutet durch eine Hand = Tot, oder ein Mauerblei = Tore u. s. w. — Eine solche Schrift war nun wenig geeignet für den gewöhnlichen Gebrauch, da es viel zu zeitraubend ist, eine Menge Dinge zu zeichnen, um nur ein einziges Wort auszudrücken. So lag es nahe, einzelne Zeichen abzukürzen. Auf diese Weise entstand die von uns sogenannte hieratische, endlich die noch mehr vereinfachte sog. demotische (oder enchorische) Schrift. Dieser drei verschiedenen Schriftarten bedienten sich die Aegypter.

*) Die Tempel von Theben sind zum Theil aus Material hergestellt, das bereits zu früheren Bauten verwendet war.

Manetho irgend etwas von deren Einwanderung, Aufenthalt oder Fortzug. Dagegen erzählt der letztgenannte Schriftsteller von dem gewaltsamen Einfall der vom Osten gekommenen Hyksos, Hirtenfürsten nomadisirender Horden, welche Niederägypten theilweise unterwarfen und erst nach 340 Jahren von den Eingeborenen wieder vertrieben wurden. Um Uebereinstimmung herzustellen, versuchte man es nun, die Juden für die Hyksos auszugeben, im Widerspruch mit den sonstigen bekannten Thatsachen.

Im Anfange der historischen Zeit scheinen zwei Hauptreiche bestanden zu haben: Unter- und Ober-Aegypten mit den Hauptstädten Memphis und Theben. Später erst erfolgte die Vereinigung. Die Siegeszüge des Königs Sesostris (eigentlich Ramses, um 1500 vor Chr.) klingen mythenhaft. Unter den Sesostriden soll Aegypten seine glänzendste Periode gehabt haben. Um das Jahr 800 vor unserer Zeitrechnung ward dann das Land, in dem Uneinigkeit eingerissen, von den Aethiopiern theilweise und auf kurze Zeit erobert. Nach ihrer Vertreibung wäre die Dodekarchie (Bestehen von 12 Staaten) eingetreten.

Etwas heller wird die altägyptische Geschichte erst mit der kurzen dritten Periode, — der Erschließung des Landes für Fremde. Diese erlangten naturgemäß erst in Niederägypten Zugang. Der Verkehr der dortigen Bevölkerung mit andern Menschen erweiterte ihren Gesichtskreis und förderte ihren Wohlstand. Dadurch ward der Neid der übrigen Fürsten gegen den kleinen Gebietsbeherrscher Psammetich von Sais erweckt; sie wollten ihn verderben. Doch der Bedrohte, gerade durch den Wohlstand seines Landes mit reicheren Mitteln ausgestattet und von fremden Söldnern unterstützt, besiegte seine Angreifer und schwang sich zum Alleinherrscher über ganz Aegypten empor. *)

Indeß erwies sich das Glück dieser Einigung ganz Aegyptens als von sehr zweifelhafter Natur. Der Staat war nun eine Militärmonarchie. Die Könige, welche ihre Macht im Innern erweitert hatten, wollten sie auch nach Außen vergrößern; sie stürzten sich in auswärtige Kriege. Die Eroberungssucht rächte sich aber furchtbar an ihnen und dem Volke, und so kam es denn, daß das Land, etwa 125 Jahre nach Psammetich, persische Provinz ward und dieses blieb selbst nach den Siegen der Hellenen über die Perser. Erst die Umgestaltung der orientalischen Welt durch Alexander von Macedonien änderte nach zwei Jahrhunderten das Geschick des Nillandes. Die auf den Tod dieses Eroberers gefolgte Zersplitterung seines ungeheuern Reiches brachte auch Aegypten wieder die Selbständigkeit und eine neue Periode des Glanzes. Wir haben uns indeß hier nur mit dem alten Aegypten zu befassen. —

Ungleich reicher als die Nachrichten über die Ereignisse sind die auf uns gekommenen Mittheilungen über die socialen Zustände des alten Aegypten,

*) Auf diese Weise stellt Diodor das Ereigniß dar, wonach denn auch die kindliche Erzählung Herodots vom Opfern aus dem ehernen Helme hinwegfällt.

und diese Mittheilungen, ohnehin theilweise von Augenzeugen herrührend, erhalten einen ganz eigenthümlichen Reiz durch die wundervollen Denkmäler und die zahllosen sonstigen Ueberreste aus jener fernen Zeit.

Die Bevölkerung des Landes bestand aus Angehörigen dreier verschiedener Menschenstämme; aus stark gebräunten Weißen mit schlichten Haaren, aus krausharigen Negern, und aus eigentlich Braunen, den unverkennbaren Voreltern der heutigen Fellahs. Die letzten, Bauern und Nomaden, bildeten die untere Volksclasse. Die Schwarzen erscheinen als Kriegs- oder Haussklaven. Die Weißen waren die herrschende Classe, die höhern Stände, die Vertreter der Nationalität.

Man hat in früherer Zeit angenommen, die Cultur sei von Aethiopien nach Aegypten verpflanzt worden. Neuere Forschungen lassen entschieden das Gegentheil annehmen. Das Land scheint von Asien oder vom Mittelmeere her die erste Anregung zur Bildungsentwicklung erlangt zu haben. Schon die Rassenverschiedenheit — die Weißen sind auf den Bildern dargestellt als Sieger und Herrscher, die Braunen und Schwarzen dagegen als Geringere und Verknechtete — deutet dies an, wie es denn auch allen übrigen Verhältnissen entspricht, daß die Cultur den Nil hinauf, nicht hinab getragen worden ist. Darum finden wir selbstverständlich in Aethiopien nur sehr geringe Spuren von Cultur; als die entferntesten Ausläufer der aus dem Mutterlande nach entfernten Besitzungen gebrachten Entwicklung.

Die innern Verhältnisse des ägyptischen Volkes näher betrachtend, wird man so vielfach an die Zustände der Indier erinnert, daß wir der Annahme einer Verwandtschaft beider Völker uns kaum entziehen können, wie sehr dieser Gedanke auch von verschiedenen Schriftstellern bekämpft wird. Die religiösen Einrichtungen erscheinen als Grundlage aller socialen Einrichtungen; die Priester waren der Mittelpunkt von Macht und Bildung, über welche, da wie dort, das Königthum sich erhob; das ägyptische wie das indische Volk findet sich in Kasten geschieden.

Der gesammte Cultus scheint aus dem Sabäismus, dem Sonne- und Sterndienst hervorgegangen zu sein. Es fanden wiederholt Verkörperungen der Gottheit statt, hier immer in Dreifaltigkeiten hervortretend. Die früheste derselben war die von Ammon, Muth und Kons. Die erste bedeutet geistiges Licht, die letzte bezeichnet Intelligenz, die zweite war die Mutter des Dritten, also nach europäischer Ausdrucksweise, die „Muttergottes“. Diese Gottheiten gingen von Dreiheit zu Dreiheit bis auf die jüngste, die irdische über, bestehend aus Osiris, Isis und Horus (nach Champollions Erklärung).

Die Kenntniß der Priesterreligion blieb in Aegypten wie in Indien dem Volke sorgsam verschlossen. Für diese Massen ward eine roh-materielle Volksreligion geschaffen. Man personificirte die Natur und verehrte einzelne Wesen,



namentlich auch Thiere. Jene Drei erscheinen gleichsam als National-, alle andern als bloße Localgottheiten, wie denn die Idee von solchen Localgottheiten, die nur in ihrem Bezirk volle Macht besäßen, als eine im Alterthum überhaupt weit verbreitete erscheint (von der selbst die Bibel Zeugniß gibt).

In den frühesten Zeiten kamen Menschenopfer vor (die Angabe Diodor's wird durch Abbildungen bestätigt). Der Thiercultus ward durch alle Perioden fortgesetzt. Wer vorsätzlich ein heiliges Thier tödtete hatte das Leben verwirkt; geschah es unabsichtlich, so trat nur, wenn es sich nicht um einen Ibis, Habicht oder Katze handelte, eine Milderung ein: die Priester bestimmten dann willkürlich die Strafe. Diodor erzählt als Augenzeuge, wie selbst noch in der Zeit, in welcher die Aegypter die Gunst der Römer auf alle Weise zu erlangen strebten, die Fürbitten ihres eigenen Königs Ptolemäus nicht vermochten, einem Römer das Leben zu retten, der unvorsätzlich eine Katze getödtet hatte. — Bei Feuersbrünsten sorgte man mehr für Rettung der Katzen als für Löschen des Brandes. Aehnlich, wie wir es heute noch bei den Hindus sehen, gingen die Menschen in Zeiten von Hungersnoth lieber selbst zu Grunde, als daß sie die heiligen Bestien einer Futterbeschränkung unterwarfen oder gar sie abschlachteten. — Aus ihren Feldzügen kehrten die Soldaten wehklagend mit ihren todten Katzen und Habichten in die Heimath, und hier veranstaltete man dann verschwenderische Leichenfeiern für diese Thiere.

Von der Lehre einer Fortdauer des Menschen nach dem Tode scheinen die Aegypter keine Ahnung gehabt zu haben. Um so höhern Werth legten sie auf die Erhaltung der Körper, der Leichen gestorbener Menschen. Offenbar nahmen sie an, daß die Seele nicht bestehen könne ohne den Körper, aber es scheint, daß sie die Möglichkeit der Fortdauer jener Ersten auch im Leichnam unterstellten. Eine menschliche Leiche galt als das sicherste aller Unterpfänder das die Nachkommen zu bieten im Stande waren.

Ehe man einen Todten bestattete, ward feierlich Gericht über sein ganzes Leben gehalten. Die Anklage stand einem Jeden zu, die Entscheidung aber war in die Hände der Richter — d. h. der Priester gelegt. Der Schuldigbefundene hatte die Ehre der Leichenfeier verwirkt. Auch die Könige unterlagen dem Todtengericht, und es mag darin ein bedeutender Machthebel für die Priesterschaft gefunden werden.

Die Angaben über die Zahl der Kasten in welche das Volk getheilt war, stimmen nicht überein. Wahrscheinlich gab es deren vier (wie in Indien), obwol Herodot 7, Plato 6, Diodor 5, Strabon nur 3 annimmt. Natürlich bildeten die Priester den ersten Stand. Sie besetzten alle Staatsämter und waren die ausschließlichen Träger jedes höhern Wissens; sie erscheinen als Richter, Aerzte, Zeichendeuter und Baumeister, und in ihrem Besitze befand sich der größte Theil des Grundeigenthums, von dem sie (wie in Indien) keinerlei

Abgaben entrichteten. Aber auch für sie bestanden strenge ascetische Vorschriften über Lebensweise, Speisegenuß, Fasten, Baden und sonstige Dinge.

Die Krieger erscheinen hier gleichfalls als zweite Kaste. Ihnen waren große Feldgüter zum Genuß eingeräumt. Mit den Priestern bildeten sie eine Art Adel. — Durch alle Kasten herrschte der Grundsatz der Erblichkeit des Standes; das Wissen war beschränkt, die Unterordnung unter die Höheren, die Priester, fest begründet. Auch fand sich die Lebensweise für jeden Stand eigens vorgeschrieben. Besonders verachtet waren die Schweinhirten, obwol das Schwein mitunter als heiliges Thier galt.

Neben dem Kastenunterschiede bestand auch noch Sklaverei. — Ebenso wie im ganzen übrigen Oriente war zudem Polygamie herrschend, die Priesterkaste sah sich ausnahmsweise auf Monogamie beschränkt.

Das Priesterthum hat überall, so lange das Volk nicht selbst sich über die Schranke empor zu schwingen wußte, seine Vorschriften weit über die geistlichen Dinge hinaus, auf alle möglichen weltlichen Verhältnisse ausgedehnt und namentlich Gesetze über Lebensweise, Speisen und Reinlichkeit erlassen und deren Vollzug selbst überwacht. Im alten Aegypten treffen wir auf eine ganze Reihe solcher Anordnungen, die sich, wol von Aegypten aus, im Judenthum theilweis bis heute forterhalten haben. Die zu schlachtenden Thiere wurden durch Priester untersucht, nicht sowol ob sie gesund, als vielmehr ob sie nach äußeren Merkmalen (z. B. Haare am Schweif) für rein zu halten seien. Den Kopf irgend eines Thieres aßen die Aegypter niemals. Mit Angehörigen fremder Völker, welche unreines Fleisch genossen haben konnten, ließen sie sich auch in späteren Zeiten nie in näheren Verkehr ein. Darum vermieden sie es, wie Herodot erzählt, jemals einen Hellenen auf den Mund zu küssen, noch dessen Messer, Kessel oder Bratspieß zu verwenden. Wer nicht die ägyptischen Diätgesetze beobachtete, galt als Barbar (Herodot). Selbst am Körper trug der Aegypter das Zeichen seines besondern Cultus, seiner Nationalität; die Beschneidung, von der Herodot erzählt, stammt wol aus Aegypten.

Aehnlich wie in Indien entwickelte sich die Fürsten- neben der Priestermacht. Was die Sonne am Himmel, sollte der König auf Erden sein. *) Der Herrscher aber, obwol ausgestattet mit großem Pomp nach Außen, fand sich ausschließlich von Priestern umgeben; nur Priestersöhne durften ihn bedienen, und alle wichtigen Angelegenheiten sollten blos durch Angehörige des geistlichen Standes an ihn gelangen; mit ihnen sollte er sich berathen. Auch fand er sich zur Beobachtung einer Menge priesterlicher Vorschriften verpflichtet.

*) Der in der Bibel so häufig vorkommende Name Pharao, der eigentlich Phra lautete, ist kein Eigenname sondern die Bezeichnung für „Sonne".



Die Religionsgesetze wirkten hemmend auf Künste, Wissenschaften und selbst Gewerbe. Ist doch der Fortschritt eine stete Bedrohung des auf dem Stabilitätsprincip beruhenden Priesterthums. Das Kastenwesen kam dazu als Mittel eines starren Festhaltens an der alten Weise, selbst im Handwerk.

Die Leistungen der Aegypter in der Heilkunde waren sehr gering. Klystiren, Vomitive und Fasten galten als Hauptmittel; in Verbindung damit stand die Astrologie. Der Arzt, welcher von den alten Vorschriften sich entfernte, lief bei ungünstigem Erfolge Gefahr, selbst mit dem Tode bestraft zu werden. — In der Astronomie besaß man schon bedeutende Kenntniß, die aber zu astrologischen Träumereien und Täuschungen dienen mußte. Entschieden gering waren die oft gleichfalls gepriesenen Kenntnisse in der Geometrie. Als der Grieche Thales die Höhe der Pyramiden nach der Länge ihres Schattens berechnete, dünkte dies dem Könige Amasis eine ganz wundervolle Erfindung des Genies zu sein.

Nur für das Colossale, nicht für das Schöne und Erhabene besaßen die Aegypter Sinn. Dies beweisen schon die Bauten ihrer Pyramiden. Es gab davon nicht blos gegen 40 größere, sondern noch viel mehr (jedenfalls über 100) kleinere. Sie dienten, wahrscheinlich als Königsgräber, der Eitelkeit von Despoten (eine der größeren soll sogar einer Buhlerin wegen erbaut worden sein). Willenlos ließ sich das Volk zu solchen nutzlosen Arbeiten antreiben! *) — Die merkwürdigsten Bauten sind indeß die der Tempel. Auf dem flachen Dache des großen Tempels zu Edfu und ebenso auf einem der Insel Phile, stehen die Lehmhütten ganzer Araberdörfer. **) Indeß gewahrt man auch bei diesen Bauwerken ein starres Festhalten an der althergebrachten Art. Diese sämmtlichen Tempel, wie verschieden auch an Größe und in Nebendingen, sind sich der Anlage nach gleich. An dem Riesenbaue von Karnak ***), an welchem einer darauf angebrachten Inschrift zufolge elf Jahrhunderte lang gearbeitet wurde, bemerkt man gleichwol keinerlei Verschiedenheit des Styls in den einzelnen Theilen. — So wenig gelangte man zu einem Fortschritt, daß, bei gleichem Style, überhaupt die späteren Gebäude nicht schöner und besser, sondern eher geringer als die älteren erscheinen. Es gab nur eine schablonenmäßige, keine künstlerische Auffassung. — Bogen und Gewölbe waren ohnehin beinahe gar nicht bekannt.

Skulpturen und Malereien standen in inniger Verbindung mit der Baukunst. Insbesondere waren alle Wände, Säulen und Decken der Tempel

*) Die drei großen Pyramiden von Giseh allein enthalten eine solche Steinmasse (4,693,000 Cubikmeter), daß man davon eine 9 Fuß hohe und einen Fuß breite Mauer von 1400 Stunden Länge, also quer durch Afrika, herstellen könnte!

**) Da der Unrath hinabgeworfen wird, so sind diese Prachtbauten mit Koth aller Art angefüllt.

***) Ein mittlerer Gang dieses Tempels hat 12 Säulen von je 11 Fuß Durchmesser; 122 Säulen von 8 Fuß Durchmesser tragen die übrige Decke.

damit verziert. Doch auch darin erhoben sich die Aegypter nie über eine bedeutende mechanische Fertigkeit, nie zu wahrer Kunst. Zwar staunt man über die fast unvergleichliche Frische und Dauerhaftigkeit ihrer Farben (wobei jedoch das solche Werke nur wenig angreifende ägyptische Klima mit zu berücksichtigen ist), aber sie besaßen der Farben überhaupt nur sechs und entbehrten jeder Kenntniß einer Mischung derselben. Ihre Darstellungen tragen zudem den Charakter des Steifen und Finstern. Sie wußten auch nichts von einer perspektivischen Zeichnung; der Hauptfigur ward Alles geopfert, sie tritt stets in massenhafter Größe hervor, neben der jedes Andere winzig erscheinen, gleichsam in Nichts verschwinden muß. „Noch Niemand hat je eine ägyptische Figur in einer Stellung gesehen, in welche sich die menschliche Gestalt natürlich fügen könnte. Von den Händen ist gewöhnlich nur die Eine abgebildet; das Auge ist voll dargestellt, während das Gesicht in Profil erscheint." (C. R. Scott.) — Was indeß den Aufschwung der Kunst am meisten hemmen und lähmen mußte, war das Sklaventhum in welchem sie darniederlag. Auf den erhaltenen ägyptischen Abbildungen, welche Maler und Bildhauer darstellen, erscheint neben diesen Künstlern der Aufseher mit der Zuchtruthe. Es waren Sklaven, die zur Kunstausübung gepeitscht wurden!

Ganz diesem Zustand entsprechend gibt sich ein würdeloser Knechtssinn kund. An und in den Tempeln sind die Bilder der Götter nur elende Nachbildungen der Gesichter jener Könige, welche diese Bauten aufführen ließen. (So gleichen z. B. in allen von Möris oder Sesostris erbauten Tempeln die sämmtlichen Götter diesen Herrschern rc.) Die erbärmliche Schmeichelei verstand es nicht einmal, wie eine verfeinerte Kriecherei gethan haben würde, die Physiognomie der Fürsten zu idealisiren und wenigstens als Bilder zu veredeln, sondern der völlig stumpfe Knechtssinn, der einmal Götter und Könige einander gleichstellen wollte, wußte kein anderes Mittel, als daß er selbst das Ideale in die Häßlichkeit herabzog. Die Portraite der Könige aus dem äthiopischen Stamm (ebenso der Götter) haben den Gesichtswinkel der Neger und meistens den stupidesten Ausdruck (es sind jene die Blemier, welche, sehr verschieden von den Hyksos, mit denen man sie häufig verwechselt, eine eigene Dynastie gründeten, die erst im Jahr 674 vor unserer Zeitrechnung aus Aegypten vertrieben ward).

In den übrigen Zweigen der schönen Künste haben die Aegypter gleichfalls Nichts geleistet. Wir wissen auch von keiner Literatur, wenigstens nach dem, was wir unter einer solchen verstehen; denn Listen von Königsnamen und aufgezeichnete Religionsvorschriften begründen nicht den Anspruch auf eine Literatur.

Blicken wir auf die verschiedenen Zweige der Industrie. Die natürlichen Verhältnisse begünstigten den Ackerbau. Die von dem Nilstrom alljährlich überflutheten Gegenden bedurften zum Theil nicht einmal des Pflügens, noch weniger der Düngung, und doch erhielt man alle 4—6 Monate eine neue

reiche Ernte. Das Ueberschwemmungsgebiet des Nils ward durch Anlage von Kanälen künstlich erweitert. Alle andern Verhältnisse aber trugen bei, den Ackerbau auf einer niedrigen Stufe zu erhalten. Die ganze Bearbeitung des Bodens blieb roh; fast alle Ackergeräthe waren von Holz, solche von Eisen besaß man nicht; höchstens einige aus Erz. — Die vorhandenen Abbildungen bewiesen auch, daß man bei der Weinbereitung nicht einmal eine Kelter hatte; die Trauben wurden in Säcken ausgewunden. Das Allerschlimmste aber blieb stets, daß der Landmann kein freies Grundeigenthum besaß noch dessen je erwerben konnte; der Boden war Eigenthum der Priester und des Königs, daneben hatte die Kriegerkaste, wie bereits angegeben, Ländereien an Soldes Statt im Genuß.

Mit dem Gewerbstande war der Begriff einer gewissen Erniedrigung verbunden, und deßhalb durfte auch kein Soldat ein Handwerk betreiben. Nicht minder war es den Angehörigen des Handwerkerstandes verboten, zwei Gewerbe zugleich auszuüben oder das vom Vater ererbte mit einem andern zu vertauschen. Der Mensch sollte durchaus Nichts werden, als wozu ihn der Zufall der Geburt geführt hatte. — Indeß erlangten doch einzelne Zweige der Gewerbs-Industrie einen nicht unbedeutenden Grad von Ausbildung. Am meisten scheint man sich mit Verfertigung von Leinwand und Baumwollenzeugen beschäftigt zu haben. Die Herstellung des Papiers (Papyrus) verdient besondere Erwähnung. Ebenso verstanden die Aegypter die Bereitung sehr schöner Firnisse. Aeußerst mannichfach waren die aus Holz verfertigten Hausgeräthe, Sessel, Stühle, Tische, Bettstätten, Ruhebetten, Sänften, musikalische Instrumente u. s. f. Glas wurde in Aegypten jedenfalls schon lange vor der Zeit verfertigt, in welcher die Phönizier in der Geschichte erscheinen, denen man bekanntlich die Erfindung desselben beizumessen pflegt. — Auch die mechanische Geschicklichkeit, mit welcher die Aegypter die enormen Steinmassen ihrer Bauten, insbesondere die Obelisken, zu bewegen verstanden, verdient Erwähnung, obwol nur durch die Menge der angewendeten Menschenkräfte gewirkt worden zu sein scheint.

Der Handel mit fremden Ländern und Völkern dehnte sich wol schwerlich je weiter als bis Aethiopien im Süden und bis Syrien im Nordosten aus, und ward selbst nach diesen Gegenden ohne Zweifel am meisten durch Fremde betrieben. Die Furcht der Priester vor den Folgen eines regen Völkerverkehrs, und die Strenge der ägyptischen Ceremonial- und Diätgesetze bildeten schroffe Abscheidungsmarken. Dazu kam der Mangel an gutem Bauholz für Seeschiffe und an einem geeigneten Transportmittel; nirgends gewahrt man eine Spur des Vorhandenseins von Kameelen, dieser für den Verkehr in solchen Ländern unentbehrlichen Thiere; „das Schiff der Wüste" scheint erst in spätern Zeiten aus Arabien eingeführt worden zu sein.

Unvergleichbar wichtiger als der Verkehr mit fremden Völkern war der im eigenen Lande, am Nilstrome hin. Dieser Handel mußte um so bedeutender

sein, als an den Ufern des Flusses weitaus der wohlhabendste, cultivirteste und zahlreichste Theil des ägyptischen Volkes wohnte, und als man bald durch angelegte Kanäle auch die benachbarten fruchtbaren Landstriche mit jener Hauptpulsader des Landes in unmittelbare Verbindung brachte. — Die erste uns bekannte Revolution in den Socialzuständen Aegyptens ward denn auch, wie bereits erwähnt, unter Psammetich durch die Macht des Völkerverkehrs bewirkt. Die Eroberungssucht der Könige dagegen war es, welche die Vernichtung der Selbständigkeit und der Nationalität herbeiführte.

Ueberblicken wir zum Schluß die Gesammtsumme der uns bekannten Zustände Alt-Aegyptens, so werden wir uns, trotz zahlloser Fehler und Mißstände mitunter sehr schlimmer Art, einer Bewunderung nicht entschlagen können. Wir haben vor uns eine sowol durch Schrift als durch großartige Denkmäler bezeugte Culturentwicklung. — Fortschritte der Menschheit aus ihrer primitiven Lage, wie sie nur nach viele Jahrtausende langem Ringen hatten erzielt werden können. So viel wir zu tadeln finden, so müssen wir doch staunen über die Totalität der Leistungen.

Juden.

Kein anderes Volk besitzt so allgemein verbreitete und bekannte Geschichtsbücher wie die Juden. Wir können uns deßhalb um so mehr kurz fassen. Selbstverständlich ist unser Standpunkt auch in diesem Fall ein solcher, welcher die Kritik nicht ausschließt, noch als Glaubenssache dasjenige desto mehr verehrt, was und weil es von der Vernunft verworfen wird (credo quia absurdum est, nach Tertullian). Wir haben kein Glaubens- sondern ein Geschichtsbuch zu schreiben. Glücklicherweise ist die mitteleuropäische Welt in der Cultur weit genug vorangeschritten, um wenigstens in einem Werke unserer Art einer besondern Nachweisung der absoluten Unmöglichkeit so vieler biblischen Angaben, etwa nach Reimarus' Weise (in den zu jener Zeit so verdienstvollen „Wolfenbüttel'schen Fragmenten") entbehren zu können; wie man denn auch, beispielshalber erwähnt, einem Statistiker schwerlich begreiflich machen wird, daß Joseph, der mit 70 Familienangehörigen nach Aegypten gekommen sein soll, nach 215 (wenn man will nach 430) Jahren drei Millionen lebender Nachkommen gehabt (600,000 streitbare Männer), und daß diese auf wenigen Quadratmeilen beim Nomadenleben hätten Nahrung finden können. Die Geschichte soll keine Fabelnsammlung sein. Eben so wenig braucht sie jene kleinlichen und gleichgültigen, nicht selten sogar bloßen läppischen Klatsch enthaltenden Erzählungen zu wiederholen, von denen die Urkunden des jüdischen Volkes angefüllt sind und mit welchen gewöhnlich auch unsere Jugend geplagt wird.

Wie bei den Aegyptern, sollte auch bei den Juden die Religion Grundlage des gesammten Volks- und Nationalwesens sein. Jehova war ausschließlich



der Gott der Juden; andere Götter neben ihm sollten nicht geduldet werden. Man irrt indeß gar sehr, wenn man diese Anschauungsweise für eine mit dem gesammten Volksthum wirklich unbedingt verwachsene, gleichsam in Fleisch und Blut Aller übergegangene hält. Andere Religionsgebräuche, theils von fremden Völkern entlehnt, theils wol auch von eigener Erfindung, erlangten beinahe zu allen Zeiten warmen Beifall im jüdischen Volke; sie mochten gewöhnlich sehr unschuldiger Natur sein, steigerten sich indeß doch auch bis zu Menschenopfern. Sogar unter den Augen ihres Gesetzgebers in der Wüste kehrten die Juden zum ägyptischen Apisdienste zurück, und es bedurfte fortwährender Anstrengungen, Mühen und furchtbarer Menschenschlächtereien von Seiten der Richter und Propheten, um Israel den beständigen Rückfällen in alle denkbaren Abgöttereien zu entreißen. Der ausschließliche Jehovacultus war den Juden, wie wir es nennen, octroyirt worden; er mußte gar oftmals mit Feuer und Schwert ihnen aufgezwungen werden, wie denn das alte Testament von Abfallserzählungen und Gräueln gewaltsamer Unterdrückung anderer Glaubensformen wahrhaft überfüllt ist. Fort und fort fanden solche Abfälle von dem sogenannten „Glauben der Väter" und blutiger Widerstand gegen dessen Aufzwingen statt. Einheit des Glaubens gab es bei den alten Juden nur vorübergehend, nur zeitweise, und man täuscht sich vollständig wenn man den Mosaismus mit der jüdischen Nationalität in Wirklichkeit für identisch hält.

Dem ursprünglichen Mosaismus war eine Unsterblichkeitslehre durchaus fremd; er kannte blos diese Welt. Daher nur die Androhung irdischer Strafen, die Bekräftigung der Schwüre: „Mein Leib soll aufschwellen, meine Hüften sollen schwinden, ich will krumm und lahm werden" u. dgl. Nirgends ist die Rede von einer Fortdauer nach dem Tode.

Ein Kastenwesen gab es nicht, außer daß die Leviten einen bevorzugten Stamm bildeten. Sie waren geboren um sich der Gelehrsamkeit zu widmen und alle wichtigen Staatsangelegenheiten zu leiten. Sie allein waren die Priester und durch Zehnten und Bezug der Erstgeburt von allem Lebendigen auf Kosten der Andern ohne körperliche Arbeit vergleichsweise reichlich unterhalten. Eigentlich war sogar das älteste Kind jeder Familie in der Knechtschaft der Priester geboren, aus welcher die Eltern dasselbe loskaufen mußten. Eine gewaltige Macht lag ursprünglich in den Händen des Hohenpriesters, wol in Nachahmung der ägyptischen Einrichtung zu Memphis.

Es bestand das Institut der Sklaverei, und zwar nicht blos gegen Fremde, sondern auch gegen Eingeborene. Der Jude konnte sich selbst in die Knechtschaft verkaufen, oder Schulden halber veräußert werden. Die Kinder der Sklaven wurden gleichfalls als solche geboren. — Der Herr konnte seinen Sklaven verkaufen, ebenso ihn züchtigen. Schlug er ihm ein Auge oder einen Zahn aus, so erhielt der Unglückliche die Freiheit. Todtschlagen durfte ihn der

Eigenthümer nicht. Starb der Sklave aber erst einige Tage nach der Mißhandlung, so galt der Eigenthümer durch den Verlust schon genügend bestraft, denn der Todtgeschlagene war ja „sein Geld". Tödtete man den Sklaven eines Andern, so mußte man dessen Geldwerth an den Eigenthümer bezahlen.

Das Familienleben war das in Asien gewöhnliche, es herrschte Vielweiberei mit allen Folgen derselben. Das Weib ward gekauft; es konnte seinerseits nie Scheidung verlangen, mußte sich dagegen beliebig fortschicken lassen ohne nur einen Lebensunterhalt anzusprechen. Hatte der Jude ein freigeborenes Mädchen auch mit Gewalt entehrt, so bestand die Strafe darin daß er es kaufen und heirathen mußte, und damit er dabei nicht zu hart belastet würde, setzte die Mosaische Gesetzgebung ein Maximum des Preises fest. — Nach der babylonischen Gefangenschaft begann die Polygamie zu verschwinden. — Von der Erbfolge blieben indeß die Töchter, wenn Söhne vorhanden waren, ausgeschlossen.

Weitausgedehnt erscheint die väterliche Gewalt. Der Vater konnte selbst seinen Sohn als Leibeigenen verkaufen; die Töchter ohnehin verkaufte er zur Ehe; außerdem mußten sie wol auch als Pfandstücke dienen.

Die Regierungsform umfaßte viele demokratische Elemente. In allen wichtigen Angelegenheiten mußte das Volk befragt werden. Die „allgemeine Abstimmung" war es, auf welche das Königthum sich gründete. Mit David erfolgte der Abschluß einer Art von Vertragsbund. Als Rehabeam den Thron besteigen wollte, legte ihm das Volk eine Wahlcapitulation vor, wodurch er sich zur Abschaffung der von Salomo eingeführten Frohnden und Herrendienste verpflichten sollte. Das Ergebniß ist bekannt. Den Königen scheint nicht einmal das Recht eines Durchzugs ihrer Truppen durch die Städte zugestanden zu sein. — Indeß wußten die Herrscher sehr bald eine despotische Gewalt sich zu verschaffen. Das abschreckende Bild welches Samuel von dem Königthum entworfen, gestaltete sich schnell zur Wirklichkeit. Es war nichts Ungewöhnliches daß sie ein paar Dutzend Menschen niedermetzeln ließen. Selbst die Priesterschaft ward gebeugt und sogar der Hohepriester mußte sich von der weltlichen Macht seines Amtes entsetzen und auch zum Tode verurtheilen lassen.

Das alte Judenthum anerkannte kein Völkerrecht. — Schwer empfanden alle Nachbarn den Stolz und Uebermuth der Juden. Was gegenüber den Landsleuten verboten, war gegen die Fremden erlaubt. Neben einem unerträglichen nationalen Dünkel entwickelte sich eine raffinirte Barbarei im Glücke. Der Monotheismus zeigte sich in seiner schlimmsten Gestalt. Seiner Natur und seinem Wesen nach nothwendigerweise exclusiv, führte er zur grausamen Vertilgung der besiegten Andersgläubigen. Keine andere Nation und kein anderer Cultus der alten Welt waren so durchaus unduldsam und verfolgungssüchtig. Die Kananiter und alle andern Stämme welche Palästina anfänglich bewohnten, sollten vertilgt werden von der Erde, und dies im Namen Gottes. „Von den Völkern

deren Land Dir Jehova Dein Gott gibt, sollst Du nichts das Odem hat leben lassen!" Darum durfte keine ihrer Städte zur Uebergabe aufgefordert, kein Vertrag mit ihnen abgeschlossen werden. Und doch gehörten diese Nachbarn der nämlichen Rasse an wie die Jehovaanbeter, sie waren Semiten gleich ihnen. Es kommt überhaupt auch in der Folge gewöhnlich vor, daß die Juden ihre Kriegsgefangenen ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts, oft mit der ausgesuchtesten Grausamkeit niedermetzelten. Man warf die Unglücklichen auf Dornen und zog dann den Dreschwagen über sie hin; oder man legte dieselben unter eiserne Sägen, Zacken und Keile, und verbrannte sie hierauf in Ziegelöfen. Solche Gräuel wurden nicht nur an einzelnen, sondern an der Gesammtbevölkerung ganzer Städte verübt. Eine einzige Ausnahme ward dabei häufig beobachtet: die Jungfrauen ermordete man nicht, sondern schleppte sie in die Harems, damit die Sieger ihre Lüste an ihnen befriedigen konnten. Es war ein großer Fortschritt, daß die Juden in späterer Zeit die Gefangenen wenigstens von einigen stammverwandten Völkern blos zu Sklaven machten.

Die Diätgesetze der Juden hatten außer der Reinlichkeit zum Zwecke, sie nach ägyptischer Art von den Fremden abgeschlossen zu halten. Dieselben griffen tief in die bürgerlichen Verhältnisse ein, und hemmten sowol gegen Außen als im Innern, letztes schon durch zahllose Unrein-Erklärungen von Sachen und Menschen.

Die Strafgesetze sind roh: überall die poena talionis: Auge um Auge, Bein um Bein. Daneben die Blutrache. Der Familie eines Ermordeten lag es ob, an dem Schuldigen Rache zu nehmen; derselbe ward ihr ausgeliefert und es hing von dem als Bluträcher (Goel) aufgestellten Verwandten ab, sein Opfer mit mehr oder weniger Grausamkeit hinzuwürgen. — Das Weib, das die Ehe brach, hatte das Leben verwirkt; der Mann aber unterlag einer Strafe nur dann, wenn er die Handlung mit einer Verheiratheten begangen, somit die Rechte eines Gatten verletzt hatte. Das ehebrecherische Sklavenweib bekam blos Schläge, da ja sonst der Eigenthümer geschädigt würde. — Die zu Falle gekommene Tochter eines Priesters ward gesteinigt und nachher verbrannt. Jede Braut, die sich unwahrer Weise als eine Jungfrau ausgegeben, wurde gesteinigt. Todesstrafe ist Jedem angedroht, der seine Eltern schlägt oder verflucht. Der Trunkenbold, den seine Eltern nicht in Ordnung halten können, wird gesteinigt, da er das Leben Anderer gefährdet. — Die Buße des Diebstahls ist der doppelte oder mehrfache (unter Salomo der siebenfache) Ersatz des Entwendeten. Konnte der Schuldner so viel nicht aufbringen so ward er als Leibeigener verkauft. — Die meisten übrigen Strafen waren ebenfalls, den Begriffen des Volks entsprechend, roh und grausam. Wegen Abgötterei erfolgte Steinigung, denn den Grundsatz der Gewissensfreiheit duldete nun einmal die jüdische Gesetzgebung nicht. Die nämliche Strafe war gegen vorsätzliche Verletzung der Ceremonialgesetze verhängt,

ebenso gegen Unterlassen der Beschneidung und des Speisens des Osterlamms, Genuß von Opferfleisch falls man levitisch unrein war u. dgl. — Auch wer freventlich Jehova's Namen aussprach, sollte gesteinigt werden. Hatte eine ganze Stadt des Verbrechens der Abgötterei sich schuldig gemacht, so ward sie behandelt als sei sie vom Staat abgefallen; alle Bewohner ohne Unterschied, selbst die Thiere darin wurden getödtet, und alles im Ort Vorfindliche verbrannt. Niemand durfte hier Beute machen, Niemand die Stadt je wieder aufbauen.

Das ganze Gerichtswesen war nicht minder roh. Man hielt es nicht einmal der Mühe werth, darüber etwas schriftlich festzusetzen. Die vielgerühmte Art, in welcher die Salomonische Weisheit den Streit wegen Eigenthum des Kindes entschied, bildet eine seltsame Beurkundung dafür.

Ueberaus gering erweist sich die wissenschaftliche Bildung der Juden. Wenige von ihnen konnten schreiben. Selbst die vorhandenen unbedeutenden Anfänge von Cultur scheinen zunächst blos auf die Leviten beschränkt gewesen zu sein. Diese waren Richter und Aerzte. — Von höherer Baukunst verstand man gar nichts. Um den vielgerühmten, mit zwei Säulchen, noch dazu von ungleicher Höhe, ärmlich ausgestatteten Salomonischen Tempel aufzuführen, hatte man fremde, phönizische Baumeister nöthig; auch die Steinmetzen standen unter tyrischer Leitung. Gefäße und Zierrathen mußte man gleichfalls von den Phöniziern beziehen.

Die Mosaische Gesetzgebung wollte außer dem Ackerbau keinen Industriezweig befördern. Wir finden darum nirgends eine Spur, daß sich in den frühern Zeiten ein Jude durch Gewerbsbetrieb ernährt hätte. Allem Anschein nach lag die Besorgung selbst der unentbehrlichsten Theile derselben — den Sklaven ob. (Zu Sauls Zeiten waren nicht einmal Waffenschmiede im Lande.) Erst nach der babylonischen Gefangenschaft scheint einiges Gewerbswesen entstanden zu sein. — Dagegen läßt sich nicht verkennen, daß der Ackerbau hoch in Ehren stand, und allem Anscheine nach war der Boden fleißig bearbeitet*); dennoch gab es mancherlei drückende Satzungen. So durfte in jedem siebenten Jahre kein Acker in ganz Palästina angebaut und es durfte nie ein Feld mit zweierlei Frucht zugleich besäet werden. Das Eigenthumsrecht blieb dabei beschränkt; Niemand konnte seinen Acker verkaufen sondern ihn höchstens auf fünfzig Jahre verpachten, oder aber ihn — Gott, d. h. den Priestern, schenken. Endlich mußte der Landmann nicht weniger als drei Zehnten geben: einen für die Leviten, einen für den König, und einen für Opfermahle, wozu Priester, Wittwen, Waisen und Freunde beigezogen wurden.

*) Dieser Umstand mag beitragen zu beweisen, daß es die Christen wol großentheils ihrer Behandlung der Juden beizumessen haben, wenn dieselben bisher so wenig Ackerbau treiben wollen.

Nach der ursprünglichen Mosaischen Gesetzgebung konnten die Juden ein allgemein handeltreibendes Volk nicht werden, indem sie mit andern Nationen keinen nähern Verkehr unterhalten sollten. Erst unter Salomo ergab sich eine ausgedehntere Veränderung, da dieser König den Handelsgewinn mit dem Auslande persönlich auszubeuten suchte. Daß dieser Verkehr jemals eine großartige Ausdehnung erlangt hätte, ist nicht wahrscheinlich. —

Dies die wichtigsten Grundzüge der jüdischen Socialverhältnisse. Es läßt sich darnach nicht verkennen, daß dieses Volk den übrigen gleichzeitigen Nationen in einzelnen Punkten bedeutend voranstand, im Ganzen aber nicht minder als sie in Rohheit und Barbarei lag. Der Untergang des jüdischen Staatswesens ward ebenso sehr durch fehlerhafte Zustände im Innern, als durch die Uebermacht äußerer Feinde herbeigeführt.

Babylonier und Assyrer.

Im unteren und mittleren Stromgebiete des Euphrat und des in denselben mündenden Tigris bildeten sich ziemlich früh zwei Staaten, welche auf die Geschicke der westasiatischen Völker eine bedeutende Einwirkung übten, über deren Geschichte jedoch nur wenig zusammenhängende und in vielen Beziehungen ebenso wenig verlässige Kunde zu uns gelangt ist: Babylonien und Assyrien, beide mit semitischer Bevölkerung. Die Angaben, welche die Bibel über diese Länder enthält, lassen weder ihre Geschichte noch ihre innern Zustände klar erkennen. Herodot's assyrische Specialgeschichte ist verloren gegangen, und die einzelnen zerstreuten Notizen über jene Gegenden, welche sich in den erhaltenen Theilen seiner Schriften finden, genügen in keiner Weise. — Von noch geringern Werthe sind die auf uns gekommenen Fragmente des Ktesias. — Von Berosus, einem angeblichen oder wirklichen Beluspriester von Babylon, haben sich in den Schriften des Syncellus einige Bruchstücke erhalten. Er schrieb unter Antiochus III, 260—227 vor unserer Zeitrechnung, war also beiläufig ein Zeitgenosse des Manetho. Aber man glaubt in ihm einen Griechen zu erkennen, und die Art seiner Mittheilungen hat selbst zu der Vermuthung geführt, daß er nicht einmal chaldäisch verstanden habe. — Diodor und Justin endlich wissen wenig Beachtenswerthes von den genannten Völkern. — Diese verschiedenen Quellen stehen nun aber auch unter sich selbst in Hauptpunkten im Widerspruch. So kann die wirkliche Geschichte nur mühsam ein paar Grundzüge herstellen, und man wäre wol geneigt, den größten Theil der auf uns gekommenen Angaben wenn nicht gerade für Mythen zu erklären, so doch in jenes Gebiet zu verweisen in welchem die historische Wahrheit aufhört und blos eine Möglichkeit vorhanden ist, daß die Dinge so wie erzählt wird, gewesen sein können, — wenn nicht in der Neuzeit durch Botta in den Ruinen von Chorsabad bei Mossul und von Layard in jenen von Nimroud, Denkmäler aufgefunden und nach Europa

(namentlich in die Sammlungen des Louvre und des britischen Museums) gebracht worden wären, welche nicht blos zum Theil durch ihre colossale Größe in Erstaunen setzen, sondern dabei auch meistens an Correctheit der Zeichnung namentlich von Menschengestalten, die ägyptischen Bilder entschieden übertreffen.

Das älteste der beiden Gemeinwesen war aller Vermuthung nach das Babylonische. Wenn auch die Behauptung der Chaldäer, eine bis zu 470,000 Jahren hinaufreichende Geschichts- und Sternkunde zu besitzen, selbstverständlich nur Lächeln erregen kann, so deuten doch die glaubwürdigeren Notizen darauf, daß schon vor 4000 Jahren (2000—2500 vor unserer Zeitrechnung) die Babylonier einen in Culturentwicklung bedeutend vorangeschrittenen Staat bildeten. Viele der älteren Einrichtungen erhielten sich auch unter der Perserherrschaft fort, und darum verdienen die Angaben Herodot's über die innern Zustände des Volkes im Allgemeinen Glauben, während jene über die ältere Geschichte Babyloniens und Assyriens offenbar ein Gemenge von mährchenhaften Sagen umfassen, großentheils voll innerer Widersprüche und beinahe mit der Voraussetzung des Mangels jeder Urtheilsbefähigung der Leser.

In Babylon entwickelte sich frühzeitig Wohlstand, Handel und Gesittung. Die Chaldäer (von den Griechen Gorydäer genannt), wahrscheinlich einem andern Volksstamm als die Masse der Bevölkerung angehörend und vermuthlich Eroberer des Landes, waren die Priester und besaßen die höhern Kenntnisse, besonders in der Astronomie. Das Volk verweichlichte indeß und unterlag darum der Herrschaft der kriegerischen Assyrer. Das durch diese begründete Reich scheint einen Bestand von etwas mehr als 600 Jahren erlangt zu haben (etwa von 1250 bis 606 vor unserer Zeitrechnung). Aber auch dessen angebliche Geschichte entbehrt beinahe aller Glaubwürdigkeit. Angeblich war Ninus der Reichsgründer. Von seiner Gemahlin Semiramis werden die phantastischsten Dinge erzählt, die mitunter sogar eine kindische Leichtgläubigkeit voraussetzen (die Königin, welche das Heer bereits so oft schon in den Kampf geführt, gibt sich für ihren Sohn aus und Niemand erkennt sie; sie läßt Kamele in schwarze Ochsenhäute einnähen um die Indier mit vermeintlichen Elephanten zu schrecken rc.). — Der Letzte ihrer Thronfolger wird als Feigling geschildert und stirbt doch erst nach mehrjährigem heldenmüthigem Kampfe, an dessen Ende er sich selbst verbrennt, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen.

Erst von der Epoche an, in welcher das Assyrische Reich vernichtet war und das von uns sogenannte Neu-Babylonien erstand, verbreitet sich etwas mehr Licht. Nebucadnezar schuf (um 600 vor unserer Zeitrechnung) nicht nur ein über einen großen Theil Vorderasiens sich ausbreitendes Reich, sondern er rief auch eine Menge von Bauten ins Leben, geeignet seinen Namen zu verewigen, obwol diese Schöpfungen seitdem meistens der fabelhaften Königin Semiramis beigemessen werden. Doch das neue Reich hatte nur geringe Dauer.

Schon nach etwas mehr als 60 Jahren (wahrscheinlich 539 vor unserer Zeitrechnung) erlag es dem Angriffe der Perser.

Von den socialen Zuständen der Babylonier im höchsten Alterthum wissen wir nun so viel wie nichts. Auch jene der Assyrer sind uns nahezu ebenso unbekannt. Indeß berechtigen die in der Neuzeit zu Ninive (nun Nimroud) aufgefundenen Ueberreste von Bauten und besonders Skulpturen zur Annahme einer bedeutenden Culturentwicklung. Die Darstellungen sind in den Zeichnungen freier, lebendiger und naturgetreuer als die der Aegypter, die Muskulatur insbesondere erscheint ganz anders entwickelt, und dabei gewahrt man eine genaue Unterscheidung der abgebildeten Personen und Gegenstände nach ihren besondern Aufgaben und Verhältnissen (so sind z. B. die einzelnen Waffengattungen der Krieger leicht kennbar). Noch aber ist die Enträthselung der beigefügten Schriften sehr wenig gelungen, und noch harren wir darum der Sphynx welche uns diese geheimnißvolle Welt erschließen wird.

Eine wenigstens vergleichsweise viel bessere, wenn auch immerhin nur höchst unvollständige Kenntniß besitzen wir von den Zuständen der Babylonier aus der späteren Periode.

Die Lage an zwei schiffbaren Flüssen, sowie die Nähe des Meeres und der hierdurch herbeigeführte Verkehr mit andern Völkern, mußten die ursprünglich nomadisirenden Bewohner dieser Gegenden früher als jene des mittelasiatischen Binnenlandes zu einiger Cultur führen. Die häufigen Ueberschwemmungen des Euphrat lenkten bald auf technische Entwicklung. Man stellte Damm- und Uferbauten her und begann dann Kanäle anzulegen. Die Babylonier wurden ein ackerbau- und handeltreibendes, reiches und üppiges Volk, wie wir denn auch sehen, daß die Juden in ihrem Wissen und in ihren Gebräuchen wesentlich gebildeter aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkamen.

Die Priester — in der spätern Zeit mit dem Namen ihres Volksstammes Chaldäer, in der Bibel auch mit der persischen Priesterbenennung Magier bezeichnet — besaßen eine ausgedehnte, nur durch die Verhältnisse des Handels etwas gemilderte Macht. Sie bildeten eine streng in sich abgeschlossene Kaste, die im alleinigen Besitze der Wissenschaften und höhern Künste sich befand, und dieselben mit dem Stande und den Geburtsrechten fortpflanzte. — Ob die übrigen Stände in Kasten getheilt waren, wissen wir nicht. Dagegen ist es erwiesen, daß die Babylonier viele Sklaven hielten, welche jedoch ziemlich mild behandelt worden sein sollen, wie auch die vermuthlich mit dem Cultus in Verbindung gebrachten jährlichen Sklavenfeste, welche fünf Tage dauerten, erkennen lassen.

Eben so entwürdigend wie im übrigen Asien, obwol etwas anderer Art, war auch in Babylonien die Stellung der Frauen. Das Gefühl menschlicher Würde empört sich bei der von Herodot gegebenen Schilderung. Es bestand nicht nur Vielweiberei, sondern die herangewachsenen Mädchen wurden auf den Markt

gebracht, den Untersuchungen der Männer ausgestellt, und dann in förmlicher Versteigerung — „die Schönen an den Meistbietenden, die Häßlichen an den Mindestfordernden“ — überlassen. Der Erlös der Ersten mußte zur Ausstattung der Letzten dienen. Selbst die väterliche Gewalt, sonst so unbeschränkt im Orient, hatte eigenthümliche Grenzen. „Seine Tochter selbst auszustatten, war Keinem erlaubt.“ In der Ehe sah man also eine bloße Art Staatsanstalt. — Zu Herodot's Zeiten war indeß diese Sitte, die der befangene Grieche für die schönste jenes Volkes hielt, bereits abgekommen.

Sodann bestand ein zweiter, wo möglich noch häßlicherer Gebrauch. Jede Frau mußte einmal in ihrem Leben in dem Tempel der Göttin Mylitta sich niedersetzen, bis einer der immer herzuströmenden Fremden ihr ein Geldstück zuwarf (das sie den Priestern des Tempels zu überlassen hatte), worauf sie diesem Fremden sich hingeben mußte. Schlaue handeltreibende Priester mögen einen solchen Gebrauch um Fremde herbeizulocken eingeführt haben. — Man möchte an der Wahrheit der Angabe zweifeln, wenn diese Abscheulichkeit nicht auch anderwärts, besonders bei semitischen Völkern vorkäme; ja selbst im alten Hellas, und heute noch in Arabien. (Hetären-Cultus in Korinth, auf Kandia ꝛc. — Nach der Versicherung des Reisenden v. Katte ist ein solcher Cultus noch jetzt bei einem Theile der Bevölkerung des Yemen in voller Uebung.)

Der Cultus der chaldäischen Magier war eine Sonnedienst. Daß dieser mit Menschenopfern verbunden gewesen wie die Bibel behauptet, scheint grundlos zu sein; dagegen hatte man — nach Angabe Diodor's — heilige Thiere, die denn auch mannichfach als Verkündiger der Zukunft galten (Opferthiere, Geheimnisse des Vogelflugs u. s. w. — Als bezeichnend mag übrigens erwähnt werden, daß auf den noch erhaltenen Skulpturen der Assyrer nur wenig Göttergestalten zu finden sind.

Den übrigen Verhältnissen entsprechend ist die von Diodor berichtete Thatsache, daß die Babyloner ihre Kriegsgefangenen ausgewechselt haben. Ein barbarisches Volk metzelt die Gefangenen nieder; der Handels- und Spekulationsgeist mochte dagegen bald finden, daß man von den Gefangenen auch Vortheil ziehen könne, und die Humanität gewann damit.

Das höhere Wissen der Priester war wol in der Astronomie am meisten ausgebildet. Unabhängig von der Sternkunde der Aegypter, hatten die Chaldäer diese bedeutend übertroffen. Die Erfindung des Thierkreises wie die Einführung der Woche nach den Mondvierteln zu sieben Tagen waren ihr Werk. Der Belustempel diente wesentlich als Sternwarte. Ihre astronomischen Beobachtungen gingen bis ungefähr 2000 Jahre über unsere Zeitrechnung hinaus. Die durch Ptolemäus erhaltene Berechnung der Mondfinsterniß vom Jahre 721 v. Chr. ist (nach Ideler, Sternkunde der Chaldäer) so genau, daß sich der Anfang der Finsterniß nur um eine Minute zu spät, die Mitte derselben um nicht mehr

als 6 Minuten zu früh angesetzt findet. Den mittleren synodischen Monat bestimmten die Chaldäer blos um 4 Sekunden, den periodischen blos um eine Sekunde zu groß. — Allerdings wurde die Sternkunde auch hier zur Astrologie benützt.

Die Chaldäer erfanden eine eigenthümliche Schrift; es ist die Keilschrift, die von hier zu den Assyrern und Persern kam, bei denen sie einige Abänderungen erfahren zu haben scheint. Es ist jedenfalls ein ganz anderes System als das der ägyptischen Hieroglyphen. Die meisten Monumente finden sich mit solchen zugespitzten Strichen bedeckt, in deren Entzifferung erst sehr schwache Anfänge gelungen sind (besonders dem Briten Rawlinson).

Die Heilkunde stand auf niedriger Stufe: man trug die Kranken auf den Marktplatz, damit die vom gleichen Uebel Geheilten beim Vorübergehen ihre Heilmittel angeben möchten.

Die Babylonier besaßen überdies eine nicht unbedeutende Fertigkeit in gewissen mechanischen Künsten. Außer Dämmen und Kanälen stellten sie Brücken, Schleußen und Wasserleitungen her. (Als Hauptbauwerke dieser Art werden angeführt: die Brücke über den Euphrat bei Babylon; die künstliche Wasserleitung, um Trinkwasser nach dieser Stadt zu bringen, nach Diodor; die Anlage einer Menge von Kanälen, mit vielen Maschinen, vermittelst deren das Wasser aus den Flüssen in dieselben geschöpft ward, nach Herodot.)

Die Aufführung großer und dauerhafter Gebäude war durch natürliche Hindernisse erschwert; es fehlte dem Land an Steinen und Holz. Darum waren die gewöhnlichen Baumaterialen Ziegelerde und Erdpech. Sie machten es denn auch leicht, überall bildliche Darstellungen von Thieren, von Jagden, oder auch von Kämpfen und Gefechten anzubringen. Aber die Dauerhaftigkeit war eine geringere. Dennoch ist von dem Belustempel (dem „Babylonischen Thurme") das unterste Stockwerk, freilich verschüttet, und über diesem das zweite Stockwerk, 140 Fuß hoch, noch vorhanden, während sich vom dritten nur ein Eckpfeiler erhalten hat. Das Ganze hat angeblich noch 235 Fuß Höhe. — Dauernder waren die Bauten der Assyrer. — Die hängenden Gärten, die im Alterthum als Weltwunder galten, waren übrigens, selbst nach der möglichst großartigen spätern Beschreibung des befangenen Diodor, eine ebenso kunst- als nutzlose Anlage. Obwol der Semiramis beigemessen, rühren sie wahrscheinlich von Nebucadnezar her.

Der Bodenbau scheint ein vorzüglicher gewesen zu sein. Den natürlichen Mängeln dieses Bodens, der (nach Herodot) nicht einmal Bäume trug, ward besonders durch künstliche Bewässerung abgeholfen.

Die Gewerbsindustrie erlangte einen vergleichsweise hohen Aufschwung. Vorzüglich blühend war die Weberei in Wolle und Linnen. Die Teppiche aus Babylon galten im ganzen Alterthum als die schönsten, schon ihrer

lebhaften Farben wegen. (Purpurdecken, namentlich am Grabmale des Cyrus zu Pasargada; Stickereien, sogenannte sidonische Gewänder rc.) In Verbindung damit stand die Färberei und die Verfertigung mancher Putz- und Luxuswaaren (wohlriechende Wässer, künstlich geschnittene und namentlich zu Siegelringen gefaßte Steine, zierliche Handstöcke; nach Herodot).

Die Lage des Landes lud zum Handel ein, besonders den Euphrat hinab, nach dem persischen Busen und dann nach Indien und Arabien. Dennoch war der Verkehr wol nur nach dem damaligen Maßstab ein bedeutender, der sich mit dem eines neuzeitlichen Handelsstaates kaum vergleichen läßt, wie denn auch die Seeschifffahrt sich nie zu etwas höherem als einer beschränkten Küstenfahrt erhob.

Alles zusammengefaßt ergibt sich, daß Babylon in vielen Beziehungen eine Culturentwicklung erlangte wie sie nur in einem Handels- nicht in einem Kriegerstaate sich ausbilden konnte, wobei aber allerdings Weichlich- und Ueppigkeit als Begleiterinnen sich einstellten.

Perser.

Die Perser standen mit den alten Griechen gerade in der Zeit in welcher deren vorzüglichste Geschichtschreiber lebten, in fortwährenden, wenn auch meistens feindlichen Beziehungen. Die frühere persische Geschichte geht verhältnißmäßig nicht sehr weit über diese Periode eines vielfachen Verkehrs hinaus, — und dennoch bleibt so Vieles in derselben unklar und selbst mythenhaft.

Ueberblicken wir zunächst die uns zu Gebot stehenden Quellen: Dieselben lassen sich in drei Classen scheiden: 1. Einheimische. Unter ihnen werden gewöhnlich zuerst die sogenannten „Reichsannalen" (διφθέραι βασιλικαί) genannt, welche, nach griechischen Angaben von Schreibern geführt wurden, die den König zu diesem Behuf jederzeit begleiteten. Abgesehen davon daß sie ihrer Natur nach nichts Anderes als Zusammenstellungen der kriechendsten Schmeicheleien sein konnten, ist überhaupt auch nicht das Geringste davon bis auf unsere Zeit erhalten worden. Eine wohlverdiente Strafe für den Herrscherdespotismus der sich durch dieses Mittel für alle Ewigkeit verherrlichen zu können wähnte! — Sodann besitzen wir das Religionsbuch der Parsen, den Zend-Avesta. Als Geschichtsquelle ist es aber schon um deßwillen nicht zu benützen, weil wir nicht einmal zu ermitteln vermögen in welche Zeit es gehört, von welcher Epoche es redet; denn Alles, was von historischen Angaben (stets nur im Vorbeigehen) darin vorkömmt, läßt sich mit keiner Periode der persischen Geschichte, wie wir dieselbe durch die griechischen Schriftsteller kennen, in Zusammenhang bringen. — Beiläufig das gleiche Bewandtniß hat es mit den späteren persischen Schriftstellern, dem sogenannten historischen Dichter Ferdusi, dann dem noch späteren Geschichtschreiber Mirkhond (aus dem fünfzehnten Jahrhundert), dessen Angaben durch

Nichts unterstützt werden. — Auch eine Enträthselung der Keilschrift in den Ruinen von Persepolis ꝛc. wird, wenn dieselbe wirklich gelingen sollte, schwerlich viel mehr als etwa ein paar mit orientalischen Schmeicheleien umgebene Königsnamen enthüllen. — Wichtiger sind 2) die Griechischen Quellen, vor Allen Herodot. Wenn auch beschränkt in manchen Ansichten, zudem (sehr begreiflicher Weise in jener Epoche des griechisch-persischen Kampfes) nicht frei von Einseitigkeit, gibt sich doch seine hohe Wahrheitsliebe und eine im Allgemeinen richtige Beurtheilung der Dinge durchaus kund. Zudem befand er sich im Falle, theils in seinem, erst kürzlich von persischen Heeren überschwemmten Vaterlande selbst, theils — und dies noch mehr — auf seinen Reisen nach den vorderasiatischen Ländern, umfassende Nachrichten zu sammeln, zumal soweit es sich um Ereignisse und Zustände aus seiner Zeit handelte. Was früher geschah kennt er dagegen nur in allgemeinen Umrissen. Hier gibt er die Sagen wieder, mochten sie auch noch so mährchenhaft lauten (so die Geschichte des Cyrus, die von Xenophon hinwieder zu einem völlig idealen Regentenspiegel verarbeitet wurde). Von den 23 Büchern persischer Geschichte des mährchenerzählenden Ktesias besitzen wir nur einen dürftigen Auszug in der Excerptensammlung des um die Mitte des neunten Jahrhunderts lebenden konstantinopolitanischen Patriarchen Photius; blos einzelne Notizen daraus lassen sich benützen. — Eine Quelle ganz anderer Art ist Xenophon's Anabasis, in welcher der Held und Geschichtschreiber den Heereszug schildert, den er mit einer hellenischen Kriegerschar im Kampfe des jüngeren Cyrus gegen dessen Bruder Artaxerxes ruhmvoll zu Ende führte. — Arrian's Werk über die Feldzüge Alexanders von Macedonien ist zwar erst um das Jahr 130 nach unserer Zeitrechnung geschrieben, indeß konnte der Verfasser zuverlässige ältere Nachrichten (z. B. von dem Flottenführer Nearch ꝛc.) benützen. — Die übrigen griechischen Schriftsteller sind als Quellen kaum zu nennen. — Hieran reihen sich dann 3) die Jüdischen Schriften: Esra, Nehemia, Esther und einige Propheten. Es ist für die persische Geschichte nicht viel daraus zu entnehmen, und wir legen deßwegen nur geringen Werth auf dieselben.

Ueberblicken wir sodann die Grundzüge der altpersischen Geschichte. Im Nordwesten des Indus, ausgebreitet bis zum Kaspisee und gegen die Ostgrenze Kleinasiens, lebten verschiedene Arische, somit den Indiern stammverwandte Völker. Eines derselben, die Meder, schüttelte im siebenten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung die Herrschaft der Assyrer ab. Das Volk wählte Dejoces zum Könige, der als Erbauer der Stadt Ekbatana bezeichnet wird. Sein Enkel Cyaxares erhob Medien zu einem mächtigen Reiche. Doch schon unter dessen Sohn Astyages (559 vor unserer Zeitrechnung) erfolgte nicht nur der Sturz der Dynastie, sondern auch die Unterwerfung des medischen Volkes unter das stammverwandte Persische. Das letzte trat in der Oberherrschaft an die Stelle des

ersten. Die Geschichte des glücklichen Usurpators Cyrus (Kyros, persisch eigentlich Khurush) ist, wie bereits erwähnt, vollständig in Mythen gehüllt. Unzweifelhaft war er ein kühner Eroberer, der insbesondere durch Unterwerfung des Staates von Lydien (unter der Herrschaft des Krösus), dann der Städte der kleinasiatischen Griechen, und ferner von Phönizien und Babylon eines der sogenannten Weltreiche schuf, das von den Grenzen Indiens bis zum mittelländischen und ägäischen Meer reichte. — Der nächste Herrscher Cambyses (persisch Kabusija) unterwarf auch noch Aegypten, kam aber, nachdem eine Palast- und Priesterrevolution der Magier ausgebrochen war, welche zugleich die Wiederherstellung der Medischen Herrschaft bezweckt zu haben scheint, bald ums Leben. — Eine neue Verschwörung unter den vornehmsten der Perser brachte (521 vor unserer Zeitrechnung) den Darius Hystaspis (Darjawush Vashtaspa) auf den Thron. Er befestigte nicht nur die persische Herrschaft über die kleinasiatischen Griechen, sondern schuf auch besonders eine innere Organisation der bis dahin höchst lose zusammengefügten einzelnen Länder und Völker des Reichs. Aber er sowol als sein Nachfolger Xerxes (von 486 bis 465 v. Chr.) erschöpfte sich in fruchtlosen Anstrengungen um das europäische Griechenland zu unterwerfen. Die Geschichte tritt von dieser Zeit an glaubwürdiger hervor, obwol wir allerdings nur die, der Lage der Dinge nach einseitigen Angaben der Hellenen besitzen. (Eine Darstellung der Hauptmomente dieser Epoche geben wir unten bei Schilderung der griechischen Verhältnisse.) — Die Uebermacht der Perser, schon zuvor durch mißglückte Züge gegen die Aethiopier und Scythen etwas erschüttert, war von den letzten Jahren des Xerxes an entschieden gebrochen, weil sich die Hellenen nicht wie jene barbarischen Völker mit einer Vertreibung der Eindringlinge in ihr Land begnügten, sondern die erkämpften Siege in deren Gebiet weiter verfolgten.

Ungeachtet der noch immer vorhandenen gewaltigen Mittel siechte das Reich mehr und mehr; es verlor alle innere Kraft, und ward bald (Jahr 331) dem ersten gegen dasselbe auftretenden kühnen Eroberer (Alexander von Macedonien) zur leicht errungenen Beute. Die Geschichte der bis dahin kriechend vergötterten, dabei aber fortwährend mit Gift, Dolch und Strang bedrohten, meist kraft- und verstandlosen Despoten von denen Persien beherrscht ward, hat für uns keinen Werth. Wir gehen darum ohne alle weitere Erörterungen über die Königsgeschichte unmittelbar zu einer Schilderung der Socialverhältnisse der Perser über, wodurch auch die Geschichte der äußern Ereignisse erst klarer wird.

Die ungeheuern Binnen- und Steppenländer Asiens und noch mehr Afrika's sind ganz geeignet die Begründung eines schrankenlosen Herrscherdespotismus zu fördern. Der Mangel an Seehäfen und selbst an größeren Flüssen schließt den belebenden Verkehr mit entfernten Völkern aus, verhindert somit den Umtausch von Ideen und Kenntnissen. Die Steppen und Sandwüsten gewöhnen an stetes Umherziehen; man stößt auf Hindernisse die bekämpft werden

müssen; der Stärkste und Kühnste wird Anführer und erlangt bald Gelegenheit zur ungebührlichen Ausdehnung seiner Macht. Dazu die höchstens etwas beschränkte Polygamie, von welcher Familiendespotismus unzertrennbar ist. So findet sich denn der Despotismus des Herrschers von unten auf, durch den Socialzustand begründet.

Die Wirkung solcher Verhältnisse tritt uns namentlich auch in Persien entgegen. Selbst die vielfach von einem edeln und humanen Geist durchdrungene Ormuzdlehre vermochte die Ausbildung der schrankenlosesten Willkürherrschaft nicht abzuwenden. Der König gilt als lebendiges Abbild der Gottheit. Er vermag Alles; sein Wille und seine Gewalt sind unbeschränkbar, seine Befehle unwiderruflich (Zend-Avesta). Er soll gut und weise sein wie Ormuzd; aber Niemand kann ihn hindern wenn er das Gegentheil ist. Nur die im ganzen Orient so häufigen Hof- und Palastverschwörungen bringen dem Despoten oft den längstverdienten Strang.

Land und Leute wurden als Eigenthum des Gewaltigen betrachtet, über die er nach Gutdünken, nach Laune beliebig verfügte.*) Auch die Vornehmsten, wie die Satrapen der Provinzen, führten selbst die Bezeichnung von „Knechten" des Herrschers. Eine sklavische Verehrung des Königs, vor dem Jedermann sich zur Erde niederwerfen mußte, stand damit in Verbindung. Sein Geburtstag war das allgemeine Landesfest, wie sein Tod hinwieder allgemeine Trauer zur Folge hatte; die Sonne des Lichts und des Rechts strahlte nicht mehr; die Gerichtshöfe wurden geschlossen, ja man ließ selbst die heiligen Feuer erlöschen (Diodor). Die Leichname der Könige behielten einen eigenen Hofstaat, und es gab besondere Todtenresidenzen dieser Fürsten.

Glanz und Prunk umgaben den Herrscher in einer das Land aussaugenden Weise. Sein Aufenthalt wechselte fortwährend, schon zwischen den verschiedenen Residenzen (Pasargadä, Persepolis, Ekbatana, Susa, Babylon). Jeder Umzug mit dem Harem des Schahs, seinen Eunuchen, den Hofdienern und der Leibwache der Zehntausend glich der Wirkung nach den Verheerungen eines Orkans. Was man in den durchzogenen Gegenden fand ward aufgezehrt oder verdorben, war doch Alles das Eigenthum des Königs.

Ganze Scharen von Menschen fanden sich stets beschäftigt für die Tafel des Gewaltigen im ganzen Lande die besten Speisen und Getränke aufzusuchen. Sind

*) Diese Anschauungsweise ist seit den ältesten Zeiten so sehr in Fleisch und Blut der Perser übergegangen, daß sich die nämlichen Begriffe bis heute forterhalten haben. Während des Feldzugs vom Jahre 1807 in Preußen und Polen erschien ein persischer Gesandter im Heerlager des alten Napoleon. Der Perser fand besondern Gefallen an einer französischen Regimentsmusik, und bat den Kaiser ganz unbedenklich, er möge ihm eine solche Musikbande für seinen Herrn schenken. Es hielt schwer, dem Orientalen begreiflich zu machen, daß der gewaltige Gebieter nicht ein paar Dutzend Leute sollte verschenken können.

auch die Zifferangaben des Ktesias augenscheinlich übertrieben (die tägliche Mahlzeit habe gegen 400 Talente, also über eine Million Gulden gekostet x.), so ist doch eine maßlose Verschwendung durch Herodot, Xenophon, Athenäus u. A. gleichmäßig bezeugt.

Der Mißbrauch der Gewalt klebt an der Gewalt wie die Wirkung an der Ursache. Kein Wunder, daß wir so viele Gräuelthaten von diesen unumschränkten Herrschern aufgezeichnet finden. Sehen wir auch ab von der mährchenhaften Sage, wie Astyages dem Höflinge, der des Despoten Enkel gegen den empfangenen Befehl am Leben erhielt, das Fleisch des eigenen Kindes als Speise habe vorsetzen lassen. Aber selbst von Darius, dem Hervorragendsten unter allen Nachfolgern des Cyrus, berichtet Herodot, er habe beabsichtigt die Aerzte, die ihn nicht zu heilen vermochten, spießen zu lassen. Von Cambyses weiß der Geschichtschreiber eine ganze Reihe der empörendsten Gräuel zu erzählen (er läßt Menschen bis an den Kopf in die Erde graben; nöthigt den Sohn, auf dem mit der abgezogenen Haut seines Vaters bedeckten Stuhle Recht zu sprechen; zwingt den Höfling, die Geschicklichkeit des Despoten zu preisen, weil er auch in trunkenem Zustand dessen Sohn niederzuschießen verstand u. s. w.).

Die Regierung ging in der Regel vom Harem aus. Weiber- und Eunuchenränke ruheten niemals. Bald wütheten sie im Innern des Hofes, bald nach Außen. (So erzählt Herodot, wie eines der Weiber des Xerxes dessen schuldloser Schwägerin aus Rache und Eifersucht Nase, Ohren, Lippen und Brüste abschneiden und den Hunden vorwerfen, ihr hierauf auch die Zunge ausreißen ließ, dann die so Verstümmelte nach Hause sendete. Auch die erste Veranlassung zum hellenischen Kriege soll in Weiberränken zu finden sein: es war nach Herodot der Lohn den die Atossa dem Arzte Democedes versprochen hatte.) Die Erziehung des Thronerben fand im Serail statt. Wie heute noch unter solchen Verhältnissen, klebte um so mehr damals beinahe bei jedem Thronwechsel dem neuen Herrscher das Blut seiner gemordeten Brüder an, deren Vorhandensein ja seine Sicherheit jeden Augenblick gefährden konnte.

Die Religion der Perser war ein Naturcultus. Das Feuer, die Sonne, auch Wasser, Erde und Winde wurden göttlich verehrt, ohne Tempel, Altäre und Bildsäulen, im Freien, auf den höchsten Bergen. Das Opfer verrichtete man an reiner Stätte, ohne Feuer. Das Opferthier ward unter allgemeinem Gebete zerlegt, auf Gras ausgebreitet, und nach dem heiligen Gesange des Magiers von den Opfernden mit weggenommen, dann willkürlich benützt. Im Uebrigen finden wir aber auch Beweise eines furchtbaren religiösen Aberglaubens, so daß, wie Herodot berichtet, Menschenopfer noch zur Zeit der Kriege mit den Hellenen vorkamen. Eine besondere Besprechung verdient das Religionsbuch der Perser, der Zend-Avesta. Wir geben einige Notizen darüber am Schlusse dieser Abtheilung.



Die Priestergewalt schien ein Gegengewicht gegen die Herrscherwillkür bilden zu können. Den Magiern allein lag die Verrichtung der heiligen Gebräuche ob; sie allein kannten die bei Gebet und Opfer zu beobachtenden Ceremonien (Zend-Avesta und übereinstimmend Herodot). Sie waren die Mittelspersonen zwischen Gott und den Menschen; ihnen offenbarte Ormuzd seinen Willen, nur sie vermochten es den Laien die Zukunft zu enthüllen. Auch nahmen sie am Hof die erste Stelle ein, und waren nach dem Harem und den Eunuchen die Nächsten um die Person des Herrschers, ihm unentbehrlich als Wahrsager, Zeichendeuter und Rathgeber. — Da indeß der Herrscherdespotismus das den Staat bestimmende Princip war, so mußte, wie überall unter solchen Verhältnissen, auch hier das Priesterthum sich beugen; nur durch Schlauheit und List, durch kluge Benützung der geistigen Schwäche des Despoten und seiner Furcht vor der Gottheit ließ sich auf ihn einwirken, soweit seine Leidenschaft nicht unbedingt nach einem bestimmten Ziel verlangte, in welchem Falle von Allen in Höflings- und Sklavenart seinem Willen gedient ward. (Als Cambyses die Richter fragte, ob es dem Gesetze nach erlaubt sei seine Schwester zu heirathen, erfolgte, da man seine Absicht kannte, die diplomatische Antwort: es sei dies zwar durch kein Gesetz befohlen, dagegen bestimme das Gesetz daß der König thun könne was ihm beliebe. Herodot.) Die Magier waren wol um so mehr zu steter Vorsicht veranlaßt, da gegen sie als Meder das Mißtrauen der Perser jederzeit wach blieb.

Die königliche Allgewalt fand indeß ihre festeste Stütze in den socialen Einrichtungen, — in dem allezeit herrschenden Familiendespotismus. War das Familienleben schon durch die Polygamie untergraben, so gab es noch weitere naturwidrige Einrichtungen, unter welche wir vor Allem die Erziehung der Knaben durch den Staat, nicht durch die Eltern rechnen.

Die Verwandtschaft der Perser mit den Indiern gibt sich u. a. in dem gleichartigen Kastenwesen kund. Hier wie dort finden sich vier Kasten in der nämlichen Reihenfolge: Priester, Krieger, Ackerbauer und Gewerbsleute (Firdusi). Selbst die Namen der Krieger und Ackerbauer sind beiläufig die gleichen: Khschathra statt Kschatria und Wastrja statt Waisa. In einem Staat, in welchem die Fürstengewalt zu voller Unumschränktheit sich entwickelte, konnte aber das Kastenwesen nicht die nämliche Ausbildung erlangen oder behaupten wie in einem auf Grundlage des Priesterthums entwickelten Gemeinwesen.

Der Staatsorganismus der Perser war bis auf Darius ganz roh und unentwickelt. Dieser Herrscher schuf eigentlich erst eine gewisse Organisation und brachte einige Ordnung und Regelmäßigkeit in die Verwaltung. Er theilte das Reich in zwanzig Satrapien, ohne jedoch auch nur genügende Grenzen derselben zu bestimmen, so daß die Satrapen öfters Grenzstreitigkeiten zum Vorwand nahmen um sich gegenseitig zu bekriegen.

Im Vergleiche mit andern Völkern des früheren Alterthums zeigten sich die Perser gegen die besiegten Stämme insoferne mild, als sie dieselben nicht kurzweg ausrotteten. Sie begnügten sich mit der Unterwerfung, und ließen die innere Regierung fortbestehen wie sie dieselbe eben fanden, soweit keine Gefahr der Empörung drohte. Dies kam namentlich den Phöniziern zu statten welche, als sie die Unmöglichkeit eines erfolgreichen Widerstands erkannt, sich freiwillig unterwarfen und nun gegen eine Tributzahlung an Geld und Schiffen im Uebrigen ihre Autonomie behielten. Dagegen scheuten die Perser vor keinem Mittel der Gewalt zurück wo es zur Durchführung des Niederhaltens der Unterworfenen zweckmäßig schien. Grausamkeit und Unterdrückung sind eben untrennbar von der Eroberungspolitik. Sie verpflanzten und verschlechterten ganze Volksstämme. Sechstausend Aegypter wurden auf des Cambyses Befehl nach Susa geschleppt. Gleiches erfuhren die Päonen. Selbst nach den entferntesten Gegenden, z. B. den Inseln des persischen Busens verpflanzte man solche Unglückliche. Die Lydier sollen, freilich auf den Rath ihres eigenen früheren Herrschers Krösus um sie vor Verpflanzung zu retten, systematisch verweichlicht worden sein. Wo ein nachhaltiger Widerstand stattfand ward selbst die Ausrottung nicht verschmäht. „Als die Perser die Städte (der Ionier) in ihrer Gewalt hatten," schreibt Herodot, „lasen sie die wohlgebildetsten Knaben aus und verschnitten sie; und die schönsten der Jungfrauen schleppten sie zum Könige fort; dann brannten sie die Städte sammt den Heiligthümern nieder." Bei vielen Gelegenheiten wurden wahre Treibjagden gegen die Bewohner ganzer Landschaften und Inseln angestellt. — Darius, die hohe Wichtigkeit Babylons erkennend, wollte die eroberte Stadt erhalten. Er ließ die Mauern (an vielen Stellen) einreißen und die Thore abbrechen, sodann 3000 der Häupter des Volks auf Pfähle spießen. Den übriggebliebenen Babyloniern gab er ihre Stadt zurück. Nun hatten aber diese ihre Frauen erwürgt. Um für Fortpflanzung zu sorgen legte der König, nach Herodot's Erzählung, „den umwohnenden Völkerschaften auf, Weiber nach Babylon zu liefern und zwar den einzelnen Stämmen in verschiedenen Lieferungen so viel, daß die Gesammtzahl 50,000 ausmachte."

Von den verderblichsten Folgen war die (sprichwörtlich gewordene) Satrapenregierung. Wie der Schah einen großen, so hielt jeder Satrap einen kleinen Hof, oft mit grenzenloser Verschwendung. (Vier bedeutende Orte im Babylonischen waren nach Herodot damit besteuert, die großen indischen Hunde des Satrapen zu unterhalten. Derselbe soll 16,800 Pferde besessen, und angeblich über eine attische Medimne voll Silbergeld an täglichen Einkünften bezogen haben.) Das Unwesen stieg, je weniger die Herrscher Männer von Kraft und Verstand waren. Die schrankenlose Königsgewalt brachte es mit sich, daß die Satrapen in früherer Zeit stets vor den Launen des Allmächtigen zittern mußten. Der Bevollmächtigte des Schahs, der alljährlich an der Spitze eines Heeres die Pro-

vinzen durchzog, konnte diese stolzen Statthalter eben so wol züchtigen als belohnen. Aber bald zitterte der Hof seinerseits vor ihnen. Sie waren nichts anders mehr als tributbare Fürsten, die sich, wie bereits erwähnt, aus eigener Machtvollkommenheit sogar mit Waffengewalt bekriegten, ein Ereigniß über das man sich bei Hof freute, zugleich ein Beweis des weit gediehenen innern Verfalles des Reichs. Schon aus Xenophon's Zeit wissen wir, daß ein Satrap von Mysien einen Vicesatrapen eigenmächtig ernannte, durch den er gegen Entrichtung eines Tributs seine Provinz auf eigene Rechnung verwalten ließ und diese Verwaltung, als jener starb, sogar an dessen Wittwe übertrug, sobald ihm dieselbe nur Sicherheit wegen seiner Einkünfte leistete.

Jede Provinz mußte natürlich die Kosten ihrer Verwaltung und des Truppenunterhalts decken, was größtentheils durch Lieferung von Naturalien geschah. Außerdem wollten aber auch die Könige einen Tribut beziehen. Darius war der Erste, der ein bestimmtes Maß solchen Tributes für die einzelnen Provinzen festsetzte. Aus diesem von Herodot aufbewahrten Abgabenverzeichnisse ergibt sich wieder der schmachvolle Zustand der Menschheit unter der Gewaltherrschaft der Perserkönige: „Von Babylonien und dem übrigen Assyrien gingen dem Könige jährlich tausend Talente Silbers ein und fünfhundert verschnittene Knaben.“ . . . „Die Kolchier lieferten als selbst auferlegte Geschenke . . . . in jedem fünften Jahre hundert Knaben und hundert Jungfrauen ꝛc.“ Möge der barbarische Krieger im Moment seines Sieges die häßlichsten Schandthaten begehen; sie erscheinen gering neben dieser menschenschändenden regelmäßigen Auflage eines solchen mit kalter Ueberlegung, nach Maß und Zahl im eigenen Land ausgeschriebenen Tributs.

Betrachten wir das Kriegswesen dieses erobernden Volkes. Die Stärke des Heeres beruhte in der Reiterei. Roß und Reiter waren mit Erz und Eisen bedeckt. Mit dem zwanzigsten Jahre wurde jeder waffenfähige Mann einem bestimmten Heerhaufen zugetheilt, und nun blieb er dreißig Jahre lang dienstpflichtig. Wenn bei großen Unternehmungen, z. B. im Xerxes'schen Hellenenkriege, gleichsam ein Aufgebot in Masse erfolgte, so wurde eine ungeheuere Menschenmenge zusammengebracht, besonders da die Nomadenvölker mit Weibern und Kindern in den Kampf zu ziehen pflegten. In allen Provinzen durch welche der Weg führte, mußten vorerst Vorrathsmagazine angelegt werden, und doch glichen am Ende die Strecken über die sich jene Massen hingewälzt hatten, den durch Heuschrecken und Brand verwüsteten Gegenden. Allein so ungeheuer die Anzahl, eben so gering war der Werth dieser Heerhaufen. Nur die eigentlichen Perser erscheinen einigermaßen als freie Leute. Jene Menge von fünfundfünfzig Volksstämmen, die Herodot außer ihnen aufzählt und beschreibt, bildeten ein Heer ohne innern Zusammenhang, ohne Ordnung, ohne Disciplin, fortgetrieben oder fortgerissen aus dem Heimathlande zu ihnen unbekannten Unternehmungen.

Mochte anfangs auch die Aussicht auf sinnliche Genüsse und Raub Manchem zusagen: sobald Mangel an Lebensmitteln sich einstellte — die unvermeidliche Folge eines Kriegszugs mit solchen zahllosen Massen — oder sobald ein kriegerisch geübter, von Vaterlandsliebe oder Ruhmsucht (wie die Griechen und Macedonier) beseelter Heerhaufe den ungeheuern Horden entgegentrat, so war es blos noch die Furcht vor Züchtigung welche in den Kampf trieb. Jede nur geringe Niederlage, selbst jeder Aufenthalt, setzte die Hunderttausende einem unvermeidlichen Verderben aus: alle Landstriche im Rücken bis nach der fernen Heimath waren beim ersten Durchzuge an Lebensmitteln gänzlich erschöpft worden; Mangel und Entbehrung mußten sonach weit mehr Menschen wegraffen als irgend ein feindliches Schwert vermochte. — Da die Perser bald in Verweichlichung verfielen, so nahmen sie griechische Miethsoldaten in Dienste. Dies eine Quelle vielen Unheils und Verderbnisses für beide Nationen. — Von einer Belagerungskunst wußten die Perser nichts. Darum scheueten sie denn auch besonders Angriffe auf feste Plätze.

So viele Züge rohen Eingreifens in die Geschicke zahlreicher Völker und gleichsam der ganzen Menschheit die alten Geschichtschreiber von den Persern aufzuzeichnen hatten, eben so wenig konnten sie deren auffinden, die von einem wohlthätigen Wirken, einer edlen Culturentwicklung Zeugniß geben. Der gewaltige Einfluß, den die Perser auf den Zustand weitausgedehnter Länder ausübten, war nur zerstörender, nicht schaffender und bildender Art. In halb Asien, in großen Landschaften Afrika's und Europa's beurkundeten Blut, Flammen und Elend ihre Gegenwart: nirgends aber auch nur ein Zeichen des Geistes edler Humanität, das für sich selbst noch zu uns herab spräche aus der Vorzeit, oder von dem überhaupt Kunde auf die Nachwelt zu bringen gewesen wäre.

Die Wissenschaften befanden sich im Alleinbesitze der Magier. Die Erdkunde war so beschränkt, daß das griechische Festland bis zur Regierung des Darius für die Perser gleichsam gar nicht vorhanden war und daß man am Hofe von Susa kaum von der Existenz Athens oder Sparta's wußte. Von der Heilwissenschaft besaßen sie fast keine Kenntniß, und mußten sich daher beinahe immer fremder Aerzte bedienen. Nicht einmal die Zeit konnten sie gehörig abtheilen. Als Darius den Joniern befahl, zwei Monate lang an der Donau auf ihn zu warten, hatte er keinen andern Kalender zu geben, als einen Riemen mit sechzig Knoten, von denen sie jeden Tag einen lösen sollten. — Was Baukunde betrifft, so waren die persischen Hauptstädte nach dem Muster jener der besiegten Völker, und ohne Zweifel selbst durch deren Hände aufgeführt. Susa bestand wie Babylon blos aus Backsteinwänden, und ist darum auch in Folge der Zeit gänzlich von der Erde verschwunden. Von Persepolis finden wir noch Ruinen. Aber waren es auch Perser welche diese Gebäude aufgeführt haben? Und was sind dieselben mit allen die Wände bedeckenden Skulpturen und Bildern?

Der Bau geht ins Riesengroße, aber eben nur der Masse nach. Was sind die Bilder an dem Königsbaue von Persepolis? Selbst die geschicktesten Alterthumsforscher vermögen nicht einmal zu erkennen was sie darstellen sollen; wie an Räthseln mühen sich an ihnen die Erklärer ab. Der Eine sieht darin Jagdstücke, der Andere Andeutungen glorreicher Kämpfe und Feldzüge. Die Kunst der Perser konnte, wie schon Herder bemerkte, nie werden, was die griechische gewesen, vor Allem, weil sie „blos dem König diente und ihr der republikanische Geist fremd war der Hellas beseelte. Tempel hatte ihre Religion nicht; Statuen scheint es liebte sie nicht, und Wem sollten diese aufgerichtet werden als dem Könige. . . . Alle Kunst blieb also Zierrath, an Paläste, Gräber, Wände, Thron, Hausrath verwendet; sie schuf keine für sich bestehenden freien Denkmale".

Zum Glück hatte die religiöse Gesetzgebung wenigstens die Wichtigkeit der Agricultur erkannt. Aus vielen Stellen des Zend-Avesta darf man auf einen ziemlich erträglichen Zustand des Ackerbaus schließen. Die vermuthlich von unterworfenen Völkern ausgegangene Anlage von Bewässerungskanälen diente als wesentliches Beförderungsmittel, das aber durch die Habsucht der Fürsten verkümmert ward, indem das Volk nicht nur die Anlage ausführen, sondern nachher auch für die Benützung noch Abgaben entrichten mußte. (Die Ableitung der Flüsse in eine Menge Arme und Kanäle war sehr gewöhnlich. So finden wir den Oxusstrom in 40 Arme getrennt um eine große Ebene zu bewässern.) Von unberechenbarem Nachtheil blieb der herrschende Grundsatz, daß das ganze Land dem Könige zu Eigenthum gehöre.

Das Gewerbswesen der Perser konnte bei deren durchaus kriegerischen und despotischen Einrichtungen eine besondere Ausbildung niemals erlangen. Auch erscheinen die Handwerker als der letzte (niedrigste) Stand im Zend-Avesta. Außer der geringen Gewerbsindustrie welche die unterworfenen Völker bewahrten, fand man deren aller Wahrscheinlichkeit nach fast gar keine in Persien. Die feinen Kleider waren ein Erzeugniß der Meder; nur Weberei und Färberei, vermuthlich die gewöhnliche Beschäftigung der armen Leute, sollen sich auch in Persien in einem verhältnißmäßig blühenden Zustande befunden haben.

Schon ihren auf Eroberungen gerichteten Staatseinrichtungen nach konnten die Perser ein handeltreibendes Volk nicht sein. So thätig auch die ihnen unterworfenen Phönizier und Babylonier einen regen Verkehr betrieben, so findet sich doch nirgends eine Spur, daß die Perser selbst lebhaften Antheil daran genommen hätten. Wir können bei ihnen keine Einrichtung entdecken, die den Handel wesentlich gefördert hätten. Es gab zwar Eilboten durch alle Theile des Reichs, allein ausschließlich für den Hofdienst bestimmt, daher mit unsern Posten nicht zu vergleichen. Gemünztes Geld lernten sie erst bei den Lydiern kennen, und geprägt ward solches nicht früher als unter Darius. (Herodot.)

So dehnte sich denn das persische Reich von den Grenzen Indiens über das weite westliche Asien und zudem über den alten Culturstaat Aegypten aus, und es schien, als ob auch das edelste Culturvolk Europa's dieser Weltherrschaft erliegen sollte. Arischer Geist und arische Befähigung fand sich allerdings in diesem ungeheuern Reiche; aber sie waren niedergehalten und selbst gebrochen durch den schrankenlosen Herrscherdespotismus, wie denn die Perser in edler Geistesrichtung nichts geleistet, zwar Landschaften und Städte erobert und verwüstet, nirgends aber eine Blüthe ins Leben gerufen und dauernde Werke geschaffen haben. Der Zusammenstoß zwischen Persien und Griechenland hatte eine höhere Bedeutung als ein gewöhnlicher Krieg zweier feindlicher Völker. Es war der Kampf zwischen den beiden Principien der Selbstbestimmung des Volkes und dem Despotismus eines unumschränkten Alleinherrschers, zwischen Freistaat und Sultanenthum. Die ganze Culturentwicklung war in Frage gestellt, über das Loos der Menschheit sollte entschieden werden. Die materiellen Kräfte waren im höchsten Grade ungleich. Aber es siegte dennoch der Geist über die rohe Masse, die Freiheit über Unterdrückung, die Cultur über Barbarei. Näheres darüber in der von den Griechen handelnden Abtheilung.

Anhang. Blick auf den Zend-Avesta.

In der vorstehenden Schilderung der persischen Socialverhältnisse haben wir nur ausnahmsweise auf den Zend-Avesta Bezug genommen, in solchen Fällen nämlich, in welchen mit Grund unterstellt werden darf daß die in Frage kommenden Theile des genannten Religionsbuches bereits in der jetzt vorliegenden Fassung vorhanden waren.

Zoroaster, persisch eigentlich Zarathustra, scheint gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung gelebt zu haben. Der parsischen Tradition zufolge hätte Sikander Rumi, d. h. Alexander von Macedonien, die von dem genannten Religionsstifter herrührenden heiligen Schriften verbrannt und den wahren Glauben verfolgt. Aus dem Gedächtniß seien sie später aufs Neue niedergeschrieben worden. Einer andern, glaubwürdigeren Tradition zufolge rührt die jetzige Fassung aus der Zeit der Sassaniden her. Unerklärt bleibt es immerhin, auf welche Weise der frühere Verlust der Bücher herbeigeführt ward, denn die Annahme einer Vernichtung durch Alexander ermangelt jeder innern Wahrscheinlichkeit. Nach Hermippus umfaßten die heil. Schriften 21 Bücher; davon ist nur eines, das zwanzigste, Vendidad genannt, heute noch erhalten. Doch auch in dieser Beziehung ermangeln wir näherer Kenntniß.

Der Ursprung der Zend-Avesta-Lehre wird mit hohem Grade von Wahrscheinlichkeit in Indien gesucht. Außer verschiedenen Dingen des eigentlichen Cultus deuten manche Vorschriften über sociale Verhältnisse darauf hin. So setzte

in Persien wie in Hindostan das Religionsbuch den Unterschied von vier Ständen fest, die hier wie dort die nämlichen sind, und sogar in der gleichen Reihenfolge erscheinen. Daß sich die Abschließung derselben von einander in Persien nicht bis zu dem indischen Kastenwesen entwickelte, war offenbar nur die Folge äußerer Umstände. Aber eben diese abweichenden Verhältnisse gaben denn auch im Uebrigen dem ursprünglich indischen Cultus hier eine andere Gestaltung als im Lande seines Entstehens.

Der in undurchdringliches Dunkel der Mystik gehüllte indische Pantheismus ließ eine sehr mannichfaltige Ausbildung des äußeren Religionswesens zu. Welche Verschiedenheit desselben in Indien und in Persien! Ja der ursprünglich indo-persische Cultus tritt selbst noch in verschiedenen Theilen des Religionswesens der Juden hervor, und von da aus sind Einzelnheiten sogar in das Christenthum übertragen worden. (Wir dürfen hier z. B. nur an die — dem Namen wie der Form nach forterhaltene — Mitra erinnern.)

In Persien nun bildeten sich die äußeren Begriffe von der Gottheit im Wesentlichen folgendermaßen aus: Der „Urgrund aller Dinge", „der Unerforschliche", symbolisirt als „ewige Ewigkeit", schuf den Ormuzd und Ahriman (persisch eigentlich: Ahuramasda und Angramainjus), erste Wesen nach ihm, Wurzeln aller Dinge. — Ormuzd, Glanzbild des Unergründlichen, stets wirkend im Guten, hat die ganze reine Welt aus sich geboren durch allschaffendes Wort. Er liebt sich in seinem Volke, und ermüdet nie, der ganzen reinen Welt wohlzuthun. — Auch Ahriman war uranfangs rein und gut, aber Neid über die etwas höhere Stellung des Ormuzd wandelte ihn zum Urquell alles Bösen und Unreinen um, auch des Todes. Sein Element ist die Finsterniß, wie das des Ormuzd das Licht ist; denn sobald er Dew wurde stürzte er von seiner frühern Höhe herab, des Abgrundes Dunkel umschlang ihn. Auch er ist von dem Unerforschbaren für die Ewigkeit bestimmt, wird aber nicht immer böse bleiben, sondern nach der Todten Auferstehung wird er, von Ormuzd bis zur Ohnmacht geschlagen und in feurigen Metallströmen ausgebrannt, wieder heilig und gut werden. 12,000 Jahre lang dauert indeß der Kampf bis zur Entscheidung.

Jeder der beiden Herrscher — der des Lichtes wie jener der Finsterniß — ist von einer fast unendlichen Menge seiner Wesen umgeben, die um so mächtiger sind, je näher sie sich ihrer Urquelle befinden. Den sieben Amschaspands des Ormuzd stehen die sieben Erzdews des Arihman entgegen. Der Herrscher der Guten und jener der Bösen besitzen beide ein Geisterreich und eine körperliche Welt. Jedem guten Wesen ist ein Feruer, ein Schutzgeist, beigegeben. Der Tod ward durch des ersten Menschen Sünde in die Welt gebracht. Mit dem endlichen Siege Ahrimans aber erfolgt die Auferstehung der Guten wie der Bösen, welche beide bis dahin, jedoch getrennt, in einem Mittelaufenthalte geweilt hatten, und durch Feuerströme geschmolzenen Metalles gereinigt wurden. Die ganze Natur wird

alsdann verjüngt und neu, und die Guten genießen einer endlosen Seligkeit. — Zweck der Religion ist die Lichtwerdung der ganzen Schöpfung; der Triumph des Guten, der Wahrheit, des Lebens; — die Vernichtung des Todes, der Finsterniß, der Schlechtigkeit.

Der Parsicultus bietet in seinen Schilderungen der Gottheit ein eigenthümlich glanzvolles und hochpoetisches, dabei überall reines Bild dar, in allen seinen Theilen voll edler Erhabenheit. Auch manche der für das wirkliche Leben gegebenen Vorschriften reihen sich würdig an diese Begriffsentwicklung von der Gottheit an. Allenthalben und jederzeit soll der Parse wirken und kämpfen für das Gute und Wahre; nie soll er dem Streben der Bösen gleichgültig und sorglos zuschauen; er soll sich ferne halten von jedem frechen und üppigen Leben, soll rein sein nicht nur in seinen Handlungen sondern auch in seinen Gedanken.

Der Bekenner der Zend-Avesta-Lehre soll der Obrigkeit Gehorsam leisten, doch nie soll dieser Gehorsam in Sklaventhum, nie die Ausübung der Herrschergewalt in Despotismus ausarten. Das Erste, „was die Erde nicht leiden mag", ist, nach Ormuzd's Worten, „wenn sie der Aufenthalt der Unterdrückung und Plage wird, wenn Dew's und Darudj's über sie hinziehen und Ungerechtigkeit auf ihr ausbreiten".

Dabei ist diese Religionslehre die erste und vielleicht einzige mittelasiatische, welche — ein hochwichtiger Fortschritt für alle menschlichen Verhältnisse — die Vielweiberei verwirft, und als Regel nur Monogamie duldet (freilich in grellem Widerstreite zu den altpersischen Zuständen wie wir dieselben durch die Griechen kennen). Blos der Kinderlose darf, jedoch nur wenn seine erste Frau zustimmt, eine zweite nehmen; denn keine Kinder zu besitzen ist dem Gueber ein schweres Unglück, nicht nur in diesem, sondern auch im künftigen Leben.

Dennoch entspricht die Zend-Avesta-Lehre keineswegs den von der Vernunft an jede Religion zu stellenden Anforderungen.

Wir haben oben schon angedeutet, daß sie das sociale Leben auf einen absoluten Ständeunterschied zu begründen suchte, der wohl nur in Folge äußerer Hindernisse hier nicht zum völligen indo-ägyptischen Kastenthum werden konnte. Eine hierarchische Ordnung des ganzen Volkslebens lag offenbar in der Absicht der parsischen Religionsstifter, wie viele Stellen der heiligen Schriften des Zend-Avesta andeuten. Die Mobed's (Priester) können zwar militärische Befehlshaber werden, nimmermehr aber dürfen sie die Arbeiten des Landmanns oder Handwerkers verrichten. Die Gebete des Priesters sind so werthvoll, daß der Arzt, der einen derselben geheilt hat, sich durch solche Gebete für überreich belohnt halten muß.

„Wenn Eure guten Werke", so spricht der Prophet (Sadder, Art. 8), „zahlreicher wären als das Laub der Bäume, als die Tropfen des Regens und die Sterne am Himmel, oder der Sand am Meere, so würden sie Euch doch



nichts nützen, falls sie nicht dem Destur (Priester) wohlgefällig sind. Um das Wohlgefallen dieses Führers auf dem Wege des Heils zu erlangen, müßt Ihr ihm treulich den Zehnten geben von Allem was Ihr besitzet, von Euern Gütern, von Euern Ländereien und von Euerm Gelde. Habt Ihr den Destur befriedigt, so wird Eure Seele den Qualen der Hölle entgehen; Ihr werdet Ruhe in dieser und Glückseligkeit in der künftigen Welt ernten; denn die Desturs sind die Lehrer der Religion; sie wissen alle Dinge, und sie absolviren alle Menschen."

Dabei besteht ein, alle freie Bewegung und damit allen Aufschwung vernichtendes Beaufsichtigen und Bevormunden der Menschen. Jede Straße hat ihre Aufseher, jedes Haus hat die seinen. Auch das chinesische System des kindlichen Gehorsams findet sich bei den Parsen. Das Kind, das einem seiner Eltern dreimal antwortet ohne zu gehorchen ist des Todes schuldig. Zudem bleibt die Stellung der Frauen, obschon weniger ungünstig als in allen andern Theilen des Orients, gleichwol eine elende: „Die Frau muß ihren Gatten gleichsam wie einen Gott verehren", sind Worte der Religionslehre.

Dazu kommen dann die höchst vernunftwidrigen, dabei aufs Tiefste in das Leben eingreifenden Vorschriften über die Heiligkeit des Feuers, und über die Unreinheit alles Menschlichen. „Der bloße Mundeshauch verunreinigt das Feuer, denn Alles was vom Menschen ausgeht ist unrein; unrein wird der Mensch geboren; Wasser nimmt nur die äußeren Unreinigkeiten hinweg, nicht aber die innern. Wer mit dem Munde das Feuer ausbläst, ist todeswürdig." In Folge dieser Religionsvorschriften sind denn auch alle Verrichtungen, zu denen Feuer erfordert wird, dem Parsen streng verboten, so das Schmiedehandwerk, chemische Schmelzungen u. s. f. (Noch heute wird dieses Verbot von den Guebers in Kirman und Indien unbedingt befolgt.)

Unvernünftig ist endlich die vorgeschriebene Reinigungsweise. Die rein waschende Flüssigkeit ist Nereng = der Urin von Stieren, der in gewissen Fällen zur innern Reinigung unter priesterlichen Ceremonien sogar getrunken wird.

So unverkennbar nun die Zend-Avesta-Lehre, im Hinblick auf die frühern Gesammtverhältnisse Mittelasiens, als ein Denkstein des Voranschreitens der Menschheit betrachtet werden muß, so läßt sich doch eben so wenig verkennen, daß dieser Cultus, sammt den damit verknüpften hemmenden Socialvorschriften, den vernunftgemäßen Anforderungen nicht zu genügen vermag, daß er nur als Uebergangsstufe geachtet werden kann, daß wir aber im Ganzen seine dermalen nahezu vollendete Auflösung keineswegs zu beklagen haben.

Phönizier.

Die Phönizier, ein Volk semitischen Stammes gleich den Juden, besaßen einen ähnlichen Charaktertypus wie diese, dabei aber einen weiter reichenden Unternehmungsgeist; auch hielten sie sich freier von religiöser Abgeschlossenheit. Sie waren denn auch, so viel bekannt, das erste Volk der alten Welt, welches die Seefahrt in weit ausgedehntem Umfange betrieb. Monumente, welche die Existenz dieses Volkes verewigten, sind keine vorhanden. Auch schriftliche Nachrichten kamen nur spärlich und von zweifelhafter Glaubwürdigkeit auf uns. Unter ihnen sind zuerst die von Diodor und Strabon aufbewahrten zu nennen. Auch Herodot und Arrian reden gelegentlich von den Phöniziern. Die Fragmente der Schriften des angeblich phönizischen Priesters Sanchuniaton sind an sich von geringem Werthe. Noch unbedeutender erscheinen die Fragmente des Menandros aus Ephesus. Endlich finden sich in der Bibel und bei Josephus einige — wie sich selbst die gewöhnlichen Geschichtschreiber ausdrücken — „lückenvolle, unsichere Nachrichten, dunkle, zerstreute Sagen". Somit ist eine eigentliche phönizische Geschichte, eine Schilderung des Zusammenhanges der Ereignisse, für uns leider nicht vorhanden. Und dennoch waren die Wirkungen, welche das phönizische Volk auf die Culturentwicklung ausübte, so gewaltig, daß wir diesen Wirkungen in der alten Geschichte fast überall begegnen.

Bei allen Nationen von denen wir bisher zu reden hatten, waren die wichtigsten Socialverhältnisse auf Begründung entweder einer das ganze Leben der Menschen beherrschenden Priestermacht oder eines schrankenlosen Fürstendespotismus gerichtet. — Das älteste uns bekannte Volk, dessen Einrichtungen auf einer Grundlage beruhten die eine wirklich freie Entwicklung zuließ, ist das phönizische, dessen gesammte bürgerliche Verhältnisse wesentlich auf Beförderung des Handels und somit des Völkerverkehrs hinzielten. Um so mehr bleibt jener Mangel genauerer Nachrichten zu bedauern; gerne würden wir die Berichte über viele auf uns gekommene völkerverderbende Eroberungszüge gegen eine kurze aber treue Schilderung der innern Entwicklung Phöniziens hingeben! — So sehen wir uns auf eine Reihe nicht einmal gehörig zusammenhängender Andeutungen beschränkt.

Die äußern Verhältnisse unter denen die Phönizier lebten waren ihrem Emporkommen ungünstig. Es ist ein kleiner, schmaler Küstenstrich auf den wir sie hingedrängt sehen, — eine Landschaft von etwa 250 Quadratmeilen Umfang, zudem von unfruchtbarem Boden. Die benachbarten Volksstämme waren meistens roh, raublustig und feindlich gegen die Phönizier gesinnt. Aber gerade diese ungünstigen Umstände trugen bei, das Volk auf eine in ihrer Art hohe Stufe empor zu bringen. Gewährte der sandige und gebirgige Boden nur in unge-

nügendem Maß die nöthigen Lebensmittel, sahen sich die Phönizier von den umwohnenden Stämmen mit Verachtung zurückgestoßen, so mußte gerade hierdurch der Trieb in ihnen geweckt werden, sich hinauszuwagen in das weite, freie Meer. Je weniger Annehmlichkeiten das Land bot, desto freudiger und kühner begannen sie den Kampf gegen die Wogen der See. Das vorzügliche Schiffsbauholz des Libanon und der Besitz trefflicher Häfen begünstigten mächtig jedes Unternehmen dieser Art. Allerdings scheint es nicht sowol Handelsverkehr als vielmehr Seeräuberei gewesen zu sein, was die Phönizier zuerst auf das Meer hinauslockte. So erschienen sie, kühn umherstreifend, erst auf den Inseln, dann auf den Küsten des Festlandes von Griechenland und Aegypten, nicht nur Waaren raubend, sondern auch die in ihre Gewalt fallenden Menschen als Sklaven hinwegschleppend. Schon dem alten Homer ist der Phönizier „ein Mann des Truges kundig, listig, der viel Böses an Menschen verübet".

Allmählig aber fühlten die Phönizier selbst das Bedürfniß der Sicherheit auf dem Meere, wie sie auch wünschten in fremden Ländern als Kaufleute erscheinen zu dürfen. So entstand denn ein geordneter Zustand, und es entwickelte sich hier zuerst eine Handelspolitik, ausgehend von dem Grundgedanken daß durch friedlichen Verkehr am meisten zu gewinnen sei.

Der Zustand des phönizischen Volkes im eigenen Lande erscheint, so viel wir denselben kennen, als ein der Hauptsache nach naturgemäß entwickelter und wesentlich freier. Wie das alte Hellas zerfiel auch Phönizien in eben so viele kleine Staaten als es Städte enthielt. Eine jede derselben bildete sich frei in ihrem Innern nach ihren besondern Verhältnissen aus. Diese sämmtlichen Städte aber umschlang das gemeinsame Band gleicher Abstammung, Sprache und Religion, und in Verbindung damit das der nämlichen Sitten und Gewohnheiten. Hiezu kamen lange Zeit hindurch förmliche Föderativbündnisse, erst von Sidon dann von Tyrus geleitet. Nie war Phönizien ein Einheitsstaat.

An der Spitze der einzelnen kleinen Staaten erscheinen Oberbeamte, denen man in unsern Geschichtsbüchern mit Unrecht häufig den Titel von Königen beilegt. Mag auch — was jedoch nicht vollkommen erwiesen — ihre Stelle wirklich erblich gewesen sein, so war doch ihre Macht mit jener der andern Magistrate so getheilt, daß sie eben nur als die höchsten Beamten des Staats, nicht als dessen Beherrscher zu betrachten sind. Es erfolgten überdies, wenigstens in gewissen Perioden, gemeinsame Berathungen von Vertretern der großen Städte. Zum Behufe solcher Zusammenkünfte, demnach gleichsam als Bundesstadt, soll von den drei mächtigsten jener Orte die Stadt Tripolis gegründet worden sein.

Der Handel der Phönizier erlangte die größte Ausdehnung welche unter den Verhältnissen des Alterthums überhaupt möglich war. Allerdings konnte er nie zu der Höhe sich erheben, welche wir heute bei dem Welthandel voraussetzen. Ihr Hauptverkehr fand auf dem Mittelmeere statt, das — im Vergleiche zum Ocean —

doch nur gleichsam ein Binnensee ist. Hier aber besuchten sie fast alle Küsten, besonders jene Nordafrika's und Spaniens. Ob und in wie weit sie wirklich über die Herkulessäulen hinaussegelten, nach den Kassiteriden (Zinninseln, angeblich England), und des Bernsteins wegen sogar nach der Ostsee*), beruht auf zweifelhaften Angaben. Ueberdies befuhren sie aber auch den arabischen und persischen Busen und drangen bis in das indische Meer. Endlich führten sie, vermittelst Karavanen, auch einen bedeutenden Handel zu Lande, namentlich nach Palästina, dem übrigen Syrien, Arabien, Aegypten, Persien, Babylonien und den nördlichen Scythenländern. (In Memphis besaßen sie — wenigstens in späterer Zeit — ein eigenes Stadtviertel. Herodot II. 112. — Zu ihren Einfuhrartikeln in Aegypten gehörte besonders Wein.)

In innigem Zusammenhang mit dem Handel entwickelte sich das Colonialwesen der Phönizier. Ihre meisten Colonien entstanden ohne Zweifel durch Niederlassung einer Anzahl ihrer Angehörigen an vortheilhaften Absatzplätzen; wenige mögen durch Auswanderung unterliegender politischer Parteien aus dem Mutterlande begründet worden sein.

Die Colonien besaßen entweder sogleich von ihrer Gründung an oder sie erlangten wenigstens später größtentheils ihre eigene freie Verfassung, wie sie sich eine solche zu geben für zweckmäßig und vortheilhaft erachteten. Sie standen meistens nicht unter der Vormundschaft des Mutterlandes, wurden von diesem nicht ausgebeutet, konnten vielmehr im Genuß ihrer Unabhängigkeit eben so selbständig sich entwickeln, wie jede der verschiedenen Städte im phönizischen Stammlande. Freiheit, die erste Bedingung des Emporblühens, bildete somit auch hier die Grundlage. Die Einrichtungen des Mutterlandes wurden, als die allein naturgemäßen, auch auf die Colonien übertragen. Dies scheint mindestens das gewöhnliche Verhältniß gewesen zu sein, obwol die Politik des Tochterstaates Karthago sich später in anderer Richtung ausbildete. Dabei war es nun nicht sowol eine Sache der Pietät als vielmehr der Nationalität (Religion, Sprache und Sitten), dann selbst der nahen Verwandtschaft, daß die Colonialorte in der Regel sich nicht gegen ihre Mutterstädte in Bündnisse und Kriege einließen. Sie mochten jenen Mutterstädten selbst einen gewissen Vorrang belassen. Ohne sich gerade wechselseitigen Beistand zu leisten, gewährte man sich mindestens gegenseitig eine Freistätte und einen Zufluchtsort.

Die Zahl solcher Colonien oder vielmehr Niederlassungen der Phönizier war ungemein groß. Die ersten, von Sidoniern gegründeten, scheinen auf den griechischen Inseln, namentlich auf Cypern, Kreta, Rhodus, den Sporaden und

---

*) Das Elektron der Alten war, wie Lelewel gezeigt hat, nicht gerade Bernstein, welcher vielmehr erst später bekannt wurde. „Sicher ist, daß das Alterthum von dem Bernstein der Weichselländer erst zur Zeit des Augustus Nachricht erhielt."

Cykladen entstanden zu sein. Als aber in der Folge die Hellenen selbst den Handel rege zu betreiben begannen, mußten die Fremdlinge hier verschwinden. Um so stärker vermehrten sich nun deren Factoreien und Besitzungen in den mehr westlich gelegenen Küstenländern des Mittelmeeres. Wir finden ihrer auf Sicilien, Malta, Sardinien und Corsika, dann in Spanien und Nordafrika. Strabon's Angabe zufolge sollen zweihundert spanische Orte phönizischen (vorzugsweise tyrischen) Ursprungs sein; als besonders blühend sind uns Tartessus, Gades, Karteia, Malaka und Hispalis bekannt. Anfänglich begegneten hier die Phönizier den massilischen Griechen; doch mußten die letzten weichen, und das Land ward auf große Strecken hin den Phöniziern unterworfen, welche indeß die Eingeborenen sehr tyrannisch behandelten, namentlich mit äußerster Strenge zur Ausbeutung der Bergwerke zwangen. — Eben so zahlreich waren die Colonien auf der nordafrikanischen Küste. Hier blüheten namentlich die Städte Utika (angeblich schon etwa 1170 Jahre vor unserer Zeitrechnung von Sidoniern gegründet), Karthago (Kathada), Auza, Adrumetum, beide Leptis und Tisdrus. — Am rothen Meere dienten Elath und Ezion-Geber als Haupthandelspunkte, am persischen Busen besaßen sie die Insel Tylos und Arados, auf dem Wege nach dem indischen Ophir.

Es leuchtet ein, daß die Phönizier ihren Verkehr durch Handelsverträge zu befördern suchten, und gewiß ist die Uebereinkunft des sogenannten Königs Hiram von Tyrus mit den jüdischen Königen Salomo und David, — der älteste Tractat dieser Art von dem Kunde auf uns gelangte (1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung).*)

Auch die Gewerbsindustrie fand sich in einem blühenden Zustande. Sie war vorzugsweise auf Veredlung der aus dem Ausland eingeführten Urproducte oder selbst der rohen Fabrikate gerichtet (man bezog z. B. Weberei-Erzeugnisse aus Aegypten, um sie zu färben und dann wieder zu verkaufen). Als die wichtigsten Gewerbszweige werden genannt: Färberei (besonders ausgezeichnete Purpurfarben), feinere Weberei (sidonische Gewänder), Verfertigung mancherlei Glas- und Putzwaaren (künstliche Halsbänder, Stickereien, Bildnereien, Arbeiten von Gold, Silber, Elfenbein ꝛc.).**) Auch betrieben die Phönizier Bergbau und Erzgießerei.

Dem Zustande des Bodens nach konnte der Ackerbau in Phönizien nie der erste und wichtigste Beschäftigungszweig der Bevölkerung sein. Man bedurfte

*) Es scheint übrigens daß die Juden zu einer Art Tributes an die Tyrier gezwungen waren. Salomo verpflichtete sich, ihnen 20,000 Cor Weizen und 20,000 Bath Wein und Oel zu liefern, und überdies 20 Orte in Galiläa zu überlassen. Dagegen erhielten die Juden Baumeister, Holz und Steine zu ihrem Tempelbau ꝛc.

**) Die erste Erfindung der Glasbereitung ist übrigens nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, phönizischen Ursprungs; die Aegypter besaßen Glas früher als ihre nordöstlichen Nachbarn.

ohne Zweifel der regelmäßigen Zufuhr fremden Getreides, das übrigens wahrscheinlich theilweise aus den Colonialländern bezogen wurde. Doch war das dicht bevölkerte Gebiet vortrefflich angebaut, so daß es einem Garten glich.

Geistige Bildung als Selbstzweck blieb den Phöniziern fremd. Sie waren ein Handelsvolk, um so mehr nach materiellem Gewinn strebend als sie jener höheren Begriffe ermangelten, welche wenigstens theilweise von den Handelsvölkern der Neuzeit genährt werden. Allein schon jenes rein materielle Streben führte vielfach auch zu wissenschaftlicher Ausbildung; namentlich leitete die Seefahrt auf Erfindungen und Entdeckungen, und der Handel mit andern Völkern verbreitete mannichfache Kenntnisse. So gehören die Phönizier unstreitig zu den ersten Völkern die eine Buchstabenschrift nach unseren Begriffen besaßen, eine solche welche unverkennbar die Mutter der griechischen ist. Rechenkunst und Astronomie wurden selbstverständlich von ihnen entwickelt. Dagegen zeigten sie wie die Juden und wol überhaupt die Semiten, nur geringe Anlage zur Ausbildung der plastischen Künste, insbesondere der Baukunst. Begreiflich doch bezeichnend ist es, daß weit mehr ihre Schiffs-, als ihre Wohnungs- und Tempelbauten für ausgezeichnet gelten konnten.*) In der Schifffahrt leisteten sie wol auch das Höchste was unter den Verhältnissen des Alterthums zumal in Ermangelung des Compasses möglich war; in Folge dessen blieben sie aber doch zunächst Küstenschiffer, bei denen es eine Handlung besonderer persönlicher Kühnheit war sich in die Fernen des Oceans zu wagen.

Einer nähern Kenntniß des Religionswesens der Phönizier ermangeln wir. Immerhin bestand auch hier ein sabäistischer Cultus. Der angebetete Baal bedeutet die Sonne; der sogenannte tyrische Herkules (eigentlich Melkarth) war gleichfalls eine Personificirung derselben. Dabei fehlte es nicht, wie überhaupt bei den Semitischen Völkern, an einem Cultus des rohen Genusses. Die Verehrung der Göttin Astarte zu Sidon war ähnlicher Art wie die der Mylitta zu Babylon. Mag im Uebrigen aber auch das Ansehen und die Macht des Priesterthums noch immer übergroß gewesen sein, so vermochte dasselbe doch bei einem solchen, Alles mit den Vortheilen des Handels in Einklang bringenden Volke nie eine, die sämmtlichen Verhältnisse des Lebens umschlingende Ausdehnung zu erlangen, wie bei verschiedenen andern Nationen.

---

*) „Wie der Phönizier Baukunst beschaffen gewesen," bemerkt Herder, „sieht man an Salomo's Tempel, der wol mit keinem ägyptischen in Vergleich zu stellen ist, da zwei arme Säulen an ihm als Wunderdinge gepriesen werden. Das einzige Denkmal, das vom Bau der Phönizier uns übrig geblieben, sind jene ungeheuren Felsenhöhlen Phöniziens und Kanaans, die eben auch sowol ihren Troglodytengeschmack, als ihre Abkunft bezeichnen." — Dagegen waren ihre Schiffe mit edlem Holze getäfelt, und mit Elfenbein und Buchs eingelegt, und ihre Segel bestanden bei festlichen Gelegenheiten aus feinen baumwollenen Zeugen ꝛc.

Das Kriegswesen war wol nicht besonders geachtet. Das Streben der Phönizier ging weit mehr auf friedliche als auf gewaltsame Eroberungen. Doch fanden deren nicht gerade selten statt; so war namentlich Cypern, so ohne Zweifel der größte Theil der Besitzungen in Spanien und selbst in Afrika, mit Waffengewalt unterworfen worden.

Fragen wir nun nach den wesentlichsten Ergebnissen der phönizischen Staats- und Socialeinrichtungen, so erscheinen sie in jeder Hinsicht durchaus verschieden von jenen welche die Thaten eines Eroberers darbieten. Während der rohe Herrscher, namentlich im Alterthum, meistens nur Verwüstung verbreitet, bietet uns die Thätigkeit der Phönizier ein ganz anderes Bild: eine reiche, blühende Landschaft, voll Wohlstand und Cultur. Am überzeugendsten spricht vielleicht eine einfache Aufzählung der bedeutendsten Städte Phöniziens. Die nördlichste Grenzstadt Aradus lag auf einer Insel; ihr gegenüber auf dem Festland ihre Schwesterstadt Antaradus. Etwa vier Meilen südlich erblickte man Tripolis, und in gleicher Entfernung in der Mitte des Landes Byblus mit seinem berühmten Tempel; dann südlich von diesem Berytus. Darauf folgte nach einem gleichen Zwischenraume Sidon, und zuletzt in einer weiteren Entfernung von vier Meilen an der Südgrenze des Landes aber auf einer Insel Tyrus, die Königin aller phönizischen Städte. Eine Menge kleinerer Orte, sämmtlich Sitze des Kunstfleißes, und durch ihre Fabriken und Manufacturen berühmt, wie Sarephta, Botrys, Orthosia, dann Ornithopolis, Palatyrus (Tyrus gegenüber, auf dem Festlande), Ptolemais, Dora u. A., füllten jene Zwischenräume aus, und bildeten gleichsam eine ununterbrochene Stadt, die das ganze Ufer und die Inseln einnahm und in Verbindung mit den Häfen und den in denselben liegenden Flotten einen Anblick gewährt haben mag, der die höchsten Begriffe von dem Reichthume, der Macht und dem unternehmenden Geiste der Bewohner in dem ankommenden Fremdlinge zu erwecken geeignet war.

Aber nicht blos Wohlstand, sondern auch materielle Stärke erlangten die Phönizier durch ihre socialen Einrichtungen. Wie hätten sie sonst bei dem geringen Umfang ihres Landes den Eroberern je so nachdrücklichen Widerstand zu leisten vermocht? Will man auch der allerdings wol übertriebenen Erzählung jener angeblich dreizehnjährigen Nebucadnezar'schen Belagerung von Tyrus keine besondere Wichtigkeit beilegen, so kennen wir doch ziemlich genau die siebenmonatliche der nämlichen Stadt durch Alexander von Macedonien, dessen ganze Macht hier beinahe erfolglos gekämpft hätte ohne die unter den Phöniziern herrschende Uneinigkeit, so daß sogar phönizische Schiffe es waren die zum Verderben der (vielleicht allerdings mitunter übermüthigen) ersten Stadt des Landes wesentlich mitwirkten. (Siehe die sehr lesenswerthe Beschreibung jener Belagerung bei Arrian und Diodor.)

Die Phönizier sind eines der wenigen Völker, zu deren Untergang so viel wir wissen eine fehlerhafte Organisation im Innern nicht wesentlich beitrug. Dieser Untergang ward vielmehr fast ausschließlich durch die Macht der äußeren Ereignisse herbeigeführt. Um den Persern oder den Macedoniern unter Alexander mit vollem Erfolge zu widerstehen, hätte es ausgedehnterer materieller Hülfsmittel bedurft als welche das kleine Ländchen, selbst wenn es einig gewesen wäre, aufzubringen vermochte, zumal die Pflanzstädte eine thatsächliche Unterstützung nicht gewähren wollten oder nicht gewähren konnten. Zwar hatten sich die Phönizier dem Ungewitter welches von Persien aus drohte, noch ziemlich zu entziehen und dessen schlimmste Wirkungen von sich abzuwenden gewußt, indem sie sich scheinbar freiwillig unterwarfen und durch Entrichtung eines jährlichen Tributes wenigstens die Fortdauer ihrer innern Zustände, mit Ausnahme allerdings der rein politischen ihres Föderativbündnisses, retteten. Als aber die Stürme hereinbrachen welche unter Alexander und noch mehr nach dessen Tode den ganzen Orient verwüsteten, war der Untergang der Phönizier als einer selbständigen Nation unabwendbar.

Karthager.

(Die Quellen.) Leider ist nicht das geringste Bruchstück eines von einem Karthager selbst herrührenden Geschichtswerks auf uns gekommen. Nur durch Griechen und Römer haben wir Kunde von diesem merkwürdigen, culturhistorisch so wichtigen Volke erhalten. Diese Schriftsteller der Fremden aber reden in der Regel nur soweit von Karthago, als ihre eigenen Nationen unmittelbar in Berührung mit demselben kamen. Da diese Beziehungen wesentlich feindlicher Art waren, so entwickelte sich ein Nationalhaß, der eine unbefangene Würdigung der Verhältnisse beinahe vollständig ausschloß. Besitzen wir daher von vorn herein nur einseitige Darstellungen der politischen Geschichte der Karthager, so erweisen sich auch die Angaben über die innern Verhältnisse derselben, namentlich ihre Staatseinrichtungen, um so ungenügender und unzuverlässiger, als den Griechen wie den Römern das Verständniß fremder Anschauungsweisen und Einrichtungen beinahe vollständig abging. Zudem war nur Polyb Zeitgenosse der von ihm geschilderten Ereignisse. (Er wohnte einem Feldzuge gegen die Karthager bei; von den 40 Büchern seiner Geschichte besitzen wir nicht mehr als 5 vollständig.) Alle andern Schriftsteller lebten wenigstens anderthalb Jahrhunderte nach der völligen Vernichtung des karthagischen Staates; so Diodor und Livius; noch später schrieben Appian, Justin und Plutarch.

Indeß war Karthago so groß, so gewaltig, so mächtig einwirkend auf die Entwicklungsgeschichte der Menschheit daß es uns trotz alledem ein Bild der Blüthe und der Größe wie wenige andere Staaten des Alterthums darbietet.

(Historischer Ueberblick.) Ein blutiger Streit in der Suffetenfamilie von Tyrus trieb eine Partei von dort zur Auswanderung nach der Nordafrikanischen Küste. Es war um das Jahr 860 (nach Andern 880 oder auch 820) daß Dido oder Elisa, nachdem ihr Gemahl von ihrem Bruder Pygmalion ermordet worden war, mit einer Anzahl Tyrier das Vaterland verließ und die Stadt Karthago (Kathada) gründete, an einer Stelle, an welcher die Phönizier schon in frühern Zeiten zweimal Niederlassungen errichtet hatten, die jedoch beide Male schnell wieder zu Grunde gingen. Mythenhafte Sagen knüpfen sich an die Entstehung der Stadt. Jedenfalls blieb dieselbe lange ohne bedeutende Macht, ja selbst den umwohnenden Horden tributbar. Der Mutterstadt Tyrus gegenüber bestand ebenfalls ein Abhängigkeitsverhältniß. Nicht nur wurden alljährlich Opfergaben für die vaterländischen Götter dahin gesendet, sondern angeblich auch der Zehnte von der Kriegsbeute.

Erst der Untergang Phöniziens rief den Blüthestand Karthago's ins Leben. — Die Stadt war bereits erstarkt in sich; das Verhältniß zu den in der Umgegend wohnenden rohen Horden hatte sich umgestaltet; sie gehorchten bereits ihrerseits den Karthagern, und nun, nachdem das Mutterland seine Selbständigkeit verloren, schlossen sich auch die übrigen phönizischen Städte in Nordafrika an die erkräftigende Schwesterstadt an. Diese konnte sich um so mehr emporschwingen als die Macht der Griechen kein wesentliches Hinderniß darbot, da sich dieselbe meistens nach dem Orient richtete oder in innern Kämpfen aufzehrte. Der Geist der alten Phönizier lebte gleich kräftig fort in ihren Nachkommen, ja erlangte in diesen eine viel weiter gehende Ausbildung. „Karthago stellt sich so unsern Blicken dar: Ohne mächtige Nebenbuhler unter den verbündeten Städten am Meere, ohne Feind unter der großen Anzahl derselben, nimmt es die ganze Last, aber auch alle Vortheile des seit lange bestandenen Handels der asiatischen Phönizier auf sich; in einer sehr günstigen Lage, nämlich fast im Mittelpunkt einer Küste auf welcher es seine Macht entfaltet, aber zugleich voll Begierde nach Eroberung und Herrschaft, verschmäht es die frühere Politik auf dem Weg der Güte unter den vielen Völkern Einfluß zu erlangen, und sucht seine Größe in Eroberungen die seinen Handel ausschließlich ihm sichern sollen." *) So begründeten die Karthager nicht nur ihren Handel indem sie Handelsverträge abschlossen (erster Handelsvertrag mit Rom, angeblich 509 vor unserer Zeitrechnung), sondern sie unterwarfen sich auch alle Inseln in der westlichen Hälfte des mittelländischen Meeres, insbesondere Sardinien, Corsika und die Balearen, und faßten selbst festen Fuß auf Sicilien.

Damit beginnt die zweite Periode ihrer Geschichte, vom ersten Kriege mit Syrakus bis zum Anfang des Kampfes mit Rom reichend, — vom Jahr

*) Letewel, „die Handelsverhältnisse der Phönizier, sodann der Karthager und Griechen".

480 bis 264 vor unserer Zeitrechnung. Das Streben der Karthager, Sicilien ihrer Herrschaft zu unterwerfen, stürzte sie in langwierige blutige Kämpfe. Sie standen nicht blos den Eingebornen, sondern noch weit mehr den ihre Pflanzstädte auf dieser Insel nachdrücklich unterstützenden Griechen gegenüber. Unendlich oft geschlagen, erschienen indeß die Karthager immer wieder mit neuen Heeren, und da die Macht der Hellenen allmählig sank, unter den Sicilianern selbst aber von je her Uneinigkeit herrschte, so würde das Streben der Afrikaner ohne das Auftreten eines andern Volkes auf jenem Kampfplatze zuletzt wol vom Erfolge gekrönt worden sein.

So sind wir bei der dritten Periode, den römisch-punischen Kriegen angelangt, welche die Zeit von 264 bis 146 vor Chr. umfaßt. Der schwächere Theil der Sicilianer suchte nämlich Hülfe bei den Römern, deren Macht sich um diese Zeit weiter auszubreiten begann. Es entstand der erste punische Krieg. Nach mancherlei Wechselfällen und nach einer Dauer von 23 Jahren endigte derselbe damit, daß die Karthager auf Sicilien förmlich verzichteten, und überdies eine bedeutende Kriegsentschädigung an Rom entrichten mußten. Schlimmer aber als dies erwies sich der Umstand, daß ihre ausschließliche Herrschaft zur See gebrochen war, indem ihre Gegner auch auf dem Meer ein Uebergewicht erlangt hatten. (Jahre 264 bis 241.)

Sofort knüpfte sich weiteres Unheil daran. Die Zerrüttung des karthagischen Staatshaushalts, insbesondere der Finanzen, führte einen Aufstand der Miethsoldaten herbei deren Sold man nicht aufbringen konnte. Diese Empörung breitete sich weit aus und endete erst nach vierthalbjährigem hartnäckigem Kampfe mit einer barbarisch blutigen Niedermetzelung vieler Tausende der Unzufriedenen. Die innern Kräfte Karthago's wurden dadurch noch weiter aufgezehrt, und als die Römer schon jetzt neuen Vorwand zum Krieg suchten, sahen sich die Punier genöthigt, die Fortdauer des Friedens durch einen Verzicht auf Sardinien zu erkaufen. — Von nun an strebten sie durch Eroberungen in dem silberreichen Spanien diese schweren Verluste möglichst auszugleichen.

Um diese Zeit trat vor Allen die Familie Barcas hervor. Der große Hamilcar Barcas hatte nicht blos den Plan entworfen, die Herrschaft Karthago's über Iberien (Spanien) auszubreiten, sondern er begann auch in erfolgreicher Weise das Werk selbst. Sein Schwiegersohn Hasdrubal setzte es fort, und sein Sohn Hannibal, größer als Alle, vollendete es.

Die Römer, von Neid sowol als von innerer Furcht vor der schnell wieder steigenden Macht der Karthager erfüllt, wollten denselben die weitere Ausbreitung ihrer Herrschaft in Spanien verbieten. Dies veranlaßte mittelbar den sogenannten zweiten punischen Krieg (von 218 bis 201). Der die Pyrenäen und die Alpen kühn überschreitende junge Held Hannibal, obwol bald nur noch an der Spitze einer durch Siege und Strapazen aller Art zu einem kleinen Häuflein

zusammengeschmolzenen Kriegerschaar, obwol sodann ohne Unterstützung von seinem Vaterland, wo eine über seine Größe neidisch-unzufriedene plutokratische Partei die Herrschaft führte, behauptete sich dennoch 15 Jahre lang in Italien, und brachte Rom selbst mehr als einmal an den Rand des Untergangs. (Schlachten am Ticinus, an der Trebia, am Trasimener See und bei Cannä.) Doch die Ausdauer der Römer war nicht zu erschüttern. Als sie unter Scipio kühn einen Angriff auf Afrika selbst unternahmen, mußte Hannibal, wenn gleich unbesiegt, das Land seiner glorreichsten Thaten verlassen. Die Schlacht von Zama entschied über das Loos Karthago's, wie jene von Cannä über das Roms entschieden hätte, wenn Hannibal damals von seinen Landsleuten kräftig unterstützt worden wäre. Karthago verlor nicht nur seine sämmtlichen Besitzungen außerhalb Afrika's, sondern seine Selbständigkeit; es mußte seine Kriegsschiffe ausliefern und sollte keinen Krieg mehr führen ohne ausdrückliche Bewilligung der Römer. — Wenn überhaupt je ein Mann Karthago wieder zu erheben vermocht hätte, so wäre es Hannibal gewesen, der größte seiner Söhne; selbst nach den Angaben und Geständnissen seiner Feinde — und keine anderen als deren Zeugnisse besitzen wir — weitaus einer der ausgezeichnetsten Männer der Weltgeschichte. Aber den Ränken seiner Gegner, der Aristokratenpartei in Karthago und der Römer, gelang es, ihn zur Flucht aus seiner Vaterstadt zu nöthigen. Durch die niedrigen Gesinnungen seiner Todfeinde überall verfolgt, doch größer als sein Unglück, endete er würdig seines Lebens mit einem freiwilligen Tode (Jahr 183). — Karthago indeß mochte sich alle Demüthigungen und Bedrückungen gefallen lassen um den Frieden zu erhalten, — Alles vergebens! Der Haß der Römer endigte nur mit seiner Vernichtung, mit welcher denn nach einem wahren Verzweiflungskampf und der heldenmüthigsten Vertheidigung, der dritte punische Krieg (von 149 bis 146) blutig schloß. (Vergl. die Abtheilung „Römer".)

(Die socialen Zustände.) Wenngleich das Staatswesen der Karthager auf der nämlichen Grundlage wie das der Phönizier, nämlich auf dem Handel beruhte, so erhielt doch die Entwicklung hier eine von der dortigen wesentlich abweichende Gestalt. Es handelte sich nicht wie im Mutterland um eine Förderation verschiedener Gemeinwesen in freier Vereinigung, sondern um die Alleinherrschaft einer Stadt. Darum erfreuten sich auch die Ansiedelungen der Karthager im Ausland keineswegs der Selbständigkeit wie die der Phönizier, sondern sie waren bloße Besitzungen der Mutterstadt, immer und in allen wesentlichen Dingen abhängig von dieser, nur für deren Zwecke vorhanden.

Dieses Verhältniß führte aber auch noch zu einer andern tief eingreifenden Abweichung. „Karthago trat erobernd auf; es mußte darum Militärstaat werden, trotzdem der Handel die Urquelle seiner Macht bildete. Der Reichthum ermöglichte stets die Anwerbung einer beliebigen Anzahl Söldner; jeder Verlust an Truppen ward leicht ertragen, jede Niederlage eines Heeres leicht verschmerzt.

Oft bewiesen die Karthager eine großartige Auffassung, einen weiten und kühnen Blick, Muth und Ausdauer; oft aber waren sie auch in einseitigem Handelsinteresse befangen; sie nährten, dieses einseitige Interesse überschätzend, einen kriegerischen Geist im eigenen Volke nur in sehr beschränktem Maße. Als Folge davon trat denn bei ihnen eine gewisse Verweichlichung ein und es machte sich jene kurzsichtige vermeintliche Klugheit geltend welche in Zeiten der den Staat selbst bedrohenden Verhältnisse mehr auf Entfernung der unmittelbaren Lasten als auf Beseitigung der Quelle der Gefahr ausging. Darum war es vergeblich daß der geniale Hannibal nach der Schlacht von Cannä zu einer weitern großen Anstrengung aufforderte, welche ihn zur Führung des letzten entscheidenden Schlages gegen die nebenbuhlerische Tiberstadt in den Stand gesetzt hätte; darum mußte er, der Sieger, vergebens um Verstärkung flehen: der Krieg hatte ohnehin schon lästige Opfer genug gekostet; eine mächtige Partei verlangte nach Frieden, ohne Ahnung davon daß auf diese Weise das Hereinbrechen des Feindes in Afrika selbst ermöglicht, daß nicht Friede sondern der Untergang des ganzen Gemeinwesens herbeigeführt würde. Als nach der Schlacht von Zama die Friedensbedingungen durch die Sieger dictirt wurden, nahm der nun offen hervorbrechende Krämergeist das Wegführen der Kriegselephanten und das Verbrennen der Kriegsschiffe ruhig und gleichgültig hin; schien es doch als werde man nun die längst ersehnte Ruhe bekommen; — da aber die Geldmittel zur Zahlung der von den Römern der Stadt auferlegten Contribution beschafft und zu diesem Behuf neue Steuern erhoben werden mußten, da jammerten und klagten die Geldherren. Mit blutendem Herzen lächelte ihnen gegenüber Hannibal. Hättet Ihr mich mit einem kleinen Theile euerer jetzigen Opfer damals unterstützt als ich in Italien kämpfte, so wäre kein Feind nach Afrika gekommen, und wenn Ihr weinen wollt so hättet Ihr es thun sollen als man euere Schiffe verbrannte und euch zur ferneren Kriegführung unfähig machte. — Die schließliche wunderbare Tapferkeit aus Verzweiflung konnte keine Rettung mehr schaffen.

Wenngleich ein auf Eroberungen ausgehender Staat, hatte Karthago, wie oben schon angedeutet, seine Kriege bis zuletzt wesentlich mit auswärtigen Söldnern, mit fremdem Blute geführt. Die raub- und kampflustigen Nomadenhorden Nordafrika's lieferten stets genügendes Material. Dazu kamen die Contingente der unterworfenen Stämme; im Nothfall bewaffnete man auch die Sklaven. Der kleinste Theil des Heeres bestand aus karthagischen Bürgern; unter 70,000 Kämpfern befanden sich deren, wie wenigstens aus einem speciellen Falle bekannt, nur 2500. Darum ward der Staat lange Zeit auch durch die größten Niederlagen (wie auf Sicilien) nicht wesentlich geschwächt. Zuletzt bestand selbst die Bemannung der Schiffe ihrer Mehrzahl nach aus Fremdlingen. Selbstverständlich haben wir damit eine Reihe von Hauptmißständen in den Grundlagen des Staates bezeichnet. Doch sie waren nicht die einzigen.

Ein solches Verhältniß verleitete zu muthwilligen Kriegen. Weiter reihten sich gefährliche Aufstände der Söldner daran. Man kannte die Ueberlegenheit der Hellenen im Felde, — mißtraute ihnen aber gerade darum, da sie ja diese Ueberlegenheit zum Nachtheil des Staates mißbrauchen und diesem gefährlich werden konnten. Man nahm deßhalb Griechen nur im Falle der Noth in Sold und entließ sie dann so schnell als möglich wieder.

Ein in solcher Weise organisirtes Volk konnte aber doch den wirklich kriegerischen Römern auf die Dauer nicht widerstehen. Alle Bürger zu bewaffnen wie in Rom, fiel zu Karthago Niemanden ein.

Die karthagische Nationalität blieb stets wesentlich auf die eine Stadt beschränkt. Diese Stadt hatte nach römischen Angaben einen Umfang von 5 deutschen Meilen und umfaßte eine Volksmenge von 700,000 Menschen. Sodann besaß sie gegen 300 Pflanzstädte. Doch die Bewohner der letzten ermangelten der höhern staatsbürgerlichen Rechte, sie hatten keinen unmittelbaren Antheil an dem Gewinne der Eroberungen. Darum finden wir aber auch nirgends wahre Begeisterung und Opferwilligkeit der Colonien für die Mutterstadt. Sie blieb isolirt.

Die Regierungsform der Karthager war republikanisch, wahrscheinlich in oligarchischer Weise. Die höchsten Beamten, die Suffeten*), wurden nicht nur auf eine gewisse Zeitdauer vom Volke gewählt, sondern besaßen auch nur eine sehr beschränkte Gewalt.**) Die Staatsgeschäfte leitete zunächst ein Senat. Es scheint daß blos im Falle der Zustimmung des Suffeten Vorschläge vor das gesammte Volk gebracht werden konnten. Wahrscheinlich hatte die allgemeine Volksversammlung über Krieg und Frieden zu entscheiden, Bündnisse zu bestätigen, und alle Gesetze zu genehmigen.

Neben dem Senat bestand eine Art Staatstribunal, der Rath der Hundert oder Hundertundvier, bestimmt, die Freiheit des Staats gegen den übergroßen Einfluß einzelner Bürger zu sichern und für Aufrechthaltung der bestehenden Verfassung zu wachen. Dieser Gerichtshof scheint (ähnlich wie es später unter verwandten Verhältnissen in Venedig geschah) die ihm verliehene Gewalt oft mit furchtbarer Grausamkeit mißbraucht zu haben. Unglückliche Feldherren zogen es meistens vor sich selbst das Leben zu nehmen, als sich vor diesem Tribunal zu vertheidigen; Vermögen, Ehre und Leben der Bürger waren zuletzt vor der Willkür der Hundertvier nicht mehr sicher; „wer Einen derselben beleidigte hatte alle zu Feinden, und nie fehlte es den erbitterten Richtern an einem Kläger".

*) Es läßt sich nicht ermitteln, ob es stets nur einen oder mehrere Suffeten zugleich gab.

**) Es ist schon darnach klar, daß die griechischen Schriftsteller einen unrichtigen Ausdruck gebrauchen, wenn sie den Suffeten Βασιλεύς = König nennen; Livius sagt, es sei eine „unsern Consuln ähnliche Behörde".

(Livius.) Nach Beendigung des zweiten Römerkrieges stürzte Hannibal, zur Freude des Volkes, dieses verhaßte oligarchische Collegium.

Um einer Usurpation durch die Suffeten zu begegnen, war der Oberbefehl über die Truppen von ihrem Amte getrennt; es wurden in der Regel besondere Feldherren durch den Senat gewählt. In Wirklichkeit gelang es nie einem Suffeten, sich auch nur vorübergehend zum Könige aufzuwerfen.

Die übrigen Staatseinrichtungen beruhten gleichfalls auf demokratischer Grundlage. Es scheint daß man keinen Erbadel hatte. Wohl aber gelangten einzelne Familien, die sich durch eine Vereinigung von hohen Talenten und bedeutenden Reichthümern auszeichneten, zeitweise zu besonderm Ansehen, so daß verschiedene ihrer Glieder nacheinander die höchsten Würden im Staate — die Suffeten- und besonders die Feldherrenstelle — bekleideten.

Was den sittlichen Zustand der Karthager betrifft, so herrschten vielfach die gewöhnlichen orientalischen Laster. Der semitische Ursprung und der Reichthum dieses Kaufmannsvolkes entwickelten starke Ueppigkeit. Die Punica fides ist sprichwörtlich geworden, und die Römer wissen kaum Ausdrücke zu finden, um die Treulosigkeit dieses Volkes grell genug zu schildern. Indeß darf man doch gerade in dieser Beziehung den Behauptungen der Feinde keinen allzugroßen Werth beilegen, besonders im Hinblick auf deren eigenes Verhalten. Man gedenke z. B. nur der Vorgänge zwischen dem zweiten und dritten punischen Kriege, wie sie von den römischen Schriftstellern selbst erzählt werden, jener Vorgänge bei denen die Römer eine Verletzung der beschworenen Verträge an die andere reiheten. Die eigenen Treubrüche sollten beschönigt werden durch Beschuldigung der Gegner. Hätten die Römer genügende Gewalt besessen um Karthago gleich im ersten Kampfe zu unterwerfen wie eine Menge anderer schwächerer Staaten, so würden wir wol wenig oder nichts von „punischer Treue" vernommen haben. Es war der Karthager kräftiger Widerstand im Kampfe um die Selbsterhaltung, nicht die große Verworfenheit, was die Römer am meisten zu solchen Lästerungen veranlaßte.

In Sachen der Religion finden wir die Karthager gegen die Bekenner fremder Lehren duldsam, wie dies bei Handelsvölkern, und im Allgemeinen bei den Polytheisten der Fall zu sein pflegt. So wissen wir namentlich, daß sie ihrer Unterworfenen wegen den Dienst der Ceres auf Sicilien einführten, ja zu diesem Behuf sogar eine Gesandtschaft an das Delphische Orakel sendeten. (Diodor.)

Ihr eigener Cultus — kein anderer, als jener der Phönizier — war indeß in hohem Grade barbarisch, und namentlich mit Menschenopfern verknüpft. *)

*) Nach Justin hätte Darius den Karthagern mit Krieg gedroht, wenn sie die Menschenopfer nicht einstellten. Solche Humanitätsbegriffe besaßen aber die Perser nicht; kamen doch bei ihnen selbst noch Menschenopfer vor!

Diese fanden sogar in einer ungeheuren Ausdehnung statt. „Die Karthager“, so lesen wir z. B. bei Diodor, „hielten den Zorn des Kronos für eine Ursache ihres Unglücks. Denn während sie ihm sonst die vornehmsten Kinder zu opfern pflegten, hatten sie seit einiger Zeit heimlich Knaben gekauft, auferzogen, und dann zum Opfer gesandt .... Da sie nun den Feind vor ihren Mauern erblickten, empfanden sie Gewissensbisse, daß sie vom Cultus ihrer Väter abgewichen seien, und opferten zur Sühne zweihundert Knaben für den Staat, wozu man die vornehmsten auserlas. Leute die sich schuldbewußt fühlten, boten ihre Kinder freiwillig an; dieser waren nicht weniger als dreihundert.“

Die Geistescultur finden wir zwar durch einzelne, jedoch meistens nur vorübergehende Staatseinschreitungen gehemmt (zeitweise bestand das Verbot, die griechische Sprache zu erlernen), — allein im Ganzen mußten die freien Einrichtungen und der Verkehr mit andern Völkern die geistige Entwicklung fördern. So besaßen die Karthager eine Literatur, und dies schon zu einer Zeit in welcher die Römer noch keinen einzigen nennenswerthen Schriftsteller aufzuweisen hatten. Nach dem Untergange Karthago's verschenkten die Sieger die gefundenen Büchersammlungen an die einheimischen Fürsten; eines der karthagischen Werke aber, das des Suffeten Mago, war ihnen wichtig genug um es von Staatswegen ins Lateinische übersetzen zu lassen. (Plinius.) Es stammte aus dem sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung und verbreitete sich wie die vorhandenen Bruchstücke beweisen über alle Zweige der Agricultur, den eigentlichen Landbau, die Baum- und die Viehzucht. Besonders zu bedauern haben wir den Verlust des Geschichtsbuches von Philinos, der die Kriege Roms mit seiner Vaterstadt Karthago schilderte.

In hohem Ansehen stand auch der Betrieb der Landwirthschaft. Die Vornehmsten setzten einen Stolz darein sich mit Erfolg demselben zu widmen. Die Bearbeitung des Bodens selbst geschah freilich zumeist durch Sklaven und wol auch durch (gefesselte) Kriegsgefangene.*) Wo anders nicht der Sand der Wüste jeden Anbau vereitelte, bot das ganze Land einen herrlichen Anblick dar; es glich einem blühenden Garten, voll freundlicher Pflanzungen, durch Kanäle bewässert und mit prachtvollen Landhäusern bedeckt. Allenthalben Anlagen von Reben, Oel- und Obstbäumen; dazwischen Wiesen mit Heerden von Rindern und Schafen, in den tiefer gelegenen Gegenden große Gestüte. In diesem Zustande fand Agathokles, ein halbes Jahrhundert später ebenso Regulus mit seinen Römern das Land. (Siehe Diodor und Polyb.)

Es ist nicht wahrscheinlich daß sich die Gewerbsindustrie der Karthager auf einer niedern Stufe befand. Indeß kennen wir doch keinen

*) Scipio befreite die Römer, „welche aus Iberien oder Sicilien, oder aus Italien selbst, von Hannibal nach Libyen gesendet worden waren, und gefesselt auf den Aeckern graben mußten“. (Appian.)

Zweig derselben, in dem sie sich besonders ausgezeichnet hätten, außer dem Schiffsbau.

Auf dem Gebiete der Kunst haben sie nichts Hervorragendes geleistet. Sie selbst bedienten sich bei ihren Bauten griechischer Künstler.

Weitaus den glänzendsten Theil der karthagischen Zustände bildete der rege Handelsverkehr. Nach allen westlichsten Küstenländern des mittelländischen Meeres wurde er aufs Lebhafteste betrieben; ja sogar nach den nicht allzuentfernten afrikanischen und europäischen Gegenden jenseits der Herkulessäulen; dagegen scheint er östlich von Sicilien zu Wasser nie bedeutend gewesen zu sein, außer etwa nach Aegypten. Nebst dem Seeverkehr ward ein sehr ansehnlicher Landhandel nach Oberägypten und dem innern Afrika betrieben. Die Karthager waren auch vermuthlich das erste Volk, das den Verkehr durch Anlage künstlicher Landstraßen erleichterte.

Unter den Haupthandelsartikeln stehen leider — Sklaven oben an, besonders schwarze und corsikanische. Hasdrubal konnte während des zweiten Römerkrieges 5000 solcher Unglücklichen auf einmal kaufen. (Appian.) Außerdem waren die wichtigsten Handelsgegenstände: Maulthiere, Kameele, Gold, Silber, Edelsteine, Perlen, Purpur, Datteln, Getreide, Salz, Wolle, Wachs, Honig, Oel, Thierhäute und gewebte Zeuge.

In innigem Zusammenhang mit dem Handel stand, wie bereits angedeutet, das Colonialwesen. Die Karthager brachten nach dem Untergange der Phönizier einen großen Theil der Besitzungen und Pflanzstädte derselben an sich, gründeten deren aber noch eine Menge neuer. Die Zahl der unterworfenen Städte war so groß, daß Agathokles in kurzer Zeit zweihundert eroberte. Auch die früher selbständigen Pflanzorte der Phönizier, sogar das große Utika, geriethen mehr oder minder in ein Abhängigkeitsverhältniß von dem übermächtigen Karthago. Höchstens beließ man ihnen einen Schein von Selbständigkeit (wie namentlich Utika in den Handelsverträgen mit den Römern gewissermaßen als eigener Staat aufgeführt wird, gleichwol aber dem von Karthago erhaltenen Impulse stets folgen mußte).

Zu den Besitzungen der Karthager außerhalb des afrikanischen Festlandes gehörten, zum Theil schon 5—600 Jahre vor unserer Zeitrechnung: Sardinien, Corsika, Elba, Malta und die Balearen, dann aus späterer Zeit ein sehr bedeutender Theil Spaniens. Die versuchte Unterwerfung Siciliens führte dagegen bekanntlich die unglücklichen Kämpfe mit Rom herbei.*)

*) Einige alte Schriftsteller reden mit Emphase von einem hochwichtigen Besitzthume — einer Insel oder Inselgruppe — im Ocean, deren Kenntniß die Karthager aufs Sorgsamste geheim gehalten hätten, indem, wenn einst die hohe Karthago falle, ihre Bewohner dort eine sichere Zufluchtsstätte finden und inmitten des Oceans ein neues Karthago gründen möchten. Nach Lelewel's wohlbegründeter Ansicht beruht die Angabe auf einer

Nach dem bereits Gesagten waren die Colonien der Karthager nie im Stande das zu werden, was einst die phönizischen geworden waren, weil ihnen jede Selbständigkeit, jede freie Bewegung fehlte. Zudem kümmerten sich die Karthager wenig um das unmittelbare Wohl ihrer Besitzungen. Sie wollten nur Gewinn aus ihnen ziehen, durch Tribute, durch Ausbeutung der Bergwerke und vermittelst des Handels. Ihre Herrscherweise erscheint allenthalben als eine despotische. Nirgends war den Colonisten freier Handelsverkehr gestattet, da der ganze Gewinn der Mutterstadt zufließen sollte. Die Gewaltgebote der Herrscher dehnten sich schrankenlos über alle Verhältnisse aus. Sardinien ist ein sprechendes Beispiel. Nachdem sich die Karthager eines Theiles dieser Insel bemächtigt und denselben mit neuen Bewohnern bevölkert hatten, verboten sie auch diesen den Anbau ihrer Feldgüter, indem sie ihnen befahlen, die unmittelbaren Lebensbedürfnisse gegen Gewerbserzeugnisse von ihnen, den Karthagern, einzutauschen. (Aristoteles.) Sie suchten, nach Lelewel's Ausdruck, gleichsam „die Fruchtbarkeit der Insel zu vernichten", die Benutzung ihrer natürlichen Vortheile künstlich zu hemmen. Allerdings soll sich Sardinien später, da es in die Gewalt der Römer fiel, in einem blühenden Zustande befunden haben. Eine Willkür der bezeichneten Art läßt aber keinen Zweifel, wie es kam, daß die Besitzungen der Karthager sämmtlich ohne allen innern selbsteigenen Widerstand für sie verloren gingen. Die Colonien hatten keinen Grund freiwillig für die Fortdauer eines Zustandes der Unterdrückung zu kämpfen, und so konnten denn Agathokles und Regulus den Karthagern in Afrika Städte zu Hunderten abnehmen.

Mit der größten Sorgsamkeit suchten die Karthager ihre Handelsgeheimnisse gleichsam als Staatsgeheimnisse zu bewahren. Man erinnere sich nur jenes, nach den Cassiteriden bestimmten Schiffes, dessen Führer, als ihm mißlang dem nachsegelnden römischen Fahrzeuge zu entkommen, sein eigenes Schiff auf eine Klippe lenkte, nur um den Römer gleichfalls zu Grunde zu richten, eine That für welche dem karthagischen Schiffer der verlorene Werth aus der Staatskasse seines Vaterlandes ersetzt wurde. — Ohnehin war jedem Fremden bei Todesstrafe verboten nach Sardinien oder über die Herkulessäulen hinaus zu fahren. (Strabon.)

Wir haben in der vorstehenden Schilderung die Zustände soweit dargestellt, als es die lückenhaften Hülfsmittel ermöglichen. Vieles bleibt unklar und dunkel. Verschiedene Erscheinungen erinnern an das viel spätere Venedig, dessen Verhältnisse, Zustände und Einrichtungen mancherlei Aehnlichkeit mit jenen der punischen Stadt gehabt zu haben scheinen. War Venedig doch eine

ungereimten Uebertreibung, indem sich das Ganze auf die armselige Insel Kerne bezieht, auf welcher Hanno eine Colonie zurückgelassen hatte.

Handelsstadt wie Karthago, erobernd vermittelst Söldner wie dieses, mit einer weitblickenden und schlauen, dabei grausamen und despotischen Handelsaristokratie an der Spitze. — So sehr wir aber den Fall Karthago's bedauern, so wenig wir uns zu den rohen und treulosen Siegern hingezogen fühlen, so begreifen wir gleichwol vollkommen daß ein solches bloßes Handelsvolk im Kampfe gegen die kriegerischen und ausdauernden Römer schließlich unterliegen mußte. Es war zudem ein Kampf zwischen der Arischen und der Semitischen Rasse. Ein Sieg Karthago's über Rom würde für die Menschheit kein Glück gewesen sein. Nie hätten die Punier für Culturentwicklung das zu leisten vermocht, was die Welt ihren Feinden verdankte.

b. Europäische Völker.

Griechen (Hellenen.)

(Kurze Uebersicht der Geschichtsquellen.) Aus der frühern Zeit der Hellenen fehlen alle Quellen. Sehr werthvolle Andeutungen über das Volksleben, dagegen nicht ebenso über die historischen Ereignisse, finden wir in Homer's Gesängen. Die ältesten auf uns gekommenen geschichtlichen Notizen, jedoch aus einer viel spätern Periode und zunächst doch wieder auf die socialen Zustände sich beziehend, gibt die Einleitung von Thukydides' Geschichte des peloponnesischen Kriegs. Was er hier sagt, sind im Wesentlichen nichts anders als Folgerungen, wie sie der klare natürliche Verstand aus den ihm bekannten einzelnen Volkszuständen ziehen mußte.

Erst von der Glanzperiode der Hellenen an besitzen wir einige gleichzeitige, wahrheitstreue und verständige Schriftsteller; sonach wahre Geschichtsquellen erster Art. Es sind deren drei: 1) Herodot. Das, wodurch er den ehrenvollen Beinamen eines „Vaters der Geschichte" am meisten verdiente, ist seine Schilderung der Perserkriege (bis zur Schlacht von Platäa, im Jahr 479 vor unserer Zeitrechnung). Einfach und ohne Pomp, frei von rhetorischem Schwulste, wie wenigstens von ganz greller Uebertreibung, dabei aber von dem Gefühle lebendiger Vaterlandsliebe und dem Bewußtsein der innern Größe und Erhabenheit der Sache beseelt, erzählt er in höchst anziehender Weise die Vorgänge dieser ereignißvollen Zeit, vielfach ein meisterhaftes Erfassen der Charaktere und eine richtige Würdigung der Ereignisse beurkundend. Schwerlich wird Jemand seine Schilderung der Schlacht von Salamis und der sie vorbereitenden Dinge mit Gleichgültigkeit, oder ohne eine, mit der weitern Entwicklung gleichmäßig sich erhöhende Theilnahme lesen. — 2) Thukydides. Was Unparteilichkeit, gleichmäßiges Erfassen aller Verhältnisse der feindlich einander entgegen gestandenen Staaten und einzelnen Parteien, und staatsmännischen Blick

betrifft, ist er unstreitig einer der ersten Geschichtschreiber der Welt. Seine leider nicht bis zu Ende geführte Darstellung des peloponnesischen Krieges ist das erste Muster eines pragmatischen Geschichtswerkes, unbedingt glaubwürdig soferne nicht etwa Dinge einwirkten über die man namentlich bei dem damaligen niedern Stande der Naturwissenschaft und bei den damit zusammenhängenden religiösen Vorurtheilen in gänzlich irrigen Begriffen befangen war. — 3) Xenophon, der liebenswürdigste der hellenischen Geschichtschreiber, an Schönheit des Vortrags alle andern übertreffend, an innerer Wahrheitsliebe Keinem nachstehend, dagegen zu sehr Idealist, darum minder allseitig, minder die Dinge in ihrem vollen Umfange erschöpfend als Thukydides. Seine Hellenika und Anabasis sind die wichtigsten Schriften für den Zeitraum von den spätern Kämpfen des peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht von Mantinea, vom Jahr 410—362.

Es ist hier der Ort zur Einschaltung einer allgemeinen Bemerkung. Auch die vorzüglichsten der griechischen und ähnlich der römischen Geschichtschreiber sind nicht fehlerfrei. Wir begegnen in ihnen vielfach einer Befangenheit, einer Unkenntniß, einer Menge von Vorurtheilen, wie man sie bei einem neueren Schriftsteller nimmermehr hinnehmen würde. Und dennoch sind sie für uns unschätzbar; ja sie sind uns theilweise sogar eben dieser Fehler wegen so sehr werthvoll. Gerade weil sie als Söhne ihrer Zeit und ihres Volkes erscheinen, weil sie fühlen und denken wie dieses, mit allen seinen Vorzügen, aber auch seiner Beschränktheit in manchen Zweigen des Wissens, — eben darum und eben damit versetzen sie uns lebendig mitten unter ein Geschlecht, von dem uns mehr als zwei Jahrtausende trennen; gerade damit führen sie uns den Glauben, die Ideen, Irrthümer, Bestrebungen, Leidenschaften, Tugenden und Laster ihrer Nation, ohne alle künstlichen Mittel, thatsächlich, lebendig vor Augen. Ohne jene Fehler besäßen ihre Werke weder den jetzigen Reiz noch ihren vollen Werth. —

An die vorhin erwähnten Hauptwerke reihen sich verschiedene Schriften zweiten Ranges. Wir nennen unter ihnen vor allen die Diodor's, der hier ungleich wichtiger wird als in den bis jetzt berührten Völkergeschichten. Leider ist ein großer Theil dessen, was er über die hellenische Geschichte schrieb, verloren gegangen. — Sodann ist Plutarch anzuführen, der viel Werthvolles enthält, aber auch überall mit unendlich viel Falschem vermengt; ein Mann von großem Wissen, allein einer noch größern Leichtgläubigkeit, welcher zudem von den Zeiten seiner Haupthelden schon viel zu weit entfernt lebte um sich stets zuverlässige Nachrichten verschaffen zu können. — Noch ungleich unbedeutender sind Cornelius Nepos und Justin. Während wir bei Diodor und Plutarch doch unverkennbar manche interessante Notiz aus bedeutend älteren, seitdem verloren gegangenen Schriftstellern aufbewahrt finden, ist bei den Letztgenannten selbst dies in der Hauptsache nicht mehr der Fall.

Aber nicht allein die Geschichtschreiber, sondern auch alle andern hellenischen Schriftsteller sind für uns mehr oder minder von Wichtigkeit. So gewähren namentlich die Redner, Dramatiker und Philosophen zahlreiche Aufschlüsse, ganz besonders über die uns vorzugsweise ansprechenden Socialzustände. Es würde zu weit führen, sie sämmtlich hier aufzuzählen und kritisch zu würdigen. Eine Hinweisung auf dieselben in den einzelnen Fällen, in welchen wir sie benützen, dürfte genügen.

(Ueberblick der Hauptereignisse.) Was man als die älteste Geschichte Griechenlands erzählt sind einfach Mythen, ohne historisch erweisbare Grundlagen irgend einer Art. Mögen einzelne wirkliche Vorgänge in manche poetische Darstellungen verwebt sein, immerhin überwiegt ganz entschieden die Dichtung.

Und dennoch gewinnt mit dem Erscheinen der Hellenen die Geschichte eine ganz andere Wichtigkeit als bisher; denn die Cultur erlangt durch sie einen zuvor nicht zu ahnenden Aufschwung. Vieles was die Griechen geleistet, wirkt heute noch fort, ja bildet in manchen Beziehungen sogar eine Grundlage, dient nach mehr als zwei Jahrtausenden noch als Muster für uns.

Durch die Hellenen wird der Mittelpunkt der Weltbegebenheiten aus Asien nach Europa verlegt. Der asiatische Geist hatte sich vertieft und erschöpft in Religionssystemen; der zuerst von den Hellenen entwickelte europäische Geist dagegen führte zu einer von freier Entwicklung begleiteten Philosophie. Dort der Drang nach kirchlichen Formen die das ganze Leben des Menschen beherrschen und binden und damit jeden Despotismus ermöglichen; — hier der Drang nach Forschung und Freiheit. —

Was wir von den früheren Zuständen der Griechen zu ermitteln vermögen läßt sie als ein zwar noch ziemlich rohes, dabei aber ungemein kräftiges, begabtes, tüchtiges Volk erscheinen. Noch war dasselbe zu einer Nation nicht vereinigt, noch fehlte den einzelnen Stämmen selbst ein gemeinsamer Name. In der spätern Zeit wurden die ältesten Griechen vorzugsweise als Pelasger bezeichnet; beim Zuge gegen Troja treten die Achäer und Danaer besonders hervor. Der Name Hellenen, als unter welchem die Gesammtnation begriffen wurde, scheint erst im Laufe des achten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung diese Bedeutung erlangt zu haben; die Lateiner, welche einen Stamm der Gräken zunächst kennen gelernt zu haben scheinen, bezeichneten die ganze Nation mit der Benennung „Griechen". Dabei ergab sich in der historischen Zeit die Scheidung nach vier Stämmen: Dorier, Ionier, Achäer und Aetolier, neben denen die Arkadier, wie man annahm Ureinwohner ihres Landes, eine besondere Stellung behaupteten.

Die frühesten uns bekannten Zustände der Hellenen — in der sogenannten Pelasgischen, dann der Heroenperiode — erinnern vielfach an jene der alten

Germanen. Da wie dort die gleiche rohe Tapferkeit, neben großer Empfänglichkeit für höhere Ideen; Liebe zur Poesie neben Entbehrung beinahe jeder Bequemlichkeit des Lebens, — alles freilich bedeutend modificirt nach Verschiedenheit des Klimas und anderer äußerer Verhältnisse. Der Grieche wie der Germane erschien nie anders als in Waffen; beide trugen einen mächtigen Wandertrieb in sich; beide legten hohen Werth auf den Genuß ihrer, wenngleich rohen Freiheit; da wie dort lauschte man den die Thaten der Helden verherrlichenden Sängern, wobei freilich nicht zu übersehen daß nie ein anderes Volk eine so hochpoetische Heroengeschichte besaß wie das Hellenische.

Schon in grauer Vorzeit vereinigten sich einzelne Stämme zu gemeinsamen Unternehmungen, und da Hellas beinahe nur Küstenland ist, so ergaben sich frühzeitig gemeinsame Züge zur See. Die Argonautenfahrt zwar, nach dem fernen Kolchis im Euxinischen (Schwarzen) Meere (angeblich um das Jahr 1260 vor unserer Zeitrechnung) gehört völlig in das Gebiet der Mythe. Der Zug nach Troja (Ilion) hingegen und der angeblich zehnjährige Kampf um diese Stadt (verlegt in die Zeit von 1193—1183 v. Chr.), wenn auch nur als Gebilde der Dichtung uns bekannt, hat wol eine geschichtliche Grundlage. Und wäre selbst das Ganze eine bloße Schöpfung der Poesie, so hätte es als solche gleichwol mächtiger auf die gesammte Entwicklung des Hellenenthums gewirkt, als ein einzelner wirklicher Kriegszug an sich jemals vermocht hätte. Damit tritt uns gleich beim Beginne des griechischen Lebens eine Eigenthümlichkeit desselben entgegen, zu der wir bei keinem andern Volk der Weltgeschichte ein Seitenstück finden.

Es folgte eine Periode der Wanderung, — ähnlich wie später in der ältesten Geschichte der Germanen. Volksstämme wälzten sich vom hohen Nordwesten Griechenlands herab nach den südlichen Gegenden, die dortigen Bewohner verdrängend. Diese ihrerseits zogen meistens weiter, zum Theil über das Meer, um sich neue Wohnsitze zu verschaffen. Es war eine, gegen zwei Jahrhunderte lang (etwa von 1000 bis 800 vor uns. Zeitrechnung) dauernde gewaltige Völkerwanderung, beginnend mit der sogenannten „Rückkehr der Herakliden", indem die angeblich vordem aus ihrer Peloponnesischen Heimath verdrängten Nachkommen des Herkules wieder dahin gezogen sein sollen. Ueberall bildeten sich neue Gemeinwesen, neue Verhältnisse. Es ward der Grund gelegt zu den hellenischen Zuständen wie wir dieselben näher kennen. Insbesondere begann die Bildung des Colonialwesens. Waren bis dahin die griechischen Gewässer von den Phöniziern gleichsam beherrscht, besaß das semitische Handelsvolk selbst eine Reihe Niederlassungen auf hellenischem Boden, so beweist die Raschheit mit der diese Fremden überall verdrängt wurden, das eben so schnelle als kräftige Emporkommen des Hellenenthums. Alsbald sind nicht nur die Phönizier völlig aus diesen Gegenden verschwunden, sondern wir hören auch von einer Menge blühender

Ansiedlungen der Griechen in entfernteren Gebieten. Die Inseln des Aegäischen Meeres und ebenso der Westküste Kleinasiens wurden völlig hellenisirt. An den Gestaden des Pontus Euxinus (des Schwarzen Meeres), dann nach Westen und Süden hin wuchsen griechische Colonien empor; noch mehr auf dem großen und reichen Sicilien, wo namentlich das gewaltige Syrakus erblühte. Unteritalien ward zu einem „Großgriechenland“ mit Städten wie Kyme, Sybaris und Kroton im Westen, und Tarentum im Osten der Halbinsel. Massilia (Marseille) ist ebenfalls eine hellenische Colonie. Selbst auf der Nordküste Afrikas gab es bedeutende Ansiedlungen dieses Volkes, wie Kyrene und Barka; ferner in Aegypten Naukratis. Der Wandertrieb hatte nicht blos die Lust an Seefahrt und Abenteuern, sondern auch den Sinn für Handelsverkehr erweckt. Die Hellenen wurden mit andern Völkern, andern Verhältnissen bekannt; die anregende Rückwirkung auf die eigenen Zustände blieb nicht aus. Die Seefahrt bildete den ersten mächtigen Hebel für Entwicklung der Gesittung. Von Fremden — den Phöniziern — erhielten die Hellenen ihre Buchstabenschrift „neben manchen andern Kenntnissen“ wie Herodot ausdrücklich hervorhebt.

Eine allgemeine bestimmte Zeitrechnung wurde durch die Einführung der Olympiaden erlangt, d. h. der je nach Ablauf von 4 Jahren zu wiederholenden Feier des Opfers zu Olympia. Der Beginn der ersten Olympiade entspricht dem Jahre 776 vor unserer Zeitrechnung, und damit ist ein erster Anhaltspunkt für die Chronologie erlangt. Das Fest selbst hatte aber noch eine andere, höhere nationale Bedeutung, indem es mächtig beitrug, das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Hellenen, das Gemeinbewußtsein und Selbstgefühl zu wecken und zu erhalten.

Mit der steigenden Cultur änderten die Griechen auch ihre Regierungsform. In der ersten einigermaßen uns bekannten Zeit bestand das Königthum, allerdings in sehr einfacher, nichts weniger denn prunkvoller Weise. Dann ward es durch den Adel verdrängt; es bildeten sich Oligarchien. Diese mußten zuletzt, besonders in den von Joniern bewohnten Städten, der Demokratie weichen, während bei den Dorern im Allgemeinen der Adel die Herrschaft behauptete. Diese Umgestaltungen gingen nicht ohne mancherlei innere Kämpfe vorüber. Aber auch in jenen Gemeinwesen, in denen die Demokratie vollständig siegte, konnte nicht jeder Einwohner das volle Bürgerrecht erlangen. Bestand doch ohnehin, um nur Eines anzuführen, in ganz Griechenland zu allen Zeiten das Institut der Sklaverei.

Ein auf die gesammte Zukunft von Hellas in mächtigster Weise einwirkender Sturm zog von Osten daher. Schon im siebenten Jahrhunderte v. Chr. war Lydien ein mächtiges Reich geworden und dessen Könige hatten auch die hellenischen Colonien in Kleinasien, wenngleich mehr dem Namen als der That nach, ihrer Herrschaft unterworfen. Die Perser, roher als die Lydier, hatten diese

sodann besiegt, und ihre Macht auch über jene Hellenengebiete und zwar schonungsloser als die Vorgänger, ausgedehnt. Ein Versuch, dieses Barbarenjoch abzuschütteln, mißglückte; obwol die Ionier anfangs bis Sardes vordrangen und dieses verbrannten, unterlagen sie doch schließlich vollständig. Die Perser bedurften übrigens 6 Jahre Zeit (von 499—494 vor Chr.), um diese Erhebung überall niederzuwerfen. Die Athener, erbittert darüber, daß der Perserkönig dem von ihnen vertriebenen Tyrannen Hippias Aufnahme gewährt, hatten die Aufständischen unterstützt, während die Spartaner, zunächst nur auf Erweiterung ihrer Herrschaft im eigentlichen Griechenland bedacht und in Folge dessen gerade in einen Kampf mit Argos verwickelt, den Stammesgenossen jenseits des Aegäischen Meeres jede Hülfe verweigert hatten. Indeß war für den Perserkönig Darius eine Veranlassung gegeben, nicht nur Rache zu nehmen an den Athenern, sondern die mit reißender Schnelligkeit sich ausbreitende Persermacht auch über Hellas auszudehnen. Gleich im nächsten Jahre nach Vollendung der Wiederunterwerfung Kleinasiens (493) erfolgte die Ausrüstung einer Heeresexpedition unter den Befehlen des König-Schwagers Mardonius. Nach Unterwerfung der griechischen Städte auf dem thracischen Chersones drang diese Kriegsmacht in Macedonien ein. Schwere Verluste, welche die Flotte am Berg Athos und die Landmacht durch Ueberfälle der wilden Landesbewohner erlitt, verhinderten zwar eine weitere Ausdehnung des Zuges, indeß waren soweit schon große Gebiete erobert. Die nächste Zeit diente, deren Einverleibung in das Perserreich zu vollenden, und eine neue Expedition gegen das eigentliche Griechenland vorzubereiten. Im Jahre 490 ging dieselbe aus Asien ab. Es war eine große Flotte und ein Landheer, dessen Stärke von späteren Geschichtschreibern zu 100,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reitern angegeben wird, beide unter den Befehlen von Datis und Artaphernes, deren Letzter ein Neffe des Darius selbst war. Auch der aus Athen vertriebene Tyrann Hippias befand sich bei dem Heere, eine Wiedereinsetzung in seine frühere Herrschaft durch die Barbaren erstrebend. Es erfolgte die Unterwerfung der wichtigsten Cykladischen Inseln, meistens ohne Widerstand, wie auch viele Gebiete im Norden des Festlandes, namentlich der größte Theil Böotiens, zuvor schon freiwillig der Herrschaft des Perserkönigs gehuldigt hatten; hieran reihte sich die Eroberung und Zerstörung von Eretria (auf Euböa), das wegen seiner Unterstützung der empörten Ionier die Rache der Sieger besonders empfinden mußte; dann die Landung des persischen Heeres in Attika selbst.

Die Sache der Cultur schien in diesem Kampfe gegen die Barbarei unterliegen zu müssen. Sparta, das eine Hegemonie über die griechischen Staaten ausübte, zögerte mit seiner Hülfe, und die übrigen Gemeinwesen, mit Ausnahme des kleinen Platäa, schreckten vor einem hoffnungslosen Widerstande zurück. Doch blos auf sich selbst angewiesen, entwickelten die unter ihren demokratischen Einrichtungen in der jüngsten Zeit gewaltig emporgekommenen und im Gemeinsinn

erstarkten Athener eine ungeahnete Kraft. Kühn zogen sie, obwol nur 10,000 Schwerbewaffnete zählend, der feindlichen Uebermacht entgegen und wurden unter Miltiades' Führung durch den Sieg bei Marathon (gegen 17. Sept. 490) die Retter nicht nur von Hellas, sondern die Retter der Bildung, Gesittung und Freiheit überhaupt. *)

Doch es war vorherzusehen daß dieser herrliche Seg den Hellenen keineswegs Ruhe und Sicherheit verschaffen, sondern im Gegentheil einen Angriff durch die gesammte ungeheuere Kriegsmacht des zu einer wahren Weltherrschaft sich ausbreitenden Perserreiches herbeiführen würde. Der geniale Geist des Themistokles erkannte sofort richtig die ganze Lage; ihm war es klar, daß Griechenland unterliegen müsse wenn es den Krieg wieder wie das Erstemal, blos zu Land führen wolle; nur die Bildung einer Seemacht verhieß die Möglichkeit der Rettung. Sie ward geschaffen, gegen die Ansicht des sparsamen Aristides; und damit war der Grund gelegt zur Erhebung Athens über alle andern Staaten von Hellas.

Es war ein Glück für die Griechen daß verschiedene Umstände, ganz besonders ein verzweifelter Aufstand der Aegypter gegen die Perser und dann der Tod des Königs Darius, den neuen Angriff auf Hellas verzögerten, und damit den Athenern zur Vergrößerung und Ausbildung ihrer Marine die nöthige Zeit verschafften. Erst nach zehn Jahren — 480 vor unserer Zeitrechnung — erschien der neue Perserkönig Xerxes selbst an der Spitze einer ungeheuern Land- und Seemacht. Verschiedene Kronprätendenten — diesmal nicht blos einer aus Athen, sondern selbst einer aus Sparta — begleiteten den Zug und verhießen Förderung der persischen Sache durch ihre Anhänger in der Heimath. Herodot zählt die Völker auf, welche, dem Scepter des Großkönigs unterworfen, zur Bildung dieses Heeres hatten mitwirken müssen. Er berechnet, daß der ganze Zug nicht weniger als 5,283,220 Menschen umfaßt habe. Ist dies auch unzweifelhaft Uebertreibung, so liegt doch kein Grund vor, die Streitmacht geringer als zu 6 bis 800,000 Menschen anzunehmen. Zudem war die ganze Anlage, der Feldzugsplan, die Verpflegung und wol auch die Ausrüstung, keineswegs so unverständig, kopflos und roh, wie man gemeinhin zu unterstellen pflegt; wir gewahren vielmehr einen bedeutenden Grad von Vorsorge, namentlich für Beschaffung der Lebensmittel, dann eine nicht zu unterschätzende Combination der Thätigkeit von Landheer und Flotte, und ebenso ein schlaues Streben, die verschiedenen Stämme der Hellenen von einander zu trennen und sie einzeln für die Sache der Perser zu gewinnen.

---

*) Der Sieg mußte nicht einmal durch ungewöhnlich große Opfer erkauft werden. Miltiades, von früher her vertraut mit den Zuständen der persischen Heere und deren Kampfweise, hatte die Verhältnisse so trefflich zu benützen gewußt, daß die Zahl der gebliebenen atheniensischen Bürger nach Herodot nicht mehr als 192 (von 9000 Schwerbewaffneten) betrug, wozu denn allerdings die uns nicht bekannte Zahl der Verwundeten, die Verluste des 1000 Mann betragenden Hülfscorps von Platäa, und die Einbuße der Sklaven zu rechnen wären. Der Verlust der Perser wird zu 6400 Mann angegeben.

Bei den Griechen selbst bestand keineswegs jene Einmüthigkeit und hohe patriotische Begeisterung, von denen spätere Geschichtschreiber reden. Im Ganzen walteten Zerfahrenheit und Kleinmuth unter ihnen vor. Vielfach hielt man jeden Widerstand für Thorheit, und darum unterwarfen sich nicht blos die meisten Inseln, sondern auch sehr bedeutende Volksstämme des Festlandes den fremden Eroberern, so fast alle Böotier, Thessalier und Achäer. Die übrigen hellenischen Staaten hatten zwar Abgeordnete auf dem Isthmos versammelt und es waren von diesen Beschlüsse zur nachdrücklichen Kriegführung gefaßt worden. Beim Vollzug aber herrschte meist Kleinmuth, Selbstsucht und Neid. Insbesondere treffen schwere Vorwürfe die Spartaner. Stets voll Prätensionen, treten sie doch beinahe niemals mit voller Entschiedenheit und unter Entfaltung der ganzen Kraft dem Feind entgegen. Sie wollten eine Schwächung Athens, suchten ihre Mittel zu schonen und leisteten darum im Ganzen keineswegs was von ihnen erwartet und gefordert werden mußte; dazu kam eine gemeine Geldgier, welche mehr als Einen ihrer Anführer, selbst Könige, in der Kriegführung bestimmte. Auf Athen, dem demokratisirten, im Gegensatze zu den fürstlichen und aristokratischen Gemeinwesen, beruhte in Wirklichkeit die ganze Zukunft Griechenlands.

Die Spartaner, engherzig und kurzsichtig nur an Deckung des Peloponnes denkend, waren nicht dahin zu bringen, die gesammte Kriegsmacht im Norden von Hellas aufzustellen und dort die Entscheidung des Kampfes herbeizuführen. Die Sicherung von Mittelgriechenland war ihnen mindestens gleichgültig, der Fall Athens Vielen sogar erwünscht. Nachdem der anfängliche Plan, die Pässe am Olympos zu vertheidigen, aufgegeben worden war, konnten die stolz und hartnäckig an ihrer Hegemonie festhaltenden Spartaner kaum dazu vermocht werden, 300 ihrer Vollbürger und etwa 1000 Hopliten der Periöken, welche durch andere Peloponnesier, besonders die Arkadier, im Ganzen auf ein Corps von höchstens 4000 Schwerbewaffnete gebracht wurden, nach den Pässen des Oeta, den Thermopylen, abzusenden. Den Befehl führte König Leonidas, und wenigstens war es ihm Ernst mit der Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes. Er traf verständige Maßnahmen; ein Erfolg aber hing von dem Heranziehen der Gesammtmacht des Peloponnes, vor Allen Sparta's selbst ab. Doch alle deßhalb nach Lacedämon gesendeten Bitten blieben erfolglos. Leonidas erkannte, daß er geopfert werden solle, um für seine Vaterstadt den Schein nach Außen zu retten. Er fügte sich darein als wahrer Held, mit vollem Bewußtsein der Lage und männlichem Entschluß. In Folge Verraths (Ephialtes) umgangen, sendete er selbst die Mehrzahl seiner Truppen, um sie dem Vaterland zu erhalten, nach dem Süden zurück, und fiel dann kämpfend mit der ihm verbliebenen kleinen Schaar.

Mittlerweile hatte auch der Kampf zur See begonnen. Herodot berechnet die Stärke der persischen Flotte zu 1327 Kriegsschiffe, wovon 427 den unterworfenen kleinasiatischen Inselgriechen gehörten. Ihnen stellten die Hellenen

271 Fahrzeuge entgegen, wozu Athen allein über die Hälfte, 147 geliefert hatte; dennoch verzichteten die Spartaner auch zur See nicht auf den Oberbefehl, und so war denn Themistokles dem unfähigen und feilen Eurybiades untergeordnet. Ein furchtbarer Sturm hatte 2 bis 300 Schiffe der Perser bereits zerstört, als es beim Vorgebirg Artemisium in den den Thermopylen nahen Gewässern zum Kampfe kam. Zum Erstaunen widerstanden die griechischen Fahrzeuge der gewaltigen Uebermacht, doch nicht ohne ansehnliche eigene Verluste. Ein neuer Seesturm vernichtete eine persische Flottenabtheilung welche Euböa umschiffen und die Griechen im Rücken angreifen sollte. Doch nach dem Falle des Leonidas wurde der Rückzug der Flotte beschlossen.

Die Bevölkerung von Athen flüchtete aus ihrer nun unhaltbar gewordenen Stadt nach der nahen Insel Salamis. Die Stadt selbst ward von den Persern völlig zerstört. Rückzug nach dem Peloponnes war das Losungswort der Spartaner. Vergebens verlangte Themistokles daß in den Gewässern von Salamis eine Schlacht geliefert werde. Es bedurfte der Schlauheit und List des athenienischen Führers, um den Perserkönig durch die heimliche Benachrichtigung, die Hellenen wollten seiner Kriegsmacht entfliehen, dahin zu bringen, daß Er die Griechen umzingeln ließ und zum Kampfe zwang. Einige Zuzüge hatten die Flotte der Hellenen auf 378 Kriegsschiffe verstärkt; trotz aller Verluste zählten aber die Perser noch immer gegen 750 Fahrzeuge. Der herrliche Sieg bei Salamis (wahrscheinlich am 20. Sept. 480) vereitelte die Hoffnungen der Asiaten aufs Neue, rettete zum zweiten Mal Cultur und Freiheit.

Xerxes selbst zog nach Asien zurück. Er konnte sich rühmen, Athen genommen zu haben. Zudem war seine Landmacht unbesiegt. Er ließ ein Heer von 300,000 Mann in Griechenland zurück, um die Unterwerfung des Peloponnes im nächsten Jahre auszuführen. Der Zug des Königs nach dem Hellespont war keine Flucht, wie die Griechen sie darstellen, aber gleichwol richteten der Mangel an Lebensmitteln, die Entbehrungen aller Art und die Ungewohnheit des Klimas unter den nach ihrer Heimath zurückwandernden Massen die furchtbarsten Verheerungen an. Es wird erzählt daß die Verhungernden Rinden der Bäume abschälten und außerdem Blätter und Gras verschlangen, und daß der ganze Weg durch Sterbende und Leichen bezeichnet war. So ergab sich ein an den Napoleonischen Rückzug aus Rußland erinnerndes Bild; waren doch auch bei diesem die Waffen der Feinde das geringere Vernichtungsmittel.

Die Kriegführung der Spartaner blieb auch ferner höchst unbefriedigend. Sie benützten den Sieg nicht sofort, sondern ließen vielmehr ihre Truppen auseinandergehen. Selbst im nächsten Jahre erschienen sie viel zu spät im Felde, gaben die Stadt Athen zum zweiten Mal der Zerstörung durch die Perser preis, und führten unter Pausanias den ganzen Krieg zaghaft und furchtsam, ja sogar ohne rechten Ernst. Die Hellenen hatten ein Heer von 110,000 Streitern

zusammengebracht, wozu der Peloponnes 27,000 Hopliten und gegen 40,000 Heloten, Athen aber (neben der Bemannung seiner Flotte) 8000 Schwerbewaffnete und gegen 1000 Bogenschützen gestellt hatte. Die Stärke der Perser wird zu 300,000, die ihrer griechischen Hülfstruppen (Böotier, Thessalier, Phokier, Lokrer rc.) außerdem zu 50,000 angegeben. Doch dürften diese beiden Zahlen seit dem vorjährigen Winter sich sehr bedeutend vermindert haben. Bei Platää kam es zur Schlacht. Trotz der kläglichen Oberanführung durch den spartanischen König-Regenten Pausanias errang die Tapferkeit der Krieger (auch der Spartaner) einen neuen vollständigen Sieg; die Persermacht in Griechenland war vernichtet. Aristides insbesondere hatte sich während des ganzen Feldzugs als Führer der Athener vorzügliche Verdienste erworben.

Gleichzeitig ward bei Mykale, an der Küste Kleinasiens, eine Land- und Seeschlacht geliefert. Hier zeichnete sich der spartanische Oberanführer Leotychides durch Thatkraft und Kühnheit aus. Xanthippus, an der Spitze der Athener, blieb nicht zurück. Auch die neugebildete Seemacht der Perser wurde vernichtet.

Unterdessen hatten die hellenischen Colonisten im Westen gleichfalls einen glorreichen Sieg über die Barbaren errungen. Die Griechen auf Sicilien, damals meistens unter die Tyrannis des Gelon von Syrakus und Theron von Agrigent gebeugt, waren durch ein gewaltiges Heer der nach vollständiger Unterwerfung jener Insel strebenden Karthager angegriffen worden. Der Kampf bei Himera führte zur Vernichtung der gewaltigen afrikanischen Kriegsmacht. Auch hier siegte die europäische Cultur.

War früher Sparta unbestritten das politische Haupt der Hellenen, so hatte es in den Perserkriegen durch seine vergleichsweise geringen Leistungen, seine oft schwankende Haltung, und die Habsucht und Feilheit verschiedener seiner Führer ebensosehr an Ansehen eingebüßt, als Athen durch den bewiesenen Patriotismus, die Thatkraft und die errungenen Erfolge, dann durch die Genialität und Selbstverleugnung seiner hervorragenden Männer gewonnen hatte. Thatsächlich wurde Athen der erste Staat Griechenlands. Und es verdiente dies. Es war die Anerkennung des höhern Werthes der Cultur gegenüber roher Tapferkeit; die Demokratie des einen Gemeinwesens hatte in allen Beziehungen mehr geleistet, als die Aristokratie des andern; die Freiheit Aller hatte dort eine höhere Begeisterung und allseitigere Befähigung erzeugt, als hier die Herrschaft des Privilegiums.

Es war im Jahre 477, daß kleinasiatische Griechen, empört über die ganze Haltung, insbesondere die Bestechung und Verrätherei des spartanischen Feldherrn Pausanias, geradezu das Ersuchen an die Athener richteten, eine Conföderation zu gründen und als deren Vorort zu handeln in gemeinsamen, dringenden Angelegenheiten. Aristides ordnete das Bundesverhältniß auf Grundlage gleicher Rechte Aller und unter beständiger Controle des Vororts. Um jeden Schein von Herrschaft fern zu halten, sollte Delos der Versammlungsort des Bundesrathes sein

und hier sollten die Bundesgelder aufbewahrt werden. Auf dieser Grundlage vereinigte Athen eine Reihe minder mächtiger Staaten unter seiner Führung, indem die meisten Inseln und Küstenstädte des Aegäischen Meeres sich ihm, zunächst zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Perser anschlossen. So gelangte Athen zur Hegemonie.

Doch die verderblichen Wirkungen gerade dieser Einrichtung der Hegemonie stellten sich sehr bald mehr und mehr ein. Obwol anfangs nur rein patriotische und freiheitliche Grundsätze bei den Athenern vorwalteten, und obwol die Ausführung des neuen Verhältnisses vorzugsweise das Werk des edelsten Mannes seiner Zeit war, so ließ sich doch das Unheil der Institution selbst auf die Dauer nicht abwenden: eine Verknechtung der Geführten, eine Corruption der Führer, somit Verderben für beide.

Anfangs stand Athen wirklich nur an der Spitze einer freien Föderation gleichberechtigter Gemeinwesen, sich blos auszeichnend durch größere Anstrengungen und die äußerste Opferwilligkeit. Bald aber machte es Befugnisse über die andern geltend, ein höheres Recht fordernd in Folge jener größeren Gewalt, die es wesentlich dadurch erlangte, daß diese Andern ihre Mittel und Kräfte dem führenden Staate zur Verfügung gestellt hatten. Auch hier zeigte es sich, daß der Mißbrauch der Gewalt an der Gewalt klebt, wie die Wirkung an der Ursache. Elf Jahre nach Bildung der Conföderation wurde ein einzelnes der vormals als gleichberechtigt in das Bundesverhältniß getretenen Gemeinwesen, die gegen die Oberherrschaft sich sträubende Insel Naxos, wie man vorgab dem Bunde, in Wirklichkeit aber der Hegemonie Athens unterworfen. Später erfuhr Thasos das gleiche Schicksal. Die Bundesversammlung ward von Delos nach Athen verlegt; die Synode sank zur bloßen Form herab. Freiwillig hatten sich mehre Staaten mit Athen dahin abgefunden, diesem jährlich eine Geldsumme zu entrichten, wogegen es die Schiffs- und Mannschaftscontingente selbst beschaffte, was dann weiter zur Anwerbung von Söldnern führte. Allmählig folgten alle Bundesstaaten diesem Beispiel außer den drei Inseln Samos, Lesbos und Chios. Man hatte nun dem Vororte die Mittel selbst geliefert, nicht blos um Persien zu bekämpfen, sondern eben auch die Bundesgenossen zu unterdrücken. Und in kurzer Zeit erscheinen denn alle diese kleinen Freistaaten der Conföderation ihrer Selbständigkeit verlustig, nur noch als Material für die Sonderzwecke Athens, an das sie steuern, dem sie dienen mußten, während die Unnatürlichkeit des Verhältnisses, der stete reiche Zufluß nicht selbsterworbener Geldmittel, die Einführung eines Söldnerwesens und was mit all dem zusammenhing, die Wirkung hatte, zu Athen Gewalt, Uebermuth und Corruption herbeizuführen und damit die Grundlage auch des herrschenden Staates zu untergraben und zu verderben.

Das Emporblühen Athens ward begreiflicher Weise von den Spartanern mit Mißgunst und Neid betrachtet. Sie hatten sich die Hälfte des Peloponnes

unmittelbar unterworfen und dabei die Einwohner meistens geradezu verknechtet, d. h. in den Helotenstand versetzt; die andere Hälfte der Halbinsel aber hatten sie größtentheils unter ihre Hegemonie gebeugt, und ihre Macht durch Bündnisse mit verschiedenen Staaten des nördlichen und mittleren Griechenlands wesentlich verstärkt. Kämpfe zwischen den beiden rivalisirenden Mächten konnten nicht ausbleiben. Ein solcher Kampf begann im Jahre 448; man nannte ihn „den zweiten Heiligen Krieg", denn die Leiter hatten es, wie so oft, vortheilhaft gefunden, die Religion, d. h. den Tempel von Delphi, mit den Angelegenheiten der Politik zu vermengen. Dieser Krieg endigte 446 mit einem auf 30 Jahre abgeschlossenen Waffenstillstande zwischen Athen und Sparta. Das Erste hatte zu Land bedeutende Verluste erlitten; auf diesem Gebiete waltete die Macht Spartas, während Athen hinwieder unbestreitbar die See beherrschte.

Obwol zurückgedrängt in der einen Richtung, schritt die Entwicklung des letztgenannten Gemeinwesens dennoch alsbald wieder mächtig voran. Perikles insbesondere, getragen von den großartigsten Ideen, suchte Athen zum natürlichen Centrum von Griechenland zu erheben, suchte es aus der Hauptstadt Attika's umzuwandeln in einen panhellenischen Mittelpunkt. Er wünschte ganz Hellas zu einigen. Zur Verwirklichung dieses Gedankens erwirkte er, wahrscheinlich alsbald nach dem Beginne des Waffenstillstandes, einen Volksbeschluß, zwanzig angesehene Bürger nach allen Städten des griechischen Volkes, gleichviel ob sie groß oder klein seien, mit der Aufforderung zu entsenden, daß eine jede dieser Städte Vertreter zu einem in Athen abzuhaltenden Congreß ernennen möge. Doch Sparta und das mit diesem verbündete Theben verweigerten die Theilnahme und verhinderten durch ihren Einfluß die Verwirklichung dieses Versuchs einer Einigung von Gesammtgriechenland.

In Wirklichkeit war die Behandlung der Atheus Hegemonie unterworfenen Gemeinwesen eine minder drückende als jene welche die Spartaner ausübten. Darum konnte ein atheniensischer Gesandter kurz vor Ausbruch des peloponnesischen Krieges zu Sparta allerdings sagen: „Ginge unsere Macht in andere Hände über, so würde sich bald thatsächlich zeigen, wie mäßig wir in deren Anwendung sind." Es war ganz richtig wenn er hervorhob, in der Lage Athens, in Ausübung der zwingenden Gewalt welche von den Verpflichtungen eines die Hegemonie führenden Staates unzertrennlich seien, würde oder könnte keine griechische Macht anders handeln als Athen that; Sparta namentlich hätte gewiß nicht so viel Billigkeit und Mäßigung bewiesen und seinen Unterthanen so wenig Grund zur Klage gegeben. Schlimmeres hätten sie erduldet als sie unter den Persern standen, Schlimmeres würden sie empfinden wenn sie unter die Spartaner kämen, welche ihre Verbündeten in jeder Stadt unter der Knechtschaft einer oligarchischen Partei hielten; und wenn sie Athen feindlich gesinnt seien, so sei der Grund blos, weil Unterthanen die gegenwärtige Herrschaft haßten, wäre diese welcher Art sie wolle.

Das war eben das Uebel, daß nicht das System der Gleichberechtigung, sondern das der Hegemonie waltete, mit allen Fehlern und schlimmen Folgen die demselben ankleben. Die „Bundesgenossen“ der Athener zeigten in Wirklichkeit kein besonderes Widerstreben gegen den Staat welcher die Führung hatte, weil sie wol wußten daß sie alsdann unter die viel drückendere Führung Sparta's verfallen würden. Aber alle Hellenen waren viel zu sehr von Liebe zur Freiheit erfüllt, als daß sie sich hätten wohl fühlen können im Zustande beständiger, nicht blos vorübergehender Unterordnung, — einer Unterordnung die schließlich vielfach nicht mehr den gemeinsamen Zielen, sondern blos den Sonderzwecken des führenden Staats diente.

Perikles scheint das Unheilvolle eines solchen Zustandes erkannt zu haben, wie schon jener Versuch der Begründung eines panhellenischen Bundes andeutet. Im Einklange damit sprach er, als die entscheidende Verhandlung wegen Zurückweisung der spartanischen Forderungen stattfand, seine Hoffnung auf Erfolg aus, „wenn Ihr (Athener) nur nicht nach Vermehrung eurer Herrschaft streben und nicht neue selbstauferlegte Gefahren übernehmen wollt“. — Aber das ganze Verhältniß ließ sich nun nicht mit einem Male umgestalten, und zu bald ergaben sich die unheilvollen Wirkungen der Einrichtung für Führer wie für Geführte, — dann auch für Sieger wie für Besiegte.

Der Vorwurf, den entscheidenden Kampf veranlaßt zu haben, trifft nicht die Athener (Grote namentlich hat dies nachgewiesen), sondern die Spartaner; diese suchten den Krieg. Allerdings lag der tiefere Grund in der bereits gerügten Unnatürlichkeit der Verhältnisse.

So begann denn im Jahre 431 jener furchtbare „Peloponnesische Krieg“. Noch waren nicht einmal 50 Jahre seit den rettenden Tagen von Salamis und Platää verflossen, und dieser kurze Zeitraum eines einzigen Menschenalters umschloß beinahe die ganze wundervolle höhere Culturentwicklung der Hellenen. Der jetzige Kampf, der mit kurzer Unterbrechung 27 Jahre dauerte, bis zum Jahre 404, endete damit, Griechenland zu Grunde zu richten; denn nie mehr gelangte es auch nur annähernd zur früheren Blüthe.

Auf der Seite Sparta's stand der Peloponnes, mit Ausnahme von Argos und den meisten Städten Achaja's, die sich anfangs am Kampfe nicht betheiligten; sodann hatten sich angeschlossen: Megara, Theben und überhaupt die Mehrzahl der Böotier und ebenso die meisten Lokrer, im Wesentlichen alle unter aristokratischer oder oligarchischer Herrschaft stehenden Gebiete; sodann trugen die Spartaner kein Bedenken, selbst die Barbaren, die Perser, zur Einmischung zu veranlassen. — Athen hinwieder verfügte nicht nur über die Kräfte der unterworfenen Inseln und Küstenplätze im Osten und Norden des Aegäischen Meeres, sondern mit ihm kämpften namentlich auch das wichtige Korkyra (Corcyra), einige Thessalische Städte und die Mehrzahl der Akarnanier, — im Allgemeinen die

demokratisch regierten Gemeinwesen. Ganz Griechenland bot alle Kräfte auf, um sich selbst zu verderben.

Es kann die Aufgabe eines Werkes über Culturgeschichte nicht sein, die verschiedenen Schwankungen und Wechselfälle eines solchen Krieges im Einzelnen zu schildern. Gräuel häuften sich auf Gräuel, und zwar beiderseits. Erst suchte man durch Furcht und Schrecken den Widerstand der Feinde zu brechen, dann dienten Grausamkeiten als Repressalien. Wenn aber, ganz entsprechend der herkömmlichen Geschichtsentstellung, selbst ein Schlosser vor allem die „demokratischen Gräuel" der Athener hervorhebt, so muß erinnert werden, daß die furchtbarste Art der Kriegführung gerade von der antidemokratischen, der oligarchischen Partei am meisten geübt ward, wie denn die ganze Geschichte kein zweites Beispiel aufführt ähnlich der Helotenermordung in Sparta aus bloßer Furcht vor der möglichen Empörung dieser Unglücklichen, — ein Ereigniß dessen wir später noch gedenken werden.

Nach den furchtbarsten Niederlagen hatte sich Athen in der erstaunenswürdigsten Weise wiederholt aufgerafft. Die verderblichsten Schläge waren ihm durch seinen treulosen Sohn Alcibiades (Alkibiades) zugefügt worden. Die Barbaren, die Perser hatten richtig erkannt, daß dieses demokratische Gemeinwesen auch jetzt noch wie vordem sein gefährlichster Gegner sei, weßwegen sie die Spartaner mit ihren ungeheuren Mitteln unterstützten. Der Kampf ward von Athen fortgesetzt, bis endlich nach der Seeschlacht bei Aegospotamos (Ziegenfluß) dessen Kräfte völlig aufgerieben oder mindestens ganz erschöpft waren, und die von der schrecklichsten Hungersnoth heimgesuchte Stadt sich den durch die Spartaner dictirten Bedingungen unterwerfen mußte, nämlich ihre Vertheidigungswerke zu schleifen, auf jede auswärtige Besitzung zu verzichten, die Kriegsschiffe auszuliefern, die Verbannten (meist Oligarchen) zurückzurufen, und die Hegemonie Sparta's anzuerkennen. —

Die Frage der Herrschaft war entschieden. Griechenland aber bot einen jammervollen Anblick dar. Wenige Gebiete waren nicht während dieses 27jährigen Krieges verwüstet und verheert worden. Fast eben so trostlos hatten sich die politischen Verhältnisse gestaltet. Der Sturz Athens hatte die Uebel über welche man geklagt, nicht beseitigt, denn ein System der Gleichberechtigung aller Staaten ward keineswegs hergestellt, sondern es verdrängte nur die rohere Hegemonie Sparta's jene mildere Athens wo diese gewaltet hatte.

Die Spartaner suchten den Sieg, den sie doch nur unter wesentlicher Mitwirkung ihrer Verbündeten errungen, sofort zu ihrem alleinigen Vortheil auszunützen. Freilich ist dies ein natürliches Ergebniß solcher permanenten Führerschaft des Einen, solcher ständigen Unterordnung des Andern. An der großen Kriegsbeute erlangten diese keinen Antheil, nicht einmal die noch einen höhern Grad von Selbständigkeit behauptenden Verbündeten Theben und Korinth. Eine

Einwirkung auf die neue politische Gestaltung, namentlich in den unterworfenen Städten und Inseln ward ihnen eben so wenig zugestanden. Der siegreiche spartanische Feldherr Lysander verfügte nach seinem Alleinwillen, im Interesse seines Staates, noch mehr in dem seiner Person. Feind demokratischer Einrichtungen, bildete er in den eroberten Städten des Festlandes von Hellas, sodann auf den Inseln und in Kleinasien, Oligarchien, indem er wenige ihm unbedingt gefügige Männer (in Athen 30, sonst überall 10) an die Spitze stellte. Es waren meistens eben so grausame und verfolgungssüchtige als habgierige und räuberische Individuen. Der Krieg hatte aufgehört, aber Rachsucht, Haß und die niedrigsten Leidenschaften anderer Art setzten das Werk des Verderbens noch weiter fort. Um zur Erhebung gegen Athen aufzustacheln hatte man die Freiheit verheißen; statt ihrer waltete die Tyrannei. Die besiegten Gemeinwesen waren somit verknechtet, aber auch die während des Kriegs mit Sparta Verbündeten sahen sich mißachtet und mißbraucht, — ausgebeutet für die Sonderzwecke des Hegemoniestaats.

Glücklicher Weise konnte der nach Freiheit dürstende Geist der Hellenen einen solchen Zustand auf die Dauer nicht ertragen. Der tiefe Haß, den namentlich Theben, Korinth und Megara gegen Athen gehegt, wich andern Gefühlen: einer Erbitterung gegen Sparta, Mitleid mit dem von seiner wundervollen Höhe herabgestürzten und schmachvoll mißhandelten Athen. Dem lacedämonischen Verbote, atheniensische Flüchtlinge auf dem eigenen Gebiete zu dulden, ward namentlich in den eben genannten Städten keine Folge geleistet. Schon acht Monate nach dem Falle Athens konnte der edle Thrasybulus gerade von Theben aus jenen Einfall in Attika unternehmen, welcher mit dem Sturze der dreißig Tyrannen und einer Wiederherstellung der alten freien Einrichtungen endigte. Die Spartaner ließen es schließlich geschehen, theils in Hinblick auf die Stimmung von ganz Hellas, theils aus Mißtrauen gegen die ihnen selbst gefährliche Uebermacht ihres herrschsüchtigen Feldherrn.

Zehn Jahre nach Beendigung des peloponnesischen Krieges (im Jahre 394) ward die spartanische Hegemonie durch die Seeschlacht bei Knidos wenigstens auf dem Meere gebrochen, während sie zu Lande noch 23 Jahre länger, bis zur Schlacht von Leuktra (Jahr 371) fortdauerte. Die Niederlage zur See ward ihnen durch den Athenienser Konon beigebracht, der sich nach jener den großen Krieg entscheidenden Schlacht von Aegospotamos mit einer kleinen Schiffsabtheilung zu den Persern nach Cypern geflüchtet hatte, und nun die Lacedämonier mit den Fahrzeugen der Perser bekämpfte.

Die Spartaner, weit entfernt nunmehr ein billigeres Verfahren gegen die übrigen hellenischen Staaten eintreten zu lassen, zogen es vor, im Jahre 388 durch ihren Bevollmächtigten Antalkidas einen schmachvollen Frieden mit den Persern abzuschließen, durch den sie, was bisher zu keiner Zeit geschehen war,

die kleinasiatischen Städte und die Inseln Klazomenä und Cypern den Barbaren förmlich überließen. Nicht minder als mit den Persern, traten sie mit Dionys, dem Tyrannen von Syrakus in Bund, durch beides beurkundend, daß es ihnen um Erhaltung einer Gewaltherrschaft, nicht um Erfüllung eines panhellenischen Berufes zu thun sei.

Die Griechen, von den unheilvollen Ergebnissen des Hegemonieverhältnisses durch die Erfahrung bitter belehrt, kamen nun dazu, eine Föderation auf Grundlage gleichen Rechtes für alle Betheiligten zu erstreben. Doch um so entschiedener traten die Hegemonen jedem dahin zielenden Versuch entgegen, so bei den Arkadiern, wo sie die Stadt Mantinea zerstörten, bei den thracisch-macedonischen Griechen, deren Bundesstadt Olynth sie eroberten, und bei den Böotiern, wo sie das ihnen so lange verbündete Theben hinterlistig überfielen. In Sparta konnten die Unterdrückten kein Recht finden. Ein sklavisches Beugen unter das Machtgebot widerstrebte aber dem Wesen der Hellenen. Darum ruhete der innere Kampf in Griechenland auch jetzt nicht. Den Athenern war es gelungen, die „langen Mauern" (nach ihren drei Seehäfen) wieder herzustellen. Sie unternahmen nun die Bildung eines neuen Bundes, bei dem sie, auf die früheren Vorrechte unbedingt verzichtend, gleiches Recht für Alle als Grundlage erklärten; jeder Tribut und jede Unterwerfung sollte verbannt sein; zu größerer Bürgschaft ward allen Athenern verboten, Grundbesitz in den Gebieten der Bundesgenossen zu erwerben.

Doch die spartanische Hegemonie erlitt von anderer Seite her die gewaltigste Erschütterung. Die Thebaner schüttelten das Joch ab, das ihnen durch jenen Ueberfall von den Spartanern und den durch diese zur Herrschaft gebrachten Oligarchen auferlegt worden war. Es bedurfte ungeheuerer Anstrengungen und ungewöhnlichen Talentes um die organisirte Gewalt der Hegemonen und die Macht der Gewohnheit bei den übrigen Hellenen zu brechen. Theben aber erfreute sich damals des Glückes, zwei wahrhaft ausgezeichnete Männer zu besitzen: Pelopidas und ganz besonders Epaminondas (Epameinondas); und es ergab sich dabei die seltene Erscheinung, daß beide nicht rivalisirend sich bekämpften, sondern in bewunderungswürdiger Eintracht sich gegenseitig unterstützten und ergänzten. So nur ward es möglich daß die gesammten innern politischen Verhältnisse Griechenlands durch einen bis dahin in der Geistesbildung zurückgebliebenen und überhaupt wenig geachteten Staat vollständig umgestaltet werden konnten.

Zum Erstaunen von ganz Griechenland brach Epaminondas in der Schlacht bei Leuktra (Jahr 371) die Macht der Spartaner. Er zog in den Peloponnes und drang bis zur Stadt Sparta selbst vor; vereinigte die Arkadier zu einem gemeinsamen Bunde, und stellte, dreihundertjährige Unterdrückung aufhebend, Messene als selbständigen Staat wieder her, indem er den dortigen Periöken und

Heloten das ihren Voreltern entrissene Land zurückgab und sie zu freien Besitzern ihres Bodens machte, womit Sparta den fruchtbarsten Theil seines Gebietes verlor und zudem vor der Unzufriedenheit des Restes seiner Heloten nun desto mehr zu zittern hatte.

Der ungeahnte wundervolle Aufschwung Thebens erweckte die Eifersucht vieler andern hellenischen Stämme. Athen insbesondere, erkennend daß die sonst so gefährliche Uebermacht Sparta's gebrochen sei, und von Neid erfüllt gegen den böotischen Vorort, schloß sich mehr und mehr an die Lacedämonier an; im Norden Griechenlands, in Thessalien, hatte der Tyrann von Pherä eine Macht begründet ähnlich der später so unheilvoll gewordenen macedonischen; und nach alter Weise wendete man sich auch wieder an den Perserkönig, seinen Beistand anrufend.

Doch der ebenso staatsmännisch gewandte wie tapfere Pelopidas, dem Barbarenkönig imponirend und ihn gewinnend, erlangte von diesem eine den Thebanern günstige Entschließung. Ebenso brach der nämliche Staatsmann und Feldherr in blutigem Kampfe die drohende Macht des Tyrannen von Pherä, — ein Erfolg, den er um den Preis seines Lebens erkämpfte (Jahr 364). Epaminondas seinerseits begann auch eine thebanische Seemacht zu schaffen, und zuletzt (Jahr 362) zog er neuerdings in den Peloponnes, drang wieder bis Sparta selbst vor und errang einen neuen großen Sieg bei Mantinea, fiel aber selbst in dieser Schlacht.

Der letzte Erfolg würde ohne den ihn begleitenden Verlust wol glücklich entscheidend geworden sein für die ganze Zukunft von Griechenland. Aber Theben war an großen Männern erschöpft, nachdem ihm auch jener durch Bildung und Thatkraft, Einfachheit und Uneigennützigkeit, dann durch Freisein von den gerade im Felde bei den Hellenen so oft unheilvollen religiösen Vorurtheilen in seltener Weise hervorragende Führer entrissen war. Niemand verstand es nun, den Sieg zu benützen und in Hellas ein staatliches System herzustellen welches Rettung gewähren konnte. Statt einer freien Föderation erstand wieder eine Herrschaft Athens zur See, indeß Sparta zu Lande wenigstens im Peloponnes ein Uebergewicht behauptete.

Den Athenern fehlte es zwar nicht gerade an fähigen Männern; dieselben ermangelten aber der sittlichen Größe eines Aristides, Perikles u. s. w. (Chabrias, Timoleon, Iphikrates). Die Bedrückungen der verbündeten und unterworfenen Gebiete durch die Athener führten zum „Bundesgenossenkriege", der mit der Unabhängigkeit einer Reihe griechischer Colonien im Osten des Aegäischen Meeres endigte (Jahr 355).

Während auf diese Weise die griechischen Staaten fort und fort gegenseitig ihre Kräfte aufrieben und eine Föderation auf gerechter und billiger Grundlage für Alle nicht zu Stande kam, überhaupt höchstens vorübergehend einmal erstrebt

wurde, erhob sich im Norden von Griechenland, in Macedonien ein Militärstaat in gefährlicher und bald für Hellas verderblicher Weise.

König Philipp II. stand in dieser Zeit an der Spitze desselben. Er war in Theben zur Zeit der dortigen großen Männer mit griechischem Wissen bekannt geworden und er benützte dasselbe mit einer Energie, die nur durch seine Schlauheit und Gewissenlosigkeit übertroffen ward. Vor Allem erstrebte er eine Stellung die ihm das äußere Recht beständigen Einmengens in die Angelegenheiten Griechenlands verschaffte. Die Religion diente wieder als Mittel. Es ward ein neuer „Heiliger Krieg" (der dritte, später kam noch ein vierter) entzündet. Der Amphiktyonen-Bund, ursprünglich wesentlich eine kirchliche Vereinigung ohne alle politische Wichtigkeit, doch nebenbei gerichtet auf Erhaltung des Landfriedens unter seinen Genossen, gelangte nach blutigen Kämpfen dahin, die Phokier wegen Beraubung des Delphischen Tempels (eigentlich Hinwegnahme — Säcularisirung — der in demselben aufgehäuften ungeheuren Schätze), aus dem Bunde auszustoßen, und die hiedurch erledigte Stelle dem Macedonierkönige einzuräumen, der auch mit dem Vollzuge des weitern furchtbaren Urtheils einer Zerstörung aller phokäischen Städte beauftragt wurde. Später erging der Beschluß einer Ausstoßung Sparta's aus dem Bunde. — Der glühenden Beredsamkeit des Demosthenes gelang es endlich, den Athenern die Größe der ihnen wie ganz Hellas drohenden Gefahr klar zu machen. Im Bunde mit den Thebanern zogen sie gegen den Macedonier zu Felde. Allein sie hatten zu spät die Lage erkannt, und waren zu wenig vorbereitet, während Philipp sich seit Jahren zum Kampfe gerüstet hatte. Dabei war das einst so treffliche Volkswehrwesen bei den Griechen in Verfall gerathen. Die Bürger suchten sich überall dem persönlichen Kriegsdienst zu entziehen, — das Söldner-, das Lanzknechtthum jener Zeit war an seine Stelle getreten. Die Schlacht bei Chäronäa (Jahr 338 vor unserer Zeitrechnung) endete mit dem Siege des Eroberers. Die den Menschen so gewöhnliche Anbetung des Erfolgs auf der einen, Bestechungen auf der andern Seite, vollendeten den Triumph des Herrschers. Auf einer im folgenden Jahre (337) zu Korinth abgehaltenen Synode (Congreß) ward die Hegemonie des Macedoniers offen auch dem Namen und der Form nach festgestellt.

Philipp kannte den hellenischen Geist zur Genüge, um nicht unbedingte Unterwerfung unter seine Königsmacht, sondern nur die Führerschaft der Griechen zu fordern. Es genügte ihm dies zur Entwicklung seiner weit absehenden Pläne. Als König Philipp später in seiner Heimath ermordet wurde und sein Sohn Alexander ihm in der Herrschaft folgte, versuchte zwar Theben ein Abschütteln des Joches, unterlag aber, verlassen von den eingeschüchterten Athenern und Peloponnesiern (die Stadt ward vom Sieger dem Erdboden gleich gemacht). Jeder weitere Widerstand war nun zu Ende. Das vom Vater angebahnte

System ward vom Sohne weiter ausgebildet. Die einzelnen Freistaaten dauerten zwar dem Namen nach fort, die freie Selbstbestimmung aber mit ihren vielfach herrlichen Erfolgen hatte thatsächlich aufgehört. Jetzt hatte man eine unbestrittene Hegemonie.

Wir werden später die weitere Entwicklung der Ereignisse besprechen. Hier endet aber die ruhm- und glanzvolle Geschichte des alten Hellas. — Wir wenden uns daher nun zur Betrachtung einer Reihe einzelner Verhältnisse.

(Die allgemeine Entwicklung des Hellenenthums.) Auch dem in Jahren weit vorangeschrittenen Manne hebt sich mächtig die Brust bei der Erinnerung an die Zustände, an die Blüthe der Hellenen. Und wird auch der unbefangen prüfende Geschichtsforscher gar Manches in anderm Lichte erblicken als zur Zeit seiner Jugend und seiner damaligen Träume, so bleibt doch der Fortschritt, den die ganze Menschheit den Griechen verdankt, ein so gewaltiger, daß kein Denkender jene kaum zu bemessende Culturentwicklung ohne die entschiedenste Bewunderung besprechen kann.

Gewiß dürfen die sehr zahlreichen und zum Theil sehr starken Schattenpunkte nicht übersehen oder zu wenig beachtet werden. Immerhin aber tritt uns in den Hellenen ein ganz anderes Volk als alle bisher geschilderten entgegen, — ein Volk voll kühnen geistigen Forschens und Strebens, rührig und thatkräftig, das gesammte Leben und Sein durchaus anders erfassend als jene.

Doch diese Vorzüge konnten nicht genügen, die Griechen bis zu der glänzenden Höhe zu erheben, die sie zum Staunen der Nachwelt erreichten. Eine ganze Reihe weiterer theils natürlicher theils politischer Zustände und Verhältnisse mußte in glücklichem Verbande mitwirken. Dieses milde, doch nicht erschlaffende Klima, zur Thätigkeit anregend, ohne durch schwer zu befriedigende Bedürfnisse die ganze Anstrengung des von künstlichen Hülfsmitteln noch entblößten Menschen für die unmittelbare Existenz in Anspruch zu nehmen und ihn von der Beschäftigung mit dem Gemeinwesen abzuhalten. Dann dieses küsten- und hafenreiche, nach allen Richtungen vom Meer umfluthete Land, — was hätte Hellas werden können, wenn es statt dessen — die nämlichen Menschen, denselben Boden, das gleiche Klima vorausgesetzt — ein von der völkerverbindenden See weit entlegenes Binnenland gewesen wäre?

Und wie gewaltig wirkte der glückliche Gang der Ereignisse. Wäre Griechenland den Angriffen der Perser unterlegen, so würde eine, alle geistige Kraft niederdrückende Satrapenregierung sein Loos gewesen sein. Ohne den Freiheitskampf hinwieder hätte die Schwungfeder gefehlt zu der gewaltigen Erhebung.

Ein großes Glück war sodann das Zusammentreffen örtlicher Boden- mit politischen Verhältnissen, wodurch das Emporkommen eines Centralkönigthums, mit nothwendig uniformirenden, mehr oder minder despotischen Einrichtungen verhindert, und — statt einer, jeden Stamm unter ihre Dictate beugenden Herr-

schaft, — ein freies Föderativverhältniß begründet wurde, mit den Bedingungen eines auf allen Punkten selbständig und individuell sich entwickelnden Gemeinwesens.

Die Wechselwirkungen dieser und zahlloser ähnlicher Verhältnisse waren zu mannichfach und viel zu verschlungen, als daß wir, jenen Zeiten so ferne stehend, sie in allen Einzelheiten nachzuweisen im Stande wären. Doch die uns vorliegenden Gesammtergebnisse sprechen für sich selbst, klar und bestimmt.

(Die frühesten Socialzustände.) Die Griechen kamen, wie namentlich aus Thukydides' Schilderung sich ergibt, und in unserm historischen Ueberblicke bereits angedeutet wurde, offenbar in einem sehr rohen Zustande in das Land, und hier verdrängten sie sich um die Wette. Sicherheit des Besitzes gab es nicht. Je fruchtbarer eine Gegend war, desto öfter erfolgten Einfälle wilder Horden, deren eine die andere so viel möglich vertilgte. Das Land gelangte nicht zu einem blühenden Ansehen. Man pflanzte nur was sich schnell ernten ließ; kein Handel, kein Verkehr, überall das Recht des Stärkern, Land und Meer angefüllt mit Räubern und Mördern, ja aus Furcht vor Seeräuberei wagte man nicht einmal die Städte in der so viele Vortheile gewährenden Nähe des Meeres anzulegen! Kam eine neue Horde in eine Gegend, so vertilgte sie, wie ja auch die vorige gethan hatte, die vorhandenen Männer und bemächtigte sich ihres Eigenthums. So wissen wir namentlich, daß die nach Milet gelangten Ionier damit begannen, die früher dort angesiedelten Kretenser und Karier niederzumetzeln, worauf sie sich mit den Weibern und dem Hausgesinde (den Sklaven) der Abgeschlachteten einen neuen Staat einrichteten. In ähnlicher, wenn auch nicht immer in gleich barbarischer Weise, verfuhr man vermuthlich allenthalben. Insbesondere läßt sich nachweisen, daß der dorische Stamm überall, wo er nicht auf Küsten und kleinen Inseln zum Handel veranlaßt und durch diesen in seinen Sitten gemildert ward, sein eigenes Leben mindestens auf Unterdrückung der alten Einwohner gründete.

Die Seefahrt, zu der das vieldurchbuchtete Land und die Nähe anderer Küsten einlud, führte zum Verkehr mit benachbarten Stämmen und brachte die Hellenen mit fremden Völkern in Berührung. Besaßen doch namentlich die Phönizier verschiedene Niederlassungen auf griechischen Inseln und Küsten. Sie wurden zwar alsbald verdrängt, aber dies hinderte nicht daß die Griechen gar manche der phönizischen Culturerrungenschaften sich aneigneten. Eine Vergleichung des Alphabets dieser Semiten mit dem der Hellenen zeigt augenscheinlich, daß das letzte eine Nachbildung des ersten ist, wie dies denn auch Herodot ausdrücklich bestätigt.

Ein materielles Band, welches alle Hellenen als Gesammtnation umschlossen hätte, war nicht vorhanden. Und doch bildete sich ein geistiges Band. Es war die Gemeinsamkeit der Nationalität, der Sprache, der religiösen Anschauungs-

weise, der Mythen, Opfer und Feste, wie der gymnastischen Uebungen, und in Verbindung damit wenigstens eine gewisse Uebereinstimmung der Sitten und des Charakters. Später reihten sich die Kunstschöpfungen an, welche den gemeinsamen Stolz aller Stämme bildeten, wenn schon keineswegs alle im nämlichen Maße zu deren Entwicklung beitrugen. Ueberhaupt herrschte in diesen Beziehungen keine Gleichheit, keine Uniformität, vielmehr trat in starken Zügen das Gegentheil hervor, wenn man z. B. den feingebildeten Athener, den rauhen Spartaner und den geradezu rohen Bewohner Kynätha's in Arkadien verglich. Beinahe mehr in negativen als in positiven Erscheinungen zeigte sich die Zusammengehörigkeit der Hellenen. Nirgends in Griechenland waren (wie der Engländer Grote bemerkt) Menschenopfer üblich; ebensowenig Verstümmelungen der Menschen (Abschneiden der Nase, Ohren, Hände und Füße); nirgends Entmannungen, oder die Unsitte eines Verkaufens der Kinder in die Sklaverei; auch nicht Polygamie, noch das Gefühl unbeschränkten Gehorsams gegen irgend einen Menschen; — Vorkommnisse denen wir bei den gleichzeitigen Persern, Aegyptern, Karthagern und Thraciern fast überall begegnen. — Mächtig wirkte sodann die gleiche politische Strömung welche zu wiederholten Malen über alle Gebiete von Griechenland hinzog, — nicht nur was die äußeren Verhältnisse betrifft, — war doch namentlich die Gefahr der Perserherrschaft die nämliche für alle Hellenen, — sondern fast ebenso in der inneren politischen Entwicklung: erst beschränktes Königthum allenthalben, dann Kampf und Sieg der Aristokratie, schließlich mehr oder minder vollständige Durchführung des Princips der Demokratie.

Daran reihete sich, während (mit Ausnahme des alsbald den Persern unterlegenen Phöniziens) überall umher eine centralisirende despotische Herrschaft waltete, das Aufblühen in selbständigen freien Gemeinwesen. Diese Autonomie zahlloser kleiner Republiken ward sogar die Grundlage der ganzen hellenischen Entwicklung. Gewiß hatte die Zersplitterung ihre Nachtheile und Gefahren; ganz besonders wird man gelegentlich der Perserkriege daran erinnert. Aber die Vorzüge erwiesen sich weit überwiegend, und gerade in jenen Kämpfen wäre Hellas, als immerhin k l e i n e r Einheitsstaat gegen den unendlich größeren persischen, — wäre eine vergleichsweise winzige Militärherrschaft gegen eine solche von gewaltiger Ausdehnung desto gewisser unterlegen. Unter solchen Verhältnissen konnten nur Kräfte anderer Art als die dem Herrscherthume zu Gebot stehenden, Rettung verschaffen. Ein Staatsleben, das blos eine Landschaft oder Stadt umfaßt, und das überall auf die eigene Kraft sich hingewiesen sieht, nirgends von oben herab Hülfe erwartet, muß die Befähigung, die Thätigkeit und das Genie eines jeden seiner Angehörigen in hohem Maße anregen, während eine weithin gebietende Gewalt viel mehr die geistigen Keime ertödtet als zur glücklichen Entfaltung reift. Dies entschied hier. Doch man blicke überhaupt von

Griechenland auf Aegypten und Persien und vergleiche die Resultate da und dort. — Es ergab sich in Griechenland aufs Unwiderlegbarste, daß Mannichfaltigkeit und Freiheit in politischen Verhältnissen wie in der Kunst die Mutter der Cultur ist, während die Einförmigkeit und Beherrschung sich als die Mutter der Beschränktheit erweist. Ragten auch bei den Hellenen einzelne Städte weit über die andern empor, so war doch nie eine derselben allein bestimmend und allgebietend. „Der Glanz von Athen vermochte so wenig Korinth und Sparta, als Milet und Syrakus zu verdunkeln. Jede Stadt hatte ihr Leben, hatte ihre Art zu sein und zu handeln, und gerade weil sich jede Etwas fühlte, so ward auch jede Etwas." (Heeren.)

So kam es daß die Griechen der verschiedenen Stämme sich als Angehörige der gleichen Nation fühlten und achteten. Der Name Hellenen ward für sie ein Gegenstand des Stolzes, das Synonym von Freiheit und harmonischer Entwicklung aller Fähigkeiten des Geistes und Körpers, — ein Adelstitel der sie auszeichnete vor den andern unter dem Gesammtnamen von Barbaren zusammengefaßten Völkern, wenngleich dieser letzte Ausdruck die volle Schärfe seiner jetzigen Bedeutung nicht besaß. Diese Einigung erfolgte ohne äußeren Zwang oder äußeres Band (selbst die oft erwähnten Amphyktionen bildeten nur ein sehr loses Band), und sie führte zu Ergebnissen, deren Erlangung — es kann nicht stark genug betont werden — eine Einheitsherrschaft geradezu unmöglich gemacht hätte. — Freiheit ist die unerläßliche Vorbedingung der Blüthe jeder Nation.

(Homers Gesänge.) Die Hellenen erfreuten sich, neben einer politischen Entwicklung auf Grundlage der Selbstbestimmung des Volkes, noch des weitern, bei Urvölkern einzigen Glückes, frei geblieben zu sein von einem besondern Priesterstande und einer positiven „Religionsoffenbarung" in dessen Sinn und Interesse. Es ist dies um so überraschender, als die Griechen der frühesten Zeit viel zu unwissend waren, um nicht im priesterlichen Sinne äußerst fromm zu werden, und um so wunderbarer, als ihr höchst empfängliches weiches und poetisches Gemüth jedem Mysticismus sich aufs Bereitwilligste öffnen zu müssen schien. Und doch war es gerade die poetische Anlage der Hellenen, wodurch vor allem dieses glückliche Wunder bewirkt ward.

Der Zug gegen Troja war an sich wol ein Ereigniß von höchst untergeordneter Bedeutung. Ohne Homers Gesänge würde die Nachwelt aller Wahrscheinlichkeit nach nicht das Geringste davon wissen. Doch dieser gemeinsame Kriegszug der Hellenen lieferte nicht nur den Stoff zu den edelsten und erhabensten Dichtungen welche die Welt kennt, sondern die unter Homers Namen verbreiteten wundervollen Schöpfungen sind auch — was für die Menschheitsgeschichte am wichtigsten — diejenigen Gesänge, welche den tiefsten und allgemeinsten Einfluß auf die Cultur eines ganzen Volkes, und seitdem noch auf die Gebildeten aller Völker erlangten. Von den frühesten Zeiten bis zum

Untergange der altgriechischen Nationalität lebte Homer im Munde aller Hellenen. Es fand sich gleichsam nirgends ein Grieche, der von dessen Gesängen nicht beseelt gewesen wäre, der nicht mit Begeisterung bei jeder Gelegenheit Stellen daraus recitirt hätte. Die Iliade und Odyssee waren in gewissem Sinne dem Hellenen das Nämliche, was dem Juden der Pentateuch und nachmals der Talmud, was dem Parsen der Zendavesta, dem Christen die Bibel, dem Mohammedaner der Koran; sie konnten aber der Nation nur darum so theuer werden, weil die Hellenen bei dem Entstehen dieser Epopöen weder Pentateuch und Talmud, noch Zendavesta, Bibel oder Koran besaßen. Die reine Poesie hatte sich so hoch empor geschwungen ehe das Priesterthum eine Lehre vom Wesen der Götter zu seinem ausschließlichen Eigenthum machen, in seinem Sinn ein Ritual feststellen konnte. „Der alte Hymnengesang, die priesterliche Poesie war bei den Hellenen durch den Heldengesang überflügelt worden; die profane Dichtung hatte über die heilige Dichtung gesiegt. Die Poesie war der Religion, die Dichtung war dem Priesterthum zuvor gekommen." (Max Duncker.) So kam es daß, wie bei uns die Jugend in der Bibel und dem Katechismus unterrichtet wird, der junge Grieche mit Homer vertraut gemacht wurde. Grundlagen dieses Cultus waren die reine Natur und eine Fülle edler, männlicher Kraft, verbunden und ausgeschmückt durch die bewundernswerthesten Gebilde der großartigsten, schönsten Poesie; — ein Cultus eigener Art, ohne starre Satzungen, ohne Vorschriften eines blinden Glaubens, ohne das Princip des passiven Leidens und Duldens; — frei, rein, heiter und kraftvoll, wie der Mensch in jener Heldenzeit unter dem schönen griechischen Himmel werden mußte, ist der Genius dieser wundervollen Gebilde.

Die aus der geringen Kenntniß der Natur und ihrer Verhältnisse entspringende menschliche Schwäche konnte freilich damit nicht aufgehoben werden; es blieben die unvermeidlichen Folgen der Unwissenheit: mannichfacher Aberglaube und zahllose Vorurtheile; aber sie äußerten sich weit mehr in kindlicher als in barbarischer Weise, mehr in wunderlichen zuweilen albernen, als in rohen und blutigen Sitten und Einrichtungen. — Es blieben, wie wir unten zeigen werden, der religiösen Vorurtheile und Hemmung des freien Geistes noch weit mehr als genug; aber dennoch ist die griechische Geschichte frei von jenen grauenhaften Verfolgungen in Masse wegen Glauben oder Unglauben, welche sogar noch Jahrtausende später die Culturgeschichte schändeten. —

(Entwicklung der Verfassungsverhältnisse.) Griechenland ist, wie bereits angedeutet, von der Natur so getheilt und getrennt, durch Meere und Buchten, durch Gebirge und Klüfte in seinen einzelnen Theilen so sehr geschieden, daß sich ein Einheitsstaat als Centralkönigthum glücklicher Weise nicht bilden konnte. Dagegen lag es ebenso in der Natur der Dinge daß bei den anfänglichen rohen und stets kriegerischen Zuständen in jedem Stamm oder jeder

Horde ein Einzelner als Anführer oder Häuptling sich aufwarf. Es war dies ein nothwendiges Ergebniß der Verhältnisse. Zur Heroenzeit, im trojanischen Kriege, finden wir die Königswürde erblich, aber der Sohn mußte vor Allem auch im Stande sein den Vater im Kriege zu ersetzen. Die Vorrechte eines solchen Fürsten waren nicht groß; er erscheint gleichsam nur als der Erste der Edlen. Er brachte den Göttern die Opfer für die Gesammtheit dar; aber dies war doch mehr eine Ehrenauszeichnung als eine Gewalt verleihende Institution. In den Feldzügen besaß er größere Befugnisse, wie sie der Krieg erfordert. Im Frieden berief er die Versammlung des Volkes und hatte dabei (stehend) den Vortrag zu erstatten; denn bei allen wichtigen Angelegenheiten mußte das Volk befragt werden. Außerdem saß der Fürst zu Gericht; doch nicht immer, denn die Rechtspflege war auch oft einer Versammlung von Aeltesten übertragen. Abgaben an den König kannte man nicht, blos freiwillige Geschenke; er hatte ein größeres Stück Landes im Genuß als die anderen Freien, und erhielt einen größeren Theil der Beute. Sonst lebte er vom Ertrag seiner eigenen Besitzungen und Heerden. So hing bei diesen Königen Alles von ihrer Persönlichkeit ab. Geltung und Macht hatten sie nur in dem Maße in welchem sie an Tapferkeit, Kraft, Einsicht und Erfahrung, nebenbei auch an Wohlstand über die Andern sich erhoben. — Das Volk bestand aus Edlen und Unedlen; aber selbst den Letzten stand, wenn sie zu den Freien gehörten, eine Mitwirkung bei der Entscheidung wichtiger öffentlicher Angelegenheiten zu.

Es erfolgte die hellenische Völkerwanderung. Die Achäer, einst der mächtigste Stamm der Griechen, wurden in eine unbedeutende Stellung herabgedrückt. Der bis dahin vorzugsweise durch sie beherrschte Peloponnes fiel, mit Ausnahme der Landschaften Achaja, Arkadien und Elis, vollständig in die Gewalt der Dorier, welche außerdem auch Doris und Megaris auf dem Festlande, verschiedene Inseln und endlich mehrere Landschaften in Kleinasien beherrschten. Ihr wichtigster Staat ward Sparta. — Vom Festlande wurden die Ionier, mit Ausnahme Attikas, vollständig verdrängt. Hier jedoch behaupteten sie sich nicht nur, sondern brachten ihr atheniensisches Gemeinwesen zur herrlichsten Blüthe. Außerdem war die Mehrzahl der Inseln und ein ansehnlicher Theil Kleinasiens (das vorzugsweise so benannte „Ionien") von ihnen bevölkert. In den Gebieten des Festlandes aus denen sie verdrängt wurden, setzten sich meistens die Aeolier fest, deren mächtigsten Zweig die Böotier, mit Thebä an der Spitze, bildeten. Verschieden von den vier Hauptstämmen hielten sich die Arkadier, welche ihr Land auch während jener Völkerwanderung mit Erfolg vertheidigten.

Nachdem einigermaßen feste Zustände sich gebildet hatten, begann die Cultur sich zu entwickeln. Die zahlreichen Colonien trugen nicht wenig dazu bei. Der, wenn auch beschränkte Absolutismus des Königthums entsprach nicht mehr den Bedürfnissen des Volkes. Und hier erprobte sich wieder die schöpferische Kraft

der Hellenen. Während die Asiaten sich darauf zu beschränken pflegten, einen schlechten König zu stranguliren und ihm einen Nachfolger zu geben, von dem sie vielleicht für seine Person eine mildere Herrschaft erwarten mochten, indeß die Grundlage der Einrichtung völlig unverändert blieb, schufen die Griechen eine neue Staatsform, indem sie zur Republik übergingen. Und diese Strömung ward eine so allgemeine und gewaltige, daß das Königthum überall, aus allen Gauen verdrängt ward, mit Ausnahme von Sparta, wo es aber ebenfalls nicht sowol dem Wesen als blos dem Namen nach fortdauerte, und ferner in den halb barbarischen Landschaften nordwärts des eigentlichen Griechenland. Zu Athen vollzog sich die Umwandlung allmählig, indem an die Stelle des Erbfürsten erst lebenslängliche Archonten aus der bisherigen Herrscherfamilie, dann zehnjährige nach freier Wahl und erst 70 Jahre später blos auf ein Jahr ernannte Archonten traten. (Ueber Sparta und Athen siehe Näheres unten.)

Die Herrschaft ging nun aber nicht kurzweg an das gesammte Volk über, sondern fiel in die Hände des Adels. Dieser Adel bestand wol aus den Angehörigen desjenigen Stammes, der erobernd eine Landschaft sich unterworfen, sich in den Besitz von Ländereien gesetzt und die alte Bevölkerung mehr oder minder verknechtet hatte. Die Angehörigen dieses Standes schlossen natürlich die Wohlhabendsten und Gebildetsten in sich; auch waren sie es die für das Gemeinwesen am bereitwilligsten Opfer brachten und dieselben am leichtesten bringen konnten. Indeß blieben die gewöhnlichen Fehler einer aristokratischen Herrschaft nicht lange aus, und sie wurden alsbald um so drückender empfunden, als außerhalb jener Aristokratie, namentlich vermittelst des Handels, ein an Wohlhabenheit und Bildung schnell steigender Mittelstand sich zu erheben begonnen hatte. Aehnlich wie zuvor den alten Königsgeschlechtern erging es jetzt den Adelsfamilien; neben ihnen erlangte ein neuer Stand Ansehen und Einfluß. Außer der adeligen Abstammung bedurfte es bald auch tüchtiger persönlicher Leistungen um Geltung zu gewinnen. „Was nützt es von edlem Geschlecht sein, wenn man nicht die Gabe der Rede und des weisen Rathes besitzt!" sagte bezeichnend Phokylides von Milet. Es entwickelte sich die von den Griechen so genannte Timokratie; ein Vermögenscensus ward wesentlich maßgebend. Der Adel theilte seine hervorragende Stellung mit allen andern größern Eigenthümern, und er behauptete selbst diesen bloßen Antheil nur noch soweit, als jeder Einzelne eines ansehnlichen Besitzthums sich erfreute, desselben also nicht durch üble Wirthschaft oder Unglück verlustig geworden war.

In diesen Zeiten und ehe die Timokratie noch eigentlich fest wurzelte, ward eine neue Strömung, die sich jedoch nicht behaupten konnte, bemerkbar: für Wiederherstellung des Königthums in modificirter Gestalt. Der Adel bedrückte vielfach das Volk und nicht selten fehlte es ihm an einer genügenden Anzahl fähiger Vertreter. Dies benützten einzelne thatkräftige und geistig hervorragende Männer,

gewöhnlich seiner eigenen Mitte entsprossen, um die Masse des Volkes für ihre Personen zu gewinnen, und sich auf diese Weise eine Herrschergewalt zu verschaffen. So Pisistratus zu Athen, Periander in Korinth, Klisthenes in Sikyon, Theagenes in Megara, Thrasybulos in Milet. Sie stützten sich nicht, wie die alten Könige auf den Adel, sondern schmeichelten im Gegentheil dem Volke, und da dieses ebenso wie sie selbst eine Beschränkung oder Aufhebung der Adelsvorrechte wünschte, so gelangten sie vielfach zum Ziele, um so mehr als sehr oft die Spartaner eine Wiederherstellung des Königthums unterstützten.

Das getäuschte Volk erkannte gewöhnlich zu spät, daß es, ohne dies zu ahnen, einer Tyrannis — der Gewalt eines einzelnen Menschen — verfallen war. Und wenn diese Gewalt auch wirklich, wie gar nicht zu bestreiten, häufig anregend und fördernd wirkte und die rasche Beseitigung vorhandener Vorurtheile und Hemmnisse herbeiführte, so ließ doch ein gleichsam instinktives Gefühl die Hellenen alsbald überall erkennen, daß nur unter der Aegide der Freiheit ihr Heil erblühe. Es erfolgten viele und schwere Kämpfe, als aufs Neue durch ganz Hellas ein Widerwille gegen die T y r a n n i s sich geltend machte. Ueberall empfand man hinterher jene von S o l o n in dieser Weise ausgedrückte Wahrheit: „Das Kommen der Tyrannis zu hindern wäre leicht gewesen, sie wieder abzuschütteln ist schwierig." Und es ließ sich der Vorwurf, den der genannte Gesetzgeber seinen Landsleuten machte, nicht zurückweisen: „Wenn Ihr durch euer eigenes Gemeinwesen Kummer erduldet habt, so rechnet dies nicht den Göttern an. Ihr selbst seid es, die Macht und Herrschaft in die Hände dieser Männer gelegt und euch somit elende Sklaverei selbst zugezogen habt." Der griechische Weise sprach damit eine Lehre aus, deren Wahrheit sich auch in der Folgezeit, bis auf unsere Tage herab, an gar vielen Völkern erprobte.

Doch wie schlau auch die Gewalthaber ihre Herrschaft begründeten, wie klug sie dieselbe zumal durch den Köder der einseitig vorangestellten materiellen Interessen zu befestigen suchten, — eine Dauer der Tyrannis war nicht mehr zu erlangen. Der Ursprung der Einrichtung nöthigte bald, — bald verleitete er zur Fortsetzung gewaltsamen Handelns. Durch ganz Hellas aber waltete ein nach Freiheit dürstender, die Unterwerfung unter einen Einzelnwillen unerträglich findender Geist. Herodot gab ohne Zweifel nur einer unter seinen Landsleuten vorherrschenden Ansicht Ausdruck wenn er die Herrschaft eines Unverantwortlichen mit den Worten schildert: „Er vernichtet die Gebräuche des Landes; er schändet die Frauen; er tödtet die Männer ohne Verhör!"

So herrschte alsbald aufs Neue beim gesammten Volke Abneigung und Haß gegen die Königswürde und selbst den bloßen Königstitel. Darum konnte sich die Tyrannis nirgends auf die Dauer behaupten. In Athen ward sie nach 34 (oder selbst wenn wir die Zeit der Unterbrechungen dazu rechnen nach 50), in Korinth nach 74 Jahren, anderwärts viel schneller gestürzt. In Sparta zwar, dem

rohesten der hellenischen Gemeinwesen, bestand das alte Königthum auch jetzt noch fort; aber auch hier weit mehr dem Namen als der That nach, denn in den innern Angelegenheiten erlangten die Ephoren vorwiegende Gewalt, und selbst im Felde hatten die lacedämonischen Könige wesentlich nach den aus der Heimath erhaltenen Weisungen zu handeln.

Es entwickelte sich dann zunächst die Timokratie, bis auch sie in gewissen Staaten, namentlich zu Athen, durch die Demokratie verdrängt ward. Doch selbst in jenen (besonders dorischen) Gemeinwesen die wir als Aristokratien ansehen, ergab sich insofern eine demokratische Grundlage, als die Volksversammlung allenthalben an der Gesetzgebung und der Staatsleitung Antheil hatte. In der Regel gab es keinen freien Bürger der blos beherrscht wurde, ohne bis zu einem gewissen Grade mitzuwirken zur Regierung.

Die Demokratie war es welche allen Kräften und Fähigkeiten des Volkes die freie Entwicklung ermöglichte und damit im Innern eine Blüthe, nach Außen aber eine Stärke hervorrief, welche mit hoher Bewunderung erfüllen müssen.

(Die Staatsverfassung der Spartaner.) Kreta bildete, so viel wir wissen, das erste geordnete Staatswesen der Griechen nach unsern Begriffen. Die größten, blühendsten und reichsten Städte aber waren in früher Zeit Korinth und Milet. Gleichwol sind es zwei andere Gemeinwesen welche am meisten bestimmend auf die Geschicke der Hellenen einwirkten, und denen wir daher eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen haben: Sparta und Athen.

Zur Zeit der großen Wanderung hatte ein dorischer Stamm sich in der Landschaft Lakonien niedergelassen und einen Staat gegründet der unter dem Namen Sparta oder Lacedämon einen weltgeschichtlichen Ruf erlangte. Die Bevölkerung schied sich schon in der frühesten Periode in drei völlig getrennte Stände: die dorischen Sieger, einen Adel bildend, in der (übrigens nicht ummauerten) Stadt Sparta wohnend und darnach benannt; die Periöken (d. h. Umwohner), ein Theil der alten achäischen Bevölkerung des platten Landes, dem die Eroberer, da die Unterwerfung ohne besondern Widerstand und durch Vertrag erfolgt zu sein scheint, gegen Verpflichtung zur Abgabe einer bedeutenden Grundrente den Besitz der Aecker belassen hatte, und endlich die Heloten, die nach hartnäckigem Kampfe zu Gefangenen gemacht und verknechtet, und in wiederholten Aufständen niedergeworfen worden waren; sie mußten den Spartanern das von diesen unmittelbar in Besitz genommene Feld bauen, von dessen Ertrag ihnen blos die Hälfte zu ihrem Unterhalt belassen worden zu sein scheint. Mitunter hatten sie auch ihren Herren als Hausssklaven zu dienen.

Die Macht der Spartaner nach Außen war indeß längere Zeit eine ziemlich beschränkte. Man hatte schon frühe zwei Königsfamilien neben einander; unter ihnen herrschte fortwährend Zwist und Streit; das Unbefriedigende der Zustände

begünstigte die in dieser Zeit allenthalben mehr hervortretenden Ansprüche des Adels; dem ganzen Gemeinwesen drohte Verfall.

Unter solchen Verhältnissen entstand die unter dem Namen Lykurgs bekannt gewordene neue Verfassung. Ueber die Person dieses Mannes ermangeln wir jeder beglaubigten Nachricht. Hellanikus, ein vor Herodots Zeit lebender Geschichtschreiber und ebenso Thukydides, erwähnen nicht einmal seines Namens. Aber nicht nur ist Alles, was von dem Leben Lykurgs erzählt wird, bloße Mythe, sondern die ganze Art wie er den Staat geordnet haben soll, beruht offenbar auf irriger Auffassung. In jener Zeit (etwa 800 Jahre vor unserer Zeitrechnung) bedurfte es zu Sparta keines besondern Verbotes gegen schriftliches Aufzeichnen der Gesetze, denn damals fing man dort kaum an zu schreiben. Gleich überflüssig waren andere angebliche Verbote, z. B. zum Häuserbau nur Säge und Axt als Werkzeuge zu verwenden; man ermangelte anderer Mittel. Wenn das Geld aus Eisen angefertigt wurde, so rührte dies sehr einfach daher, weil man eben Silber oder Gold nicht besaß. Aehnlich in sonstigen Beziehungen. Doch wie dem sei; es entstand das Staatswesen der Spartaner auf den uns bekannt gewordenen Grundlagen. Es blieben zwei gleichzeitige Könige und es soll eine Verständigung unter den sich befehdenden beiden Fürstenfamilien hergestellt worden sein. Aber auch die Ansprüche des Adels wurden befriedigt; die höchste Gewalt ruhte fortan in andern Händen als in jenen der Fürsten, und es sollte diesen auch nicht mehr freistehen die Männer auszuwählen mit denen sie Rath halten wollten, sondern der Adel hatte den Rath zu ernennen, über die wichtigsten Angelegenheiten aber unmittelbar zu entscheiden. — Die Gesammtzahl der Spartaner ward in drei Classen, jede derselben in zehn Oben (Geschlechtsverbände, — ὠβή, etwa gleichbedeutend mit dem lateinischen tribus) getheilt. Jede Obe bildete eine ständige Corporation, die ihren Vorstand durch Wahl oder nach dem Alter bestimmte; immerhin sollte er das 60. Altersjahr erreicht haben. Die Vorstände dieser 30 Oben vereinigten sich sodann als Gerusia, als Rath der Alten; die beiden Könige befanden sich als Vorstände ihrer Geschlechtsverbände darunter, und sie führten in der Versammlung den Vorsitz. Doch Könige und Gerusia sollten nicht beliebig gebieten. Alle wichtigen Staatsangelegenheiten, namentlich Fragen über Krieg und Frieden, mußten der, jeden Monat abzuhaltenden Versammlung sämmtlicher Spartaner vorgelegt werden. Das Wort durften nur die Könige und die Geronten ergreifen, die Entscheidung aber stand bei der Mehrheit der vollberechtigten Bürger.

Diese Einrichtung unterschied sich wenig von dem primitiven Zustande den Homers Gesänge schildern. Bei diesem Dichter schon finden wir Rathsversammlungen der Hervorragendsten aus allen Stämmen, der Fürsten oder Greise, und dabei gelegentliche Versammlungen einer zuhörenden Agora. Eigenthümlich ist die Erhaltung des Instituts zweier gleichzeitigen Könige, zudem aus verschiedenen

Familien. Vielleicht erblickte man darin eine besondere Bürgschaft gegen die Begründung tyrannischer Gewalt durch einen Einzelnen, wie denn auch erst nach fünf Jahrhunderten eine solche Usurpation versucht ward.

An der Grenze der ihnen selbstverständlich feindlichen Achäer als Eroberer niedergelassen, dabei im eigenen Lande weitaus in der Minderzahl gegen die unterdrückten Periöken und die noch viel furchtbarer mißhandelten Heloten, mußten sich die Spartaner natürlich jeden Augenblick zum Kampfe bereit halten. Wenn ihre ganze Ansiedelung im Grunde nicht anders denn als ein Lager erscheint, so war sie dies keineswegs erst durch die s. g. lykurgische Gesetzgebung, sondern einfach schon in Folge der Eroberung geworden. Die Naturwidrigkeit des primitiven Verhältnisses erzeugte weiter zahllose Monstrositäten. Jene vielgenannte Gesetzgebung sorgte nur für Aufrechthaltung und Fortdauer der Bedingungen des in solcher Weise gebildeten Staates. Daher war die ganze Erziehung und Lebensweise eine blos militärische, rauhe, Familienleben und geistige Bildung gleich sehr zurückdrängend. Die gemeinsamen Mahle (Syssitien) — nicht am häuslichen Heerd — waren Zeltgenossenschaften. Im Gegensatze zu den Römern, im Gegensatze zu der Natur der Verhältnisse, lebten die Spartaner unter weniger beengenden Vorschriften im Krieg und in der Fremde, als im Frieden und in der Heimath.

Die neue Regelung und strenge Durchführung der militärischen Einrichtungen ließ alsbald bedeutende äußere Erfolge erzielen. Die Achäer von Amyklä unterlagen, dann die Messenier. Trotz ihrer dorischen Stammverwandtschaft wurden die letzten an die Scholle gebunden, ihnen die Abgabe der Hälfte ihres jeweiligen Bodenertrags auferlegt, sie somit ebenfalls zu bloßen Heloten gemacht. Ihr Landbesitz diente zur Herstellung neuer Rittergüter für nachgeborene oder im Vermögen herabgekommene Spartaner.

Die äußeren Erfolge wurden von den Königen Theopomp und Polydor, die sie (in den Jahren 730—710 v. Chr.) errangen, als Mittel zur neuen Steigerung der königlichen Macht benützt. Es vermehrten sich die den Adelseinrichtungen drohenden Gefahren. Die Hafen- und Handelsstädte im Norden des Peloponnes, Korinth, Sikyon und Megara brachten Neuerungen auf die Halbinsel; in Lakonien selbst begannen die Periöken Gewerbe und Verkehr zu verbreiten, wozu ihnen die Lage der eroberten Insel Kythera einen Stapelplatz geschaffen hatte. Das Königthum konnte, bis auf einen gewissen Grad gemeinsame Sache mit den Unterdrückten machend, die ganze Adelsherrschaft stürzen und eine Tyrannis herstellen.

Doch dem wußte die Aristokratie zu begegnen, und gerade eine Einrichtung, welche die siegreichen Könige Theopomp und Polydor geschaffen, das Ephorat, ward als Mittel dazu benützt.

Zu den Aufgaben der Könige gehörte die Handhabung der Polizei und die Entscheidung in Civilrechtsstreiten. Während ihrer Abwesenheit in den Kriegen hatten nun jene Fürsten Stellvertreter für diese Angelegenheiten ernannt, fünf an der Zahl, mit dem Titel von Ephoren. Selbstverständlich waren sie nur die Werkzeuge ihrer fürstlichen Vollmachtgeber.

Die steigenden Gefahren der Aristokratie führten nothwendig zu Kämpfen mit dem Königthume. Ueber deren Einzelnheiten ermangeln wir der Kunde. Als Ergebniß des Streites aber finden wir, daß das Ephorat gänzlich umgewandelt, und zu einem vom Adel eingesetzten und mit der höchsten Gewalt bekleideten Wohlfahrtsausschuß ausgebildet wurde.

Zuerst gelang es der Aristokratie, den Königen die Befugniß zur Ernennung der Ephoren zu entziehen. Der gesammte Adel wählte diese fünf Männer unter den mindestens Dreißigjährigen aus seiner Mitte je blos auf ein Jahr. Um die Jahre 580—570 vor unserer Zeitrechnung erlangten die Ephoren, besonders durch Cheilons Bemühungen, thatsächlich die höchste Gewalt im Staate. Von jetzt an waren sie die Hauptleiter der öffentlichen Angelegenheiten. Sie bildeten das oberste beaufsichtigende Collegium, jede andere Autorität des Staates überwachend, sogar ohne bestimmbare Grenzen ihrer Gewalt. Nur von ihren Amtsnachfolgern konnten sie zur Rechenschaft gezogen werden. Machtlosen Königen und einem gleich machtlosen Senate von mehr als 60jährigen Greisen gegenüber, dabei die Polizei im Innern und die politischen Angelegenheiten nach Außen leitend, setzten sie Beamte ab, versammelten das Heer, ließen dasselbe durch zwei Bürger aus ihrer Mitte begleiten, und warfen selbst Regenten oder Könige in den Kerker.

Damit war Sparta in eine reine Aristokratie umgewandelt, das Königthum bestand blos noch zum Schein und dem Namen nach.

Um diese Gestaltung zu sichern genügte aber nicht die Errichtung einer Behörde oder die Herstellung einer einzelnen Institution. Es fanden noch anderweite Aenderungen in der Verfassung statt; so wurde namentlich die Gerontenwahl nicht ferner mehr von den einzelnen Geschlechtsverbänden, sondern von der Gesammtheit des Adels vollzogen. Als Hauptbürgschaft für die Dauer des in dieser Weise geordneten Staatswesens sollte dem Adel das Fernehalten und Verfolgen aller Neuerungen im socialen Leben dienen. Zunächst duldete man nicht ein Emporkommen von Industrie, Handel und Verkehr. Jene Beschränkungen, die man als Lykurgische Gesetzgebung bezeichnet, welche aber in Wirklichkeit blos aus der Rohheit der frühern Verhältnisse sich von selbst ergeben hatten (keine geschriebenen Gesetze, nur Axt und Säge beim Häuserbau, dann die Vorschriften über Erziehung u. s. w.), — jetzt wurden sie bestimmte Vorschrift, Mittel zu einem wol erkannten Zwecke. Vordem kannte man die Cultur nicht,

von nun an wollte man sie nicht aufkommen lassen, sondern drückte sie als staatsgefährlich mit Absicht und Bewußtsein nieder.

So erscheint denn als höchstes Ziel der spartanischen Staatseinrichtung nichts anders als das Forterhalten der Adelsherrschaft. Es gelang dies, doch um welchen Preis! Die Masse der Einwohner schmachtete in der empörendsten Knechtschaft. Die Priviligirten selbst aber standen unter einer barbarischen Ordnung, der geistigen wie der materiellen Annehmlichkeiten der Cultur entbehrend, ja sogar des Familienlebens beraubt. Und weit entfernt daß Sittenreine, Nüchternheit und Uneigennützigkeit allgemein geherrscht hätte, ist die Geschichte Spartas angefüllt von Zügen der Selbstsucht, des Ehrgeizes, der Ueppigkeit und Bestechlichkeit, überhaupt der maßlosesten Corruption gerade in den Kreisen in denen sie am verderblichsten wirken, bei den hervorragendsten, einflußreichsten und mächtigsten Männern des Staates. —

Die ausschließliche Herrschaft einer einzelnen Einwohnerkaste hatte indeß auch noch in anderer Weise eine beständige innere Schwäche des Staats zur Folge. Bei der geringen Anzahl von Bevorrechteten vermochte Sparta bedeutende Niederlagen nicht auszuhalten, am wenigsten in späterer Zeit, da — wie es unter solchen Zuständen nicht ausbleibt — die Bürgerzahl noch herabsank. Dies denn auch der wahre Grund, aus welchem die Spartaner oftmals im Kriege Schlachten zu vermeiden suchten. „Sparta", sagt Aristoteles (Pol. II, 6, 12), „wurde durch die Geringfügigkeit der Zahl seiner Bürger zu Grunde gerichtet." — Eine Unnatürlichkeit knüpfte sich an die andere.

(Die Staatsverfassung der Athener.) Ein ganz anderes Bild gewährt das Gemeinwesen der Athener. Der Mythe nach war Theseus der erste Ordner des Staats. Unter seinen Nachfolgern in der Königswürde werden u. a. Erechtheus und Kekrops genannt. Die Strömung der Zeit führte auch in Attika zu einer Erweiterung der Adelsmacht auf Kosten der monarchischen Einrichtung. Im Jahre 752 v. Chr., beiläufig ein halbes Jahrhundert nachdem die Herrschaft der Aristokratie durch die s. g. lykurgische Gesetzgebung in Sparta festgestellt worden, erfolgte zu Athen eine Thronentsetzung, Abschaffung des Erb- und Einführung eines Wahlkönigthums und zwar nicht auf Lebenszeit sondern nur auf 10 Jahre; der ganze Adel sollte das Wahlrecht ausüben, dabei jedoch auf die Angehörigen des bisher regierenden Hauses (von Melanthos) beschränkt sein. (Es war 7 Jahre früher als in Korinth das Königthum der Bakchiaden in eine einjährige Prytanie derselben umgewandelt wurde.) Wie in Sparta ward auch in Athen eine andere Organisation nach Stämmen zur Befestigung der neuen Ordnung eingeführt; da wie dort dehnte man die Macht der Aristokratie auch der Masse des Volkes gegenüber aus.

Doch der Kampf zwischen Königthum und Aristokratie war mit jener Veränderung nicht zur Entscheidung gebracht. Schon unter dem fünften der Zehn-

jährigen erfolgte eine neue Revolution, in deren Folge die passive Wählbarkeit nicht mehr auf die Angehörigen einer Familie beschränkt blieb, sondern auf alle Adeligen (die Eupatriden) ausgedehnt wurde.

Allein auch damit fanden sich die Gefahren der Tyrannis nicht vollständig beseitigt. So kam man im Jahre 682, also 70 Jahre nach Abschaffung des Erbkönigthums, zur völligen Beseitigung der Monarchie. Die höchste Gewalt ward nicht mehr in die Hände eines einzelnen Mannes gelegt, sondern getheilt unter 9 vom Adel je auf ein Jahr gewählte Archonten, deren Erster höhere Befugnisse als die andern besaß und den Titel eines „Archon-Königs" führte. Neben ihnen gab es einen Rath von 48 Prytanen. Die höchste Macht stand aber bei der Versammlung sämmtlicher volljähriger Adeligen.

Die Masse des Volkes war macht- und fast rechtlos, und sie empfand diese Benachtheiligung um so empfindlicher, als die Entwicklung des Handwerks, der Schifffahrt und des Handels das Selbstbewußtsein weckten, und auch auf die Bauern hinüber wirkte. Die Aristokratie mißbrauchte ihre Macht, um so mehr als es selbst an festen, geschriebenen Gesetzen fehlte. Das Mißbehagen steigerte sich und ward drohend. Der Adel wählte (620 v. Chr.) seinen Standesgenossen D r a k o n zum ersten Archonten, mit dem Auftrage, das alte Gewohnheitsrecht (die Thesmoi) schriftlich festzustellen.

Damit ward zwar einige Bürgschaft gegen vollständige Willkür gegeben, aber die erwartete Befriedigung trat nicht ein; die neuen Bedürfnisse der Zeit fanden keine Berücksichtigung. Gerade das alte Gewohnheitsrecht war barbarisch, und sollte nun, gleichsam „mit Blut geschrieben" auch noch verewigt werden. Insbesondere führten die Schuldgesetze zum wirthschaftlichen Ruine und zur persönlichen Leibeigenschaft der Menge. Dieser Druck vor Allem erzeugte eine Gährung, welche die furchtbarsten socialen Kämpfe und Gräuel aller Art in Aussicht stellte.

In dieser Zeit der Gefahr, im Jahre 594 vor unserer Zeitrechnung, ward S o l o n zum ersten Archonten gewählt, mit dem ausdrücklichen Auftrage, den Frieden herzustellen zwischen Adel und Volk. Natürlich gehörte Solon dem Adel an; auch er hatte einen Theil seines Vermögens ausgeliehen. Gleichwol setzte das Volk Vertrauen in ihn, denn er zeichnete sich durch Mäßigung und Billigkeit aus, ja die Menge verlangte sogar daß er die Herrschaft ergreife, was seinem edlen Sinne fremd war. Als Staatsmann erfreute er sich überdies des Verdienstes, den Athenern den Besitz der Insel Salamis wieder verschafft zu haben.

Die völlige Unhaltbarkeit der bestehenden Schuldverhältnisse erkennend, schreckte der neue Archon vor tiefeingreifenden, gleichsam revolutionären Heilmitteln nicht zurück. Er erklärte alle unter körperlicher Haftung aufgenommenen Schulden für aufgehoben, und die wegen solcher Schulden ihren Gläubigern als Sklaven Zugesprochenen für frei ohne jede Entschädigung; die außer Landes

gebrachten Unglücklichen gleicher Kategorie kaufte der Staat mit öffentlichen Geldern zurück. — Aber auch Denen, die zwar nicht ihren Leib wol aber ihr Grundeigenthum verpfändet hatten, mußte eine Erleichterung verschafft werden. Es geschah durch das (an sich keineswegs unbedenkliche) Mittel einer Verschlechterung des Münzfußes um etwa 27 Proc., somit dem thatsächlichen Erlassen von mehr als einem Viertheile des Capitals, und Herabsetzen des Zinsfußes. Es war die Seisachtheia, die „Aufhebung der Lasten". — Um die Wiederkehr solcher Zustände zu verhindern, erklärte Solon die Verpfändung einer Person für nichtig, bedrohte er den Verkauf eines Freien mit Todesstrafe und setzte, um den Uebergang der noch vorhandenen Bauerngüter an den Adel zu beschränken, ein Maximum des gestatteten Grundbesitzes fest. Eine Amnestie bildete den Schlußstein des neuen Gebäudes.

Doch diese Aenderungen in den socialen Verhältnissen genügten nicht, es bedurfte auch einer Neugestaltung der politischen Einrichtungen. Dieselbe erfolgte etwas später. Statt ausschließlich nach Geburtsunterschieden, theilte Solon die Bürger nach der Größe ihres Grundbesitzes, oder vielmehr der durchschnittlichen Quantität ihrer Getreide-, Wein- und Oelernte. Es bildete sich somit eine Timokratie aus, vorerst nicht sehr verschieden von der alten Aristokratie welche die großen Güter besaß, aber schon darum praktisch wichtig, weil die Lasten, insbesondere für den Kriegsdienst, sich darnach bemaßen, weil ferner die verarmten Adeligen in den Hintergrund gedrängt wurden, und weil endlich die Wahl der höchsten Beamten allen freien Bürgern zustand. Es gab vier Classen: 1) Grundbesitzer mit 500 Medimnen Getreide (oder einer entsprechenden Menge Wein oder Oel), daher die Pentakosiomedimnen (πεντακοσιομέδιμνοι) genannt); es war dies der reiche Grundadel, der von nun an allein die Kosten der Flotte bestreiten mußte; 2) die Ritter (Ἱππεῖς), bis zu 300 Medimnen herab; sie hatten zu Pferd zu dienen und außerdem einen Reitknecht mit in das Feld zu bringen; 3) die gewöhnlichen Bürger (Ζευγῖται), bis zu 200 Medimnen, im Heere die Schwerbewaffneten (Hopliten); 4) die von der Geldsteuer und vom Kriegsdienst Befreiten (Θῆτες), die Masse der Tagelöhner, aber auch die bloßen Handwerker, Kaufleute und alle Andern umfassend, welche nur bewegliches Vermögen besaßen.

Die Gesammtzahl der von einem attischen Vater abstammenden und mindestens 20 Jahre alten freien Bürger hatte inskünftige die Archonten zu wählen, aber nur aus den Angehörigen der ersten Classe. An die Stelle des adeligen Raths der 48 Prytanen trat ein großer Rath von 400 Mitgliedern, je zu einem Viertheile in den vier alten Stämmen der Bevölkerung gewählt; alle Angehörigen der drei ersten Vermögensclassen waren hiezu mit dem 30. Altersjahre wählbar. Zur Erlassung eines Gesetzes, sowie zur Entscheidung über Krieg und Frieden bedurfte es aber der Zustimmung der jedes Jahr mindestens viermal abzuhaltenden

Volksversammlung aller Freien (im oben bezeichneten Sinne). — Jeder Beamte mußte nach Ablauf seines Amtsjahres Rechenschaft ablegen und jeder Bürger konnte innerhalb des nächsten Monats nach diesem Ablauf der Amtsführung Klage gegen den Zurücktretenden erheben. Richter waren die Heliasten, — eine Art Geschworene, zu deren Bildung aus jedem der vier Stämme 1000, somit im Ganzen 4000 mindestens 30 Jahre alte Bürger als Mitglieder durch das Loos bestimmt wurden. Im Uebrigen war der Areopag der höchste Gerichtshof, entscheidend über Anklagen wegen Mord, zugleich wie es scheint eine Art Billigkeits- und Sittengericht, das eine Aufsicht über die Regierung und über die Bürger führte. Richter konnten hier nur solche Angehörige der ersten Bürgerclasse werden, welche bereits die höchste Würde des Staats, die eines Archonten, tadelfrei bekleidet hatten. Sie blieben nun auf Lebensdauer im neuen Amte. —

Auch für Erziehung des Volkes war Solon thätig, und insbesondere zeigte es sich in der Folge daß die von ihm ausgegangene Förderung der Gymnastik, in den Kriegen eines späteren Geschlechtes treffliche Früchte trug. — Der für jedes Staatswesen, insbesondere die Republik verderblichen Gleichgültigkeit der Bürger soll Solon dadurch entgegen getreten sein, daß er jeden Bürger verpflichtete, in politischen Streiten Partei zu ergreifen.

Auf diese Weise wurde durch Solon die Macht des Adels zum ersten Mal unter den Hellenen in demokratischem Sinne beschränkt. Die höchsten Aemter blieben zwar in den Händen des reichen Theiles der Aristokratie, die Masse des Volks erhielt aber wenigstens in so weit Einfluß auf die Wahl, als sie jeden ihr nicht genehmen Bewerber um eine Stelle verwerfen und dann jeden Beamten anklagen konnte. Es war eine Art Compromiß. Der Aristokratie blieben große Vorrechte, jedoch sollten Bürgschaften gegen Mißbrauch gegeben sein. Das Ganze erweist sich als ein System des Schwankens, das als erster Schritt zur Demokratie wichtig erscheint und in einer Uebergangszeit für sehr zweckmäßig angesehen werden mochte, auf die Dauer aber nach der einen oder andern Seite hinüber sinken mußte. Von weiterer praktischer Wichtigkeit war es, daß durch Solons ziemlich revolutionäre Socialgesetze ein freier Bürger- und Bauernstand geschaffen ward, und mit Recht erinnert ein neuerer Geschichtschreiber, daß ohne diesen Stand die Schlachten von Marathon und Salamis nicht geschlagen worden wären. Doch dürfen wir nicht vergessen daß das Bürger- und Bauernthum seine größere Entwicklung erst durch die späteren Einrichtungen erlangte.

Die Vollendung des Solonischen Werkes fällt übrigens in das Jahr 583 vor unserer Zeitrechnung.

Solon mußte es noch erleben daß Athen unter eine Tyrannis kam. Mit klarer Voraussicht und männlichem Muth kämpfte er dagegen; doch vergebens. Der Adel zeigte sich kraftlos, das Volk erschlafft und gleichgültig. Unmittelbar hatte die Masse an politischen Rechten und materiellen Vortheilen wenig zu ver-

lieren; ja das Gewaltherrscherthum gab sich das Ansehen, die Interessen der Menge gegen die Uebergriffe des Adels zu vertreten; — schon damals ein wirksames Mittel des Despotismus! So gelang es dem schlauen Pisistratus, sich der Herrschaft zu bemächtigen. Und obwol zweimal vertrieben, konnte er dieselbe doch zum dritten mal wieder herstellen und selbst auf seinen Sohn Hippias vererben. (Erste Tyrannis des Pisistratus in den Jahren 560—555, zweite 550—549, dritte von 538 bis zu seinem Tode 527; dann Herrschaft des Hippias bis zum Jahre 510 vor unserer Zeitrechnung.) Dem äußern Scheine nach ließ der Gewaltherrscher die Solonische Gesetzgebung fortbestehen; die republikanische Form unangetastet, aber das Wesen derselben war vernichtet.

Nach wiederholt mißlungenen Aufstandsversuchen (bei einem derselben verloren die gepriesenen Freiheitshelden Harmodius und Aristogiton das Leben, nachdem des Tyrannen Bruder Hipparch getödtet worden) glückte der Sturz des Alleinherrschers; es erfolgte die Vertreibung des Hippias. Der Adel, der diesen Erfolg allerdings vorzugsweise errungen, strebte nun nach Wiederherstellung der Aristokratenherrschaft in der früheren Weise. Doch manche seiner eigenen Angehörigen erkannten die Nothwendigkeit, dem zahlreicher und bedeutender gewordenen Bürgerthum mehr und höhere Rechte als vordem einzuräumen. Klisthenes (eigentlich Kleisthenes) stand an ihrer Spitze, und ihm verdankte man eine durchgreifende Reform der Solonischen Gesetzgebung in demokratischer Richtung. Eine neue Eintheilung des gesammten attischen Volkes bildete die Grundlage des neuen Baues. Die alte Scheidung nach vier Stämmen und nach zahllosen kleinen Gemeinden, in denen überall dem Adel die Vorherrschaft gesichert war, wurde aufgehoben; Klisthenes theilte die Bevölkerung möglichst nach gleicher Anzahl in 10 neue Stämme, deren jeder 10 Demen (Districtsgemeinden) enthielt. Schon dadurch daß das alte Stammverhältniß zerrissen und hinwieder größere Gemeindeverbände geschaffen wurden, in denen eine Anzahl Dörfer gemeinsam wählte, war das Verwalten des Localadels in den einzelnen kleinen Orten erschüttert. Aus gleichem Beweggrund vereinigte der Gesetzgeber weiter je zwei Demen zu einer Naukrarie (Marinebezirk). Ein neuerer Geschichtschreiber (Duncker) stellt die Neugestaltung nach ihren wesentlichen Bestimmungen kurz und bündig so zusammen: „Jeder der neuen Stämme wählt aus seiner Mitte für jedes Jahr 50 Mitglieder des Rathes. Jede dieser 10 Abtheilungen des Rathes führt die Prytanie, d. h. den Vorsitz desselben den zehnten Theil des Jahres hindurch; unter jeder Prytanie wird regelmäßig eine Versammlung des Volkes gehalten. Jeder Stamm läßt jährlich zur Heliäa d. h. zum Appell- und Prüfungshofe aus seiner Mitte 500 Bürger, welche das 30. Jahr überschritten haben, auslosen, und hat zum Gericht des Archon-König über unvorsetzlichen Todtschlag nach seinen 5 Naukrarien fünf Epheten zu wählen. Jede Naukrarie stellt und unterhält, rüstet und bemannt einen Dreiruder."

Durch diese neue Einrichtung gelangte eine größere Bürgerzahl zur Mitwirkung an den öffentlichen Angelegenheiten; die regelmäßigen Volksversammlungen wurden zudem von 4 auf 10 im Jahre vermehrt. Aber auch auf andere Weise ward der Bauern- und der Handwerkerstand gekräftigt. Ein als Vertheidigungskampf begonnener und dann glücklich weiter geführter Krieg hatte mit der Eroberung eines großen Weidebezirks auf Euböa, bisher im Besitze des chalkidischen Adels, geendet. Den Vorschlägen von Klisthenes entsprechend, wurden nun diese Ländereien in 4000 Bauernhöfe, jeder zu wenigstens 150 Medimnen Ertrag, zerlegt und an Bürger ohne Grundbesitz vergeben. Ebenso erfolgte die Aufnahme von Metöken (Beisassen) und Fremden, zunächst aus dem Handwerkerstande, in das Bürgerrecht.

An diese an sich schon so tief eingreifenden Aenderungen reiheten sich weitere, namentlich die einer Beschränkung der Archontenbefugnisse, indem der Rath der Fünfhundert inskünftige den Centralpunkt der Verwaltung bildete; und verschiedene Erleichterungen für Minderbemittelte zur wirklichen Erlangung von Aemtern.

Eine eigenthümliche, sonst nirgends als in den altgriechischen Demokratien vorkommende Institution, das Scherbengericht (der Ostrakismus) sollte als besondere Gewähr der Verfassung dienen. Ehrgeizige Männer von Macht und Einfluß können dem Gemeinwesen, vorzüglich in Republiken, gefährlich und verderblich werden; man kann in den einzelnen Fällen diese Gefahr erkennen und herannahen sehen ehe ein Gesetz übertreten ist, während ein Einschreiten nach erfolgtem Verbrechen gerade in den schlimmsten Fällen zur Sache der Unmöglichkeit wird; raubt doch eben die Verwirklichung eines Staatsstreichs dem Volke die Macht zur Bestrafung des Verbrechers. Eben so unheilvoll vermag die Rivalität mehrer Parteihäupter zu wirken. Es galt diesen Mißständen durch eine eigene Einrichtung vorzubeugen. Unter bestimmten Formen konnte die Frage an das gesammte attische Volk in feierlicher Versammlung gerichtet werden, ob die Lage des Staats die Verbannung eines einzelnen Bürgers erfordere. Zunächst wurde über diese Frage öffentlich verhandelt. Hatte sich die Mehrheit bejahend ausgesprochen, so erfolgte die Festsetzung eines Tages zur Abstimmung. Dieselbe fand in der Weise statt daß jeder Bürger den Namen desjenigen, den er verbannt sehen wollte, auf einen Scherben schrieb. Ergab sich eine Gesammtzahl von mindestens 6000 Stimmen gegen einen Bürger, so mußte er Attika binnen 10 Tagen verlassen und durfte 10 Jahre lang nicht mehr dahin zurück kehren. Doch damit war keine Schande und kein Vermögensverlust verbunden. Der Betroffene hatte der Sache des Gemeinwesens ein schweres Opfer zu bringen, doch seine Ehre und sein Eigenthum blieben unangetastet; ja es galt sogar als, freilich eigenthümliche Art der Auszeichnung, für einen so bedeutenden Mann erklärt zu werden, daß die Bürgerschaft eine Anwendung des Ostracismus für

nothwendig erkannte. — Der Ostracismus war (wie der Engländer Grote trefflich nachgewiesen hat), ein Product der Furcht und Unsicherheit auf Seite der Demokratie, und zwar eine wohlbegründete Furcht, „die nur deßhalb als unnöthig erscheint, weil die getroffenen Vorsichtsmaßregeln dem Angriff zuvor kamen". (Auch in Monarchien der Neuzeit verbannt man die Kronprätendenten und deren Familien, so in England die Stuarts, in Frankreich die Napoleoniden, die Bourbons, die Orleans.) Ein Mißbrauch fand in Athen weit weniger statt als man erwarten sollte; wir wissen blos von etwa zehn Fällen in denen der Ostracismus zur Anwendung gelangte, und mit einer oder zwei Ausnahmen hatte diese Anwendung ihre volle Berechtigung. Etwa 90 Jahre nach Klisthenes kam die letzte dieser Verbannungen vor. Die Demokratie war von da an in Athen so sehr erstarkt, daß sie des Mittels entbehren konnte und deßhalb nicht mehr zu demselben griff. — Auch in Argos, Syrakus und einigen andern griechischen Demokratien bestand ein dem Ostracismus ähnliches Verfahren.

Die Spartaner hatten zwar, veranlaßt durch die flüchtigen athenienfischen Adeligen und die durch dieselben herbeigeführten Orakelsprüche, zum Sturze des Tyrannen Hippias beigetragen. Als sie aber die Entwicklung der Demokratie und das ihrer Uebermacht Gefahr drohende Aufblühen Athens wahr nahmen, versuchten sie die Wiedereinsetzung des Tyrannen sogar mit bewaffneter Macht. „Sie bedachten," nach dem Ausdrucke Herodots, „daß wenn das athenienfische Volk frei bleibe, es ihnen an Macht gleich kommen, dagegen, wenn von Tyrannen beherrscht, dasselbe schwach und zum Gehorsam bereit sein werde." Die Spartaner aber hatten um diese Zeit beinah die Hälfte des Peloponnes unmittelbar ihrer Herrschaft unterworfen, und dem Reste der Halbinsel, sowie bedeutenden Theilen des Festlandes und den Inseln ihre Hegemonie auferlegt. Sie boten nun nicht nur die eigene Macht, sondern auch die Bundesgenossen auf; außer den Peloponnesiern erschienen in Waffen die Böotier und Chalkidäer zur Wiederherstellung der athenienfischen Tyrannis. Die Korinther jedoch, die kürzlich ihren eigenen Gewaltherrscher vertrieben, zogen aus dem Felde ohne Kampf in ihre Heimath zurück. Die Spartaner mußten ebenfalls unverrichteter Dinge den Rückweg antreten. Die Böotier und Chalkidäer aber erlitten große Niederlagen, denn die attischen Bürger und Bauern kämpften mit einem Muth und einer Ausdauer wie sie nur das Bewußtsein, für die unmittelbar eigene gerechte Sache zu ringen, verleiht. — Die Freiheit war gerettet und das Gemeinwesen erstarkte unter deren Aegide in wundervoller Weise. Herodot, nachdem er dieses Aufblühen geschildert, knüpft daran die Bemerkung: „So nahmen die Athener an Kraft zu. Und wir können nicht nur in diesem Falle, sondern überall einen Beleg dafür finden, etwas wie Werthvolles die Freiheit ist; denn die Athener waren, während sie unter einem Tyrannen standen, keinem ihrer Nachbarn im Kriege überlegen; sobald sie aber ihre Tyrannen los geworden, wurden sie bei weitem die Ersten von allen.



Dies zeigt, daß sie langsam und furchtsam waren, wie Männer die für einen Herrn arbeiten, während sie von Einem niedergehalten wurden; doch als sie die Freiheit erlangt hatten, strengte sich Jeder so viel möglich zu seinem eignen Besten an . . ." Weiter erinnert der alte Geschichtschreiber: „daß die Athener sich Sparta gewachsen fühlten als sie frei waren; während sie aber von einem Manne sich niedergehalten sahen, waren sie schwach und zur Unterwürfigkeit geneigt." (Her. V, 78—91.)

Es dürfte hier der Ort sein, noch auf ein besonderes Verhältniß hinzuweisen. Wir reden jetzt nicht näher über die Förderung von Kunst und Wissenschaft wesentlich durch die demokratischen Einrichtungen. Aber diese Institutionen waren es auch zugleich, durch welche Athen und die ihm nachahmenden andern Gemeinwesen sich in Anerkennung einer würdigen Stellung des einzelnen Bürgers vor allen andern Staaten auszeichneten. In den Staaten des Alterthums war im Allgemeinen der einzelne Mensch nur des Gemeinwesens wegen vorhanden. Das natürliche Recht des Individuums ward aufgeopfert einem wirklichen oder auch blos vermeintlichen Vortheil der Gesammtheit gegenüber. In Sparta fand sich diese Theorie bis zu einem beinahe unbegreiflichen Grade entwickelt. Aber selbst die Philosophen, ein Plato und Aristoteles geben ihren idealen Gesellschaften eine ähnliche Grundlage. Zu Athen dagegen und in den diesem nachahmenden demokratischen Gemeinwesen konnte eine freie Thätigkeit des Individuums sich entwickeln. Denken und Handeln des Einzelnen unterlagen hier nicht jener alles regelnden Bevormundung; der Einzelne mochte über seine Sonderverhältnisse innerhalb ziemlich ausgedehnter Grenzen nach seinem Geschmack und Triebe, nach seiner Intelligenz und Rührigkeit beliebig selbst bestimmen. Ja sogar ein excentrisches Wesen ward mit Nachsicht aufgenommen und bildete nicht die Zielscheibe der Unduldsamkeit. Die vielverbreitete Ansicht, daß im Alterthum der Bürger angesehen worden als sei er nur des Staates wegen vorhanden, ist allerdings gerechtfertigt im Allgemeinen, ermangelt aber der Begründung bei den Athenern und den übrigen in ähnlicher Weise demokratisch organisirten Volksstämmen.

Sehr bald brach eine Zeit herein, in der sich der Werth der freiheitlichen Einrichtungen vollgültig zu erproben hatte. Es kamen die Perserkriege. Große Reiche, wie Lydien und das gewaltige Aegypten hatten, trotz der dortigen Centralisation aller Kräfte in der Hand eines Alleinherrschers, den Angriff der gewaltig vorandringenden Eroberer nicht zurückzuschlagen vermocht; in dem zersplitterten Hellas waren es nur einzelne kleine Gemeinwesen welche Widerstand leisteten; ja es war beinahe ausschließlich diese eine Stadt Athen von der die Rettung der ganzen Cultur abhing. —

Hier hatte die freie Verfassung unter andern Segnungen namentlich auch die hervorgerufen daß die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hände

der fähigsten und tüchtigsten Männer gelangte. Gleich beim ersten Einfall der Perser erblicken wir einen Miltiades, Aristides und Themistokles als Führer von Staat und Heer, — gleichzeitig drei Feldherren und Staatsmänner in dieser winzigen Republik, wie die größten Reiche unter anderer Verfassung oft in einem Jahrhundert nicht einen an ihre Spitze bringen. Sonach Entfaltung aller Kräfte nicht etwa blos in den untern Kreisen, sondern nicht minder nach oben.

Und es ergab sich nicht nur ein vorübergehendes glückliches Zusammenwirken sehr verschiedenartiger Elemente, sondern es erprobte sich auch der Damm gegen das freiheitgefährliche Ueberströmen der Macht siegreicher Feldherren. Miltiades erscheint als Vertreter des alten Adels im guten Sinne des Wortes; Aristides war der redlichste und sorgsamste, darum aber auch mit dem gleichgesinnten Xanthippus ein mißtrauischer Wächter der klisthenes'schen Neugestaltung; neben diesen Männern erhob sich, als Talentvollster von Allen, der kluge und thatkräftige Themistokles.

Miltiades, nicht nur der Aelteste dieser Männer sondern auch vertraut mit den persischen Verhältnissen und den Schwächen des feindlichen Heerwesens, erhielt die Führung beim ersten Entscheidungskampfe (Marathon). Wie unendlich aber auch das Verdienst eines einzelnen Bürgers sei, — die Rettung der Selbständigkeit nach der einen Seite darf nie durch ein Preisgeben der innern Freiheit belohnt werden. Miltiades aber hatte sich im Chersones an Ausübung der Alleinherrschaft gewöhnt; er hatte Neigung, die Tyrannis nach Athen selbst nochmals zu verpflanzen. Aristides hegte seit der Rückkehr des Miltiades in die Heimath schwere Besorgnisse gerade in dieser Richtung; um so edler und größer war die von ihm bewiesene Selbstverleugnung, da er im entscheidenden Moment jenem Manne zum ausschließlichen Oberbefehle verhalf, und sich in der Schlacht die schwierigste Stellung zutheilen ließ. Als aber nach kurzer Zeit die gefährlichen Strebungen des Miltiades mehr in den Vordergrund traten, da konnte selbst der Glanz des Sieges von Marathon den Mann nicht vor Sturz und gerichtlicher Verurtheilung schützen, der nach unumschränkter Gewalt strebte und die ihm verliehene Macht, statt, wie man erwartet, zur Vernichtung der persischen Herrschaft anzuwenden, zu einem die hohe Aufgabe entwürdigenden bloßen Eroberungs- und Beutezug im eigenen hellenischen Vaterland mißbrauchte und entweihete.

Nun standen sich Aristides und Themistokles gegenüber. Die Rivalität zwischen beiden drohte dem Gemeinwesen die schwersten Nachtheile und Gefahren. Aristides war ohne Zweifel der Edlere, Themistokles aber nicht nur im Allgemeinen der Talentvollere, sondern auch der die Bedürfnisse der Zeit, des Staates und Volkes besser Erkennende. Einer der beiden Männer hinderte den Andern zum Nachtheile des Gemeinwesens, Einer mußte darum beseitigt werden. Der Ostracismus erprobte sich — durch die Entfernung des Aristides. Jetzt

konnte Themistokles die bald als einziges Mittel der Rettung erkannte Seemacht schaffen. Es entstand damit allerdings eine neue Last für den Staat. Um sie tragen zu können mußte man die bisher von Leistungen freien Angehörigen der vierten Classe der Bürger, die Theten, die bloßen Handwerker, Kaufleute, Schiffer u. s. f. beiziehen, um so mehr als hier die besten Elemente zur Bemannung der Flotte sich vorfanden. Aber man durfte diesen Leuten nicht blos Lasten aufbürden, man mußte ihnen dagegen auch Rechte einräumen, sie als Bürger in der höhern Bedeutung des Wortes anerkennen. Zur vollständigen Demokratisirung, zur Herstellung der Rechtsgleichheit aller Bürger ward damit der Grund gelegt.

Die Schöpfung des Themistokles erprobte sich alsbald glänzend bei Salamis. Ganz Hellas ward dadurch gerettet; nie gab es einen herrlicheren Sieg.

Aber nicht blos die eben bezeichnete Maßnahme — Herstellung einer Flotte — sondern die demokratische Einrichtung als solche hatte sich nochmals zu bewähren, und sie bestand praktisch die neue Probe.

Themistokles hatte wahrhaft Außerordentliches geleistet. Selbst die Spartaner feierten den Mann, dem Hellas seine Rettung verdankte; Athen durfte stolz auf ihn sein. Es war dies; aber es war darum nicht blind gegen seine Fehler und verschloß den Blick nicht gegen die Gefahren, welche der Mangel an Charakterreinheit dieses genialen Staatsmanns über den Freistaat zu bringen drohte. Er hatte sich in Geldangelegenheiten nicht vorwurfsfrei gehalten, war dann bei den Spartanern nicht darauf gedrungen den Sieg von Salamis zum Versuch einer Befreiung der Ionier zu benutzen, und hatte endlich, ungewarnt durch das Schicksal des Miltiades, an einem der hellenischen Sache unwürdigen Beutezug nach Andros Theil genommen, das Abwenden des gleichen Schicksals von Paros aber, wie man wissen wollte, durch persönliche Geldannahme sich abkaufen lassen. Eine gerichtliche Verfolgung fand nicht statt, — das Verdienst von Salamis war zu neu und zu groß. Aber das Vertrauen zu dem Manne war für jetzt erschüttert. Der Oberbefehl über die athenienſische Kriegsmacht wurde für das nächste Jahr nicht mehr ihm, sondern dem wahrhaft patriotischen Aristides übertragen, der dieses Vertrauen aufs Rühmlichste rechtfertigte; denn nicht etwa bloßer Tapferkeit, sondern noch mehr seiner edlen Selbstverleugnung verdankte man wesentlich den das persische Heer in Griechenland vernichtenden Sieg bei Platää, und ebenso sehr die Begründung der Föderation hellenischer Staaten außerhalb des Peloponnes unter der atheniensischen Führung. Endlich aber war es Aristides, welcher, seine frühere Ansicht, über die demokratischen Einrichtungen des Klisthenes nicht hinauszugehen, in Folge unbefangen gewürdigter Erfahrung bewältigend, — nun die Aufhebung aller Gesetze veranlaßte, welche die Erlangung eines Amtes von irgend einem bestimmten Vermögensbesitz abhängig gemacht hatten; jeder unbescholtene Bürger war von da an unbedingt wahlfähig, alle waren gleichberechtigt.

War aber nun auch Aristides der einflußreichste Mann in Athen, so erscheint Themistokles doch um so weniger vollständig verdrängt, als die frühere Rivalität zwischen beiden einer wesentlichen Annäherung gewichen war. Themistokles insbesondere war es, der, dem Argwohn und der Herrschsucht Spartas zum Trotze, die Befestigung Athens und seiner Häfen ausführte. Erst die Entdeckung des Verraths den der spartanische König-Regent Pausanias mit den Persern gesponnen, und die Verwicklung des Themistokles in diese Unthat, nöthigten ihn zur Flucht — zum Perserkönige!

Wir haben eben gerühmt daß die demokratischen Einrichtungen der Athener zu dem überraschenden Ergebniß führten, trotz der Kleinheit des Gebiets wahrhaft ausgezeichnete Feldherren und Staatsmänner nicht nur zu bilden sondern auch stets an die Spitze des Gemeinwesens zu bringen. Wir sahen, wie auf Miltiades sofort Themistokles und Aristides folgten. Doch damit erwies sich die Productivität des atheniensischen Volkes keineswegs erschöpft. Ehe noch Aristides der Natur den Tribut entrichtete, erhob sich — kaum ein Jahrzehnt nach der Schlacht von Platäa — Kimon (Cimon), des Miltiades Sohn, ein Mann zwar von etwas aristokratischer Neigung, aber voll Vaterlandsliebe und Selbstverleugnung, dabei ein hervorragender Feldherr. Und neben ihm kamen die demokratischen Männer Ephialtes und der talentvollste von Allen, Perikles (Sohn des Xanthippus, des Anklägers von Miltiades) empor. In der ganzen Weltgeschichte vermag keine Monarchie, auch die größte nicht, eine solche Aufeinanderfolge wahrhaft ausgezeichneter Männer des öffentlichen Lebens aufzuweisen, wie der so kleine Freistaat der Athener.

Es ist bei den neuzeitlichen Geschichtschreibern herkömmlich, die demokratischen Einrichtungen und Zustände der Athener, welche unter Perikles ihre Ausbildung erlangten, in einer Beleuchtung darzustellen welche den Wünschen und Absichten des Selbstherrscherthums, des Absolutismus schmeicheln mag, welche aber der Wahrheit keineswegs entspricht. Der Servilismus schuf ein vollständiges Zerrbild; die Späteren malten es den Früheren nach, wo möglich mit neuen Zuthaten. Die herkömmliche Ueberlieferung täuschte selbst Männer die im Allgemeinen ein selbständiges Urtheil sich zu bilden pflegten, und so ließ sich denn auch ein Schlosser verleiten, statt ein auf Thatsachen begründetes Urtheil abzugeben, sich in hohle und leere Phrasen zu ergießen, ja zu schmähen auf diese angeblich „wildeste, zügelloseste Demokratie", diese „Tyrannei des Pöbels", diese „Ochlokratie der nichts heilig" gewesen sei.

Dem Engländer Grote gebührt das Verdienst, der herkömmlichen Entstellung und Fälschung dieses Theiles der Geschichte zuerst mit umfassender Gründlichkeit und dem, den meisten gewöhnlichen Geschichtschreibern völlig mangelnden Verständniß eines freien Gemeinwesens und demokratischer Einrichtungen, entgegengetreten zu sein. Es zeigt sich auch hier der gewaltige Unterschied

in dem Urtheil des mit dem öffentlichen Leben eines freien Volkes vertrauten Mannes, und den beschränkten Begriffen eines wenn auch noch so ehrenwerthen, doch blos an die engen Räume des Katheders und an eine schweigsame gläubige Zuhörerschaft gewöhnten Professors.

Die Umgestaltung der athenienſischen Verfassung unter Perikles bestand im Wesentlichen darin, daß die dem Grundsatz nach zuvor schon anerkannte Gleichberechtigung aller Bürger auch dem Wesen nach zur vollen Wahrheit wurde; daß eine Trennung der Verwaltung von der Rechtspflege erfolgte, und daß man möglichste Garantien schuf gegen jene Corruption, der so viele Griechen, keineswegs blos in Athen sondern noch mehr in Sparta, sich hingaben. Und bei dieser Gestaltung wagt man Beschuldigungen und selbst Schmähungen!

Dem Areopag wurde die willkürliche Befugniß der Censur und die richterliche Gewalt mit Ausnahme der Fälle des Mordes entzogen, die ihm wegen gewisser religiöser Gebräuche und Vorurtheile verblieben. Ebenso verlor der Rath (Senat) der Fünfhundert seine Strafgewalt, mit Ausnahme der Verhängung kleiner (polizeilicher) Geldbußen. Die ganze übrige Rechtspflege — Civil- und Strafrecht — ward in die Hände des Volkes gelegt. Statt bleibender Richter, schuf man eine Art Schwurgerichte, nur in weit größerer Ausdehnung als wir dieselben heute besitzen. Alljährlich bestimmte das Loos 6000 Bürger für die Dikasten. Sie wurden vereidigt, dann in 10 Dekurien von je 500 getheilt; der Rest bildete die Ergänzung. Die bleibenden Beamten hatten nicht mehr die Streitigkeiten zu entscheiden oder Strafen zu verhängen, sondern nur die Gegenstände einer oder der andern dieser Dikasten zu unterbreiten. Bürgte schon die Menge der Richter für Vertretung jeder Ansicht, so durfte der Beamte auch nicht willkürlich bestimmen, vor welche jener zehn Abtheilungen eine Sache zu bringen sei; darüber entschied das Loos, Niemand wußte es zum Voraus. Durch diese Einrichtung ward den Bürgern eine neue viel größere als die bisherige Verpflichtung auferlegt welche für die Aermeren lästig und drückend werden mußte. So kam man denn natürlich auf das Auskunftsmittel, denen welche es verlangten eine höchst mäßige Entschädigung aus den öffentlichen Geldern zu bewilligen. (Wir wissen nicht genau ob anfangs blos einen Obolos oder sogleich drei Obolen wie in späterer Zeit, d. h. wenig mehr als ebensoviel Silbergroschen, wobei allerdings der damalige höhere Geldwerth in Anschlag zu bringen ist. — Dies war die geschmähte „Bestechung" des Volkes, der mit möglichster Verachtung so bezeichnete „Richtersold". Als ob in unsern modernen Staaten die angestellten Richter ihr Amt unentgeldlich verwalteten!) „Der Einfluß und das Ansehen der Großen welche gewohnt waren die Aemter inne zu haben, wurde vermindert, während anderseits unter den ärmeren Bürgern ein neues Leben, eine neue Sitte und ein neues Gefühl der Macht entstand." (Grote.) Auch der ärmere Bürger ward mit allen Verhältnissen des

öffentlichen Lebens mehr vertraut; sein Wissen ward erweitert, sein Selbstgefühl gehoben, und es gewann einerseits die intelligente Kraft des Gemeinwesens ebenso, wie anderseits ein persönliches Beeinflussen der Richter gleichsam zur Unmöglichkeit gemacht war.

Weit entfernt daß jeder Umsturz des Bestehenden erleichtert, jede launenhafte Aenderung in der Gesetzgebung ermöglicht worden wäre, finden wir im Gegentheil das Gemeinwesen sehr wesentlich geschützt wider Umgestaltungen in Folge blos augenblicklicher Eindrücke. Die Thesmoteten waren beauftragt, alljährlich die bestehenden Gesetze zu prüfen und Widersprüche oder doppelte Gesetze über denselben Gegenstand zur Revision zu bezeichnen. Am elften Tage des ersten Monats im Jahre erfolgte die Abhaltung einer Ekklesia, in welcher die Gesetze einzeln zur Billigung oder Verwerfung aufgeführt wurden. War eine Verwerfung erfolgt oder wollte ein Bürger neue Gesetze vorschlagen, so hatte die dritte Versammlung der Prytanie Nomotheten zur Vorprüfung zu ernennen. Sie wurden aus den Sechstausend vereidigten Dikasten entnommen, und zwar immer in sehr bedeutender Anzahl (wir lesen von 500 und von 1000). Die ganze Einrichtung führte dahin, daß Gesetze nur unter denselben sichernden Formen und den nämlichen Feierlichkeiten erlassen oder aufgehoben werden konnten, unter denen die gerichtliche Anklage vollzogen ward, daß aber über dieses Erlassen oder Aufheben von Gesetzen nicht die allgemeine Volksversammlung, sondern die Nomotheten entschieden. Der Ekklesia (Volksversammlung) stand blos das Erlassen von Dekreten über Einzelnfälle zu (s. g. Psephismen). Damit jedoch Ueberlistungen verhindert wurden, galt die Bestimmung, daß jeder Antragsteller wegen eines Gesetzes oder Dekrets dafür zu haften habe, daß sein Vorschlag keinem bestehenden Gesetze widerspreche (denn in diesem Fall war offen ein Antrag auf Abänderung oder Aufhebung einzubringen), und daß er überdies die vorgeschriebenen Formen einhalte; wegen Verletzung konnte er ein Jahr lang zur Verantwortung und Strafe gezogen werden (die Graphe Paranomon). — So bestanden demnach, statt der vermeintlich eingeführten „wilden, zügellosen, tyrannischen Pöbelherrschaft", gerade im Gegentheil entschieden conservative Einrichtungen, freilich nicht in der Art einer Assekuranzanstalt für verrottete Mißbräuche, sondern mit der Garantie, jede nothwendig gewordene Aenderung in der Legislation auf friedlichem Wege zur Durchführung bringen zu können.

Der Charakter des Perikles selbst steht so rein in jeder Beziehung wie der irgend eines andern Mannes in der Geschichte. Der Vorwurf „demagogische Künste" geübt zu haben, trifft ihn nicht und könnte weit eher gegen seinen oligarchischen Nebenbuhler Kimon erhoben werden. Perikles entwickelte die Redlichkeit des Aristides verbunden mit der Genialität und dem weiten Blicke des Themistokles; er vereinigte alle Vortheile einer ausgezeichneten Erziehung mit hoher Besonnenheit und Selbstbeherrschung. So erklärt es sich, wie dieser

Mann (was bei einer wüsten Pöbelherrschaft, überhaupt bei Zuständen wie sie die Ankläger schildern, geradezu unmöglich gewesen wäre), seinen gewaltigen Einfluß auf das Staatsleben mit einer kleinen Unterbrechung bis zu seinem Tode, etwa vierzig Jahre lang behaupten konnte, und dies selbst den ausgezeichnetsten Nebenbuhlern gegenüber. — Nicht die demokratischen Einrichtungen waren es welche die Zukunft Athens vernichteten, — sie haben dieses kleine Gemeinwesen vielmehr zu einer Blüthe ohne Gleichen gebracht, — es war ein ganz anderes Verhältniß, es war die Hegemonie, die Herrschaft in der üblen Bedeutung des Wortes, wodurch das herrliche Athen erst sittlich untergraben, dann allmählig zu Grunde gerichtet wurde.

Es ist ganz besonders herkömmlich von der wüthenden Demagogie unter „dem Gerber Kleon" zu reden (wie man nämlich den Mann nennt, welcher große industrielle Anstalten besaß). Grote hat diese Anschuldigung theils ganz zurückgewiesen, theils auf ihr richtiges bescheidenes Maß beschränkt. Mag man die Fehler des Demagogen Kleon auf Grundlage der Angabe seiner Feinde noch so hoch anschlagen, so haben sie Athen in keiner Weise auch nur annähernd so viel geschadet wie die Laster des Oligarchen Alcibiades.

Indeß dauerte die demokratische Verfassung auch während des Peloponnesischen Krieges fort, bis im 25sten Jahre desselben eine oligarchische Faction vermittelst Trug und Meuchelmord der Gewalt sich bemächtigte und dieselbe durch einen von ihr bestellten Senat der Vierhundert ausübte. Doch dieser Act der Ueberrumpelung und der Gewalt währte nicht länger als etwa vier Monate. Er scheiterte am festen Willen der Flotte, auf der damals „das Vaterland" sich befand, und am Widerstreben des bereits sehr zusammengeschmolzenen Restes der Stadtbevölkerung. Eine Gegenrevolution stürzte die despotische Herrschaft und stellte im Wesentlichen die alten Einrichtungen wieder her, nur ward das Stimmrecht etwas beschränkt (angeblich auf 5000 Bürger), und es hörte die Bezahlung der politischen Functionen auf. Das Letzte war wol wesentlich Folge des herrschenden Geldmangels; das Stimmrecht aber findet sich nach einem Jahre wieder in der alten Weise auf alle atheniensischen Bürger ausgedehnt.

Der Krieg war, wie gewöhnlich, das Grab der Freiheit. Die oligarchische Partei von Athen speculirte förmlich auf den Fall ihrer Vaterstadt und verrieth dieselbe an die Feinde, so weit es dessen überhaupt noch bedurft hatte. Dreißig Männer, in der Geschichte bekannt unter der Bezeichnung der „dreißig Tyrannen", rissen alle Staatsgewalt an sich. Gestützt auf eine von ihnen eigens zu diesem Zweck herbeigerufene lacedämonische Besatzung, walteten sie in einer Weise welche vielfach die auffallendste Aehnlichkeit mit der des Revolutionstribunals in Frankreich darbietet. Anfangs ward als Zweck ihrer Einsetzung die Bearbeitung eines neuen Verfassungsentwurfs angegeben. Statt dessen erklärten sie, die Stadt zunächst von Missethätern reinigen zu wollen. Sie ernannten einen neuen Senat

aus ihren Anhängern, besetzten ebenso alle Beamtenstellen, und begannen nun die wüthendste Verfolgung aller Demokraten, ja auch derjenigen Aristokraten die sich nicht unbedingt vor ihnen beugten oder blindlings sich ihnen anschlossen. Um die Wette suchten die Dreißig ihren persönlichen Haß und ebenso ihre Raubsucht zu befriedigen. Sie häuften Confiscationen und Hinrichtungen. Von der Menge Einwohner, welche sie vor ihrem Senat anklagten, erlangte ein Einziger Freisprechung, nämlich ein blos zum Scheine Mitverfolgter, — der als Zeuge gegen die Andern diente. Die gewöhnliche Strafe war der Giftbecher. Viele wurden unverhört, ohne irgend eine Untersuchung, auf bloßen Befehl der Tyrannen hingerichtet. Der siegreiche spartanische Feldherr Lysander, ausgezeichnet durch Talente aber noch ausgezeichneter durch Verworfenheit des Charakters, hielt dieses Gräuelregiment selbst durch die Androhung, alle dagegen ankämpfenden Athener aus ihrer Vaterstadt zu vertreiben, unbedingt aufrecht. Um sich für jeden künftigen Fall zu sichern, suchten die Dreißig möglichst viele Conservative gleichsam zu Mitschuldigen ihrer Verbrechen zu machen, indem sie ihnen diese oder jene Mitwirkung befahlen. Die Beauftragten aber wagten es selten, ein solches Ansinnen zurückzuweisen, sonst wurden sie selbst zu Verfolgten. Viele Athener flohen. Die Spartaner forderten nun ihre Bundesgenossen auf, diese Flüchtlinge bei sich nicht zu dulden. Wie sehr aber auch die Erbitterung gegen die Athener bei den andern Stämmen genährt war, und wie sehr es der menschlichen Gewohnheit entspricht, die Unterlegenen auch noch zu verfolgen, so erwachte doch das Gefühl der hellenischen Zusammengehörigkeit und der Sinn für Freiheit und Recht im Hinblick auf jene Tyrannenherrschaft so stark, daß die meisten Staaten jener Weisung des Hegemonen keine Folge gaben. Wie oben bereits erwähnt konnte der edle Thrasybulus von Theben aus einen Einfall in Attika beginnen, der den Sturz der Gewaltherrschaft herbeiführte. Acht Monate lang hatten die Dreißig widerstandslos gewüthet; es war die von den Athenern so genannte Periode „der Anarchie"; nach weitern acht Monaten war die Gewaltherrschaft vollständig gebrochen.

Die Oligarchie hatte alle ihr anklebenden Abscheulichkeiten sofort aufs Unerträglichste ins Leben geführt. Deßhalb konnte nun von Erhaltung oligarchischer Einrichtungen auch in gemilderter Form keine Rede mehr sein. Die Demokratie trat wieder in ihr altes Recht. Die Dreißig, unterstützt von den Rittern, lauter reichen Leuten, hatten, nach der treffenden Bemerkung des edlen Thrasybulus, eine größere Menge von Freveln und Missethaten gegen Personen und Eigenthum in acht Monaten begangen, als von der armen Majorität des Demos während eines Jahrhunderts der Volksherrschaft durch ihre ärgsten Gegner auch nur behauptet werden konnte. Das alte Recht ward mit wenigen Aenderungen wieder hergestellt, und edelmüthig krönte das so furchtbar mißhandelte, nun siegreiche Volk dieses Werk durch Erlassung einer allgemeinen Amnestie mit wenigen

Ausnahmen, damit aufs Neue die Grundlosigkeit jener herkömmlich gewordenen Beschuldigungen der sogenannten „Pöbelherrschaft“ thatsächlich widerlegend.

Athen hatte in der weitern Folge mancherlei stark wechselnde Geschicke zu bestehen, wie sich schon in dem oben gegebenen Abriß der äußern Ereignisse von Griechenland angedeutet findet. Die erduldeten harten Schläge, die völlige Erschöpfung, theilweise die Aufreibung und Vernichtung des alten Bürgerstandes, konnten nicht ohne tiefgreifende Wirkung auf den Rest der Einwohner bleiben. Man sehnte sich nach Ruhe, nach Erholung. Die Bürger suchten insbesondere dem ihnen lästigen Milizdienste sich zu entziehen; das gerade in volle Blüthe kommende Söldnerwesen bot ein erwünschtes Mittel dazu. So konnte es nicht fehlen daß die Athener zur Zeit des Demosthenes jenen aus der Periode des Aristides und Perikles nicht mehr gleich standen. Und doch beweisen gar manche Züge daß der alte, edle demokratische Geist selbst unter den ungünstigsten äußeren Verhältnissen noch mannichfach fortwirkte. Die Siege der Macedonier vermochten es nicht, die begeisterte Liebe des athenienfischen Volks zu seinen Führern im Kampfe um Selbständigkeit und Freiheit, namentlich zu einem Demosthenes, zu vernichten oder gar, wie es bei einer Wendung des Glückes gewöhnlich geschieht, in ihr Gegentheil zu verkehren. Vor Allem aber sei hier an jenen großartigen Zug der Athener erinnert, als der gewaltige Alexander die Auslieferung der antimakedonischen Häupter forderte. Er hatte unmittelbar zuvor die Verweigerung eines an die Thebaner gerichteten gleichen Verlangens mit der völligen Vernichtung ihrer Stadt beantwortet und damit drohend gezeigt, wessen man von ihm gewärtig sein müsse. Doch die Gewährung des Begehrens wäre zugleich ein Antasten der Redefreiheit und ein Verbrechen gegen die zwar im Erfolg unglücklichen, darum jedoch nicht minder patriotischen Führer gewesen. Und da bewies das Volk selbst in so furchtbarer Lage den hohen moralischen Muth, den auf Gewährung lautenden Antrag Phokions mit Entrüstung zu verwerfen. — Der Eroberer in all seiner Machtfülle fand es geeignet seine thebanische Gewaltthat gegen Athen nicht zu wiederholen.

(Das sociale Leben der Hellenen.) So herrlich das öffentliche Leben der Griechen sich entfaltete, so waren doch die socialen Zustände keineswegs sämmtlich ideal. Aus dem an sich unzweifelhaft berechtigten Selbstbewußtsein entstand eine Mißachtung der andern Völker. Der Begriff einer die gesammte Menschheit umfassenden Humanität gelangte nicht zur Entwicklung. Alle fremden Nationen galten nicht blos als Barbaren, sondern sie sollten es auch bleiben. Jeder Hellene war zur Theilnahme an den eleusinischen Mysterien berechtigt, ein altes Gesetz schloß dagegen alle Angehörigen anderer Völker davon aus. Doch bewahrte die Culturentwicklung allerdings vor jener rohen und verfolgungssüchtigen Exclusivität, welche wir bei den übrigen älteren Völkern, insbesondere den Juden wahrnehmen.

Allein auch für den Griechen gab es nicht etwa ein in allen Landschaften geltendes panhellenisches Staatsbürgerthum. Im Thebaner der nach Athen kam erblickte man keineswegs zunächst den hellenischen Bruder, sondern vielmehr blos den Böotier. Darum konnte er nicht beliebig herüber siedeln und das attische Bürgerrecht erwerben. Aehnlich, ja noch strenger ward es, so viel bekannt, in allen andern Staaten gehalten. Zu Sparta namentlich erschwerte man den Aufenthalt der Fremden, weil man — wol nicht ohne Grund — das Einschleppen neuer Ansichten fürchtete. Im Uebrigen besaßen auch Stadt- und Landbevölkerung wieder nicht die gleichen Rechte. Der angedeutete Mißstand dehnte sich selbst noch mehr in die Tiefen des Volkslebens aus. Die Einwohnerschaft der einzelnen Städte fand sich wieder geschieden, entweder nach vornehmeren oder geringeren Geschlechtern, oder nach dem Vermögen. Wir sahen oben schon welche langen und schweren Kämpfe es selbst zu Athen kostete, bis endlich die rechtliche Gleichstellung der Bürger errungen ward. In Sparta und den meisten andern Städten gelangte man niemals zu diesem Ziele, dessen Erstreben von einer beschränkten Schulansicht wol sogar noch heute in den Geschichtsbüchern als Ueberstürzen einer rasenden Demokratie dargestellt werden will.

Die Fremden, Eingewanderten und selbst deren Nachkommen waren nur Schutzverwandte, Hintersasen (μέτοικοι), den herrschenden Begriffen entsprechend von Aristophanes als „die Spreu der Städte" bezeichnet. Von jedem öffentlichen Amt ohnehin ausgeschlossen, durften sie auch kein Geschäft in eigenem Namen betreiben, sondern mußten sich unter den Schutz eines Eingeborenen stellen dem sie dafür Dienste zu leisten hatten. Außerdem waren sie gehalten, in Namen und Tracht sich gegenüber den Freien kenntlich zu machen (das abgeschorene Haar der σκάφαι). Sie durften keines der Gymnasien besuchen; das Kynosarge außerhalb der Stadt diente ihnen zu Leibesübungen.

Den schwärzesten Punkt bildete das Institut der Sklaverei. Ohne Sklaven konnte sich der Hellene die Welt nicht denken. Die Idee einer rechtlichen Gleichheit der Menschen war ihm durchaus fremd. Lehrt doch selbst Aristoteles (Polit. I, 2), daß gewisse Menschen zur Knechtschaft geboren seien.

In ganz Griechenland soll die Zahl der Sklaven etwa das Sechsfache jener der Freien betragen haben. Selbst in Attika nahm man in einer bestimmten Zeit eine Bevölkerung von 21,000 Bürgern (d. h. Familien), 10,000 Schutzverwandten und 400,000 Sklaven an. In Lacedämon war das Mißverhältniß noch viel größer.

Die Mehrzahl jener Unglücklichen bestand aus den Bewohnern unterjochter Landschaften und deren Nachkommen. Aber auch die Seeräuberei ward betrieben um Sklaven zu bekommen. Plato und Diogenes erfuhren dieses Loos; der Erste ward um 3000 Drachmen von seinen Freunden losgekauft, der Letzte blieb den Rest seines Lebens in der Knechtschaft. Im Uebrigen war der Preis der Sklaven

in Folge ihrer Menge oft so niedrig, daß ein schönes Pferd so viel wie fünf Menschen kostete. Der Sklavenhandel erscheint stets als einer der bedeutendsten Verkehrszweige. —

Die Unnatur des ganzen Zustandes dehnte sich über alle Verhältnisse des Lebens aus. Man suchte den Unglücklichen eine geringe Meinung von sich selbst beizubringen, ihre Denkungsart zu erniedrigen, jedes Gefühl von Selbstbewußtsein durch „unedle" Erziehung, sowie durch Gewöhnen an Schläge und Striemen zu ersticken. Namen, Kleidung und Haarschnitt machten sie schon äußerlich kennbar. Von der Verehrung verschiedener Götter sahen sie sich ausgeschlossen; ihre Anwesenheit bei der Cultusfeier hätte diese Götter beleidigt! Als Zeugen durften die Sklaven nicht auftreten, hingegen legte man sie auf die Folter um Geständnisse von ihnen zu erpressen. Da hierbei viele ums Leben gebracht oder zu Krüppeln wurden, so konnte der Eigenthümer verlangen daß vor dem Foltern Sicherheit für den Geldwerth des Sklaven gestellt werde. Derselbe galt als Sache, die man beliebig verkaufte, vermiethete oder verpfändete.

Am mildesten wurden die Unglücklichen zu Athen behandelt. Der humane Geist, welcher in dieser Stadt mehr als in jeder andern sich ausbildete, entwickelte seinen wohlthätigen Einfluß auch in dieser Beziehung. Es war hier verboten die Sklaven zu schlagen; allerdings wurde das Verbot wenig beachtet. Auch konnten sie in den ein Asyl gewährenden Theseustempel flüchten und von da eine Klage gegen ihre Herren erheben. Ward dieselbe begründet befunden, so mußte der Eigenthümer den Beschwerdeführer verkaufen.

Am schlimmsten war das Schicksal der Sklaven in Lacedämon. „Zu Sparta kennt die Freiheit wie die Sklaverei keine Grenzen", war ein Sprichwort durch ganz Griechenland, dessen erster Theil allerdings nur mit großer Beschränkung als richtig angenommen werden darf. Es gab hier zwei Hauptarten von Sklaven: Heloten und Messenier, deren Letzte noch weit mehr als die Ersten mißhandelt wurden. Es erscheint bezeichnend für die herrschenden Begriffe, daß Manche, und darunter „der weise Plato", die Heloten gar nicht als Sklaven gelten lassen wollten, obwol sie doch jeder Selbstbestimmung entbehrten, und nicht einmal vom einzelnen Eigenthümer, sondern nur vom Staate die Freiheit geschenkt bekommen konnten. Wollte man dem jungen Spartaner Abscheu vor dem Trunk einflößen, so machte man einen Heloten betrunken, damit er verächtlich und thierisch sich gebärde. Er mußte unziemliche Tänze aufführen, und Spottlieder auf seinen eigenen Zustand singen; Freiheits- und Heldenlieder dagegen wären durch seinen Mund entweiht worden. Als die unter Epaminondas in den Peloponnes eingedrungenen Thebaner die gefangenen Heloten aufforderten, Oden von Terpander, Alkman und Spendon zu singen, erhielten sie die Antwort: dies sind die Lieder unserer Herren, die dürfen wir nicht in den Mund nehmen.

Man hat Zweifel gegen die Angabe erhoben, daß die Ephoren zeitweise Erlaubniß ertheilten, die Heloten wie Wild zu jagen und zu tödten (die Κρυπτεία). Bekannt ist aber die von Thukydides berichtete Thatsache, daß die Ephoren, während des peloponnesischen Kriegs, — heimlich zitternd vor der Unzufriedenheit jener Unglücklichen —, allen die Freiheit versprachen welche für Sparta in den Kampf ziehen würden. Allein das Versprechen war nur gegeben damit man die Entschlossenen herausfinde. 2000 Heloten, welche der Aufforderung Folge leisteten, wurden als staatsgefährliche Menschen heimlich ermordet! Kein Wunder daß die Herren in gefährlichen Zeiten sich niemals sicher fühlten vor gewaltsamen Losbrüchen; „denn die Sklaven sitzen gleichsam im Hinterhalt, lauernd auf Unglücksfälle", wie Aristoteles (Pol. II, 6) bezeichnend sich ausdrückt.

Wir wenden den Blick nach dem Familienleben der Hellenen. Das Verhältniß der Frauen war in ganz Griechenland ein weit besseres als bei allen früher geschilderten Völkern. Während man rühmt, die Welt verdanke dem Christenthum die Einführung der Monogamie, bestand diese Institution allgemein im alten Hellas. Darnach allein schon konnte die Frau nicht Sklavin des Mannes sein. „Ein großer Theil des romantischen Interesses, mit dem uns die griechische Sage erfüllt, rührt von den Frauen her: Penelope, Andromache, Helena, Klytemnestra, Eryphyle, Jokaste, Hekuba u. a. stehen sämmtlich im Vordergrund wegen ihrer Tugenden und Schönheit, oder wegen ihrer Verbrechen und Leiden." (Grote.)

Sitte und Gewohnheit hatten sich im Uebrigen anders als bei uns ausgebildet. Sie verlangten bei allen Joniern, insbesondere den Athenern, daß die Frauen möglichst zurückgezogen in den Gynaceen lebten, sich fern haltend von den Gastmählern der Männer. In der Zeit des Verfalls entwickelte sich (an neuzeitliche Erscheinungen in verschiedenen Ländern erinnernd) das Hetärenwesen, das jedoch immer als Beleidigung der rechtmäßigen Gattin angesehen ward. — Die Stellung der Frauen bei den Spartanern kennen wir zumeist nur aus den ziemlich unzuverlässigen Angaben Plutarchs. Immerhin ist gewiß, daß sie bei allen Doriern eine gewisse Theilnahme am öffentlichen Leben übten und einer großen Unbeschränktheit genossen.

Schrankenlos erscheint die väterliche Gewalt. Das Leben des neugeborenen Kindes hing vollständig vom Willen des Vaters ab, selbst bei den Athenern. Nahm er einen körperlichen Fehler wahr oder hegte er Besorgniß wegen Mangels an Mitteln zu dessen Erhaltung, so konnte er das arme Wesen aussetzen oder sonst tödten lassen. Diese Barbarei bestand, das einzige Theben ausgenommen, durch ganz Griechenland. Ein Mann wie Plato lobte dieselbe (Rep. V), und Aristoteles (Rep. VII, 16) räumt auch der Mutter einer zahlreichen Familie das Recht ein, die Leibesfrucht unter ihrem Herzen zu tödten. Die Anschauung hing mit dem Grundsatze der Beschränkung der Bürgerzahl und mit der

Furcht vor Vermehrung einer überflüssigen und besitzlosen Bevölkerung zusammen.

In Sparta war es nicht der Vater, sondern die Genossenschaft der in der Lesche versammelten Stammesältesten, welche über Leben oder Tod des Neugeborenen entschied. Mißgestaltete oder schwache Kinder sollten sofort getödtet werden; man warf sie in einen Abgrund am Taygetusberge. Aber auch die Erziehung der Kräftigbefundenen lag nicht in der Hand des Vaters, sondern war Sache des Gemeinwesens. Der spartanische Staat sorgte denn auch für möglichste Ausbildung der Körper-, aber unter Vernachlässignng der höhern Geisteskräfte. Die Kenntniß des Lesens und Schreibens war selten zu Sparta, und ein Mann welcher sich auswärts in der Beredsamkeit auszubilden gesucht hatte, ward wegen beabsichtigten Irreführens seiner Mitbürger, von den Ephoren bestraft. Die vielgerühmte „Lakonische Kürze" im Ausdruck erweist sich, wie selbst ein gelehrter Bewunderer Spartas (Manso) ausdrücklich bekennt, wesentlich nur als Folge der Armuth und geringen Ausbildung der Sprache dieses Volkes.

Anders zu Athen. Hier dienten die Gymnasien zur Ausbildung der körperlichen Fähigkeiten, während die verschiedenen Philosophenschulen eine mitunter bewunderns-werthe geistige Entwicklung herbeiführten. Die Athener erkannten übrigens sehr wol, daß Unwissenheit der Bürger dem Despotismus dient. Diese Erkenntniß mißbrauchend, verboten sie den von ihnen abgefallenen Mitylenïern nach deren Wiederunterwerfung, ihren Kindern Unterricht ertheilen zu lassen. Hinwieder wissen wir, daß wenigstens ein Gesetzgeber, Charondas zu Katana die Schullehrer aus öffentlichen Mitteln besolden ließ, eine Bestimmung welche mit der übrigen Gesetzgebung dieses Mannes in der Folge auch nach Thurium übertragen ward.

Entschieden nachtheilig auch für das Familienleben wirkte die Beschränkung der Bürger auf eine bestimmte Zahl, und schon damit die Erhaltung einer Art Majoratwesens. Nach Solons Gesetzgebung sollte es in Athen nicht mehr als 20,000 Bürger geben. Danach konnte Niemand zum vollen Bürgerrecht gelangen ehe sein natürlicher oder Adoptivvater gestorben war, und auch die Brüder des Begünstigten erscheinen vom Genusse jenes Rechtes ausgeschlossen. Verkauf und selbst Verpfändung der Erbgüter findet sich, wenn nicht ganz verboten, immerhin ausnehmend erschwert. In Verbindung damit bestand eine gesetzliche Grenze für die Größe des gestatteten Gütererwerbs. — Das ganze System führte zu wahrhaft monströsen Folgen. So lesen wir, daß, wenn ein Bürger keinen Sohn sondern nur eine Tochter hinterlassen habe, dieselbe ihren nächsten Verwandten heirathen mußte, dessen „Rechte" in diesem Fall eben so unbestreitbar als ausgedehnt erscheinen. Diese Bestimmung soll selbst dann gegolten haben, wenn die Tochter bereits verheirathet war. Erhob sie Anspruch auf die Erbschaft, so stand jedem nächsten Verwandten die Befugniß zu, ihre bisherige Ehe

aufzulösen und seine Base zur Verheirathung mit ihm zu zwingen. Konnte aber ein solcher Eheherr keine Kinder zeugen, so war die Frau ihrerseits berechtigt eine Trennung herbeizuführen und den nächstfolgenden Verwandten zu heirathen. Denn vor Allem sollte das Vermögen in der Familie erhalten werden. — Erst als die Herrschaft der Aristokratie jener vielgeschmähten Demokratie weichen mußte, fiel der Grund zu solchen häßlichen Bestimmungen hinweg.

Das gesammte Streben und Sein der Griechen bezog sich auf das öffentliche Leben. Die Volksversammlungen, die Uebungen in den Gymnasien und der Besuch des Theaters, etwa neben der Jagd, nahmen im Wesentlichen die ganze Zeit des Hellenen in Anspruch. Dadurch war aber die gewöhnliche Arbeitsthätigkeit ausgeschlossen; darum bedurfte man der Sklaven; deßhalb fehlte, mit Ausnahme der besseren demokratischen Zeit Athens, jener für Erhaltung des Staats so wichtige Mittelstand. Im Allgemeinen klebte dem eigenen Betriebe des Handwerks ein Makel an, und was den Feldbau betrifft, so verlangten Plato und Aristoteles übereinstimmend dessen Besorgung durch Sklaven. Abgesehen von dem größern Theile der dorischen Stämme, bildete übrigens das Streben nach dem vereinigten Guten und Schönen, dem καλόν καὶ ἀγαθόν das allgemeine Ziel. Es genügt, an die Spiele und Feste zu Olympia, Delphi, Korinth u. s. w., die ganz Griechenland zu vereinigen pflegten, hier nur einfach zu erinnern. Die persönliche Annehmlichkeit und Bequemlichkeit ward in den Hintergrund gedrängt; nur was im Gemeinwesen hervorragte hatte Geltung. Neben den öffentlichen Prachtbauten zu Athen dienten ärmliche Häuschen den bedeutendsten Männern zur Wohnung; und während sie auf ihre Kosten öffentliche Feste veranstalteten oder Schiffe ausrüsteten, lebten sie persönlich — wenigstens während der bessern Zeit der griechischen Geschichte — in der größten Einfachheit. — Demosthenes allerdings klagt über eine Umgestaltung zum Schlimmen, über einreißenden Prunk in den Privathäusern.

Das sittliche Sinken der Griechen war, wie schon angedeutet, neben dem Institute der Sklaverei im Innern, durch das Streben nach Herrschaft, die Hegemonie der mächtigsten ihrer Staaten veranlaßt. Sie führte so sehr zur Corruption, daß wir mitunter bei den hervorragendsten Männern einer schamlosen Bestechung und andern Zeichen tiefer Gesunkenheit begegnen; — einer Pest, welche die Plane fremder Feinde mehr als alles Andere begünstigte. Insbesondere beweisen Thatsachen in Menge, daß die strengen Mäßigkeitsvorschriften der Spartaner nicht einmal die ärgsten Ausschweifungen verhinderten. König Kleomenes starb am Säuferwahnsinn; eine ganze Reihe von Königen wurde wegen grober Verbrechen verurtheilt; von Pausanias' Zeit an kennt man unzählige Beispiele gemeinster Raubsucht spartanischer Heerführer, und in der Epoche des Perikles bezogen die einflußreichsten Männer zu Sparta heimlich Jahrgelder aus Athen. Es bewährte sich also die s. g. Lykurgische Gesetzgebung auch in dieser Hinsicht keineswegs.

(Religionswesen und Philosophie.) Wir haben schon in der Einleitung zum gegenwärtigen Buche bemerkt, daß die Unwissenheit, namentlich in den Naturwissenschaften, die Mutter nicht etwa nur der kirchlichen Frömmigkeit, sondern ebenso des Aberglaubens sei. Auch die Griechen liefern einen Beweis für die Wahrheit dieses Satzes. So viele und so gewaltige Fortschritte auf geistigem Gebiete die Welt der bewunderswerthen hellenischen Nation verdankt, so können uns doch die im Allgemeinen bei ihr herrschenden religiösen Anschauungen keineswegs befriedigen. Die Naturwissenschaften gehören zu den wenigen Zweigen des Wissens, in denen es den Griechen nicht gelang, große und dauernd sich bewährende Entdeckungen und Fortschritte zu machen. In Folge dieses Mangels brachte es das Volk nicht zu einer religiösen Erkenntniß wie sie seinen sonstigen Culturverhältnissen entsprochen hätte. Die heitere Grundanschauung vom Leben verhinderte jedoch glücklicherweise die Herrschaft jedes Systems düstern Quälens und Peinigens, und es darf dieser Umstand nicht zu gering angeschlagen werden. Aber immerhin blieben noch Elemente des Aberglaubens in üppiger Fülle, die systematisch genährt und dann vielfach durch Schlauheit und Politik in sehr übler Weise ausgenützt wurden.

Die allgemeinen Ideen von Welt, Göttern und Menschen ließen eine den Körper aufreibende und vernichtende Ascetik glücklicherweise nirgends aufkommen. Um das Leben nach dem Tode machte man sich keine besondere Sorge. Lange dachte man so wenig an eine Existenz „jenseits“, daß selbst die Sünder an den Göttern nur mit Strafen diesseits bedroht wurden Erst in späterer Zeit, nachdem Plato's mystische Ideen viele Anhänger gefunden, ward, vornämlich durch die Dichter dieser Periode, ein Sein nach dem Tode zum Volksglauben. — Kein Religionsbuch, kein Pentateuch oder Zend-Avesta konnte mit starren, die Entwicklung hemmenden und beschränkenden Vorschriften die Nation binden; die Poesie war der kirchlichen Satzung hierin glücklich zuvorgekommen, wie wir oben (S. 132) bereits bemerkten.

Entsprechend der herrschenden Grundanschauung wurden die, wenn auch wahrscheinlich von andern Völkern entlehnten Götter, durchaus humanisirt. Man gab ihnen die ganze menschliche Natur mit ihren Vorzügen und Schwächen, nur mit höherer Kraft, mehr ätherischem Körper und gewaltiger, wenn auch nicht immer schönerer Gestalt. Diese Umbildung geschah, wie schon Heeren bemerkt, durch Poesie und Kunst. Homer und Hesiod sind es, die den Olymp ausbildeten. — Dabei gab es keine Priesterkaste. Schon bei Homer opfern auch Nichtpriester, besonders die Könige. Die Priester und Priesterinnen wurden gewöhnlich gewählt. Sie konnten meistens verheirathet sein, namentlich die Priesterinnen. Ebenso schloß das Amt eines Religionsdieners von der Theilnahme an bürgerlichen Geschäften nicht aus. Nur einzelne, wie es scheint wenige priesterliche Aemter blieben erblich in gewissen Familien (den Eumolpiden, aus denen

der Hierophant genommen werden mußte ꝛc.). Zu Delphi ward die Pythia aus den Frauen der Stadt gewählt; sie mußte sich des Umgangs mit Männern enthalten. Den Dienst im Innern des Tempels besorgten angesehene Bürger, die vermittelst des Looses bestimmt wurden.

Der hohe philosophische Geist der Griechen ließ die Gebildeten das Unhaltbare der Volksvorstellungen von religiösen Dingen mehr oder minder erkennen, und wir werden unten ein Beispiel anführen, zu welcher Klarheit und Schärfe des Urtheils einzelne Philosophen gelangten. Indeß fehlte eben diejenige Grundlage, welche allein eine sichere Bürgschaft gegen Mißbrauch der religiösen Neigungen und Gefühle gewährt: eine bessere und nähere Erforschung der gewöhnlichen Erscheinungen in der Natur. Dieser Mangel genügte, daß selbst das geschwächte Priesterthum welches bei den Hellenen bestand, in der Masse des Volkes und sogar bei den meisten Gebildeten eine unklare, mystische „heilige Scheu" und eine Menge von Aberglauben forterhalten und als selten versagendes Mittel zu jeglichem Mißbrauch benützen konnte. Diese Anschauungsweise und Gewöhnung ward absichtlich sorgsam genährt durch die lange herrschende Aristokratie, die ihren Ursprung gerne bis zu den Halbgöttern zurückführte, und welche in dem kirchlichen Glauben einen Rettungsanker für die Fortdauer ihrer Macht suchte, als die Demokratie mit dem Verlangen einer Gleichberechtigung aller Bürger an die Thore des alten Baues klopfte. So kam es auch, daß die Religion in den Tragödien des Aeschylus stets furchtbar erscheint und mystisches Grauen erweckt, dabei die Abänderung der bestehenden politischen wie kirchlichen Einrichtungen aufs Schrecklichste bedrohend, während bei dem viel mehr demokratischen Sophokles die göttlichen Dinge einen milden, heitern, humanen Charakter annehmen. Die blinde Furcht vor den Göttern hatte die Erhaltung des gefährdeten aristokratischen Regiments retten sollen.

Betrachten wir das ganze Cultuswesen der Griechen, so nehmen wir ein wunderliches Gemisch der erhabensten Ideen und zahlloser Erscheinungen des krassesten Aberglaubens und plumpsten Betruges wahr. Es grenzt an das Unbegreifliche, wenn wir sehen, wie mitunter die gebildetsten Männer voll jener oben erwähnten heiligen Scheu, vor dem Truge des Orakelwesens sich beugten; wie selbst ein Xenophon, ein Schüler des Sokrates, von solchen Gefühlen erfüllt ist gegenüber den absurdesten Einrichtungen des Priesterthums; oder wie ein Thukydides die gewöhnlichsten Erscheinungen in der Natur — z. B. Sonnenfinsternisse und Erdbeben — als göttliche Voranzeichen eines völkerverderbenden Krieges betrachtet (siehe z. B. gleich den Anfang seines herrlichen Werkes, I, 23). Von der Masse des Volks ohnehin wurden Kometen und Mondfinsternisse, ja sogar Stürme und Blitze mit Furcht und Grauen beobachtet. Die unglückliche Vorbedeutung des Donners suchte man durch Trankopfer von Wein abzuwenden; der Blitz erfuhr göttliche Anbetung; dabei sollten Zischen und Pfeifen seine ver-

derbliche Wirkungen abwenden. Bei jedem Heere hielt man Opferdeuter und Wahrsager unentbehrlich, und nur wenn die Opferzeichen günstig waren ließ man sich freiwillig in ein Treffen ein. Gewiß ist freilich, daß gar Manches nur aus politischen und persönlichen Zwecken und blos unter dem Deckmantel der Religion geschah. Aber daß diese eben dazu mißbraucht werden konnte ist das Bezeichnende. Wir würden kein treues Bild der hellenischen Zustände geben, wollten wir nicht an einer Reihe von Beispielen zeigen, was in diesen Dingen möglich war. Man weiß vom Giftbecher des Sokrates, und mag in den damaligen Verhältnissen einer tief erregten Zeit das Hauptmoment zur Erklärung finden, — es war so recht ein politischer Mord, wobei die Religion nebenher eine Rolle spielen mußte und das rücksichtslos herausfordernde Benehmen des Angeklagten seine Feinde unnöthig reizte und ihnen bei der Verfolgung zu statten kam. Aber sogleich nach dem ersten Auftreten der Philosophie finden wir sie auch im Conflicte mit „der Religion". Anaxagoras mußte seiner Lehren wegen aus Athen entfliehen; Diagoras, der die Existenz der Götter leugnete, konnte sich nur auf gleiche Weise retten, worauf die Athener einen Preis auf seinen Kopf setzten und ihm eine Schandsäule errichteten; Protagoras sah sich als Atheist aus der nämlichen Stadt verbannt, indeß man seine Bücher öffentlich verbrannte — das erste bekannte Beispiel dieser bis zur Neuzeit herab so oft zur Anwendung gebrachten Procedur; Prodikus endlich, welcher lehrte, die Menschen hätten Erscheinungen in der Natur vergöttert, entging nicht der Hinrichtung.

Die Priester, unterstützt von den Anhängern der alten weltlichen Einrichtungen, schreckten auch bei den Griechen vor keinem in ihrem Machtbereich liegenden Gewaltmittel zurück, um die alte Theologie allein herrschend zu erhalten. Auf Gottesraub war Todesstrafe und Verlust der feierlichen Leichenbestattung gesetzt, und selbst der an sich milde und humane, dabei jedoch in beschränktem Mysticismus befangene Plato hielt diese Strafe für nicht zu streng (de leg., lib. IX). In Athen soll es vorgekommen sein, daß man Bürger hinrichtete weil sie im heiligen Hain einen Strauch ausgerissen oder einen dem Aeskulap geweihten Vogel getödtet hatten; ja ein Kind sogar mußte es mit dem Leben büßen, ein dem Kranze der Artemis entfallenes Goldblatt hinweggetragen zu haben. Selbst in späterer Zeit, als die Gesetzgebung am mildesten war, wurde das Fällen eines der Athene geheiligten Baumes mit Verbannung bestraft.

Die Orakelbetrügereien bedürfen keiner besonderen Schilderung. Leute, welche auf Enthüllung dieses Truges ausgingen, wurden in Höhlen gelockt und ermordet. An verschiedenen Orten nahm der Cultus eine mit unsern Begriffen von Sittlichkeit unvereinbare Gestalt an. Auf Cypern bestand eine dem babylonischen Mylittadienst ähnliche Venusverehrung (Herod. I, 199), und zu Korinth pflegten Männer und Frauen derselben Göttin eine Anzahl Hetären zu geloben, um sich in Bedrängniß und Noth oder bei gewagten Unternehmen den

himmlischen Beistand zu sichern. Diese Hierodulen aber hatten einen Theil ihres schmählichen Erwerbs an den Tempel abzuliefern. Der Reichthum der Gotteshäuser stieg über alles Maß. In Delphi allein sollen zuletzt größere Gold- und Silberschätze aufgehäuft gewesen sein, als sich im ganzen übrigen Griechenland fanden. Natürlich erwachte dagegen eine Reaction, die sich in einem Säkularisiren jener Reichthümer äußerte. (Es gehört die in einer Professorenstube angewöhnte Anschauungsweise dazu, wenn ein Mann wie Schlosser diese immer und überall auch im modernen Europa eingetretene Lösung eines an sich unnatürlichen Verhältnisses als das entsetzlichste aller Verbrechen, als Zeichen völligen Verlustes des religiösen Gefühls, als Vergreifen am Heiligsten, als Tempelraub und wie die übrigen Kraftausdrücke lauten, zu brandmarken sich bemüht.)

So konnte es nicht fehlen daß bei der Masse des Volkes, ja in der Regel sogar bei den Gebildeten, eine Menge von Aberglauben sich erhielt. Bei Theokrit wird das Bild des Pan gepeitscht, wenn er auf den unter seinen Auspicien abgehaltenen Jagden nicht genug Wild geliefert hatte; und bei Homer sucht man die Aufmerksamkeit der Götter der Unterwelt zu erwecken durch Stampfen und Schlagen der Erde mit Händen und Füßen. Die Masse des Volks glaubte an die Kunst und Macht gewisser Weiber, den Lauf der Sonne zu hemmen, den Mond zur Erde herabzuziehen, Stürme zu erregen und zu beschwören, dann Todte in das Leben zurückbringen und Lebende in das Grab zu stürzen. Die Gesetze gestatteten den Zauberinnen die Ausübung ihrer Künste, verboten aber den Mißbrauch derselben. Ja es gab eigens von den Behörden aufgestellte Wahrsager, um die Schatten der Abgeschiedenen heraufzubeschwören und deren Ruhe zu befördern. — Man glaubte an die albernsten Vorbedeutungen. Ward auf einem Kriegszug ein Hase erblickt, so nahm man dies als Vorzeichen der Niederlage an. — Eine Mondfinsterniß soll bei dem athenischen Feldherrn Nikias und seinem Heere so gewaltige Bestürzung erregt haben, daß er seinen Truppen die Waffen niederzulegen befahl, sich und sein Heer widerstandslos dem tödtenden Schwerte des Feindes bloßstellend (so erzählt wenigstens Plutarch). — Das Niesen war eine wichtige Vorbedeutung. Themistokles bekam Glück gewünscht zum bevorstehenden Siege als Jemand ihm zur Rechten nieste. — Es nieste Jemand als Xenophon öffentlich redete, und dies war wie es scheint entscheidend, ihn zum Feldherrn zu ernennen. Ein Niesen als er seine Soldaten gegen den Feind führen wollte, galt dagegen für eine so schlimme Vorbedeutung daß man öffentliche Gebete um Abwendung des Unheils anstellte.*) — Selbst Sokrates soll von solchem Aberglauben nicht frei gewesen sein. — Begegnete Einem ein Eunuche,

*) Bemerkenswerth ist, daß sich der griechische Zuruf beim Niesen: Ζεῦ σῶσον = „Hilf Gott!“ bis heute erhalten hat, und daß auch viele wilde Völker (z. B. die Bewohner von Monomotapa, die Indianer in Florida bei der Eroberung des Landes durch die Spanier rc.) eine große Bedeutung auf das Niesen legten.

ein Mohr, ein Affe, eine Hündin mit ihren Jungen, oder lag eine Schlange auf dem Wege — so waren dies Vorbedeutungen. Als allen Unternehmungen schädlich, alle Hoffnungen niederschlagend (besonders hinsichtlich des Ertrags der Ernte) galt es, wenn man unerwartet ein Weib spinnen, oder die Spindel unverdeckt tragen sah. Ein über den Weg laufendes Wiesel genügte, eine Volksversammlung zu vertagen. Aehnlich fürchtete man sich wenn ein schwarzer Hund in das Haus lief oder wenn eine Maus einen Beutel mit Salz zerfraß. Beim Ankleiden mußte mit der rechten Seite begonnen werden. Mit vielen Wörtern ward eine abergläubische Bedeutung verbunden, und so ging es weiter in tausend Beziehungen.

Ein solcher Aberglaube mußte, selbst beim Hervortreten unter scheinbar gleichgültigen Umständen, unheilvoll wirken auf alle Verhältnisse des Lebens, und es konnte namentlich auch eine hemmende Rückwirkung auf die Wissenschaften nicht ausbleiben.*)

Wir haben oben bereits erwähnt, wie die Philosophie gleich bei ihrem ersten Hervortreten mit der „Religion" in Conflict gerieth. Die älteste philosophische Schule der Griechen, die Jonische, hatte kühn begonnen, auf Grundlage der materiellen Verhältnisse zur Erkenntniß des Wesens der Dinge voranzudringen (οἱ φυσικοί); zu ihr gehörten Thales, Anaximander, Pherekydes, bedingungsweise Anaximenes. Noch freier und kühner trat die von Xenophanes gegründete Eleatische Schule auf, der Herakleites, Parmenides, Zeno, Demokritos und Empedokles mehr oder minder angehörten. Aber wir haben an verschiedenen Beispielen schon gezeigt, wie selbst zu Athen eine rücksichtslos auftretende Philosophie nichts weniger als freie Bahn fand, vielmehr Verfolgung und Unterdrückung zu gewärtigen hatte. Es ist hier der Ort anzudeuten, wie der hohe geniale Geist der Hellenen an sich den richtigen Weg herausfand; wie er aber in Ermanglung genauerer Kenntniß der Natur durch die Macht des auf die Vorurtheile der Menge sich stützenden Priesterthums in seinen Fortschritten gehemmt und alsbald wieder zurückgeworfen werden konnte. Am gewaltigsten hatte Xenophanes die alte Anschauungsweise durchbrochen. Dieser Mann, geboren 572 vor Chr. zu Kolophon, war als seine Vaterstadt ihre Selbständigkeit verloren hatte, nach dem durch solche Flüchtlinge gegründeten Elea in Großgriechenland (Unteritalien) ausgewandert. Zeitgenosse des Anaximander und Pythagoras und mit deren Lehren bekannt, fand er dieselben, namentlich den Mysticismus

*) Es beruht auf einem vollständigen Verkennen aller wirklichen Verhältnisse, wenn Mommsen (Röm. Gesch, 1. Buch, 12. Cap.), behauptet: „seiner Religion verdankt Hellas seine ganze geistige Entwicklung." Diese Entwicklung ist vielmehr häufig genug im Gegensatz und Kampfe wider diese Religion errungen worden, obwol die letzte glücklicherweise eine Starrheit wie andere Confessionen nie zu erlangen, folglich nie in gleichem Umfange wie diese zu hemmen vermochte.

des Letztgenannten, eben so wenig befriedigend wie die sonst herrschenden Meinungen von den Göttern. Er war vielmehr der Ansicht, die gesammte Natur müsse als Ganzes zu erfassen gesucht werden; sie, die ganze Natur, sei der Gesammt-Gott. Xenophanes erklärte im Namen der Philosophie den Göttern und dem gesammten Cultus den Krieg und lehrte, es gebe nur einen Gott welcher aber nicht über, sondern in der Welt sei. „Wohin ich meinen Blick wende," läßt Timon den Xenophanes sagen, „immer wird er zurückgeführt auf das Eine, welches das Ganze ist. Dieses Ganze, nach allen Seiten auseinander gezogen, kehrt stets zu dem gleichen Wesen zurück." Aristoteles bemerkt: „Auf den ganzen Himmel blickend, lehrte Xenophanes zuerst die Einheit des Seins und nannte diese Einheit Gott." — Die menschliche Vernunft, lehrte er ferner, reiche allerdings nicht aus, die Wahrheit in ihrem vollen Umfang zu erkennen, wol aber wenigstens das Wahrere. „Auch wenn ich das Vollendetste sage, so weiß ich zugleich und weiß nicht."

Xenophanes erkannte bereits, daß die Menschen es waren, welche die Götter nach ihrem Bilde geschaffen, — nicht umgekehrt. „Den Sterblichen scheint es, daß die Götter ihre Gestalt, Kleidung und Sprache hätten. Die Neger dienen schwarzen Göttern mit stumpfen Nasen, die Thracier Göttern mit blauen Augen und rothen Haaren. Wenn aber die Ochsen und die Löwen Hände hätten, um mit den Händen zu zeichnen und Bilder herzustellen wie die Menschen, so würden sie Gestalten der Götter zeichnen wie sie selbst sind, und ihnen Leiber geben wie sie selbst haben. Die Pferde würden ihnen die Gestalt der Pferde geben, die Ochsen die der Ochsen." — Als die Eleaten den Xenophanes fragten, ob sie der Leukothea Opfer bringen und Trauerlieder singen sollten, antwortete er: „Wenn sie die Leukothea für eine Göttin hielten, so hätten sie dieselbe nicht zu beklagen; glaubten sie dagegen daß Leukothea ein Weib gewesen, so dürften sie ihr keine Opfer bringen." — Die herkömmlichen Darstellungen der Götter entrüsteten ihn. „Alles was den Menschen eine Schmach und eine Schande ist, haben Homer und Hesiod auf die Götter gehäuft. Sie schreien eine Menge heilloser Thaten der Götter aus, Stehlen, Ehebrechen und einander betrügen." — Es gibt nur einen Gott; er hat aber keine individuelle Persönlichkeit; dieser Gott „ist die Vernunft, das Denken, die Ewigkeit".

Eine solche, in wunderbarer Weise voranschreitende Lehre konnte sich aber nur behaupten wenn gleichzeitig gewaltige geistige Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaft stattfanden. Gerade hieran fehlte es. Ein blos instinctives Erfassen des Richtigen genügte nicht den herrschenden Vorurtheilen gegenüber; unerläßlich wäre gewesen eine für Jedermann unumstößlich materielle Beweisführung. Einzelne Männer ahneten bereits, was erst nach Jahrtausenden wieder auftauchte und zur Gewißheit ward (selbst die Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne ward von den Griechen erdacht, und Copernicus selbst

erzählt, wie er durch Plutarchs Ueberlieferung der Theorie des Philolaos, Herakleides und anderer hellenischer Philosophen dazu gebracht worden sei, zu versuchen, ob denn mit diesem Systeme die Anstände sich beseitigen ließen welche die Ptolemäische Lehre hervorrief). Allein es mangelte neben solchem geistvollen Ahnen und Vermuthen die unumstößliche Richtigkeit der Begründung. Damit ist erklärt, daß sowol die Theorien der Ionischen, als namentlich die klare und lichtvolle Auffassung der Eleatischen Schule nur an einzelnen Orten und vorübergehend sich behaupten konnten, und allmählig durch das, aus einem Mangel an Erkenntniß seine Stärke ziehende Halbdunkel des Mysticismus wieder verdrängt wurden.

Schon Pythagoras hatte seine philosophischen und selbst mathematischen Lehren in einen mystischen Nebel gehüllt, — wir wissen nicht, ob mehr aus Neigung oder Schwäche oder aus schlauer Berechnung. Seinen Schülern in Großgriechenland ward der Schleier, hinter dem sie ihr Wissen oder noch viel mehr ihr Nichtwissen verbargen, vielfach das Wichtigste; diente dieser Schleier doch dazu, sie mit einem Glanze, einer Art Heiligenschein zu umgeben, der um so mehr angestaunt wurde, je weniger man die Sache selbst begriff. Eine solche Gestaltung sagte namentlich auch den Gewaltherrschern im hellenischen Italien zu. Sie hegten und pflegten mit Liebe und Sorgfalt das ihrer Herrschaft nützliche System: Dionys und andere Tyrannen waren bekanntlich pythagoräische Bundesbrüder. Auch Plato trat in die Genossenschaft und ward vermittelst dieses Verhältnisses an den Hof der beide Dionyse gebracht. Er achtete nicht der Warnung, welche Sophokles in einem seiner Stücke zur Freude des athenienſischen Volks ausgesprochen: daß wer bei einem Herrscher lebe, der Sklave desselben werde, auch wenn er mit freier Gesinnung zu ihm gekommen. Der redliche aber schwärmerische Philosoph wähnte, hier praktische Politik treiben zu können: der Tyrann sollte einen Einheitsstaat der Hellenen in Italien schaffen, um deren Gesammtkraft gegen die Barbaren zu vereinigen. (Erst Einheit, dann wieder Freiheit, soweit sie zulässig erscheint, war der leitende Gedanke.) Das Gewaltherrscherthum nahm nun zwar Alles, was zur Erweiterung seiner Macht diente, mit Befriedigung und Wohlgefallen entgegen, kümmerte sich aber wenig um die sonstigen Theorien der Philosophen, und wußte diese Männer persönlich, wo sie lästig wurden, sofort für sich unschädlich zu machen. Plato wurde zwar nicht der Sklave der Unterdrücker, sah sich aber in Folge der Vereitelung seiner Hoffnungen auf ein Gebiet der Phantasien und der Träume gedrängt und gab sich mehr und mehr mystischen und unpraktischen Schwärmereien hin, ward also durch sein Verhältniß zu den Gewaltherrschern dennoch in seiner ganzen Entwicklung gestört und mißleitet. Diesem niederdrückenden Verhältniß ist es ohne Zweifel beizumessen, daß der geniale Mann kein wahres Verständniß der Demokratie niemals erlangte, und statt das wirkliche Leben seines so bildungsfähigen Volkes

zu erfassen, sich leeren Luftgebilden hingab, die auch in den fernsten Zeiten nie Fleisch und Bein erlangen werden.

Es verdient überhaupt eine besondere Beachtung, welchen Einfluß die Griechen in Italien auf das Gesammtleben der Hellenen ausübten. Die selbständigen Städte wurden Asyle kühnen Fortschritts und Brennpunkte der Kunst, wie so mancher herrlichen Entfaltung geistiger Kräfte überhaupt. Die Selbstherrscher hinwieder zogen ausgezeichnete Männer an sich zu ihrer persönlichen Verherrlichung und zur Benützung für ihre politischen Zwecke. Ebenso dienten ihnen die schönen Künste als unschädliche Mittel, einer Neigung des Volkes zu schmeicheln, und dieses abzulenken von Fragen der praktischen Politik. Dabei ward an den Sitzen dieser „Tyrannen" ganz vorzugsweise die Kunst der Sophistik entwickelt, vermittelst welcher ja Alles, somit auch der besondere Beruf solcher Herrscher und die Beglückung der Völker durch sie, dargethan werden konnte. Von hier breitete diese neue Kunst ihre schädliche Wirksamkeit nach dem eigentlichen Griechenland aus.

Da, wie schon erwähnt, die wichtigste Grundlage wahrer Philosophie, nämlich ein Eindringen in die Naturwissenschaft fehlte, so entwickelten sich allmählig Lehren auf ganz verschiedener Basis. Aristipp, der Schöpfer der Cyrenäischen, später nach Epikur benannten Schule, suchte die Weltweisheit im Genusse; Antisthenes hingegen, der Vater der Cynischen, später Stoischen Philosophie, sah in der Entwöhnung von Bedürfnissen das Höchste. Daneben bildeten sich noch die mannichfachsten Theorien aus, sämmtlich auf irgend einem an sich nicht absolut unrichtigen, aber mit unbedingter Einseitigkeit, und unter Nichtbeachtung zahlloser anderer Lebensverhältnisse gepflegten Grundgedanken.

Aristoteles war es, der für die Philosophie wieder eine neue Bahn brach. Wir haben bei diesem Manne um so mehr etwas zu verweilen, als, wie von einem Geschichtschreiber schon früher hervorgehoben wurde, höchstens mit Ausnahme der (ohnehin sämmtlich mehr oder minder mythenhaften) Religionsstifter, kein Mensch einen so gewaltigen Einfluß auf das geistige Leben unsers ganzen Geschlechts ausübte wie Aristoteles. Geboren im Jahr 384 zu Stagira als Sohn eines Leibarztes des damaligen macedonischen Königs Amyntas III., kam er mit etwa 17 Jahren nach Athen, wo er Schüler des Plato ward und gegen 20 Jahre lang dessen Unterricht und Umgang genoß. Gleichwol schlug er eine andere, eine entgegengesetzte Richtung ein. Nicht ein Schweben im Nebel des Mysticismus, sondern das Erforschen und Klarstellen der Wirklichkeit galt ihm am höchsten. Darum strebte er auch weniger nach phantastischer Ausbildung von Idealen, als nach richtigem Erfassen und einem praktischen Benützen der wirklichen, der natürlichen Verhältnisse. Selbst der Weg zur Erreichung des vorgesteckten Zieles ward von ihm gewechselt; er schuf eine neue Methode. Während man bis dahin meistens erst Theorien erdacht, dann von den vorhandenen

Erfahrungen die für den besonderen Zweck gerade dienenden herausgesucht oder den Lehrsätzen angepaßt hatte, strebte Aristoteles vor Allem nach unbefangener Ermittlung der Thatsachen, dann ordnete und classificirte er sie, und erst hierauf zog er seine Schlüsse. Auf richtiges Erkennen der Natur war sein vorzüglichstes Streben gerichtet. Hatte er sich schon dadurch eine viel höhere Stellung als die Mehrzahl seiner Vorgänger gesichert, so kam hierzu eine Allseitigkeit, eine Universalität und eine Geistesschärfe, wie diese Eigenschaften zusammen schwerlich bei irgend einem anderen Menschen sich nachweisen lassen. Es ist wol selbstverständlich, daß nicht jede Anschauung und jede Behauptung des genialen Mannes in der Folge absolut richtig befunden ward; gleichwol grenzt es an das Unglaubliche, daß ein einzelner Mensch auf so unendlich vielen und mannichfachen Gebieten als wahrhaft gründlicher Forscher und Bahnbrecher sich im Ganzen so trefflich bewähren konnte. Kein Wunder, daß die Lehre des Stagiriten (die peripatetische Schule) eine größere Verbreitung als der Platonismus erlangte. Ja seine Auffassungsweise war dermaßen universell, daß er, der Heide, gleichsam das ganze Mittelalter hindurch, sowol über die Schranken des Islam als des damaligen starr bornirten Christenthums hinüber, als höchste weltliche Autorität in geistigen (freilich nicht geistlichen) Fragen unbedingte Anerkennung fand, dabei aber leider meistens in der albernsten Weise mißbraucht ward.

Aristoteles, der nach Plato's Tod einige Jahre bei dem ihm befreundeten Beherrscher von Atarnä und in andern kleinasiatischen Städten gelebt hatte, ward im 41. Altersjahre durch den König Philipp von Macedonien als Erzieher seines Sohnes Alexander berufen. So verbrachte er nun mehrere Jahre am macedonischen Hofe. Ermöglicht wurde dies dadurch, daß seine Lehre in der Politik, wenn auch keineswegs schmeichlerisch-kriechend, gleichwol dem Principe des Monarchismus zugeneigt war. Das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler scheint ein gutes, wenn auch nicht gerade ein inniges gewesen zu sein. Alexander, selbst von Wissenstrieb erfüllt und überdies bestrebt als Förderer der Wissenschaft zu gelten, unterstützte in der Folge die naturwissenschaftlichen Forschungen des Aristoteles in großartiger und mächtig förderndet Weise; auf die eigenen Handlungen des Herrschers konnte aber der Philosoph, so viel uns bekannt, einen unmittelbaren Einfluß nicht ausüben.

Im Alter von etwa 50 Jahren erscheint Aristoteles wieder zu Athen. Wie früher Plato in der Akademie, so lehrte er nun unter den Schattengängen des Lykaion (Lyceum), und zwar des Morgens für schon vorgebildete, eingeweihtere Schüler (Esoteriker) in streng wissenschaftlicher, des Nachmittags in allgemein faßlicher Form (für Exoteriker). So verbrachte er hier aufs Neue 13 Jahre. Allein der religiöse Bigottismus, der leider, wie wir gesehen, zu Athen nie völlig überwunden ward, erwachte aufs Neue; Fanatiker erhoben eine Anklage gegen den Philosophen wegen irreligiöser Lehren, und der hochverdiente bejahrte Mann

sah sich genöthigt, die Stadt zu verlassen. Er wendete sich nach dem nahen Chalkis, und starb bald darauf, im J. 322, somit noch Augenzeuge der Verwirrung und des Elends, welche die Herrschaft seines Schülers, des genialen Autokrators, selbst noch über dessen Lebensdauer hinaus, in der Welt forterhielt.

(Sonstige Entfaltung des geistigen Lebens.) Am frühesten gelangte die Poesie zu herrlichster Blüthe. Von Homer haben wir oben bereits geredet. Des ausgezeichnetsten lyrischen Dichters, des Thebaners Pindar, der zur Zeit der Perserkriege lebte, müssen wir auch noch ausdrücklich gedenken, wenngleich es unsere Aufgabe nicht sein kann, bloße Namensverzeichnisse hervorragender Männer aufzustellen. Gewaltig war die Entfaltung der dramatischen Poesie, und sie verdient um so sorgsamere Beachtung, als das Theater in einer ungewöhnlichen Weise auf das gesammte öffentliche Leben, das Gemeinwesen und alle seine Verhältnisse einwirkte. Auf Kosten des Staats (zu Athen eigentlich auf Kosten der Reichen, und zwar der Reihe nach) unterhalten, ersetzte dasselbe so viel möglich unsere Presse. „Was die öffentliche Aufmerksamkeit erregte," so ungefähr bemerkt Heeren, „gleichviel ob Personen oder Sachen, mußte gewärtig sein auf das Theater gezogen zu werden. Selbst der beliebteste Demagoge in der Fülle seiner Macht entging diesem Schicksale nicht; ja das athenienſische Volk hatte die Freude, sich personificirt dargestellt zu sehen und über sich selbst zu lachen, und es krönte den Dichter dafür." Nach einander — bei einer Altersverschiedenheit von höchstens 45 Jahren — dichteten die drei ausgezeichneten Tragiker Aeschylus, Sophokles und Euripides ihre wundervollen Werke; jeder wahrhaft genial, jeder dabei den politischen Geist seiner Zeit bezeichnend. Dann kam der die Komödie beherrschende Aristophanes. — Die Freiheit der Bühne wurzelte so fest im Wesen des ganzen Volkes, daß selbst die von den Spartanern eingesetzten Dreißig Tyrannen zu Athen sich auf dem Theater verspotten lassen mußten, und daß sie ein weiteres Einschreiten gegen den Dichter als mit einem bloßen Verweise, nicht wagten, und selbst dies nur unter dem Vorwand, er habe die einheimischen Einrichtungen vor den der Dionysiaken wegen anwesenden Fremden verspottet, worauf der Verfasser, sobald kein Fest die Ausländer zu Athen versammelt hatte, sich bitter und ungestraft rächte.

Aber auch die andern Feste und Spiele, welche, wie namentlich jene die zu Olympia, Delphi, Korinth (dem Isthmus) u. s. f. gleichsam ganz Griechenland zu vereinigen pflegten, dienten nicht blos einer Entfaltung der Körperkraft, sondern nicht minder geistigen Genüssen. Mochte, wer im Ringkampf den Siegerpreis davon trug, hochgeehrt werden; auch der Sänger, der Musiker, der Dichter, ja selbst der Geschichtschreiber welcher sein Werk den Landsleuten vorlas, erfreute sich der wolverdienten glänzenden, in ganz Hellas freudig gezollten Anerkennung. Das ganze Sein der Hellenen gründete sich auf das öffentliche Leben. Mit Ausnahme einiger Dorischen Stämme machte sich allenthalben das

rege Streben nach harmonischer Vereinigung des Schönen und Guten, des καλόν καὶ ἀγαθόν geltend.

Die Redekunst erlangte eine besondere Bedeutung im öffentlichen Leben. Wer eine hervorragende Stelle unter seinen Mitgliedern einnehmen wollte, mußte selbstverständlich vertraut sein mit sämmtlichen Zweigen dessen, was die Staatswissenschaft jener Zeit bildete. Er mußte aber auch die Fähigkeit besitzen, in freiem lebendigem Vortrag seine Gedanken zu entwickeln und zu vertheidigen. Lange blieb die Redekunst naturwüchsig; selbst noch Lysias sah mehr auf den Inhalt als die Form. Isokrates war es, der zuerst auch die Form zur Geltung brachte; nach ihm Isäus, dann aber glänzte Demosthenes, der berühmteste Redner des ganzen Alterthums (geb. 385 v. Chr., tödtete sich selbst im 63. Altersjahre); neben ihm behauptete sein Gegner Aeschines den zweiten Rang. Es ist bezeichnend, daß die berühmten Redner der Griechen mit wenigen Ausnahmen sämmtlich Attika angehörten.

Der philosophische Geist des Hippokrates war es, der, so viel bekannt, zuerst die Heilkunde auf eine wissenschaftliche Grundlage brachte, weßwegen dieser Mann mit Recht noch heute gleichsam als Vater dieser Wissenschaft gefeiert wird.

Allein auf diesen Gebieten bildete der Mangel größerer Fortschritte in der Naturwissenschaft immer wieder ein unübersteigbares Hinderniß. Konnte man doch z. B. (nachdem die Aegypter schon Jahrtausende zuvor den Thierkreis von Denderah hergestellt) nicht einmal zu einem sichern Kalender gelangen. Bald rechnete man nach Mond- bald nach Sonnemonaten; in den verschiedenen Cyclen schaltete man theils mehr theils weniger Tage oder selbst Monate ein. Die Kalender von Attika, Böotien, Kleinasien und Macedonien wichen stark von einander ab. Zwei Jahrhunderte lang arbeiteten die griechischen Astronomen an Lösung des Problems, die öffentlichen Feste immer zur gleichen Jahreszeit und in den von den Orakeln und Gesetzen bestimmten Perioden feiern zu können. Die Olympiaden, d. h. die alle vier Jahre zu Olympia gefeierten Nationalfeste, deren Feier vom Jahre 776 an vor unserer Zeitrechnung, regelmäßig stattfand, dienen uns zwar als chronologische Anhaltspunkte; die älteren griechischen Geschichtschreiber bis Xenophon rechneten aber noch nicht darnach. *) Selbst über ziemlich leicht zu ermittelnde natürliche Verhältnisse gelangte man nicht zur Klarheit. Auf dem, nur wenig über 5000 Fuß hohen Berge Athos sollte die Sonne um drei Stunden früher aufgehen als auf der Ebene. Aehnliche Irrthümer waren in zahllosen Dingen verbreitet.

---

*) Erläuternd sei bemerkt: da die Olympiade einen Zeitraum von vier Jahren umschloß, so sagt man: im 1.—4. Jahre der so vielten Olympiade; — z. B. Ol. VI, 3, d. h. im 3. Jahre der VI. Ol. soll die Gründung Roms stattgefunden haben.



Ein wesentliches Hinderniß der Entwicklung bildete der Mangel an Büchersammlungen, und natürlich auch der hohe Preis der Abschriften. Ungeachtet seiner Verbindungen mit Italien, vermochte Plato nur mit Mühe einige philosophische Abhandlungen dorther sich zu verschaffen; für eine Schrift des Philolaos mußte er 100 Minen (nach unserm Geld etwa 2400 Thlr.) bezahlen.

(Entwicklung der Kunst.) Unübertroffen, ja in vielen Beziehungen unerreicht sind die Griechen auf dem Gebiet der Schönen Künste; — hier bilden sie mit Recht den Gegenstand der Bewunderung aller späteren Nationen. In wirklich meisterhafter Weise verstanden sie es, die Natur zu erfassen, und ihre Werke werden, insbesondere was Ebenmaß betrifft, für alle Zukunft Muster bleiben. Dabei war die Menge der Kunstwerke eine ganz außerordentliche. Zu Olympia allein standen (nach Plinius) gegen 3000 Bildsäulen; zu Athen und Delphi wol kaum weniger. Nach Winkelmann's Zusammenstellung spricht Pausanias in seiner Beschreibung Griechenlands von mehr als 20,000 Statuen. Geehrt und ausgezeichnet ward der wirkliche Künstler, und reicher Lohn wurde ihm nicht minder zu Theil. Die hervorragendsten Staatsmänner begnügten sich nicht, Gnadenspender Derjenigen zu sein, welche auf dem Gebiete der Kunst Tüchtiges leisteten. So wissen wir z. B., daß Perikles in naher Freundschaft zu Phidias stand, und nicht minder kennt man die hohe Achtung solcher Männer beim ganzen Volke.

Man hat in unsern Geschichtsbüchern den Leistungen der Griechen auf dem Gebiete der Kunst eine nähere Besprechung nicht ebenso zu Theil werden lassen, wie in andern Beziehungen (wie es z. B. seit Schlosser hinsichtlich der Literatur zu geschehen pflegt). Mit Unrecht. Die Kunst war den Hellenen nicht etwa blos ein Gegenstand des Spiels oder der angenehmen Unterhaltung; sie bildete vielmehr einen Bestandtheil des ganzen Lebens und Seins der Nation; durchzog und erfüllte einen sehr wesentlichen Theil dieses Lebens, und äußerte ihre Rückwirkungen in den meisten Verhältnissen und Zuständen des Einzelnen wie des ganzen Gemeinwesens. Da sonach die Kunst mit dem gesammten Hellenenthume innig verbunden war, so wurde sie auch überall gepflegt und zur Entwicklung gebracht wo immer Griechen sich ansiedelten, nicht nur im eigentlichen Hellas, sondern ebenso in Kleinasien, in Großgriechenland, auf Sicilien und der afrikanischen Küste. Selbst die Gewaltherrscher, welche da und dort sich aufwarfen, erkannten das Bedürfniß sorgsamer Pflege der Kunst, und machten es sich zur Angelegenheit, daß unter ihrer Aegide darin möglichst Ausgezeichnetes geleistet werde. Die Kunst bildet sonach eine der wesentlichsten Erscheinungen im Leben dieses Volkes und verdient schon deßhalb volle Berücksichtigung.

Ueberblicken wir die verschiedenen Zweige, so erfüllt uns auch in dieser Hinsicht ein wahres Staunen, ebensowol über die wunderbare Raschheit der Entwicklung von rohen Anfängen an, als über den Grad der Ausbildung bis zur

höchsten Vollkommenheit. Zeiträume, weitaus kleiner als jene, welche die in ausgedehnten Ländern wohnenden zahlreichen Völker des christlich-germanischen Mittelalters geradezu verträumten, oder welche sie mit den albernsten scholastischen Streitigkeiten ausfüllten, etwa gewürzt durch Ketzer- oder Hexenverbrennungen, — viel kleinere Zeiträume, sagen wir, genügten in Hellas, gemeinsam und gleichen Schritts mit der gesammten übrigen Cultur, eine Kunstwelt zu schaffen wie die ganze Geschichte eine zweite nicht kennt.

Es verdient erwähnt zu werden, daß die erste Entwicklung der Kunst bei den Doriern wahrnehmbar ist; auf Samos, Aegina, Sicilien; erst später blühete sie bei den Joniern in Kleinasien empor; hierauf am herrlichsten zu Athen.

Blicken wir zunächst auf die Bauten. Die noch erhaltenen Mauerreste von Tirinthos geben ein Bild, aus welchen Anfängen die hellenische Baukunst sich herausarbeiten mußte: Steine und Felsstücke von colossaler Größe sind regellos und wirr über einander gelagert; ein Kennzeichen der Stärke, aber auch des Mangels jeder Kunst. Man hat dieses Werk, in treffender, wenn auch nur bildlicher Bezeichnung, eine Kyklopenmauer genannt; sie paßt zu solchen mythischen Ungethümen. Jetzt bezeichnet man dasselbe meist als Pelasgischen Ursprungs, — als ein Ueberrest aus der Periode der dafür angenommenen Ureinwohner von Hellas. — Noch ziemlich übereinstimmend mit diesem Werke, wenngleich einen Anfang von Fortbildung bekundend, sind die ältesten uns bekannten Thore, wie das s. g. Löwenthor von Mykenä: die Mauersteine finden sich zwar behauen und geordnet, das Thor selbst aber besteht aus nichts Anderem als zwei großen, etwas schräg empor gestellten Steinen, über welche ein noch größeres Felsstück quer herüber gelegt ist; darüber dann ein anderer Stein mit dem roh gearbeiteten Bilde zweier Löwen. Betrachtet man diese Ueberreste, so läßt sich die Möglichkeit kaum begreifen, wie das nämliche Volk im Stande war, voran zu dringen bis zu den wundervollen Schöpfungen des Parthenon, der Propyläen, des Erechtheums und so vieler anderer Bauten, welche sich würdig an die genannten anreiheten, — also bis zu den herrlichen Werken eines Iktinos, Kallikrates und sonstiger Meister. — Man hat die rein technischen Schwierigkeiten welche die Griechen dabei überwinden mußten wol kaum jemals im vollen Umfange mit in Anschlag gebracht. Damals kannte man noch nicht den Gewölbebau. Auf ganz geringe Entfernungen bedurfte man immer wieder besonderer Träger oder Stützmauern, auf welche große Steinplatten flach gelegt wurden. Auch nachdem man zum Ueberkragen der einen Steinschicht über die andere, tiefer gelagerte, gekommen war, ließen sich die Stützen doch nicht entbehren. Statt ganzer Mauern bediente man sich der Säulen. Sie waren kein bloßer Zierrath, wofür man sie heute gewöhnlich ansieht, sondern Bedürfniß. Allein wie ward dieses bloße Mittel zu einem rein technischen Zwecke geistig erfaßt, ausgebildet,

veredelt! Der steinerne Träger einer Deckplatte ward zur schönen Säule, — zur kräftigen, einfachen dorischen; der schlanken, kunstvoll weiter gebildeten und reichen ionischen; endlich zur prachtvollen korinthischen.

Die s. g. Pelasgischen Bauten, deren wir vorhin gedachten, reichen wol um ein Jahrtausend über den Beginn unserer Zeitrechnung hinaus. Den ersten Anstoß zur Umwandlung gab später der kräftige Dorische Stamm. Wenn auch die noch viel bildsameren und schwungvolleren Jonier in der Folge vielfach einen entschiedenen höheren Standpunkt erlangten, so dürfen doch die Leistungen der Dorier nicht unterschätzt werden.

Bei den an stieres phantastisches Hinbrüten über die Verworfenheit dieser und die Glückseligkeit einer unbekannten andern Welt, sorgsam gewöhnten Hindus, finden wir die auf Bauten verwendeten Körper- und Geistesanstrengungen zunächst nur an Tempelerrichtung für grauenhaft und barbarisch erfaßte Götter vergeudet. In dem Reiche der Perser und in anderen Despotien beschränkt sich die architektonische Kunst auf Herstellung von Palästen für Diejenigen, an deren Wink Leben oder Tod hing. Die Aegypter hatten ihre Tempel und Pyramiden. Unter allen älteren Völkern sehen wir nur bei den Griechen den erfindungsreichen Sinn bemüht, die Bau- wie jede andere Kunst für sämmtliche Zweige des Lebens auszubilden; für den Cultus (einen Cultus, der die Götter wenigstens zu humanisiren suchte), für den bürgerlichen Verkehr, die gemeinsamen Feste und Spiele, wie für das stillere Walten im Innern des Hauses und der Familie. So diente die Baukunst zugleich den materiellen Bedürfnissen und den ideellen Strebungen des Volkes. Es ist unzweifelhaft richtig, wenn ein neuerer Kunsthistoriker bemerkt: „Wurden wir im Orient stets an den unklaren Ausdruck sklavischer Gesinnung, starren Formelwesens und düsterer Religionsanschauungen erinnert, so tritt hier die hohe Anmuth eines freien Bewußtseins, das selbständige Gefühl menschlicher Würde, die heitere Sinnlichkeit eines edleren Cultus in der Gesammtform der marmorstralenden Tempel entgegen." (Lübke.) Aber, und dies muß wesentlich erinnert werden, die Tempel waren gleichwol nicht die einzigen Bauwerke; in ihnen erschöpfte sich nicht die Kunst. Es führt daher zu einem Irrthum, wenn der genannte Schriftsteller weiter betont, nur am Tempel habe sich die Kunstform der Architektur entwickelt. Wir sehen deren Entfaltung auch an Thoren, dem den wichtigsten Versammlungspunkt bildenden Markte (Agora), den Stoen, Palästren und Gymnasien, Hippodromen und Theatern, Mausoleen und Kenotaphien. Dabei waren die Tempel nicht einfache Bethäuser, sie dienten vielmehr dem höhern Zweck eines freien, kühn und groß sich entfaltenden Volksthums. Als besondere Zierde auch der religiösen Feste galt nicht die Zerknirschung, das Niederwerfen in den Staub oder ein sich selbst für unwürdig und verworfen Erklären; als höchste Zierde auch des Cultus galten im Gegentheil die öffentlichen Spiele und Wettkämpfe, die Entfaltung der körperlichen und der

geistigen Kraft. Nicht etwa blos durch demüthiges Gebet, auch durch öffentliches Spiel mit Lauf und Sprung, mit Speer und Diskoswerfen, mit Ring- und Faustkampf wurden die Götter geehrt. Auf dem Tanzplatze des Theaters, und zwar in dessen Mitte, befand sich der Altar des Gottes dem die Feier galt, gewöhnlich des Dionysos (Bakchus). Es erscheint dies um so natürlicher, da die dramatischen Dichtungen ursprünglich zur Verherrlichung der Dionysosfeste verfaßt waren, und das Theater gerade diesen Festen dienen sollte. So wissen wir denn auch, daß das erste aus Stein ausgeführte und mit einem eigenen Bühnengebäude ausgestattete Theater, das am Südabhange der Akropolis von Athen, eigens dem genannten Gotte geweiht war. Will man also alle Kunstbauten, so viel überhaupt möglich, auf den Cultus zurückführen, so wird man jedenfalls zugeben müssen, daß dieser Cultus selbst etwas ganz Anderes war und eine ganz andere Bedeutung hatte, als was heute unter dem nämlichen Ausdruck verstanden und begriffen wird. Schwerlich dürfte heute Jemand auf Anerkennung und Förderung von theologischer Seite zu hoffen berechtigt sein, wenn er zur Verherrlichung des Gottesdienstes nicht blos Gebet und Gesang, sondern auch Faust- und Ringkämpfe empfehlen wollte; und die Aufstellung eines wirklichen Altars auf der Mitte der Bühne oder im Tanzsaal entginge sicherlich nicht der Beschuldigung eines Verspottens göttlicher Dinge. Das Thema von Entwicklung der griechischen Kunst durch die „Religion" bedarf somit jedenfalls einer eigenthümlichen Erläuterung oder auch Beschränkung; und es ist dabei unbestritten, daß die altgriechische Religion ihre eigene Befreiung von manchen Barbareien, ihre Veredlung und Humanisirung, zum nicht geringsten Theile — gerade der Kunst verdankt. Es ist daher unzulässig, den Aufschwung der Letzten blos für einen Ausfluß der Ersten auszugeben; man könnte ebensogut den Satz umkehren.

Vor Allen hervorragend sind die Leistungen der Griechen in der Skulptur. Die vergleichsweise wenigen Stücke ihrer Meisterwerke, welche ohne wesentliche Beschädigung auf uns gekommen sind, und schon die Trümmer einer Anzahl anderer genügen, die Ueberzeugung zu begründen, daß kein sonstiges Volk der Welt hierin das Gleiche geleistet hat. Vergleichen wir in einer Sammlung (z. B. der Münchener Glyptothek) die besten Werke der Alten mit den vorzüglichsten der Neueren (z. B. die dem Phidias, Skopas oder Praxiteles beigemessenen, mit denen eines Canova, Thorwaldsen, Rauch oder Schadow), so wird vielleicht bei einer ersten oberflächlichen Betrachtung die Gefälligkeit der Neueren bestechen, bei näherer Prüfung aber werden sie entschieden in den Hintergrund treten. Schon auf guten Photographien muß durch den Schattenwurf der Unterschied auffallen zwischen den glatten, runden, wenig oder nichts sagenden Gestalten der Modernen, und den jeden Knochen, jede Muskel und Ader trefflich bezeichnenden Werken der Griechen. Dieser technischen Durchführung entspricht aber auch die ganze Auffassung an Großartigkeit und Genialität. (Das dem Phidias bei-

gemessene, unter dem Namen der Leukothea bekannte Bild könnte unbedingt als Madonna verehrt werden; aber welcher Unterschied schon zwischen dem die Keime der Kraft und des Bewußtseins eines jungen Gottes in sich tragenden kleinen Bakchos und der Initiativlosigkeit aller derartigen Darstellungen des Jesuskindes!)

Die ältesten bekannten Denkmäler stammen nicht aus dem eigentlichen Griechenland, sondern aus dem hellenischen Sicilien, namentlich Selinunt; sie sind kräftig aber entschieden roh und schwerfällig. Zwei wol nicht viel jüngere Apollostatuen von der Insel Thera und aus der Gegend von Korinth beurkunden einen großen Fortschritt, sie geben schlanke, wohlgeformte Körper, dagegen entspricht der Gesichtsausdruck auch nicht den mäßigsten Anforderungen. Viel weiter entwickelt, künstlerisch bedeutend bereits, sind die, wahrscheinlich um die Zeit des Beginnes der Perserkriege ausgeführten Marmorstatuen vom Athenetempel zu Aegina (dermalen zu München aufbewahrt); die Körper erscheinen trefflich ausgeführt, die Gesichter dagegen leiden noch durchgehends an der eben gerügten Unvollkommenheit.

In oder kurz nach der angegebenen Zeit (wahrscheinlich zwischen 515 und 455 vor unserer Zeitrechnung) lebte zu Argos der bedeutende Künstler Ageladés, berühmt durch seine Erzbilder von Göttern und olympischen Siegern, berühmter aber noch als Lehrer der größten Bildhauer die es überhaupt gab, des Phidias, Myron und Polyklet. Des Phidias Ruhm insbesondere überstralte den jedes Andern. Leider besitzen wir von seinen beiden am meisten bewunderten Werken keine anderen Darstellungen als die auf Münzen erhaltenen, an sich natürlich höchst ungenügenden Abbildungen. Es handelt sich vor Allem um die Colossalstatue des Zeus von Olympia, gefertigt aus Gold, Elfenbein, Edelsteinen und anderen kostbaren Materialien. Der Gott, thronend auf seinem Herrschersitze und umgeben von herrlichen Gemälden und reichstem Schmuck anderer Art, hatte, obwol sitzend, eine Höhe von 40 Fuß, und bildete die Bewunderung von ganz Hellas, die ausgezeichnetste plastische Schöpfung der Welt, das Werk des vollkommen gereiften Künstlers. — Die zweite, obwol früher geschaffene Statue, war eine wol 70 Fuß hohe, sonach weithin das Land überragende Erzbüste der Pallas Promachos auf der Akropolis zu Athen. — Dagegen ermangeln wir jedes Bildes der im J. 437 v. Chr. vollendeten pracht- und kunstvollen Athene des Parthenon. Noch jetzt erhalten sind dagegen Marmorbilder vom Fries und Metopen vom Parthenon, die durch ihre unvergleichbare Vollendung keinen Zweifel lassen, daß sie wirklich Werke des Phidias selbst sind (die vom Lord Elgin aus Athen nach London gebrachten und im Britischen Museum aufbewahrten Marmorbilder). Des Phidias Göttergestalten — namentlich Zeus, Athene, Aphrodite, — zwar als von vollendeter Schönheit geschildert, wurden doch noch viel mehr wegen des Ausdrucks geistiger Hoheit, göttlicher Erhabenheit bewundert.

Phidias war Athener von Geburt und seinem gewöhnlichen Aufenthalte nach, wie auch in Uebereinstimmung mit seinem Verhältnisse zu Perikles. Ueberhaupt nahm in dieser Zeit die plastische Schule von Athen die erste Stelle ein. Auch Myron, ausgezeichnet durch die wundervolle Natürlichkeit seiner Werke, obwol zu Eleutherä in Böotien geboren, lebte gleichfalls zu Athen. Daneben gründete jedoch der durch seine Durchbildung besonders hervorragende und in Darstellung jugendlich schöner und kräftiger Körper als unübertroffen geschilderte Polyklet eine neue Bildhauerschule zu Argos. Sein berühmtestes Werk war die mit den Colossalbildern des Phidias wetteifernde Statue der Hera, ähnlich jenen an Größe, Schönheit und Pracht der Ausführung. — Noch ist aus dieser Periode Kallimachos, der Erfinder des korinthischen Säulenkapitäls zu erwähnen.

Die nächstfolgende Periode (etwa Mitte des vierten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung) weist eine neue Attische Schule auf, als deren hervorragendste Künstler Skopas aus Paros und Praxiteles erscheinen, von denen der Erste ganz besonders durch den Ausdruck tiefer, seelenvoller Begeisterung wirkte, während der Andere, in Athen geboren doch vorzugsweise in Kleinasien schaffend, durch Zartheit seiner Gestalten sowie durch Vielseitigkeit und reiche Phantasie hervorragte. Unentschieden ist, ob die, selbst in den vorhandenen Nachbildungen mit Recht bewunderte Niobidengruppe von dem Einem oder dem Andern der beiden letztgenannten Künstler herrührt. Auch Euphranor aus Korinth, in Athen lebend, darf hier nicht übergangen werden.

Neben dieser jüngeren Athenischen, gab es eine Argivisch-Sikyonische Schule, vertreten hauptsächlich durch Lysippos aus Sikyon, ausgezeichnet durch Darstellung gewaltiger Manneskraft, wie z. B. der Thaten eines Herakles.

Damit sind wir bei der Periode des Macedonischen Alexander angelangt. Wir könnten die Werke aus dieser Zeit gleichfalls hier besprechen, insofern sie nur Früchte des hellenischen Geistes waren. Allein das, wenn auch der Kunst noch so sehr gewogene Selbstherrscherthum, äußerte doch zu mächtig seinen Einfluß gerade auch auf diesem Gebiete. Die Gunst eines Alleinherrschers ermangelte der Wirkung nach des erhebenden Geistes der Freiheit. Die Kunst, namentlich in der Plastik, war vorhanden (das Selbstherrscherthum hätte andernfalls schwerlich vermocht sie in's Leben zu rufen); die Unterstützung und Förderung durch einen Autokraten, mochte er auch das seltene Genie Alexanders besitzen, konnte zwar eine Ausbreitung der Kunst dem Raume nach, aber nicht eine geistige Fortentwicklung herbeiführen; gewonnen ward an äußerem Gebiet, verloren an Selbständigkeit und Intensität. Selbst in dem später wieder frei gewordenen Griechenland ließ sich die Rückwirkung nicht mehr beseitigen. Wir werden darum erst in der den Macedoniern gewidmeten Abtheilung von den späteren Werken der griechischen Plastik reden.

Nicht so früh wie die übrigen Künste entwickelte sich die Malerei. Ueber ihre Bedeutung im Einzelnen läßt sich kaum ein bestimmtes Urtheil aussprechen, da wir die Hauptwerke nicht einmal durch Nachbildungen kennen. Die Bewunderung aber, mit welcher die so kunstsinnigen Hellenen von denselben redeten, lassen keinen Zweifel über die Schönheit und die Vollendung auch dieser Schöpfungen.

Als der erste wirklich hervorragende Maler von dem wir wissen, erscheint Polygnot, gebürtig auf der Insel Thasos, wahrscheinlich um das Jahr 462 durch Kimon nach Athen berufen, wo er die öffentliche Halle Poikile mit Fresken ausmalte, unter denen die Marathonische Schlacht mit dem hervorragenden Bilde des Miltiades, dann die Trojanerkämpfe. Indeß waren es bloße Umrißzeichnungen, nur in vier Farben ausgeführt, ohne Schatten und Perspective, gleichwol, wie es scheint, in einer das angehende Meisterthum bekundenden Weise.

Die durch den Peloponnesischen Krieg herbeigeführte Erschöpfung Athens lähmte die Malerei in dieser Stadt. Die Kunst aber entwickelte sich dennoch weiter, besonders als Ionische Schule, in Kleinasien, vorzugsweise zu Ephesus. Hier wirkten Zeuxis (wahrscheinlich aus Großgriechenland) und Parrhasios (geborener Ephesier). Die Tafelmalerei trat gegen die Fresken in den Vordergrund; die Ausbildung schritt mächtig voran. Daneben erhob sich die Schule von Sikyon, der man besonders die Kunst der Verkürzungen und dann die enkaustische Technik verdankt haben soll.

Die Vorzüge dieser beiden Schulen scheint Apelles, wahrscheinlich aus Kolophon, in seinen Leistungen vereinigt zu haben. Maßvolle Harmonie, Zartheit des Colorits, feinste Beobachtung der Formen und seelenvolles Auffassen des Gegenstandes werden an seinen Werken vor Allen gerühmt. Seine berühmtesten Bilder waren das der Aphrodite und das Portrait Alexanders von Macedonien, der sich von keinem andern Meister malen ließ. — Um die nämliche Zeit wirkte, sogar wetteifernd mit Apelles, Protogenes auf Rhodos, und ebenso besaß Pästum in Großgriechenland hervorragende Künstler, von deren Werken noch einige Ueberreste in dortigen Grabkammern erhalten sind. — Beiläufig in derselben Epoche ward die, zu alltäglicheren Gegenständen sich herablassende Genremalerei stark cultivirt.

Wir haben die Hauptzweige der bildenden Künste betrachtet; allein irren würde man, wollte angenommen werden der Kunstsinn der Hellenen habe sich hierauf beschränkt. Er dehnte sich vielmehr über alle Gegenstände des Lebens aus. Wir dürfen hier nur der Mosaike, der Vasen mit ihren Malereien, der Münzen und der geschnittenen Steine, Gemmen und Cameen gedenken.

Die Musik fand gleichfalls eifrige Pflege und Ausbildung; zu ihren Bestandtheilen wurden namentlich Poesie und Tanz gerechnet. Die Tonkunst insbesondere galt als geistig-ethisches Bildungsmittel. Bei den Spartanern freilich

erfolgte der Versuch, auch diese Kunst in den althergebrachten Formen gebannt zu halten. Dem Meister Timotheos wurden wegen der Buntheit, Weichlichkeit und Unanständigkeit seines Spiels und seiner Gesänge, und der dadurch drohenden Jugendverführung, zufolge eines Beschlusses des Königs und der Ephoren, vier Saiten von den elf seiner Lyra hinweggenommen. Doch dieses Beispiel steht vereinzelt. Schon die Mythen von Orpheus und Arion beweisen die allgemeine und hohe Verehrung der Musik bei den Griechen.

(Besondere Verhältnisse des bürgerlichen Lebens.) In der schönsten Zeit des alten Hellenenthums war jeder Bürger zur Vaterlandsvertheidigung verpflichtet. Die glorreichen Siege von Marathon, Salamis und Platäa — sie wurden nicht durch stehende Truppen, sondern durch die überall organisirten Milizen erkämpft. Zu Athen währte die Zeit der Dienstpflichtigkeit vom 18. bis zum 58., zu Sparta vom 20. zum 60. Altersjahre, wobei in Lakonien auch die noch Aelteren als eine Art Landsturm zur unmittelbaren Vertheidigung der Heimath aufgeboten werden konnten. In dieser Einrichtung liegt die Lösung des Räthsels, daß die kleinen griechischen Gemeinwesen im Stande waren, so bedeutende Kämpfe zu führen. Lange Zeit galt es sogar als Bürgerpflicht, nicht nur im Heere zu dienen, sondern auch für den eigenen Unterhalt selbst zu sorgen. Erst seit Perikles ward bei den Athenern eine geringe Löhnung gewährt: 2 bis 4 Obolen des Tages; der Oberanführer erhielt nicht mehr als das Vierfache des gemeinen Reiters, gleich dem Achtfachen des Fußgängers. — Der steigende Reichthum, vor Allen aber das unheilvolle Streben nach Hegemonie, führte allmählig auch zur Aufstellung von Miethsoldaten. Indem die Athener es übernahmen, gegen Geldzahlung der Bundesgenossen das Truppencontingent für dieselben zu stellen, mußten sie suchen, die Zahl ihrer eigenen Waffenfähigen durch Heranziehen junger Männer von auswärts zu vergrößern. Das Söldnerwesen riß ein, und insbesondere ließen sich Spartaner für fremde Zwecke anwerben. Selbst Xenophon — Athener von Geburt, Spartaner von Gesinnung — fand nichts Anstößiges darin, in persischen Söldlingsdienst zu treten. Der Uebergang zum stehenden Heerwesen war schon damit gebildet. Die Menge der Miethsoldaten war dann zur Zeit des Peloponnesischen Krieges bei den Athern bereits so groß, und zwar selbst bei der Marine, daß eine Wendung im Lauf der Ereignisse herbeigeführt wurde, als die Perser den Spartanern die Mittel verschafften, den Sold der Seeleute bedeutend zu erhöhen, worauf eine Menge athenienfischer Matrosen zu den Spartanern überging. Nur in dieser Weise vermochten die Letzten auf dem Meere sich zu behaupten.

Da wir hier vom Kriegswesen reden, so mögen zugleich einige Bemerkungen über das Kriegsrecht eingeschaltet werden. Hierüber erhielten sich auch in den späteren Epochen noch ziemlich rohe, selbst barbarische Anschauungen und Begriffe aus den früheren Zeiten. Der Sieger betrachtete sich als Herr über Leben

und Eigenthum der Besiegten. Nicht selten wurden gefangene Krieger verstümmelt oder abgeschlachtet. Man ging noch weiter. So wissen wir u. a., daß die Athener, nachdem sie Lesbos genommen, die vornehmsten Einwohner, 1000 an der Zahl, hinrichteten. Die Ländereien der Bewohner aller Städte die sich gegen Athen gerüstet, wurden weggenommen und in 3000 Loosen an die ärmeren Athener vertheilt. Nachdem sie die Sikyonäer zur Uebergabe genöthigt hatten, tödteten sie die Männer, machten die Frauen und Kinder zu Sklaven, und beschenkten die Platäer mit den dortigen Feldern. — Daß das Verfahren der Spartaner nichts weniger als ein milderes war ergibt sich schon aus den früheren Darstellungen.

Nach dieser Abschweifung wenden wir uns zu den Hauptzweigen der bürgerlichen Beschäftigung.

Die Wichtigkeit des Ackerbaus konnte nicht verkannt werden. „Das beste Volk ist das, welches Ackerbau treibt,“ sagte Aristoteles. (Polit. VI, 4.) Schon in der homerischen Zeit finden sich Ländereien als Privateigenthum, mit durch Messung ausgemittelten und durch Steine bezeichneten Abgrenzungen. Die unmittelbare Bebauung des Bodens war jedoch in den meisten Staaten Sache der Sklaven; so namentlich in Lakonien, Messenien, Thessalien und auf Kreta. Sowohl Plato als Aristoteles wollen ausdrücklich, daß der Feldbau durch sie betrieben werde. (Von den Gesetzen VII., Polit. VII, 10.) Dabei befand sich eine Masse von Gütern im Besitz der todten Hand, der Tempel; ja man entzog ganze Landstriche (z. B. das gesammte Gebiet von Kirrha) jedem Anbau in Folge ausgesprochener Verwünschungen! Wer eine Anpflanzung auf solchen Ländereien versuchte war der Todesstrafe verfallen!

Im Betriebe des Gewerbswesens erblickten die Griechen stets etwas mehr oder minder Erniedrigendes, selbst Verächtliches (βάναυσοι = artes illiberales der Römer). Davon war sogar der Betrieb der Kunst nicht ausgenommen, wenn diese Beschäftigung blos des Gelderwerbs, ausschließlich des Lebensunterhalts wegen, somit gewerbsmäßig stattfand. Setzte es in der öffentlichen Achtung auch nicht herab Gewerbe oder Fabriken zu besitzen, so durfte doch kein Mann von Ansehen sie mit eigenen Händen betreiben. Es ist bezeichnend, daß wir von keinem Vornehmen erfahren der sich zur Ausübung eines gewöhnlichen Gewerbes herabgelassen hätte. Es war vielmehr auch dieser Betrieb zumeist Sache der Sklaven. „In gut eingerichteten Staaten“, sagt Aristoteles (Polit. III, 5), „läßt man die niederen Handwerker nicht einmal zum Bürgerrechte zu.“ Er erwähnt ferner, ein anderer Politiker, Phaneas von Chalcedon, habe (wol ganz im Geiste seines Volkes und seiner Zeit) geradezu vorgeschlagen, alle Handwerke von öffentlichen Sklaven betreiben zu lassen; und dieser Gedanke sei zu Epidamnus verwirklicht worden. Außer den Sklaven waren es zunächst bloße Schutzverwandte, Fremde, welche die Handwerke betrieben, wozu sie

die Ermächtigung gegen Erlegung der mäßigen Gebühr von 12 Drachmen erlangten, während sie Grundbesitz nicht erwerben durften. Erst als sich die Demokratie hob, und in dem Maße in welchem sie zur Herrschaft gelangte und sich in derselben behauptete, ward das Verhältniß der Handwerker ein günstigeres. Solon hatte bereits Gesetze zum Schutze der Handwerker gegen Beschimpfung erlassen. Später konnten sie zu Athen und in verschiedenen andern Staaten Bürger und selbst Magistrate werden. So war wenigstens einige, obwol noch immer höchst ungenügende Gelegenheit zur Bildung eines Mittelstandes, dieser wesentlichen Stütze des Staatsvereins, herbeigeführt. — Einen Zunftzwang kannten die Griechen um so weniger, als ihnen eben das gesammte Gewerbswesen unwichtig schien. Zu Sparta insbesondere, wo nur Axt und Beil als Werkzeuge zum Bau der Wohnungen verwendet werden sollten, konnte das Gewerbswesen niemals emporkommen. Eine Reihe specieller Verbote wirkte einem Aufschwung noch weiter entgegen. Das Oel durfte nicht durch Wohlgerüche, die Weiße der Wolle nicht durch Färben (Purpur allein ausgenommen) verändert werden; da Gold und Silber nicht geduldet werden wollten, so gab es auch keine Arbeiter in diesen Metallen. Beim Heere war der Betrieb einiger Gewerbe (eines Herolds, Trompeters und Koches) unter der eigenthümlichen Bedingung gestattet, daß, wie in Aegypten, der Sohn dem Stande des Vaters folgen mußte (Herodot VI, 60). — Die Volksbegriffe besonders bezeichnend ist jene Aeußerung eines aus Athen zurückgekommenen Spartaners: er kehre aus einer Stadt heim in der Nichts Schande bringe! Und damit meinte er nicht blos die Hetärenkuppler, sondern insbesondere auch das Geschäft der Kleinkrämer. Auch in Theben durfte man, um zu einem Amte wahlfähig zu sein, Krämerei seit mindestens 10 Jahren nicht betrieben haben. (Aristoteles, Polit. III, 4.)

Für den Handel der Griechen war Athen weitaus der wichtigste Platz. Der Handelsverkehr erscheint ziemlich als die innere Hauptquelle der athenienſischen Macht und Cultur. Wie bedeutend er für damals gewesen, geht schon daraus hervor, daß die Zollgefälle in der genannten Stadt zur Zeit des Peloponnesischen Krieges um 36 Talente verpachtet waren, was auf eine Einfuhr von mehr als 1800 Talenten (etwa 3 Mill. Thaler, dem heutigen Geldwerthe nach vielleicht 25 Mill.) schließen läßt. (Allerdings zugleich ein Beweis von der Geringfügigkeit des Verkehrs wenn wir unsern jetzigen Maßstab anwenden wollen. Die Einfuhr zu Hamburg betrug im J. 1866 gegen 390 Mill. Thlr., die von Liverpool im J. 1865 482 Mill. Thlr.) — Betrügereien im Handel wurden zu Athen strenge bestraft. Der Staat selbst ging insofern mit einem guten Beispiele voran, als er nach der Solonischen Reduction des Münzfußes, auf gleichem Werthe der von ihm ausgeprägten Münze hielt, wodurch denn das atheniensische Geld wie kein anderes, überall in Griechenland Cours erlangte. — Gleichwol bestanden zu Athen — und nur von dem Handel dieser Stadt besitzen wir nähere

Kunde — doch mancherlei unzweckmäßig beschränkende Anordnungen. So durften Getreide, Bauholz, Wachs und eine Menge anderer Waaren aus Attika nie ausgeführt werden. Oel soll das einzige Erzeugniß gewesen sein, dessen Exportation unbedingt gestattet war. Auch durfte kein Athener Getreide von auswärts anders wohin, als nach dem attischen Emporium verbringen. Dabei lesen wir von einem gesetzlich festgestellten Maximum der Getreidepreise (fünf Drachmen der Medimnus). Mehr als eine gewisse Menge Frucht aufzukaufen war, angeblich bei Todesstrafe, verboten. — An manchen andern Orten benützte der Staat eine solche Bestimmung um ein Monopol auszuüben. In Athen selbst scheint ein Salzmonopol bestanden zu haben.

In der Heroenzeit hatte man noch kein geprägtes Geld. Homer's Helden kennen nur Tauschhandel, und höchst wahrscheinlich vermochte die lykurgische Gesetzgebung Gold- und Silbergeld nur darum aus Sparta zu verbannen, weil es noch nicht das allgemeine Tauschmittel geworden war. — Bezeichnend erscheint die Höhe des Zinsfußes; 10 Procent galten als sehr wenig; Manche forderten einen monatlichen Zins von 16 Proc.; wieder Andere verlangten ein Viertheil des Betrages für den Tag. — Wirthshäuser gab es an den besuchten Wegen, doch nur von geringer Art, auch standen sie in üblem Rufe. — Der Kunststraßen entbehrte man ebenso wie der Posten. Da der Hauptverkehr zur See stattfand, so machte sich jener Mangel weniger fühlbar.

(Schlußbemerkung.) Ueberblicken wir nochmals das ganze Bild welches das Hellenenthum bietet, — uns möglichst freimachend von den Eindrücken vorgefaßter Meinungen, sei es der begeisterten Vorliebe unserer jugendlichen Anschauung, sei es der durch Gewohnheit in späteren Jahren erzeugten Abneigung gegen andere Zustände als an welche wir uns gewöhnt haben. — Welche wunderbare Leistungen und Vorzüge treten uns entgegen neben tief wurzelnden Mängeln und Mißständen!

In dem ganzen hellenischen Volke lag der Keim ungewöhnlicher Entwicklungsfähigkeit und Tüchtigkeit. Es war indeß doch zumeist Athen, zumeist eine einzige Stadt, die Griechenland zu der oft bewunderten Höhe emporbrachte; — Sparta, überhaupt alle von Doriern bewohnten Staatsvereine hätten das Gleiche nie vermocht. Athen selbst aber stieg erst, als es nach der Hipparchen Vertreibung die demokratischen Einrichtungen wieder herstellte und dann weiter und weiter ausbildete. Seinen wahren Höhepunkt erlangte es in der Zeit, in welcher es Seemacht wurde. Die glückliche freie Einrichtung, Alles ungehemmt auf dem Volkstheater und in den Volksversammlungen, sonach öffentlich zur Sprache bringen zu können, und das alle Bürger durchdringende Gefühl voller Betheiligung am ganzen öffentlichen Leben, wirkte ebenso mächtig als wohlthätig auf naturgemäße Entwicklung aller Verhältnisse.

In ganz Griechenland finden wir aber gleichwol zu keiner Zeit die Idee einer Anerkennung allgemeiner Menschenwürde, — edler Humanität in der vollen Bedeutung des Wortes verbreitet. Vielfach vermissen wir, wie namentlich zu Sparta, eine wahrhaft sittliche Grundlage des Socialzustandes. Von vornherein hatte keine Nation als allein die hellenische volle Geltung. Doch auch hier ist es blos der eigene Staat, die einzelne Stadt, die ausschließlich gebieten soll. Das Gelüste nach Hegemonie schuf unendliches Unheil; es ward den Herrschenden wie den Beherrschten zum Verderben. In späterer Zeit gab es außer Athen, Sparta und (eine kurze Periode hindurch) Theben, in ganz Griechenland fast nur mehr oder minder Unterdrückte. Aber sogar in jenen Städten, selbst Athen blos bedingungsweise ausgenommen, gewahren wir verhältnißmäßig wenig Privilegirte neben einer Menge von Rechtlosen, insbesondere einer Unzahl von Sklaven. Wie klein war sonach die Zahl der vollberechtigten und wirklich freien griechischen Staatsbürger gegenüber der unendlichen Menge von Verknechteten oder wenigstens Zurückgesetzten und in politischem Betracht Unterdrückten!

Den unterdrückten Volksstämmen aber mußte sich mehr und mehr die Ueberzeugung aufdrängen, daß sie bei jeder Veränderung eben nur die Herren wechselten, während ihr Zustand der Unterdrückung in der Hauptsache immer der nämliche bleibe. Unter diesen Verhältnissen konnte, als in dem Macedonier aufs Neue ein mächtiger Feind erschien, an eine gemeinsame Erhebung ganz Griechenlands wider denselben nicht mehr gedacht werden. Die Kräfte der paar Städte, welche vereinzelt dem gefährlichen nordischen Feind entgegen traten, zerschellten an den gewaltigen Phalangen der Macedonier.

Zu den innern Hauptmißständen im alten Griechenland gehörte der Mangel eines zahlreichen und wohlhabenden Mittelstandes, — ein Mangel, der nur in einer Anzahl Städte, wie in Athen, theilweise überwunden ward. Bei der Geringschätzung des selbsteigenen Ackerbau-, Gewerbe- und Handelsbetriebs, dann bei der Anhäufung eines Theiles des Nationalreichthums in der todten Hand der Tempel, und bei der eben doch allzuausschließlichen Verwendung der verfügbaren Mittel für Kunstzwecke; endlich bei der Gewöhnung an die Tributzahlung der s. g. Bundesgenossen und die an so leichten Erwerb sich von selbst knüpfende Vergeudung, — fehlte es an der Möglichkeit des Emporkommens eines durch eigene Arbeit wohlhabend gewordenen, gebildeten und kräftigen Volksthums, das eine allein unerschütterliche Grundlage des Staatswesens zu bilden vermag.

Doch, wie Vieles uns unbefriedigt läßt, wie Vieles wir nicht anders als tadelnd beurtheilen können, so erfüllt uns doch immer wieder die höchste Bewunderung bei der Frage: Was haben die Hellenen für Fortentwicklung der Menschheit geleistet? Wo findet sich in der ganzen Geschichte irgend eine Nation, die

eine ähnliche Wirksamkeit aufzuweisen vermöchte? Und: In welchen Zuständen würde heute noch unser ganzes Geschlecht sich befinden, ohne die unendlichen geistigen Errungenschaften, die wir den Griechen beinah auf allen Gebieten verdanken?

Wir müssen aber um so mehr erstaunen bei einem derartigen Rückblicke, wenn wir die Beschränktheit des Gebiets und der Volkszahl, und dabei noch die Kürze der Zeit in Berücksichtigung ziehen, während welcher jenem Volke eine ungehemmte Entwicklung vergönnt war.

Der ganze Umfang Griechenlands sammt den Inseln beschränkte sich auf etwa 1400 geographische Quadratmeilen; es war somit ein Gebiet nur etwa von der Größe des heutigen Königreichs Bayern. Nehmen wir für die Niederlassungen in Kleinasien und Italien die gleiche Ausdehnung an (obwol dieselben meistens nur einen ziemlich beschränkten Gebietsumfang besessen zu haben scheinen), so ergibt sich immer erst ein Areal vom vierten Theile des ehemaligen deutschen Bundesgebiets. Die Menschenzahl aber, die darauf wohnte, wird schwerlich höher als zu 8 oder 10 Millionen geschätzt werden können, und zwar mit Einschluß der Sklaven. Freie gab es wohl zu keiner Zeit über 2 bis 3 Millionen.

Von diesen Summen kamen auf das durch seine Leistungen vor Allen hervorragende Attika nicht mehr als 40 Quadratmeilen, — somit bedeutend weniger als Sachsen-Meiningen oder Anhalt oder Mecklenburg-Strelitz umfaßt. Die Volkszahl Attikas ist von einem verdienten neueren Geschichtsforscher (Böckh) zu 500,000, wovon etwa 180,000 auf die Hauptstadt zu rechnen seien, geschätzt worden. Diese Annahme dürfte jedoch um so mehr zu hoch gegriffen sein, als die Häuserzahl von Athen 10,000 nie überschritten haben soll, die Privatgebäude aber bekanntlich sehr klein und beschränkt waren. Von jener Gesammtsumme sind jedenfalls, nach der nämlichen Schätzung 360,000 Sklaven abzuziehen, die hier wenig in Betracht kommen, dann weiter 10,000 Familien von Schutzverwandten. Der Bürger zählte man blos 21,000.

Aber nicht allein die Beschränktheit des Raumes und der Menschenzahl, sondern ebenso die der Zeit kommt in Betracht, in welcher die Entfaltung erfolgte. Zwischen dem Beginn der Perserkriege und der Unterdrückung durch den Macedonischen Alexander verflossen nur anderthalb Jahrhunderte; davon zwischen dem Salaminischen Siege und dem Anfange des Peloponnesischen Kriegs sogar nicht mehr als ein halbes Jahrhundert. Und gerade diese Periode war es, welche so unschätzbare Schöpfungen hervorbrachte.

So kann denn das Endergebniß unserer Prüfung kein anderes als das sein, daß kein Volk für die Culturentwicklung der Menschheit, demnach zum Heil unseres ganzen Geschlechts, das Gleiche geleistet hat wie die alten Griechen, und daß wir ohne sie noch heute vielfach in einem Zustande der Rohheit und selbst der Barbarei uns befinden würden, von dem wir uns nicht einmal ein vollständiges

Bild zu entwerfen im Stande sind. Wenn irgend ein Volk, so waren die Griechen Bahnbrecher der Cultur und Civilisation; ihre Leistungen im Interesse der ganzen Menschheit waren größer als die irgend einer andern Nation der Welt!

Die Griechisch-Macedonische Periode.

Die hellenische Welt wurde durch die beiden thatkräftigen und kühnen, von Ruhm- und Eroberungssucht erfüllten macedonischen Könige Philipp II. und Alexander plötzlich aus ihrem selbsteigenen Gange der Culturentwicklung herausgerissen und in völlig fremde Bahnen gedrängt. Die Gewöhnung der großen Mehrheit unserer modernen Geschichtschreiber an die Herrschaft des fürstlichen Absolutismus, der Mangel an Verständniß wahrhaft freier Staatseinrichtungen, insbesondere aber der Haß gegen demokratisch-republikanische Verfassungen, haben die Urtheile über diese gewaltsame Unterbrechung des natürlichen Laufes der Culturausbildung vielfach getrübt, mitunter geradezu entstellt oder sogar gefälscht. Und doch lassen die thatsächlichen Ergebnisse, die unverkennbaren Resultate der Umgestaltung, für jeden selbstdenkenden unbefangenen Menschen wol kaum einen Zweifel über den höhern Werth dessen was geschaffen, oder dessen was zerstört ward. Die durch den Peloponnesischen Krieg herbeigeführte furchtbare Erschöpfung des ganzen hellenischen Landes begann bereits zu weichen; die Siege der Thebaner hatten den meisten peloponnesischen Völkerschaften ihre Selbständigkeit zurückgegeben, insbesondere die Verknechtung der Messenier gebrochen; die Kunstentwicklung hatte eine Höhe erreicht wie nie zuvor; — ungeachtet der Fortdauer mancher großen Mißstände waren die Elemente zu neuem kräftigem und herrlichem Aufschwung vorhanden. Da geschah es, daß jene eroberungssüchtigen Fürsten aus dem Norden mit rauher Hand eingriffen, und mit allen Mitteln der Corruption, des Treubruchs und der brutalsten Gewalt, die herrliche Blüthe der Freiheit knickten; daß sie auf den Trümmern jener bewundernswerthen Gemeinwesen einen Militärstaat schufen, zwar von ungeheuerer Ausdehnung, aber ohne alle Dauer, der zusammenbrach sobald sein Haupturheber den letzten Athemzug ausgehaucht hatte, allgemeine Verwirrung und Verwüstung zurücklassend und weitere neu erzeugend — auf Jahrhunderte hinaus.

Es ist ein sprechendes Zeichen, bis zu welchem Grade die Begriffsverwirrung reicht, wenn selbst ein Geschichtschreiber von dem durchaus ehrlichen Streben eines Schlosser („Weltgeschichte für das deutsche Volk"), sich das Urtheil so bequem macht, daß er ohne alle unmittelbare Begründung einfach das Postulat aufstellt: „Die Welt bedurfte eines Mannes, der sie aus den republikanischen Formen des Lebens in die monarchischen hinüberführe"; daß er mit der leeren Behauptung einer angeblich „unabweisbaren Nothwendigkeit der monarchischen" (vielmehr der absolutistisch-despotischen) Einrichtung, jedes Bedenken beseitigt zu

haben wähnt; daß er gar nicht an die Frage denkt, ob das was nachkam besser oder schlimmer als das Bestandene war; daß er vielmehr selbst die gewaltsame Verpflanzung der hochgebildeten Einwohnerschaft griechischer Küstenstädte in das Binnenland des barbarischen macedonischen Gebiets als verdienstvolles Bemühen um Culturverbreitung rühmt; ja daß er, seine Anklagen gegen die Republikaner mit deren Mangel an Tugend und Mäßigkeit zu begründen suchend, gleichzeitig sogar „die Trinksucht und andere Laster" eines Königs Philipp rechtfertigen will, „weil sie ihm zur Erreichung seiner politischen Zwecke förderlich" und einem macedonischen Könige „unentbehrlich" gewesen seien! Gegenüber einer solchen Behandlung der Weltgeschichte in dem neuesten größeren Werke seiner Art muß Einsprache erhoben werden, wenn die Geschichte nicht zur vollständigen Täuschung führen oder dienen soll.

(Geschichtsquellen.) Es ist nicht ohne Bezeichnung für die Art der culturhistorischen Mission des Macedonierthums, daß es nicht Einen guten Geschichtschreiber hervorgebracht hat. Die historischen Quellen fließen überhaupt sehr spärlich. Werke einheimischer Geschichtschreiber sind nicht vorhanden. Obwol dem griechischen Volke verwandt, und mit diesem die gleiche Sprache redend, hatten eben die Macedonier — bei der unter ihnen herrschenden rohen kriegerischen Richtung — einen Geschichtschreiber, wenigstens einen, der diesen Namen in Wahrheit verdient hätte, niemals aufzuweisen. Zwar haben die beiden Begleiter Alexanders Aristobulos und Ptolemäus Lagi dessen Thaten aufgezeichnet. Indeß dürfen wir überzeugt sein, daß sie mehr blinde Lobreden auf ihren Gebieter, als eine unparteiische Geschichte abfaßten. Dennoch müßte diesen Schriften ein bedeutender Werth zugestanden werden, weil sie wenigstens die äußern Ereignisse in ihren Grundzügen richtig werden angegeben haben; allein gerade diese Werke sind verloren gegangen. Der fast 500 Jahre später lebende Arrian befand sich im Falle, dieselben noch zu benützen, und so sind denn seine Schriften für uns die wichtigste Quelle der macedonischen Geschichte. — Neben ihnen besitzen die einzelnen Notizen, welche in den Reden von Demosthenes und Aeschines über die hellenisch-macedonischen Verhältnisse vorkommen, einen unzweifelhaften Werth. — Sodann finden wir über die frühere macedonische Geschichte einige zerstreute Angaben bei Herodot und Thukydides, ferner ziemlich viele in dem unkritischen Diodor; auch manche bei dem noch tiefer stehenden Justin. — Was die Geschichte Alexanders betrifft, so liegen ferner noch Plutarch und Curtius vor. Die Unzuverlässigkeit des Ersten haben wir schon früher erwähnt; die des Letztern ist aber noch viel ärger; er kann kritisch betrachtet nirgendwo als Quelle dienen, was auch ziemlich allgemein anerkannt wird. Erst viel später, nachdem dieses gewaltsam zusammengefügte Länderconglomerat längst wieder auseinander gefallen war, entstand an einigen Punkten des ungeheuren Gebietes, namentlich zu Alexandria, eine neue Literatur.

(Ueberblick der Ereignisse.) Während das hellenische Volk schon längst seine glänzendste Bildungsstufe erreicht hatte, waren die Macedonier zwar ein kräftiger, aber roher, aller höhern Geistesentwicklung entbehrender Stamm. Von den Vorgängen bei ihnen in jener Zeit, und bis auf die Tage ihres Königs Philipp II. herab, wissen wir Nichts was für die Geschichte der Menschheit von Werth wäre, man müßte denn eine Reihe von Verbrechen und Gräneln in der eigenen Königsfamilie dafür ansehen. Nachdem sich aber Philipp II. auf den Thron seines Vaterlandes geschwungen, auf den ihn das Geburtsrecht zunächst nicht berief (im Jahre 360 vor unserer Zeitrechnung), erlangten die Macedonier einen gewaltigen Einfluß auf die Geschicke Griechenlands und bald der ganzen Welt.

König Philipp war ein durch Talent in hohem Grade ausgezeichneter Mann. Dies beweist die Geschicklichkeit, mit welcher er das wenig bedeutende, zudem uneinige Macedonien zuerst innerlich emporbrachte, sodann noch mehr, wie er dessen Obergewalt über das an sich mächtigere, reichere, gebildetere Hellas zu begründen verstand. Aber allerdings war sein ganzes Streben, waren die meisten der von ihm angewendeten Mittel völkerverderbend, moralisch verwerflich, tückisch und geradezu abscheulich.

Philipp war in seinen Jünglingsjahren durch Pelopidas als Geisel nach Theben gebracht worden. Hier ward er mit griechischer Bildung bekannt. In seine Heimath zurückgekehrt, benutzte er die dortigen Thronfolgestreitigkeiten, um sich zunächst unter dem Vorwande der Rechtswahrung für seinen unmündigen Neffen, der Gewalt zu bemächtigen, deren er sich jedoch nie mehr begab. Bestechung, List und Treubruch neben Gewaltthaten jeder Art dienten ihm gegen seine innern und äußern Feinde; oft gelang es ihm, einen dieser Gegner wider den andern zu hetzen, einen durch den andern zu schwächen oder zu verderben. Es gab kein Mittel vor dessen Anwendung er zurückgeschreckt wäre. —

Im Innern des Landes wußte Philipp die mächtige Feudalaristokratie unter seine Macht zu beugen. Die Wehrverfassung beruhte auf einer Art Milizsystem; eine Reorganisation brach den selbständigen Willen der Waffenpflichtigen. Ein neues taktisches System verschaffte der Phalanx, als weitaus wichtigstem Truppenkörper, die größte Ausbildung. Die äußern Feinde, zunächst die Barbaren, Illyrier und Thrakier, wurden besiegt und bedeutende Gebiete ihnen entrissen. Zur Verwirklichung seiner Plane, der Herstellung einer Herrschaft über Griechenland, war aber auch ein Kampf mit den Hellenen, insbesondere den Athenern, unvermeidlich. Günstige Gelegenheit vorbereitend, suchte Philipp das athenienische Volk zunächst durch Großmuth zu blenden, dann dasselbe durch falsche Versprechungen zu täuschen. Wie immer und überall, ließ er es hier an Geld und andern Mitteln nicht fehlen, um in Athen selbst eine Partei die in seinem Interesse wirkte, zu bilden und zu unterhalten. Leider erscheint der ausgezeichnete

Redner Aeschines als einer der Häuptlinge dieser Partei, indeß der größere Demosthenes mit aller Ausdauer und von ganzem Herzen für die Sache seines Vaterlandes und der Freiheit eintrat. Aber es geschah hier, was wir in der Geschichte so oft wahrnehmen: die Bedrohten wagten es nicht, die Entscheidung mit den Waffen herbeizuführen ehe der Feind seine Rüstungen vollendet und sie völlig umgarnt hatte. Schwerlich hat irgend eine Politik der Menschheit mehr Blut gekostet und ihr überhaupt mehr Verderben gebracht als die Politik vermeintlicher Friedfertigkeit, die es nicht wagt rechtzeitig in den Kampf zu treten, die vielmehr durch Nachgiebigkeit Ruhe zu erhalten wähnt, während der Gegner auf Unterdrückung ausgeht, — eine Taktik, welche schließlich doch zum Kriege nöthigt, nur unter den ungünstigsten Bedingungen, unter hoffnungslosen Zuständen. Es ist dies eine Politik der Kurzsichtigkeit und der Schwäche, welche der Eroberungssucht und der Unterdrückung allen Vorschub leistet, ja auf welche der Despotismus ganz richtig seine größten Hoffnungen baut, — eine Politik, die fast nie anders als mit dem Verderben der vermeintlich Friedliebenden endigt.

Die Religion diente als bester Vorwand für Verwirklichung der Eroberungsgelüste. Der phokische oder dritte „heilige Krieg" gab Veranlassung, alle bedeutenderen Staaten Griechenlands hinter einander zu hetzen. Nachdem Philipp den Athenern anfangs Versprechungen ertheilt, diese oder jene Stadt für sie zu erobern, überfiel er das mit ihnen verbündete Olynth, ließ diese Stadt plündern und schleifen, und die Einwohner, soweit er sie nicht an seine Anhänger in andern griechischen Städten verschenkte, als Sklaven verkaufen. Dieses Verfahren trieb freilich die Athener aus ihrer Gleichgültigkeit auf; mit Hülfe der macedonischen Partei in ihrer Stadt gelang es jedoch dem Könige nochmals, sie durch Betheuerung friedlicher Gesinnungen und vermittelst Unterhandlungen hinzuhalten bis er sich in den Thermopylen festgesetzt und seine ganze Macht vereinigt hatte. Nun hörte ihr Widerstand auf.

Der Amphyktionenbund, an sich wesentlich blos eine freie religiöse Vereinigung, war schon seit einiger Zeit, namentlich durch die Thebaner, auch zu einer Art politischen Gerichtes gemacht worden. Philipp entwickelte dieses System in viel weiterer Ausdehnung. Erst wurden die Phokäer aus dem Bunde beseitigt, dann an ihrer Stelle die Macedonier aufgenommen, hierauf auch Sparta ausgeschlossen. Zugleich übertrugen die Amphyktionen an Philipp die Oberaufsicht über den delphischen Tempel und betrauten ihn mit dem Vollzug der Amphyktionenbeschlüsse, welche er denn — wie namentlich gegen die unglücklichen Phokier — mit aller Barbarei vollzog (was, wie uns Schlosser belehrt, blos aus „politischen Gründen" geschah, — die herkömmliche Art der Beschönigung jedes Gräuels das der Despotismus verübt).

Philipps Uebergewicht war nunmehr im Grunde entschieden. Gleichwol wagte er noch nicht den letzten Schlag zu führen. Weitere Vergrößerung

seiner Macht in Thrakien, Schwächung der Athener, Verstärkung seiner Partei in ihrer Stadt, dienten neben unausgesetzten Bestechungen als die Hauptmittel zur Erreichung des weiteren Zieles. Damals hielt Demosthenes jene berühmten Reden gegen den gefährlichen Feind, welche dem Namen der „Philippiken" eine weit über den Einzelfall hinausreichende Bedeutung verschafften.

Es galt Athen zu isoliren und zu umzingeln. Diesmal indeß fehlte, wenn auch verspätet, der Widerstand nicht. Philipp nahm die, den Athenern so nahe gelegene große Insel Euböa; gleichzeitig belagerte er die wichtigen Städte Byzanz und Perinth (im Nordosten Griechenlands). Doch die Athener verjagten dort die macedonischen Truppen, und zwangen den König auch zur Aufhebung beider Belagerungen.

Es mußte endlich doch zur Entscheidung kommen. Ein neuer, der vierte „heilige" Krieg brachte dieselbe. Die Amphissäer hatten das angebliche Verbrechen begangen, das vor einigen hundert Jahren dem delphischen Gott geweihte Gebiet von Cirrha anzubauen, statt es unbenützt liegen zu lassen. Aeschines gab sich, diesen Umstand benützend, dazu her, in der Amphyktionenversammlung den der „Politik" dienenden Fanatismus aufzustacheln. Die Häuser und Pflanzungen wurden auf jener nur noch für den „Gott" bestimmten Gemarkung zerstört! Die über die Verwüstung ihrer Felder und Zerstörung ihrer Wohnungen zur Verzweiflung gebrachte Bevölkerung vertrieb indeß nun mit Gewalt die Amphyktionen, und nun hatte Philipp auch den erwünschten Vorwand, nachdem die Gunst der Verhältnisse ihm gesichert war. Sein Zug galt nicht Amphissa, sondern Athen und Theben. Die Noth vereinigte beide, einige kleinere Städte schlossen sich ihnen an. Auf dem Gefilde von Chäronea erfolgte (August 338 vor Chr.) der Entscheidungskampf. Die Macedonier, welche seit Jahren auf diesen Krieg sich vorbereitet, seit Jahren sich gerüstet hatten, siegten über die in Eile zusammengerafften Hellenen. Deren Selbständigkeit und Freiheit war vernichtet. —

Im nächsten Jahre sollte denn der Angriff auf Persien verwirklicht werden. Auf einem im Frühling zu Korinth abgehaltenen Congresse der thatsächlich mediatisirten griechischen Staaten ward Philipp zum Oberfeldherrn mit unumschränkter Gewalt ernannt, und ihm die Befugniß ertheilt, die Truppen- und Geldleistungen aller Gebiete zu bestimmen. Es waltete der Cäsarismus — im Namen der Nationalität.

Ein unerwartetes Ereigniß sollte die Verwirklichung der weit absehenden Plane noch um kurze Zeit verzögern. Am macedonischen Hof währte auch unter Philipp die Zerrüttung der Familienverhältnisse fort. In dieser Zeit verstieß der König seine Gemahlin Olympias (Mutter Alexanders) und vermählte sich mit einer Andern. Mitten unter den Schwelgereien der Hochzeitfeste ward er jedoch durch einen in seiner Leibwache dienenden macedonischen Edelmann Pausanias erstochen. Unermittelt ist, ob die Olympias dabei betheiligt war; der Sohn und

Nachfolger Alexander aber ließ den Vollbringer einer solchen, für jeden Gewaltherrscher bedrohlichen That hinrichten.

Das ganze Werk des Eroberers wäre — weil der innern naturgemäßen Begründung ermangelnd — schon jetzt zusammengebrochen, hätte nicht der Zufall — eine höchst seltene Erscheinung — dem Philipp einen Sohn und Nachfolger gegeben, der ihn, den Schöpfer des Reiches, an Fähigkeit und Thatkraft noch weit übertraf.

Alexander, in der Folge beibenannt „der Große", war unverkennbar einer der gewaltigsten Menschen welche in der Geschichte auftreten. Er besaß einen umfassendern, genialeren Geist als sein Vater, und verfiel weniger häufig in Rohheit und Unmäßigkeit, war öfter auch edleren Regungen zugänglich. Klug hatte ihm der Vater den Philosophen Aristoteles zum Lehrer auserwählt. Neben diesem werden aber noch zwei Andere als Erzieher genannt, und sie sollen die Schuld tragen, wenn häufig genug die schlechten Eigenschaften zum Durchbruch kamen. Seltsames Mißkennen der Verhältnisse! Die schrankenlose Macht war die Quelle des Unheils. Der Mißbrauch der Gewalt — es muß wiederholt werden — klebt an der Gewalt, wie die Wirkung an der Ursache!

Als 22jähriger Jüngling bestieg Alexander im Jahre 336 vor unserer Zeitrechnung den Thron. Der Feldzug Philipps gegen die Perser war vollkommen vorbereitet; ein Theil der Truppen stand bereits auf asiatischem Boden. Aber nach der Ermordung des eben genannten Gewaltherrschers zeigte sich allenthalben eine heftige Gährung; überall strebte man, das unnatürliche Joch abzuschütteln oder zu brechen. Diese Gährung gab sich kund in der eigenen Königsfamilie, beim macedonischen Adel, den unterworfenen Barbaren, und natürlich auch bei den aufs Neue nach Selbständigkeit strebenden Griechen. Mit gewaltiger Kraft wußte Alexander alle diese feindlichen Elemente niederzuschlagen, wobei er freilich auch barbarische Mittel in keiner Hinsicht verschmähte, beginnend, nach echt orientalischer Herrscherweise, mit der Ermordung aller seiner Verwandten — die ihm gefährlich werden konnten. Die inländischen Großen wurden auf gleiche Weise niedergeworfen; die Thrakier und Illyrier aufs Neue besiegt, Griechenland aber durch systematisches Unterhalten von Zwist und Unruhen an kräftigem Aufschwunge gehindert. Als Theben gleichwol sich erhob und seine Selbständigkeit in heldenmüthigem Kampfe zu wahren suchte, übte der König entsetzliche Rache: er ließ diese Stadt, der Griechenland gerade in der letzten Zeit so viel verdankte (vielleicht gerade deßwegen!) vollständig vertilgen, und ihre Bewohner, 30,000 an der Zahl, als Sklaven verkaufen. —

Alexander wollte und konnte sich nicht auf Erhaltung der von seinem Vater begründeten Macht beschränken. Nicht nur sein Ehrgeiz, sondern wol noch mehr die vollständige Zerrüttung der Finanzen drängte ihn, nach Art eines zum Aeußersten gebrachten Hazardspielers Alles zu wagen. Das Heer war auf eine

Zahl gebracht, deren fernere Erhaltung für das arme Land Macedonien zur Unmöglichkeit geworden. Eine Verringerung derselben erwies sich unmöglich, weil der Herrscher dieser großen Macht bedurfte um die überall vorhandenen feindlichen Elemente niederzuhalten. So blieb denn nur noch das Wagniß, die Eroberung des Persischen Reiches, die Eroberung Asiens zu versuchen. Von dieser Erkenntniß seiner wirklichen Lage war Alexander dermaßen durchdrungen, daß er beim Uebergang über den Hellespont den Macedoniern für die Zukunft Befreiung von allen Abgaben, die Blutsteuer des Heerdienstes ausgenommen, zusicherte, und seine unmittelbaren Besitzthümer an Ländereien und Gütern sämmtlich an die Truppenanführer verschenkte. Es gab für ihn keine andere Möglichkeit mehr, als die Herrschaft über Asien oder der Untergang.

Mit dem Frühling des Jahres 334 begann der Feldzug. Die Stärke des Heeres wird zu 30,000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter angegeben, worunter etwa 7000 Griechen aus den verschiedenen Landschaften, Sparta ausgenommen das sich unter den fremden Oberbefehl noch nicht beugte. Die entgegenstehenden Truppen der Perser waren in bedeutend größerer Anzahl, bestanden aber, außer den griechischen Söldnern, nur aus zusammengerafften Haufen. Vergebens rieth der rhodische Söldnerführer Memnon im persischen Kriegsrath, jedes entscheidende Treffen zu vermeiden, zurückzuweichen nach den fernen innern Gegenden des Reiches; so müsse der Eindringling zu Grunde gehen. Wahrscheinlich hätte Alexander bei Befolgung dieses Planes ein dem Schicksale Napoleons in Rußland ähnliches Loos gehabt. Man ließ sich jedoch in einen Kampf ein. Das kleine Reitergefecht am Flüßchen Granikus, in welchem die Perser 1000, die Macedonier nur 115 Mann verloren haben sollen, endigte mit einer Niederlage der Ersten, und unterwarf ganz Kleinasien dem Herrschergebote Alexanders; die kleinasiatischen Griechen ließen die Vertreibung der als Barbaren angesehenen Perser gerne geschehen. Ein im nächstfolgenden Jahre (333) bei Issus erkämpfter größerer Sieg brachte Syrien in die Gewalt des Macedoniers. Um jeden Angriff auf das europäische Gebiet zu verhindern, und ferner die gebildetsten und wohlhabendsten der den Persern unterworfenen Volksstämme von ihnen loszureißen, zog der Eroberer nicht sogleich gegen die eigentliche Hauptstadt des Reiches, sondern längs des Mittelmeeres hin. Hier aber traf er auf ein unerwartetes Hemmniß. Eine einzige Stadt, kräftig sowol durch den Freiheitssinn ihrer Bewohner*), als durch den vermittelst ihres Handels erlangten Reichthum, leistete nachdrücklicheren Widerstand als bis dahin jenes ganze ungeheure Perserreich. Da aber endlich Tyrus nach siebenmonatlicher Belagerung gefallen, eilte Alexander nach Aegypten, wo er zur Freude der Einwohner jener vielverhaßten persischen Herr-

*) Die Phönizier hatten unter der persischen Herrschaft ihre Selbständigkeit in den innern Angelegenheiten fast unbedingt bewahrt. (Siehe Seite 100.)

schaft ein Ende machte. Und hier gründete er denn — gleichsam zur Sühne dessen was er durch den Sturz von Tyrus verschuldet hatte — eine neue Handelsstadt, Alexandria, trefflich gelegen zum Verkehre zwischen den drei damals bekannten Erdtheilen, und in Bälde prächtig aufblühend und den Namen ihres Gründers verherrlichend; beurkundend zugleich, daß dieser mitunter auch für bessere Dinge als für bloße rohe Eroberungen Sinn besitze. Freilich wurde selbst diese Schöpfung unter Anwendung ungeheuerer Gewaltmittel, namentlich willkürliches Herüberverpflanzen fremder Bevölkerungen, zu Stande gebracht.

Hatte nun Alexander auch die bei Issus gefangene Familie des Perserkönigs mit Güte behandelt, so wies er doch alle Anerbietungen des Darius, der um jeden Preis den Frieden zu erkaufen suchte, mit stolzer Verachtung von sich; er wollte Alleinherrscher sein über Asien. Die leicht gewonnene Schlacht bei Arbela und Gaugamela (nicht 500 Mann verloren die Macedonier, nach Arrian angeblich sogar nur etwa 100) entschied über das Loos Persiens (im J. 331), denn alle weitern Kämpfe die Alexander noch zu bestehen hatte, waren im Ganzen unbedeutend und im Grunde nichts mehr als die Versuche einzelner Häuptlinge und Stämme sich unabhängig zu machen.

Ein Versuch der Spartaner, das Joch des fremden Gewaltherrschers, während er in der Ferne umherzog, abzuschütteln, mißglückte, besonders da die von Alexander mit mancherlei Gunstbezeugungen geschmeichelten Athener ihre Mitwirkung versagten. Der spartanische König Agis II. fiel nach heldenmüthigem Kampfe gegen den in Europa zurückgebliebenen macedonischen Reichsstatthalter Antipater.

Wir haben zu wiederholten Malen den Mißbrauch der unumschränkten Gewalt als einfache Folge des Vorhandenseins eben dieser Gewalt bezeichnet. Dies erwies sich auch an Alexander. Er duldete keinerlei Widerstand, ja keinen ernsten Widerspruch mehr. Alles mußte sich sklavisch vor ihm beugen. Die blinde Demuth und knechtische Unterwürfigkeit der Orientalen sagten ihm mehr zu als die Gewohnheiten und Sitten der Griechen. Darum wurden deren Sitten möglichst verdrängt und ersetzt durch jene der Perser. Der Gewaltige führte das Hofceremoniel und die äußeren Würdezeichen der Besiegten bei sich ein; er verlangte göttliche Ehren, wie er denn schon bei dem Heereszug nach Aegypten sich im Tempel des Jupiter Ammon durch die feilen Priester als Sohn dieses Gottes hatte erklären lassen. Er, der glückliche Eroberer, versuchte es, eine Art Legitimitätssystem geltend zu machen, indem er sich (und zwar in dem Sinne, den man dem Worte in der Neuzeit zu geben versuchte) als legitimer Nachfolger der persischen Könige geberdete. Den Namen seines verendeten Pferdes verlieh er einer neugegründeten Stadt! In trunkenem Uebermuthe ließ er die Königsburg von Persepolis niederbrennen, angeblich auf Veranlassen einer Buhlerin, — eine Handlung, die er freilich rasch wieder bereuete, da sie mit seinem angeblichen

persischen Herrscherberufe (dem „Prestige") nicht zu vereinbaren war. Die macedonischen Soldaten murrten, wol nicht blos, wie verblendete Geschichtschreiber behaupten, weil Alexander, die Völker verschmelzend, Asiaten den Europäern gleich behandelte, sondern weil die auch von ihnen geforderte orientalische Unterwürfigkeit ihren Mannesstolz als Freie tief verletzte. Auch die Feldherren wurden unzufrieden und erweckten mehrfach das Mißtrauen des Gewaltherrschers. Einen derselben, Parmenio, ließ er ungeachtet vieler Verdienste heimlich ermorden. Einen andern, den Klitus, dessen Schwester seine Amme gewesen und der ihm selbst am Granikus das Leben gerettet, tödtete er im Trunke, nachdem der Unglückliche entrüstet den Schmeichlern widersprochen, welche Alexanders Thaten unter Verspottung der seines Vaters, denen der Götter an die Seite gesetzt und dabei den Ruhm des Heeres herabzuwürdigen sich erlaubt hatten. Es ist nöthig, den Anbetungen des Machterfolgs gegenüber welche sich durch unsere meisten Geschichtsbücher wie ein rother Faden fortziehen, darauf hinzuweisen, zu welchen Handlungen maßloser Ueberhebung, gräuelhafter Gewaltthat, ja selbst des Wahnsinns, die unbeschränkte Macht auch einen Mann von der unzweifelhaften geistigen Befähigung eines Alexander fortriß.

Mit den erlangten ungeheuren Erfolgen indeß noch nicht zufrieden, unternahm Alexander im Jahre 327 einen Feldzug nach Indien. Nur murrend marschirte das Heer. Nachdem aber das Pendschab unterworfen war brach offen die allgemeine Unzufriedenheit aus. Die Soldaten weigerten sich, für phantastische Eroberungsplane weiter zu ziehen, und die Oberanführer gaben gleichfalls dieser Stimmung beim Herrscher Ausdruck. Vergebens sein Drohen und Zürnen. Er mußte zurückkehren. Der Rückmarsch geschah in drei verschiedenen Abtheilungen. Die von Alexander persönlich geführte ging aus Mangel und Entbehrung zu drei Viertheilen zu Grunde. Es war ein Rückzug wie der Napoleons aus Rußland.

Prunkvolle, üppige Feste sollten das Elend bei den Ueberlebenden vergessen machen; die Schwelgereien häuften sich ins Maßlose; ein Sinnenrausch folgte dem andern. Ein neuer abenteuerlicher Zug, diesmal nach Arabien, stand in Aussicht. Da raffte plötzlich der Tod den nimmerrastenden Ruhmsüchtigen hinweg (Juni 323 vor Chr.), ihn vor einem Umschlage des Glückes bewahrend, welcher bei der Abenteuerlichkeit seiner Plane und der bereits stark gesteigerten Unzufriedenheit seiner Krieger, ihm sonst schwerlich erspart worden wäre. Nur 32 Jahre und 8 Monate ward Alexander alt; davon bildeten 12 Jahre 8 Monate die Zeit seiner Herrschaft.

Ueberblicken wir die Resultate der Großthaten des Gewaltigen für die Menschheit. Was zunächst seine Zeitgenossen anbelangt, eine Anzahl glücklicher Abenteurer ausgenommen, so bestanden die Früchte der Heldenthaten in gestörtem Menschenglück, in Gräuel und Verderben. Von den Gestaden des seiner Freiheit

beraubten Hellas bis zu dem fernen Indien flossen Ströme von Blut, wütheten Brandfackeln und Hungersnoth. Die Geschichtschreiber erzählen meistens mit Wohlbehagen von den, zumal unter den damaligen Verhältnissen rein unfaßbaren Summen welche Alexander an Günstlinge, Soldaten und gleichsam aufs Ungefähr, verschenkte oder sonst nach Laune vergeudete; ja diese Verschleuderungen werden eigens als Züge von Hochherzigkeit und Erhabenheit gepriesen. Es ist daneben in hohem Grade auffallend, daß nicht Einer der vielen Lobredner angibt auf welche Weise denn jene ungeheueren Summen aufgebracht wurden. Wie müssen die unglücklichen Länder und Völker über welche der macedonische Siegeszug sich hinwälzte, ausgesaugt und ausgeplündert worden sein, um alle jene, mitunter sinnlosen Verschwendungen zu ermöglichen!

Wird man aber auch zugeben müssen, daß die Wirkungen der Großthaten Alexanders für seine Zeitgenossen nicht beglückender, sondern in hohem Grad unheilvoller und verderblicher Natur waren, so findet sich der billige Trost nahe: er habe die Völker des Orients und des Occidents glücklich mit einander verschmolzen; er habe die europäische Cultur nach Persien und Indien getragen. — In Wirklichkeit sind dies nichts als inhaltleere Schlagworte. Nicht Culturverbreitung, sondern vielmehr Ausbreitung seiner Herrschaft; dann weiter: Feststellung derselben auf der Basis jener im Orient waltenden sklavischen Unterwürfigkeit, — dies war, wie die Thatsachen beweisen, das Motiv und das Endziel des gewaltigen Wirkens.

Man kann nicht einmal sagen die Siegeszüge Alexanders hätten, wenn auch ohne besondere Absicht seinerseits, das innere Asien der hellenischen Cultur erschlossen. Perser, Indier und die zahllosen Völkerstämme in den eroberten Landschaften sträubten sich naturgemäß gegen das gewaltsame Aufzwingen fremder Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen. Nachdem man sie auf alle Weise damit gepeinigt und geplagt, finden wir, etwa ein Jahrhundert später, im ganzen innern Asien jede Spur von dieser angeblichen Culturträgerei ausgerottet und vernichtet. Vergebens würde man sich auf Syrien und Aegypten berufen, denn diese Länder waren schon vor der Zeit des macedonischen Herrschers in den Culturkreis der europäischen Völker getreten; ihre Entwicklung erfuhr blos eine Modification, und zwar von mitunter höchst zweifelhaftem Werthe. Gewiß ist nur, daß Griechenland, Macedonien und Kleinasien durch die herbeigeführte furchtbare Erschütterung, und insbesondere Erstes durch die Vernichtung seiner Freiheit, unendlich verlor. —

Und welches war die Wirkung der vielgerühmten Alexanderthaten auf Culturausbildung, auf Poesie, Kunst und Wissenschaft an sich, abgesehen von den einzelnen Ländern? Es ist gewiß bezeichnend, daß einer der wärmsten und aufrichtigsten Verehrer jenes Gewaltigen (Schlosser), nach zahllosen Ausdrücken der Bewunderung dennoch anerkennen muß, auf die Entwicklung dieser Verhältnisse

habe Alexander „nicht gerade wohlthätig eingewirkt"; denn in der Poesie habe er „im Grunde doch nur die Kunst zu schmeicheln aufgemuntert"; die darstellenden Künste habe er durch die Verbindung mit dem Orientalischen „verdorben", und — „mit seiner Stellung zur Wissenschaft habe es sich ungefähr gerade ebenso verhalten; die Literatur sei durch ihn ihrer Selbständigkeit beraubt und von dem Charakter (soll wol heißen: der Laune) der Regenten abhängig gemacht worden". Was blieb da von all der gepriesenen Herrlichkeit? Wozu all diese Wirren, all das Elend das über Millionen Menschen gebracht ward? Ja, es war ein sogenanntes „Weltreich" geschaffen; aber ein Weltreich, das bei der Naturwidrigkeit der ganzen Schöpfung sein eigener Urheber auf die Dauer nicht hätte zusammen halten können, das jedoch mit dessen sehr frühem Tode sofort zusammenbrach wie ein Kartenhaus, so daß mit wenigen Ausnahmen nur Eines länger währte: die Spuren der Verwüstung von der jene Siegeszüge begleitet waren, dermaßen daß selbst heute, nach weit mehr als zwei Jahrtausenden, im inneren Asien noch nicht alle Ruinen von damals beseitigt sind.

— War schon die ganze Zeit der Herrschaft Philipps und Alexanders von Macedonien eine Periode beständiger Kriege gewesen, wenig geeignet, die behauptete Nothwendigkeit des neuen Regierungssystems und noch viel weniger dessen gesellschaftrettende Nützlichkeit den mißhandelten Völkern darzuthun, so folgte nun weiter eine Periode der vollständigsten Anarchie, die ein halbes Jahrhundert hindurch fortwährte. Freilich, der mit der Selbstbestimmung der Völker verbundenen politischen Bewegungen und Stürme war man ledig. Der fürstliche Absolutismus hatte sich auf das Soldatenthum gestützt und den Militarismus, das was wir mit einem späteren Ausdruck als Prätorianerthum bezeichnen, zur vollsten Blüthe gebracht.

Als der Tod des gewaltigen und glücklichen Eroberers eintrat lebte nur ein kleiner Knabe von ihm; dessen Mutter aber, eine Perserin, Barsine, war Kriegsgefangene sonach Sklavin gewesen, in Folge dessen nach macedonischem Begriffe von vollgültiger Ehe und einem Thronfolgerecht des Kindes kaum die Rede sein konnte. Die Hauptgemahlin des gestorbenen Herrschers, Roxane, stand einige Monate vor ihrer Niederkunft; später ward auch sie von einem Knaben entbunden. Von männlichen Verwandten Alexanders lebte außerdem nur sein blödsinniger Halbbruder Philipp; denn alle andern hatte er ja, weil sie seiner Herrschaft gefährlich werden konnten, gewaltsam hinweggeräumt, eine Verfahrungsweise, zu welcher der als Bedürfniß der Zeit ausgegebene Absolutismus mit innerer Nothwendigkeit von selbst führt. Allein jetzt war auch kein Mann von Ansehen vorhanden, der an Erhaltung der Dynastie ein unmittelbares Interesse gehabt hätte. Die weiblichen Familienglieder aber, beginnend mit Alexanders Mutter Olympias, seinen beiden vorhin bezeichneten Gemahlinnen, zwei Stiefschwestern und einer Nichte, schmiedeten entweder selbst alle möglichen Ränke,

oder wurden von den Feldherren für ihre Intriguen benützt. Dies war das Ergebniß der angeblich unentbehrlichen Weltrettung durch die neue Regierungsform, — dies das Glück, für dessen Erlangung nach der hergebrachten Lehre die demokratische Verfassung in Griechenland hatte vernichtet werden müssen. An den Früchten gab sich die Güte des neuen Werkes zu erkennen.

Die hervorragenden Feldherren des verstorbenen Königs (man würde vielleicht bezeichnender die Ausdrücke: des Sultans oder Großschah's und seiner Beziere oder auch Marschälle gebrauchen), verfügten über die Truppen; in ihren Händen lag darum alle Macht. Hätte jemand von ihnen sich eines die andern unbedingt überragenden Ansehens erfreut, so würde er sofort der Gesammtherrschaft sich bemächtigt haben. Da dies nicht der Fall war, so mußten sich die Nebenbuhler vertragen und gegenseitig abfinden — natürlich auf Kosten der Völker. Die hinterbliebene Fürstenfamilie ward als solche zunächst beibehalten, diente sie doch bei allen Ränken und Gewaltthaten zum Vorwand und Schirm. Aber die Uebereinkünfte und Verträge welche diese Feldherren nun unter sich schlossen, wurden der Reihe nach gebrochen. Nicht Einer dieser neuen Gewaltherrscher hielt seinem Genossen die Treue; jeder sann auf das Verderben der Andern; selbst den Menchelmord verschmähten sie keineswegs, vermittelst dessen namentlich sowol Meleager als dessen Feind Perdikkas schon in der ersten Zeit hinweggeräumt und viele Andere ihnen nachgesendet wurden. Die Soldaten, zunächst nur Werkzeuge der Führer, spielten zwischen hinein auch die erste Rolle indem sie den Reichsverweser aussuchten. Doch in Bälde lag wieder alle Gewalt in den Händen der Feldherren, die fort und fort Allianzen unter sich schlossen, alsbald jedoch zu den Feinden übertraten, so daß Keiner unter ihnen war der seine Verbündeten nicht später bekämpfte, und zwar mehr als einmal sowol die Feinde als die Genossen wechselnd. Die Angehörigen des königlichen Hauses wurden benützt, so weit ihr Name und Stand gerade dienen mochte; fielen sie in die Hände eines Gegners so galten ihre zahllosen Ränke und Grausamkeiten als Grund, um auch sie ohne jede Schonung zu behandeln; und so entging denn auch schließlich Niemand von ihnen einem gewaltsamen Tode. Alexanders Mutter, die grausame Olympias, gab das erste Beispiel rasender Verfolgung ihrer Anverwandten, indem sie ihren blödsinnigen Stiefsohn und dessen Gemahlin, ihre Großnichte, qualvoll ermorden ließ; später, als ihre Feinde siegten, ward sie selbst zum Tode verurtheilt und gesteinigt; noch später wurde die erste Gemahlin Alexanders und deren Sohn durch den Feldherrn in dessen Gewalt sie gefallen, heimlich umgebracht; hinwieder ereilte auch die zweite Gemahlin des gewaltigen Herrschers, gleichfalls mit ihrem Sohne, das nämliche Loos, indem die nunmehr siegreichen Truppenführer sie erdrosseln ließen. So ging es noch weiter bis zur völligen Ausrottung der ganzen Königsfamilie. Die letzten Glieder derselben waren Alexanders Stiefschwester Thessalonike, die durch ihren eigenen Sohn

Antipater ermordet wurde; dieser selbst, den sein Schwiegervater wegen eines wider ihn gerichteten Mordversuchs hinrichten ließ, und endlich der jüngere Sohn der eben genannten Frau, Alexander, der von dem Feldherrn Demetrius ermordet wurde als er eben seinerseits einen Mordanschlag gegen diesen auszuführen beabsichtigte. — Die angeführten Thatsachen mögen genügen, den sittlichen Zustand zu bezeichnen der hier geschaffen war. —

Im Orient führte endlich der Sieg, den Seleukus und Lysimachus im J. 301 bei Ipsus in Phrygien über Antigonus und Demetrius errangen, wenigstens zum Anfang einer bestimmten Gestaltung der staatlichen Verhältnisse, während bis dahin die einzelnen Feldherren fort und fort Reiche für sich gebildet hatten, die eben so oft von ihren Nebenbuhlern wieder zertrümmert worden waren. Lysimachus nahm nun Kleinasien, Seleukus behauptete sich in Babylonien, Syrien und den übrigen altpersischen Landen, Ptolemäus aber, der mit Klugheit sich in Aegypten festgesetzt, blieb auch jetzt in dessen Besitze. — Die Herrschaft des Lysimachus über Kleinasien dauerte freilich auch nicht lange; nachdem er sich mit Ptolemäus enger verbunden hatte in feindlicher Absicht gegen Seleukus, eroberte der Bedrohte auch Kleinasien und vereinigte es mit seinem nun weitausgedehnten Reiche.

In Europa dauerten die Wirren noch gegen 30 Jahre länger. Es kann unsere Aufgabe nicht sein, weder alle Gewalt- und Schandthaten, noch alle Wandlungen des Glücks zu erzählen von denen diese Periode angefüllt war. Unerwähnt darf es aber nicht bleiben daß die Griechen, namentlich die Athener, mitten in diesen wüsten Wirren mehrmals Versuche zur Wiedererkämpfung ihrer Freiheit und Selbständigkeit machten. Gleich nach Alexanders Tod erhoben sich die Athener unter Führung des wackern Leosthenes. Unterstützt von den Aetoliern, schlugen sie den macedonischen Reichsverweser Antipater. Als jedoch ihr trefflicher Führer bald darauf das Leben verlor und die Macedonier zahlreiche Verstärkungen erhielten, war deren Uebergewicht entschieden. Sie geboten wieder in Griechenland; Athen selbst lag in der Gewalt der im Hafenplatze Munichia unterhaltenen macedonischen Besatzung. Die Verfassung ward geändert, die Demokratie durch eine Plutokratie, die Herrschaft der Reichen verdrängt. Viele Athener verließen ihre unglückliche Vaterstadt; eine große Zahl von ihnen ward durch Antipater gewaltsam nach Thrakien verpflanzt. Die Häupter der antimacedonischen Partei, welche geflohen waren, wurden überall verfolgt und meistens ermordet. Auch dem 63jährigen Demosthenes, der zu Kalauria aufgespürt worden, drohte dieses Schicksal; er zog einen freiwilligen Tod der Schmach vor, indem er zu diesem Behufe bereit gehaltenes Gift verschlang. —

Es folgte die zehnjährige Gewaltherrschaft des macedonischen Schützlings Demetrius Phalerus. Dann kamen neue Wirren und Stürme. Alle streitenden Häuptlinge riefen eine Zeit lang gegenseitig die Hellenen zur Freiheit auf, alle in

der Absicht sie zu betrügen. Besonders setzte sich Demetrius Poliorketes, der Sohn des Antigonus, zu Athen fest, freilich mit wechselndem Glücke. Im Jahre 287 gelang es dem edlen Athener Olympiodor, die macedonische Besatzung zu vertreiben. Doch er selbst verlor in diesem Kampfe das Leben. Auch die mehrfachen ruhmvollen Anstrengungen der Aetolier vermochten nicht, eine dauernde Entscheidung zu erwirken; die Geschicke Griechenlands blieben von dem wilden und wirren Gang der allgemeinen Ereignisse abhängig.

Als ob es mit solchen Zuständen des Unheils noch nicht genug wäre, kam ein neues unerwartetes Uebel. Fremde, wilde Völkerschaften, Gallier, einer andern Menschenrasse angehörend *), brachen um das Jahr 280 in Macedonien ein; sie wälzten sich über Thessalonien nach Griechenland, überall möglichst vollständige Verheerungen anrichtend. Die ihnen entgegengestellten Truppen wurden geschlagen. Zwar errangen später die Macedonier (unter Sosthenes) einen Sieg über sie; allein nun kamen neue Horden die Alles vor sich niederwarfen, — angeblich unter Brennus. (Es ist dies derselbe Name, welcher dem über hundert Jahre früher siegreich bis Rom vorgedrungenen Gallierhäuptling beigelegt wird; wahrscheinlich bezeichnete das Wort nicht sowol einen Eigennamen als vielmehr eine Würde.) Erst nach mehren Jahren der Verheerung wurden die Barbaren wieder aus Griechenland vertrieben. Sie zogen darauf gegen 25 Jahre lang theils in den thracischen Ländern theils in Kleinasien umher, bis sie sich endlich im letzten an den Grenzen von Phrygien und Bithynien niederließen, einen eigenen Staat G a l a t i e n gründend.

Das ephemere Weltreich Alexanders, im Grunde schon zerfallen mit dem Momente seines Todes, war in drei Hauptheile aufgelöst, von denen zwei sofort wieder in eine Anzahl einzelner Staaten sich schieden: das Seleucidenreich, anfangs alle asiatischen Besitzungen umfassend; ferner Aegypten; endlich Macedonien sammt Griechenland. Um einen Ueberblick herzustellen müssen wir sie der Reihe nach besprechen.

(D a s S e l e u c i d e n r e i c h.) Seleukus I., mit dem Beinamen Nikator, d. h. der Siegreiche, hatte wie oben angedeutet alle Eroberungen Alexanders in Asien bis zum fernen Indien seiner Herrschaft unterworfen. Ursprünglich war Babylon, das nach Alexanders Absicht die Hauptstadt der Welt werden sollte, der Königssitz. Da indeß die griechische Cultur im Oriente doch keine

*) Man pflegt die Gallier, und ebenso die frühern Bewohner Deutschlands, Englands und Spaniens als K e l t e n zu bezeichnen. Offenbar wird diese Benennung häufig mißbraucht, indem man sie auf alle vorrömischen Stämme anwendet. Nähere Untersuchungen (namentlich von Schädeln) haben ergeben, daß diese Vor-Römer selbst ganz verschiedenen Rassen angehörten. Für England (Yorkshire) hat dies u. a. Greenwell (Who were the ancient Britons? Lond. 1867) nachgewiesen. Er fand Lang- und Breitschädel, mit verschiedenen Arten von Wohnungen, Geräthen u. s. w. Theilweise scheinen sie gleichzeitig gelebt zu haben.



Wurzeln schlug, und die das Staatenloos bestimmenden Ereignisse weit mehr im Westen entschieden wurden, so gelangten bald andere Städte zum hervorragenden Range, namentlich Antiochia am Orontes, dann Seleucia am Tigris, Laodikea und Apamea, beide in Syrien (Städte von allen diesen Namen hatte übrigens Seleukus eine ganze Anzahl entweder neu gegründet oder emporgebracht). Antiochien insbesondere, mit einer beinahe ganz griechischen, großentheils aus Athenern bestehenden Bevölkerung, wurde schnell zu einem Glanzpunkte der Cultur. Das ganze Seleucidische Reich ward übrigens bald zu einem Syrischen Reiche, sowol weil in Syrien die höhere Bildung sich mehr entwickelte, als auch weil nach kurzer Zeit weit ausgedehnte Landschaften vom anfänglichen Verbande sich losrissen, selbständige Staaten bildend. Dies begann schon unter dem Sohne des Seleukus, Antiochus I., indem Kappadocien, Paphlagonien, Pontus und Bithynien, welche bereits unter der Perserherrschaft eine gewisse Selbständigkeit bewahrt hatten, sich völlig unabhängig machten. Neben ihnen entstanden zwei ganz neue Staaten, nämlich außer dem von den eingefallenen Barbaren gegründeten Galatien, noch das ganz griechische Pergamum, dessen gleichnamige Hauptstadt bald als einer der Hauptsitze von Wissenschaft und Gewerbfleiß glänzte (große Bibliothek, Erfindung des Pergaments, berühmte Webereien). Unter dem zweiten Antiochus gründete auch in Baktrien ein Grieche einen selbständigen Staat, und ungefähr gleichzeitig machten sich die kriegerischen Parther unabhängig. — So sehen wir auch hier eine fortwährend weiter gehende Zersetzung. In Beziehung dazu stand die Zerrüttung des Familienlebens in der herrschenden Dynastie, begleitet von zahllosen Schandthaten, Barbareien und Gräueln.

(Aegypten unter den Ptolemäern.) Die starre Abschließung des alten Aegypten gegen das Ausland hatte schon seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung aufgehört. Die Könige von Psammetich's Dynastie stützten sich ja auf die Fremden (siehe S. 62 folg.). Dann kam sogar die Herrschaft der Perser. Die Bevölkerung des Landes war somit an den Verkehr mit Ausländern gewöhnt und konnte die Annahme und Nachahmung dessen was sie in materiellen Dingen besseres besaßen nicht von sich abweisen. Es ließ sich ein um so bereitwilligeres Entgegenkommen erwarten wenn die Früchte der höheren Cultur zu erlangen waren unter Brechung der barbarischen Fremdherrschaft der Perser, und unter Erlösung von der das Land aussaugenden Gewalt der Macedonier.

Unter solchen Verhältnissen war es, daß sich Ptolemäus alsbald nach Alexanders Tode zum Beherrscher von Aegypten aufwarf. Er erkannte die Gunst der Lage nach Innen, und vermied es mehr als alle andern Feldherren des macedonischen Eroberers seine Sache durch ein Haschen nach dem ganzen Weltreiche von Außen her zu gefährden, indem er sich wesentlich auf den Besitz Aegyptens beschränkte, seine Sache mit der dieses Landes identificirend.

Ptolemäus I. (mit dem Beinamen Lagi, als angeblichen Sohnes des Lagus, obwol König Philipp II. von Macedonien sein wirklicher Vater gewesen sein soll), erstrebte eine neue Culturentwicklung durch Verschmelzen der griechischen mit den einheimischen ägyptischen Elementen, und es gelang dies ihm und seinen Nachfolgern (den „Lagiden", die sämmtlich den Namen Ptolemäus führten), in einem sehr bedeutenden Grade. Die Stadt Alexandria insbesondere wurde noch viel wichtiger für die Wissenschaft als für den Handel. Von den Leistungen auf diesem Gebiete werden wir unten noch des Nähern reden.

So sehr aber auch die politische Klugheit namentlich der drei ersten Ptolemäer anzuerkennen ist, so wenig Befriedigung gewährt das sittliche Beispiel des Hoflebens auch hier. Schon unter dem Zweiten des Namens bestand ein wahres Weiberregiment. Dem Könige selbst ward in der Geschichte der Beiname „Philadelphus", d. h. der „Bruderliebende" gegeben: er hatte seine Brüder verfolgt und hinrichten lassen! Sein Enkel Ptolemäus der Vierte legte sich den Titel „Philopator", = der „Vaterliebende" bei, während die Welt ihn beschuldigte seinen Vater vergiftet zu haben. — Darnach mag man auch den Werth mancher andern historischen Beinamen bemessen. —

Es kann unsere Aufgabe nicht sein eine Regentengeschichte zu schreiben, — hier so wenig wie anderwärts. Was aber das endliche Schicksal des ägyptischen Staates betrifft, so werden wir bei Darstellung der Entwicklung der Römerherrschaft das Nöthige bemerken.

(Macedonien und Griechenland; der Achäische Bund.) In Macedonien dauerten nach Alexanders Tode die blutigen Streitigkeiten über den Thronbesitz noch lange fort, begleitet, wie sich nicht anders erwarten läßt, von zahllosen Gräueln. Nach allen stattgehabten Anstrengungen und Erfolgen schrumpfte der Staat beiläufig wieder auf seine früheren Grenzen zusammen; die Herrschaft verblieb zunächst dem Hause des Demetrios Poliorketes (des Städteeroberers). Es folgte die (oben schon erwähnte) Verwüstung des Landes durch den Einfall von Barbaren aus Gallien. Dann eroberte der ruhelose König Pyrrhus II. von Epirus, bekannt durch seine unglückliche Kriegführung gegen die Römer, Macedonien. Doch ward dessen Sohn durch den frühern Herrscher Antigonus Gonatas aus diesem Lande wieder vertrieben.

Mittlerweile hatten die Staaten in Griechenland, obwol ihre Kräfte durch die nichtendenden Wirren und Kämpfe der Thronprätendenten sehr geschwächt und theilweise erschöpft waren, dennoch ihre Freiheit so viel thunlich wieder hergestellt. Mehr aber als irgend ein einzelner Staat, nimmt in dieser Zeit ein Staatenbund, der Achäische, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die kleinen Städte der Landschaft Achaja im Norden des Peloponnes standen seit alten Zeiten in einem Bunde (einer Föderation), deren Zweck die Erhaltung der Unabhängigkeit auf Grundlage demokratischer Einrichtungen ihrer

einzelnen Gemeinwesen war. Die Bevölkerung befand sich wohl dabei, bis die macedonischen Herrscher die achäischen Städte theils unmittelbar besetzten theils unter Tyrannen stellten. Als die Wirren unter den Macedoniern zunahmen erhoben sich vier jener kleinen Städte, das alte Bundesverhältniß wieder herstellend; die sechs übrigen folgten alsbald.

Doch der Achäische Bund gelangte erst nach dem Beitritte des benachbarten Sikyon zu einer höhern Bedeutung. Diese Stadt, berühmt durch eine ausgezeichnete Kunstschule, seufzte gleichfalls unter der Gewalt eines von den Macedoniern unterstützten Tyrannen, Abantidas. Dieser hatte die freisinnigen Männer des Ortes, soweit sie nicht entflohen, hinrichten lassen. Von einer ganzen Familie war u. a. nur ein Knabe nach Argos zu einem Gastfreunde gerettet worden; er hieß Aratos. Zum Jünglinge herangereift und voll glühender Freiheitsliebe, verband er sich mit andern Flüchtlingen. Ein nächtlicher Ueberfall der Stadt gelang (im J. 252); der Tyrann, damals Nikokles, entfloh; die Freiheit war ohne den Verlust eines einzigen Menschenlebens wieder errungen. Damit aber einer Wiederkehr der Unterdrückung vorgebeugt werde, und damit Sikyon sowol den raubsüchtigen Aetoliern als den mächtigen Macedoniern widerstehen könne, erwirkte Aratos die Aufnahme seiner Vaterstadt in den Achäischen Bund.

Sobald dieser junge Patriot das nöthige Alter erreicht hatte wurde er zum Strategen, zum höchsten Beamten des Bundes erwählt (Jahr 246). Kurz zuvor hatte der Macedonierkönig Antigonus Gonatas sich hinterlistig der Stadt Korinth, des Schlüssels zum Peloponnes bemächtigt. Aratos griff die feindliche Besatzung an, vertrieb sie und erklärte auch Korinth frei, das nun gleichfalls in den Bund trat (244).

Der mittlerweile auf den macedonischen Thron gelangte Demetrius II. sah sich anderwärts zu sehr in Anspruch genommen um einen Angriff auf die Achäer unternehmen zu können. Sein Nachfolger aber, Antigonus Doson, erkannte die Nützlichkeit eines freundlichen Verhältnisses mit den Achäern; er unterstützte darum die Tyrannen in den verschiedenen Städten des Peloponnes nicht weiter. Diese, um wenigstens ihre Reichthümer zu retten, entsagten der Reihe nach freiwillig der Herrschaft; zuerst that dies Lydiades, der Tyrann von Megalopolis, der volkreichsten Stadt der Halbinsel. Die sämmtlichen frei gewordenen Städte, traten in den Achäischen Bund. Selbst Athen ließ sich (Jahr 229) aufnehmen. Nicht minder Megara. Die Inseln Aegina und Salamis gehörten gleichfalls zur Föderation, ebenso der ganze Peloponnes mit Ausnahme Spartas und einiger kleinerer Orte.

So viel aus den (namentlich durch Polybius) auf uns gekommenen Nachrichten sich entnehmen läßt, war das Ziel der Vereinigung: die Bildung eines Bundesstaates, berufen zur Regelung aller allgemeinen Angelegenheiten, dabei aber unter vollständiger Wahrung der Rechte sämmtlicher einzelnen Glieder

in ihren besonderen Verhältnissen. Die höchste Macht ruhte in der alljährlich zweimal nach Aegium, in den Hain des Bundes-Zeus, zu berufenden allgemeinen Versammlung. Wie es scheint, stand jedem 30 Jahre alten Freien, sofern er sich nicht als Handwerker zu ernähren brauchte, das Stimmrecht zu. Hier ward über Krieg und Frieden, über Bundesgesetze, Truppenaushebung und Geldcontingente beschlossen. Es war das, was wir heute noch in einer Anzahl Schweizer-Kantone als „Landsgemeinde" bestehen sehen. Zur Leitung der Geschäfte, auch zur Vorberathung der Vorlagen an die allgemeine Versammlung, war ein Senat (Bule, Gerusia) eingesetzt, bestehend aus 12 Mitgliedern, wahrscheinlich gewählt von den einzelnen Staaten. An seiner Spitze befand sich ein je auf ein Jahr gewählter Stratege (ursprünglich zwei), der jedoch nicht blos, wie man nach der Benennung annehmen möchte, die militärischen Angelegenheiten zu besorgen, sondern in allen Verhältnissen des Bundes als dessen höchster Vertreter zu wirken hatte.

Alle Bundesglieder standen sich rechtlich gleich. Allen war volle Freiheit in ihren innern Angelegenheiten auf demokratischer Grundlage verbürgt. Für alle bestand gleiche Münze und gleiches Maß. Ja es scheint eine Art gemeinsamen Bundesbürgerrechts gegeben zu haben.

Einen ähnlichen Bundesverband hatten die Aetolier. Auch dieser Bund stammte aus alter Zeit, scheint jedoch durch Nachahmung der Achäer wesentlich verbessert worden zu sein. Die Aetolier galten als ein halbbarbarisches und räuberisches Volk. Wenig bedeutend an sich, erlangten sie durch ihre Föderation Achtung. Indem sie, damals die einzigen Griechen die sich nicht auf Söldner stützten, ihre Stärke in ihren Milizen fanden, wurden sie allen Andern auch militärisch furchtbar. Leider ließen sie sich durch ein vermeintliches Sonderinteresse, in Wirklichkeit durch die Ränke Auswärtiger, wiederholt zu feindlichen Schritten gegen die Achäer bestimmen, zum eigenen Unheile wie zu dem der Nachbarn.

In Sparta waren unterdeß, wie wir früher angeführt, längst die Lykurgischen Sitten und Einrichtungen verdrängt oder untergraben. Da der vergleichsweise doch immerhin kleine Lacedämonische Staat unmöglich gegen alle Culturentwicklung ringsumher dauernd sich abschließen konnte, so wäre eine vollständige Umgestaltung auf einer der alten entgegengesetzten Grundlage nöthig gewesen, um das lange behauptete Ansehen und die Macht auch ferner zu bewahren. Es ist nun allerdings in hohem Grade fraglich, ob ein so weit entwickelter Staatsverband in solcher Weise überhaupt umgewandelt, d. h. ob er durch Mittel wieder emporgebracht zu werden vermag welche mit denen, auf welchen sein erstes Emporkommen beruhte, im schneidendsten Gegensatz stehen. Wie dem sei: in Sparta unternahm man nicht einmal einen Versuch. Die nächsten Folgen dieses Beharrens bei veralteten Formen nachdem das Wesen zu Grunde gegangen, waren: Steigerung der Corruption im Innern, Sinken der Macht nach Außen.

Diese Wahrnehmung mußte patriotische Männer aufstacheln; sie verletzte den in jedem Spartaner von Jugend an genährten Stolz; sie schien zugleich den Weg anzudeuten auf welchem thatkräftige, ebenso wie ehrgeizige Männer sich hervorthun konnten.

Der nach Erweiterung der Fürstenmacht im frühern Umfang strebende König Agis III. suchte durch Aufhebung aller Schulden und eine neue theilweise Gütertheilung die Masse der armen Bürger für sich und seine Plane zu gewinnen. Der andere König und die Ephoren standen ihm im Wege; er beseitigte sie durch einen Staatsstreich, eine Revolution von oben. Doch bald folgte eine Gegenrevolution; Agis und seine Anhänger wurden durch die Oligarchen gestürzt und hingerichtet.

Einige Jahre später gelangte Kleomenes III. zur Königswürde. Er hegte dieselben Pläne wie Agis. Schlauer als dieser, suchte er auf einem Umweg zum Ziele zu gelangen. Krieg, Krieg gegen den Achäischen Bund sollte ihm über die innern Schwierigkeiten hinweghelfen, der Militarismus den Staatsstreich ermöglichen; und so geschah es auch.

Aratos stand fortwährend an der Spitze der Achäer. Er besaß viele treffliche Eigenschaften, leider fehlten ihm die eines Feldherrn. Kleomenes, der vom ägyptischen Könige fortwährend Gelder bezog welche ihm die Anwerbung einer fremden Söldnerschaar ermöglicht hatten, siegte im Kampfe. Sofort eilte er an der Spitze jener Söldlinge nach Sparta zurück, um einen blutigen Staatsstreich zu vollführen, indem er die Ephoren und ihre Freunde niedermetzeln ließ, außerdem 80 der hervorragendsten Männer des Staats in die Verbannung trieb, die alte Macht des Königthums unter Beseitigung des Ephorats wiederherstellte, und die Aufhebung aller Schulden sowie eine neue Gütertheilung verkündete. Der Militarismus ward dann eifrig fortentwickelt. Der spartanische Gewaltherrscher wollte dem Achäischen Bunde Frieden gewähren wenn dieser ihn zu seinem Oberanführer ernenne. Der Bund, welcher wesentlich auf der Grundlage einer Gleichberechtigung aller seiner Glieder beruhte, und dessen Ziel gerade die Erhaltung des Friedens und der innern Freiheit, nicht der Eroberung war, sollte sich unter die spartanische Hegemonie beugen und unter das Dictat eines Tyrannen, der seine Gewalt vermittelst des Krieges erlangt hatte und vermittelst desselben zu behaupten suchte. Dies war unmöglich. Der Kampf ward fortgesetzt, der Bund in die äußerste Bedrängniß gebracht; Kleomenes glaubte sich des Erfolges bereits gewiß. Er, der fortwährend vom Aegypterkönige Geld annahm, das doch wahrlich nicht aus reinem Interesse für Sparta gegeben wurde, wähnte Aratos und die Achäer dermaßen in Doctrinarismus befangen, daß sie unter keinen Verhältnissen auswärtige Hülfe annehmen würden. Gewiß ist ein solches Mittel immer gefährlich. Allein es heißt die menschliche Natur verkennen, wenn man erwartet daß die aufs schmachvollste Mißhandelten gleichwol den gewissen

Untergang vorziehen würden dem einzigen noch möglichen, wenn auch höchst bedenklichen Rettungsversuche. In die äußerste Bedrängniß gebracht, thaten die Achäer was später die deutschen Protestanten thaten und was die Unterdrückten in solcher Lage wol jederzeit thun werden: sie suchten Hülfe wo immer sie dieselbe finden konnten. Dies war bei den Macedoniern.

Wir haben oben schon angedeutet, daß Antigonus Doson eine dem Achäischen Bund freundliche Politik befolgte. So war eine Verständigung möglich; ein förmlicher Beschluß der Volksversammlung zu Aegium sanctionirte die Bedingungen. Nun erntete Kleomenes die Früchte seiner Herrschsucht und Gewaltthaten. Die Bewohner von Argos erhoben sich in seinem Rücken, die ihnen aufgezwungene spartanische Allianz abschüttelnd; er selbst ward (im Jahre 222) bei Sellasia im lacedämonischen Gebiete aufs Haupt geschlagen und floh zu seinem Freunde dem Aegypterkönige; Sparta selbst fiel ohne weitern Widerstand in die Hände der Macedonier und Achäer; dasselbe mußte nun seinerseits dem Achäischen Bund beitreten, erhielt im Uebrigen aber seine volle Freiheit zurück. Die frühern Einrichtungen wurden wieder hergestellt. Kleomenes, dem der ägyptische Beherrscher nicht genug that zu seiner Wiedereinsetzung in Sparta, zettelte in Alexandria einen Aufstand gegen denselben an; das Unternehmen mißlang, und um nun der Hinrichtung zu entgehen tödtete er sich selbst. Noch verdient erwähnt zu werden, daß Antigonus Doson seine Verpflichtung gegen den Achäischen Bund redlich erfüllte, seine Macht nicht mißbrauchte, sondern sich nach Erreichung des Zieles sofort aus Sparta und überhaupt aus Griechenland ohne jede Bedrückung zurückzog.

Sein Mündel und Nachfolger Philipp III. war ein fähiger aber vor Gewaltthaten nicht zurückschreckender Mann. Auf ihm lastet u. a. die Beschuldigung, den greisen Aratos, der ihm lästig geworden, durch Gift beseitigt zu haben. Doch an die Stelle des Todten trat ein anderer, größerer Mann, der Arkadier Philopömen, der sich schon bei Sellasia auch als Krieger ausgezeichnet hatte, ein wackerer Nachahmer des edlen Epaminondas.

Die früheren Mißerfolge der Achäer im Felde reizten deren Feinde, sowol die räuberischen Aetolier als den Machanidas, Tyrannen von Sparta, zu neuen Uebergriffen. Philopömen stellte auch das kriegerische Ansehen des Bundes wieder her. Er vernichtete insbesondere die Macht jenes Spartanerherrschers, den er in der Schlacht eigenhändig tödtete. Nabis, ein anderer Tyrann, warf sich an dessen Stelle auf; auch er ward geschlagen, dann von seinen eigenen spartanischen Landsleuten ermordet, die aufs Neue in den Achäischen Bund traten. Die Aetolier wurden gleichfalls zurückgetrieben. Die Messenier versuchten einen Abfall vom Bunde. Im Jahre 183 zog Philopömen auch gegen sie. Er drängte sie zurück, fiel dann aber in ihre Gewalt und ward, 80 Jahre alt, von ihnen ver-

giftet. Lykortas, der neue gleichfalls tüchtige Bundesstratege, besiegte die Aufrührer; Messene schloß sich aufs Neue dem Bunde an.

Aber unterdessen war in Italien eine Uebermacht entstanden die auch Griechenland niederwarf: es war Rom. Philipp III. von Macedonien erkannte die aufsteigende Gefahr, ermangelte jedoch des vollen Muthes ihr mit ganzer Kraft rechtzeitig entgegenzutreten, — eine der gewöhnlichen Erscheinungen in der Geschichte. Als Hannibal in Italien stand ließ er sich zwar in Beziehungen zu ihm ein welche die Erbitterung der Römer erregen mußten, er wagte es aber nicht den großen Punier sofort mit seiner Gesammtmacht zu unterstützen. Damit war denn der Untergang des macedonischen Staates an sich entschieden.

Allein nicht blos an die Monarchien, auch an die Republiken kam die Reihe der Unterjochung. Unter dem Vorwande der Freiheitsherstellung aller hellenischen Staaten säeten die Römer überall Zwietracht und Streit aus. Auf leere Beschuldigung einiger ihrer Söldlinge hin wurden u. a. gegen 1000 der hervorragendsten Männer des Achäischen Bundes nach Rom geschleppt, um sich dort wegen angeblicher Umtriebe mit dem letzten Macedonierkönige zu rechtfertigen. Ohne Untersuchung hielt man sie in der Tiberstadt gewaltsam zurück; erst nach 17 Jahren durfte der auf 300 zusammengeschmolzene Rest in das Vaterland zurückkehren (unter ihnen der Geschichtschreiber Polybius). — Später wurden die Spartaner zum Streite mit dem Achäischen Bunde aufgereizt und hierauf veranlaßt die Römer als Schiedsrichter anzurufen. Diese verboten das Verbleiben nicht nur Spartas, sondern aller außerhalb der Grenzen des eigentlichen Achaja gelegenen Städte in der Conföderation, so daß selbst Korinth, Sikyon und Argos austreten sollten. Dieses Dictat in Verbindung mit den frühern Mißhandlungen brachte die Achäer zur Verzweiflung. Wenn auch hoffnungslos, kämpften sie heldenmüthig gegen die Unterdrücker, indem sie einen ehrenvollen Untergang der schmachvollen Unterwerfung vorzogen (Jahr 146 vor Chr.). In diesem Kampfe ging namentlich K o r i n t h zu Grunde, das damals für die prachtvollste Stadt Griechenlands galt. Der aller Bildung ermangelnde Sieger, der römische Consul Mummius, ließ die Männer tödten, die Frauen und Kinder in die Sklaverei verkaufen, die Stadt selbst aber niederbrennen; die Ländereien wurden größtentheils zu römischem Staatseigenthum (Gemeinland) erklärt. Gleiches Schicksal hatten Theben, Chalkis und andere Orte. Der Bund ward aufgelöst, jede Volksversammlung verboten und Griechenland in eine, Macedonien in eine andere römische Provinz verwandelt.

Damit war der letzte Schein einer Selbständigkeit Griechenlands vernichtet. *) —

---

*) Einem doctrinären deutschen Professor, M o m m s e n in seiner Römischen Geschichte, blieb das weniger als zweifelhafte Verdienst folgender Entdeckung vorbehalten:



(Eigentliche Culturverhältnisse.) Der Verkehr verschiedener Völker mit einander gewann in dieser Periode bedeutend an Ausdehnung. Hatten schon in früherer Zeit namentlich Phönizier und Griechen mit fremden Ländern Handel gepflogen, und war selbst schon Aegypten den Hellenen erschlossen, so fiel doch allmählig noch mehr jene die Nationen trennende Scheidewand vor einer allgemeinen, nach der Universalität strebenden Cultur. Die geistigen Errungenschaften Griechenlands bildeten die Grundlage dieser Cultur; aber nicht blos die selbständigen Hellenen in Europa und Kleinasien, sondern ebenso die Bewohner von Alexandria in Aegypten, von Antiochia in Syrien und von Pergamum in Mysien huldigten ihr gleichmäßig.

Allerdings blieb die gewaltsame Störung, welche die frühere natürliche Fortentwicklung durch den Militarismus erfahren, nicht ohne üble Folgen. Mit der vollen Freiheit hörte die Geistesfrische auf, endigte der geniale Aufschwung den wir bei den Griechen so sehr bewundern müssen. Man vermochte jetzt nicht sowol Neues zu schaffen, als man vielmehr das Vorhandene zu sammeln und zu ordnen bestrebt war. Man suchte die Formen, deren sich früher der Geist ungesucht bedient, auf Regeln zurückzuführen und diese Regeln als Gesetze festzustellen.

Wir haben oben schon bemerkt daß diese Periode in allen Ländern, deren Bewohner der griechisch-macedonischen Civilisation angehörten, auch nicht einen bedeutenden Geschichtschreiber hervorbrachte. Ebenso wenig ward auf dem Gebiete der Philosophie geleistet. Erst später entwickelte sich die philosophische Schule zu Alexandria, wesentlich schon in der Römischen Zeit, und dies in einer verfehlten Richtung, indem die Neuplatoniker vermittelst des unhaltbaren Mysticismus das Heil der Menschheit erstrebten, wie wir später (in der von den Römern handelnden Abtheilung) zeigen werden. Auch die Dichtkunst ermangelte eines wahren Aufschwunges; nur der Syrakusaner Theokrit, mitunter in Aegypten lebend, erscheint in dieser Periode als Glanzstern.

Anders allerdings bei einer Reihe exacter — der mathematischen und physikalischen — Wissenschaften. Es ward mit Recht bemerkt, daß in diesen Beziehungen namentlich die Alexandriner über ein Jahrtausend lang die Lehrmeister der Welt geblieben sind. Hier ist vor Allen der Name des Euklides zu nennen (geboren zu Gela, Alexandria oder Tyros, um 308 v. Chr.), der die Mathematik in jeder Beziehung zu einer Wissenschaft gestaltete. Auf dem nämlichen Gebiet wirkten Eratosthenes aus Cyrene, Vorstand des alexandrinischen Museums; Archimedes aus Syrakus, Begründer der Lehre von der Statik, und Apollonius von Perga, theilweise zu Pergamum lebend, dem man die

„Die Beseitigung der Scheinsouveränität der Bünde und alles damit verknüpften unklaren und verderblichen Schwindels war ein Glück für das Land." — Dahin führt die blinde Anbetung des Erfolgs.

Lehre vom Kegelschnitte verdankt. — Ferner muß Hipparch aus Nikäa in Bithynien, größtentheils auf der Insel Rhodus wirkend, genannt werden, der hervorragendste Astronom des Alterthums, welcher zuerst die Sonnen- und Mondfinsternisse berechnete; ferner sein Vorgänger, der treffliche Beobachter Aristarch von Samos (um 260 v. Chr.), welcher sich insbesondere eine richtige Grundansicht von unserm Sonnensystem bildete, indem er die Sonne zu den Fixsternen rechnete, lehrend, daß sie ebensowenig wie diese Fixsterne eine Bewegung um die Erde habe, während vielmehr die Erde in einem schiefen Kreise (der Ekliptik) um die Sonne laufe und durch ihre Achsendrehung die Abwechslung von Tag und Nacht hervorbringe. (Daß man sich mehre Jahrhunderte später, und zwar gerade auch in Alexandria, zu einer entgegengesetzten Theorie hinreißen ließ, werden wir bei Schilderung der Römerwelt des Nähern angeben.)

Die Fortschritte welche auf diesen Gebieten erlangt wurden, waren gleich von Anfang an nicht das Sonderbesitzthum einer Kaste von Gelehrten oder Vornehmen*), sondern sie erscheinen als Gemeingut aller zu Bildung gelangender Menschen. In den Handelsplätzen insbesondere erkannte man ihren praktischen Werth; überall entstanden Schulen neuer Art, in Alexandria, auf Rhodus, zu Byzanz und in vielen andern griechischen Städten, auch Kleinasiens und Italiens. Schon die oben erwähnten Geburts- und Wohnorte der hervorragendsten Männer zeigen, wie die Cultur in diesen Beziehungen einen die früheren landschaftlichen Schranken überschreitenden Charakter der Universalität angenommen hatte.

Unter den einzelnen Städten behauptete indeß Alexandria doch die erste Stelle. Die Ptolemäer, insbesondere die drei ersten Könige aus dieser Dynastie, suchten sich als Pfleger der Wissenschaft zu verewigen. Und in Wirklichkeit wurde geleistet was immer durch äußere Unterstützung sich erzielen läßt. Wissenschaftlich strebsame Männer fanden hier die größte persönliche Anerkennung; sie fanden außerdem aber auch die besten Hülfsmittel. Das Museum zu Alexandria, namentlich mit seinem ungeheuren Bücher-, vielmehr Schriftenschatze, war eine Anstalt wie die Welt bis dahin und lange in der Folgezeit keine gleiche gesehen. Sie sollte nicht nur die Literatur aller Länder enthalten (so entstand denn u. a. auch die griechische Uebersetzung des alten Testaments; man wollte den in Aegypten zerstreut lebenden Juden, welche meistens das Hebräische nicht verstanden, ihre heiligen Bücher zugänglich machen), sondern sie sollte auch die mannichfachsten sonstigen Einrichtungen für gelehrte Zwecke umfassen.

In Verbindung mit diesem Streben standen noch verschiedene andere wichtige Schöpfungen; Häfen, Kanäle, sonstige Wasserleitungen. Es erstand der erste Leuchtthurm auf der Insel Pharus, und es wurde ein früherer Versuch der

*) Als König Ptolemäus I. den Euklid anging, ob sich nicht eine bequemere Art zur Erlernung der Geometrie auffinden lasse, erhielt er die stolze Antwort: „Zur Geometrie gibt es keinen besondern Weg für Könige!“

Herstellung eines Kanales zur Verbindung des rothen mit dem mittelländischen Meere erneuert.

Wenden wir uns nun zu den Leistungen auf dem Gebiete der schönen Künste während der griechisch-macedonischen Periode, so ist das Ergebniß kein großes.

Die Architektur als Kunst machte geringe Fortschritte. Alexander von Macedonien selbst ermangelte in dieser Beziehung jedes höhern Sinnes und besseren Geschmackes. In der Folge, namentlich unter den Ptolemäern, richtete sich das Streben wenigstens nach Erlangung des Zweckmäßigen, und darin erzielte man verschiedene Erfolge.

Was die gerade um Alexanders Zeit hochentwickelte Plastik anbelangt, so währte ihre Cultivirung zwar fort, die Leistungen aber gingen zurück. Weitaus am meisten zeichnete sich die Schule des freien Rhodus aus, an deren Spitze Chares erscheint, der Schöpfer der ehernen Colossalstatue des Sonnengottes (des „Coloß" von Rhodus, 105 römische Fuß hoch, welcher später durch ein Erdbeben umgestürzt wurde). Das berühmteste Werk der rhodischen Schule ist indeß die Laokoonsgruppe, das gemeinsame Werk von Agesandros, Athenodoros und Polydoros. Daneben kennen wir den sogenannten Farnesischen Stier, die colossalste Gruppe des Alterthums, von Apollonios und Tauriskos aus Tralles. — Von den Fürstenhöfen war es blos der zu Pergamum welcher die Plastik zu fördern suchte. Die Pergamenische Schule machte sich besonders die Verherrlichung der Großthaten der Könige Attalos und Eumenes in den Kämpfen gegen die in das Land eingefallenen Gallier zur Aufgabe, und in Wirklichkeit sind daher noch zwei wahrhaft ausgezeichnete Kunstwerke bis heute erhalten; das Erste einen an seinen Wunden sterbenden Barbaren darstellend, das Zweite einen andern trotzigen gallischen Krieger, der, nachdem er in Verzweiflung seinem Weibe den Todesstreich versetzt, dieses mit der Linken noch haltend, kräftig mit der Rechten das kurze Schwert in die eigene Brust stößt. — An andern Orten als auf Rhodus und zu Pergamum ward während dieser Periode in der Skulptur nichts Hervorragendes geschaffen.

Auch die Malerei ging zurück. Timomachus gilt als der letzte bedeutende Künstler. Die Malerei ward mehr als zuvor zur Darstellung gewöhnlicher, selbst niedriger Gegenstände angewendet. Ein Zweig, die Mosaikmalerei erlangte jedoch vorzügliche Ausbildung. Besonders wird ein Werk des Sosos von Pergamum gerühmt.

Das Gesammtergebniß ist kein anderes, als daß der Umsturz der frühern politischen Weltentwicklung durch die macedonischen Könige auch auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst weit mehr geschadet und zurückgeworfen, als gefördert und genützt, somit das über Millionen Menschen unmittelbar gebrachte Verderben keineswegs hier wieder ausgeglichen und gesühnt hat.

Römer.

(Die Vorrömische Zeit.) Wenn uns, wie wir alsbald sehen werden, von der ältesten Geschichte Roms außer Mythen beinahe gar nichts bekannt ist, so können wir um so weniger eine zusammenhängende Geschichte Italiens in der vorrömischen Zeit erwarten. Und doch macht sich die Existenz der Völker, welche schon früher in Italien zu einer Bedeutung gelangten, gerade in den Verhältnissen der Römer so häufig und in so bedeutendem Maße geltend, daß wir uns mannichfach zu nähern Forschungen aufgefordert fühlen, und dies um so mehr, als zahlreiche Bautrümmer, Geräthe und selbst Kunstgegenstände das Vorhandensein einer Cultur beweisen, welche ungleich höher entwickelt war als die römische während einer Reihe von Jahrhunderten.

Aus den uns bekannten Thatsachen läßt sich schließen, daß Italien in der vorrömischen Zeit — abgesehen von den Resten der Ureinwohner und den Hellenen in Großgriechenland — durch drei verschiedene Volksstämme bewohnt war: die Etrusker, Sabiner und Latiner. Jeder dieser Stämme zerfiel wieder in einzelne Zweige, doch umschlossen meistens Stammesverbände, wenn auch ziemlich lockerer Art, die verschiedenen kleineren Gemeinwesen.

Von den drei Völkern waren unzweifelhaft die Etrusker oder Tyrrhener, auch Tusker genannt, das gebildetste. Sie bewohnten das Land südlich der Alpen bis zur Tiber, ihren Hauptsitz bildete das dermalige Toscana. Während bei allen übrigen Italikern der indo-germanische, vielmehr arische Ursprung unzweifelhaft ist und ihre Verwandtschaft mit den Griechen somit mannichfach hervortritt, scheinen die Etrusker einer ganz andern Menschenrasse angehört zu haben. Die von ihnen selbst stammenden Bilder lassen sie nach Kopf- und Körpergestalt als einen eigenthümlichen Menschenschlag erscheinen: gedrungen, breitschulterig und schwerfällig, dabei ganz besonders durch einen gleichsam platt gedrückten Kopf mit stark vorspringenden Unter- und schräg zurücktretenden Obertheilen des Gesichts von den Hellenen und den übrigen Italikern verschieden. Man hat sie deßwegen, wie die ältesten Bewohner Griechenlands, als Pelasger bezeichnet. Allein das vielgenannte Volk der Pelasger hat überhaupt etwas Mythenhaftes, historisch Ungreifbares. Jedenfalls waren die Etrusker auch nach Sprache und Sitten sehr verschieden sowol von den Griechen als von den übrigen Bewohnern Italiens. Ihre Sprache, welche bis zu den römischen Bürgerkriegen sich erhielt, ist seitdem so vollständig untergegangen, daß trotz aller angewendeten Mühen bis heute Niemand im Stande war, irgend eine der zahlreich vorhandenen etruskischen Inschriften zu enträthseln. Sehr begreiflich, daß die offenbar bedeutende Literatur dieses Volkes vollständig zu Grunde gegangen ist.

Die Etrusker waren wol später als die übrigen vorhin genannten Völker nach der Alpenhalbinsel gekommen, und hatten hier in ausgedehnten Gebieten

die frühern Bewohner ihrer Herrschaft unterworfen. Auch jetzt noch hielten sie sich schroff von denselben getrennt, jede allgemeine Vermischung mit den Unterworfenen vermeidend. Manche Umstände deuten darauf, daß ihre Herrschaft zu einer gewissen Zeit sich über den größten Theil von Italien ausdehnte. Insbesondere ist es unzweifelhaft, daß gerade auch Rom ziemlich lange ihrer Gewalt unterworfen war. In der Epoche, in welcher die Römer empor kamen, war ihre Macht schon seit einigen Jahrhunderten im Sinken.

Die Verfassung der Etrusker scheint aristokratisch-hierarchisch gewesen zu sein, wie überhaupt bei ihnen ein Patricierthum herrschte. Es ist nicht unglaubwürdig, daß sie in ihrer früheren Periode Fürsten hatten; später gab es deren jedoch, außer in Veji, keine mehr. Je eine Anzahl Städte bildete einen engeren Bund unter republikanisch-förderalistischen Formen. — Viele religiöse und bürgerliche Einrichtungen und Ceremonien der alten Römer waren unzweifelhaft von den Etruskern entlehnt, als dem an Bildung und Wissen entschieden hervorragenden, zudem, wie erwähnt, eine Periode hindurch fast ganz Italien beherrschenden Volke. War auch das Alphabet, zu dem die Etrusker wol erst in späterer Zeit gelangten, kein anderes als das älteste griechische, so scheinen doch die römischen Zahlzeichen von ihnen herzustammen.

Im Uebrigen kennen wir die Etrusker, ähnlich den alten Aegyptern, vorzugsweise aus ihren Monumenten, dann aus den von ihnen erhaltenen Geräthschaften und Kunstgegenständen. Zunächst ziehen ihre Bauten die Aufmerksamkeit auf sich. Sie bekunden eine eigenthümliche Bauweise. Dieselbe war in der früheren Periode schwerfällig, plump und colossal, allerdings an die kyklopischen oder s. g. pelasgischen Werke in Griechenland erinnernd; dann aber gibt sich eine wesentliche Verbesserung und Veredelung kund. Einen sehr großen Fortschritt beweist es, daß sie, so viel bekannt das erste der alten Völker, zur Kunst des Wölbens, des Bogenbaues gelangten, wie dies sowol die Thore von Volterra und Perusa, als die große Cloake zu Rom darthun; denn es ist selbst durch römische Zeugnisse anerkannt, daß die technischen Ausführungen im alten Rom bei Bauten und Kunstwerken, so namentlich auch bei Herstellung des capitolinischen Tempels, Werke der Etrusker waren. Sie hatten ferner eine eigene Säulenordnung. — Auch ihre in nicht unbedeutender Anzahl erhaltenen Grabstätten nehmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, und zwar eben sowol an sich, als wegen der darin gefundenen, eigenthümliche Kunstfertigkeit beweisenden Gegenstände. Es sind namentlich steinerne Sarkophage, Thongefäße, vorzüglich Vasen mit Malereien, eherne Gußwerke, dann Wandgemälde und Schmucksachen, worunter Metallspiegel mit auf der Rückseite eingravirten Zeichnungen. Eine besondere Geschicklichkeit besaßen die Etrusker in der Bildnerei, und zwar in Thon und Erzguß, dann nicht minder in Stein. Sarkophage und Altäre geben davon Zeugniß. — Bei den späteren Werken läßt sich eine Kenntniß

großgriechischer Vorbilder wahrnehmen; allein die griechische Art war bei den Etruskern nicht national, sie gelangten darum nicht zu einer weitern selbsteignen Fortbildung derselben, ja konnten selbst der Weiterentwicklung welche bei den Hellenen stattfand keineswegs folgen; den griechischen gegenüber bleiben die etruskischen Bilder plump, starr und unbeholfen.

Ebenso wie die Etrusker zu Lande als kräftiges Volk sich geltend machten, beherrschten sie lange Zeit das ihre Küsten bespülende, nach ihnen benannte Tyrrhenische Meer; ja sie dehnten ihre Seefahrten, häufig als Seeräuber, noch ungleich weiter aus.

Es ist wol als unzweifelhaft anzunehmen, daß wir es wesentlich der von jeder benachbarten ganz abweichenden Art der Sprache dieses in Cultur immerhin sehr bedeutend vorangeschrittenen Volkes beizumessen haben, wenn wir nicht viel ausgedehntere und mannichfachere Kunde von demselben besitzen.

Weit weniger vorangeschritten waren die Latiner, welche einen Küstenstrich südlich der Tiber, und die Sabiner, welche den Bergrücken der Apenninen, das nördlich von Großgriechenland gelegene Küstengebiet am adriatischen Meere, und neben den hellenischen Ansiedlern auch Unteritalien bewohnten. — Die Sage läßt den Aeneas mit den Resten der Trojaner in Latium sich ansiedeln; allein es ist dies eine historisch unhaltbare Angabe. Unter den Städten der Latiner erscheint Alba Longa als die merkwürdigste. Sie war die Bundesstadt, wurde aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht erst durch die Römer, wie diese behaupteten, sondern schon früher durch die sich vermuthlich bedrückt fühlenden übrigen Latiner zerstört.

Die Sabiner endlich, meist Ackerbauern und Viehzüchter, bestanden aus verschiedenen, den s. g. Sabellischen Volksstämmen, von denen wir die eigentlichen Sabiner, die Samniten, Herniker, Picenter, Lukaner und Bruttier besonders nennen. Einer genaueren Kenntniß ihrer Zustände ermangeln wir.

Im Ganzen ist anzunehmen, daß Italien in der vorrömischen Zeit bereits ansehnlich bevölkert und gut angebaut war. Die erlangten Culturfortschritte gehörten aber, abgesehen von den Etruskern, weit mehr dem materiellen als dem geistigen Gebiet an. Hinsichtlich der zuletzt genannten Völker — Latiner und Sabiner — können wir uns wol auf die vorstehenden Bemerkungen beschränken, da die übrigen Ergebnisse der verschiedenen Forschungen für unsere Zwecke nur geringes Interesse darbieten.

(Ueberblick der römischen Geschichte.)* Die ältere römische Geschichte ist nicht blos, wie die althellenische, in Dunkel gehüllt, sondern es

*) (Die Geschichtsquellen.) Die beiden ältesten Historiker, welche uns von dem Ursprunge Roms, von der ersten Periode seiner Geschichte erzählen, lebten achthalbhundert Jahre später, als die Gründung der Stadt Rom angenommen wird. Es sind

bleibt auch die Erkenntniß der in die nachfolgenden Epochen hereinreichenden Einrichtungen und Zustände durch theils absichtlich theils unabsichtlich gefälschte Angaben der späteren römischen Geschichtschreiber noch ganz besonders erschwert.

---

dies Dionys von Halikarnaß und Livius, beide unter Augusts Regierung. Sie geben die alten Mythen und Sagen, so wie sie dieselben auffanden, als unzweifelhaft historische Wahrheit, als Thatsachen über deren Richtigkeit ihnen kein Zweifel aufsteigt. So unnatürlich die Dinge auch an sich schon erscheinen mögen, so haschen doch Beide häufig nach den allerunnatürlichsten Versionen, um die Großthaten der alten Römer im übertriebensten Glanze darzustellen. Eine vernunftgemäße Kritik, wie sie der wahre Historiker unter allen Verhältnissen fordern muß, vermißt man durchaus. — Sind sich nun aber auch die beiden genannten Schriftsteller in dieser Beziehung ziemlich gleich, so besteht doch eine große Verschiedenheit in ihrer übrigen Darstellungsweise, in ihrer ganzen Art zu erzählen. Dionys ist, bei aller Rhetorik, breit und langweilig, Livius dagegen weiß den Leser durch seine anziehende Schreibart zu gewinnen, so daß er vielfach für den ausgezeichnetsten römischen Historiker gehalten wird, eine Bezeichnung, die er indeß bei seinem Mangel an Kritik und seiner Parteilichkeit nicht verdient. — Außerdem führt man unter den Quellen der ältesten römischen Geschichte gewöhnlich noch Plutarch an, dessen Unzuverlässigkeit wir schon oft erwähnt haben.

Für den zweiten Zeitraum besitzen wir, was eine Epoche betrifft, obwol selbst über diese sich nicht ganz erstreckend, wenigstens eine an sich reine Quelle: den Hellenen Polyb, über die punischen Kriege. — Auch Livius wird hier jedenfalls besser, obgleich die römischen Großsprechereien im Allgemeinen fortdauern. An die vorhin genannten reihen sich einige weitere, im Grunde aber wenig bedeutende Schriftsteller an: Cornelius Nepos (aus der letzten Zeit der Republik) mit einigen Biographien; Appian aus Alexandrien, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung; Florus, vermuthlich aus Trajan's Regierungszeit, und Vellejus Paterculus, aus der Epoche des Kaisers Tiberius; die Letzten sämmtlich auch die Urgeschichte der Römer mit umfassend.

In der dritten Periode, der Kaiserzeit, tritt uns vor Allen Tacitus, der ausgezeichnetste Geschichtschreiber Roms entgegen. Was wir in den „Annalen" von ihm besitzen umfaßt wenig mehr als den Zeitraum eines halben Jahrhunderts (sie gehen vom Jahr 14 bis 68 unserer Zeitrechnung). Aber in diesen seinen Jahrbüchern, sowie in einigen andern Schriften (den Historien, der Biographie des Agricola), spricht er als Zeitgenosse und großentheils gleichsam als Augenzeuge, und zwar als solcher, der sich über die Vorurtheile und Charakterlosigkeit seiner Zeit erhebt und die Erscheinungen mit aller Schärfe beurtheilt. Gewiß haben wir den Verlust keiner Schrift des Alterthums mehr zu bedauern, als den verschiedener Theile des Tacitus.

Am meisten würdig nach ihm genannt zu werden, obgleich in keiner Beziehung ihn erreichend, ist Sueton (Lebensgeschichte der zwölf ersten Kaiser). — Dann kommt, von Herodian an (in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts), eine ziemlich ausgedehnte Reihe kleiner Geschichtschreiber, die zwar meistens als Zeitgenossen erzählen und sonach wenigstens die Thatsachen in ihren Hauptzügen richtig angeben, dabei aber sämmtlich eines die Dinge in höherer Art erfassenden Geistes ermangeln; so Aelius Spartianus, Jul. Capitolinus, Ael. Lampridius, Pollio, Vulcatius Gallicanus, Flav. Vopiscus, alle zu Anfang des vierten Jahrhunderts; ferner, etwa ein halbes Jahrhundert später, Ammian Marcellin, und sodann Zosimus. Auch die Abrisse der römischen Geschichte von Rufus, Eutrop und Aurel. Victor gehören hieher.

Aber nicht blos die genannten Schriftsteller über allgemeine römische Geschichte, sondern auch die blos einzelne Ereignisse oder Vorgänge schildernden, wie der treffliche Sallustius, Julius Cäsar, Julianus u. A, ja alle Schriften überhaupt die aus der Römerzeit auf uns gekommen sind, müssen, zumal was die socialen Verhältnisse betrifft, berücksichtigt werden. Bezüglich des letzterwähnten Punktes sollte man vor Allem die römischen Rechtssammlungen, die bisher fast ausschließlich den Juristen dienten, auch bei der allgemeinen Geschichtschreibung mehr beachten.

In der Neuzeit hat die römische Geschichte nicht nur sehr fleißige, sondern auch überaus scharfsinnige Bearbeiter gefunden. Die Erweiterung des Wissens, namentlich auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachkunde, dann die Erweiterung des historischen Urtheils, die

Für den langen Zeitraum vom Entstehen der Stadt Rom bis zu den Punischen Kriegen, einen Zeitraum, dessen Dauer man zu beinahe sechs Jahrhunderten annimmt, der also die gesammte erste Hälfte der römischen Geschichte

---

Erkenntniß gewisser innerer Gesetze über den Gang der menschlichen und politischen Entwicklung haben es in manchen Fällen ermöglicht, daß wir selbst diejenigen Quellen berichtigen können, aus denen wir zunächst allein zur Kenntniß der römischen Vorzeit gelangten. So ist es gekommen, daß die neuere Literatur hier nicht minder unentbehrlich ist als die alte. Es wird deßwegen am Platze sein, einige Bemerkungen zur Orientirung auch in dieser Beziehung mitzutheilen, und zwar um so mehr, als einzelne Schriftsteller gerade die römische Geschichte systematisch für politisch-reactionäre und cäsarisch-absolutistische Zwecke mißbrauchten.

Nachdem schon Machiavelli und Montesquieu (jener 1531 mit den „Discurien" über das Geschichtswerk des Livius, dieser 1734 mit den „Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Sinkens") vorangegangen, bearbeitete der Engländer Gibbon von 1764 bis 1787 seine ausgezeichnete „Geschichte des Sinkens und Falles des Römerreichs", ein Werk, das von einem Kenntnißreichthum, einer Unbefangenheit in der Beurtheilung und einem philosophischen Geiste zeigt, wie wenige andere Geschichtsbücher, und welches darum im Ansehen bleiben wird wenn die Schriften seiner Tadler längst der Vergessenheit verfallen sein werden.

Sind die Verdienste Gibbons für die spätere Geschichte ausgezeichnet, so hat man, namentlich in Deutschland, sich seitdem mehr mit Erforschung der römischen Urgeschichte befaßt, und es hat dabei ganz besonders die Kritik ihren Einfluß geübt. Den Anfang machte Niebuhr (Römische Geschichte, 1812). Sein Hauptverdienst ist wol, daß er zuerst die von Alters her angenommenen Schranken überschreitend, als Forscher vorandrang, um Licht zu bringen in manche Gebiete der altrömischen Geschichte, welche Livius und Dionys entweder gar nicht oder nur scheinbar erhellt hatten. In diesem Streben ließ sich aber Niebuhr vielfach nicht nur zu einzelnen willkürlichen Annahmen, sondern zur Construirung gleichsam ganzer Gebäude verleiten, die nur in seiner Einbildung bestanden, wobei oftmals die von den spätern römischen Schriftstellern aufbewahrten Notizen blos darum angerufen wurden, um durch künstliche Interpretation zum Beweise des Gegentheils dessen verwendet zu werden, wozu sie jene Römer selbst aufgezeichnet hatten. So hat Niebuhr, bei großen Verdiensten, dennoch vielfach mehr irre geführt als auf richtige Pfade geleitet.

Lange nach ihm hat Schwegler in seinem leider unvollendet gebliebenen Werke (Röm. Geschichte im Zeitalter der Könige, 1853—1858) in umfassendster Weise, mit Kenntniß, Unbefangenheit und seltenem Scharfsinn die altrömische Geschichte — allein seines zu frühen Todes wegen nur bis zu den Licinischen Gesetzen — kritisch erörtert. Es wird dieses Werk stets eine reiche Quelle der Belehrung bleiben.

Eine größere Verbreitung als irgend ein anderes Buch der neuesten Zeit über römische Geschichte erlangte das von Mommsen (Römische Geschichte, 1856). Vielfache Kenntnisse, Scharfsinn und blühender Vortrag gereichen demselben zur Zierde. Daneben hat aber auch das in den deutschen Literaturverhältnissen eingerissene Coterietreiben zu jenem über das wirkliche Verdienst weit hinausgehenden Erfolge nicht wenig beigetragen. Es muß dies, so unangenehm die Aufgabe ist, hier, in einem gerade auch die politischen und freiheitlichen Verhältnisse wesentlich ins Auge fassenden allgemeinen Geschichtswerke, offen ausgesprochen werden, da Mommsens Buch nicht etwa blos in rein historischer Beziehung sehr grelle Mängel an sich trägt, sondern weil es ganz besonders eine politische Tendenz verfolgt, welche die Lehren der Geschichte über freiheitliche Entwicklung der Volksrechte systematisch zu entstellen und das Streben nach solchen Rechten herabzusetzen und sogar zu verhöhnen sucht. In der ersten Beziehung, was die Fehler und Mängel des Werkes anbelangt, hegt Mommsen häufig nicht das geringste Bedenken, ganz willkürlich und nach Laune die Verhältnisse zu construiren und auszumalen wie es ihm eben paßt. Er trägt dabei diese Dinge mit einer Zuversicht vor, wie wenn es sich nicht um Hypothesen, vielfach um reine Phantasiegebilde, sondern um gar nicht anzuzweifelnde historische Gewißheit handelte. Eine Begründung, ein Quellennachweis — unentbehrlich in solchen Specialwerken — wird verschmäht; die Autorität des Verfassers soll für Alles ausreichen, — des Verfassers, der mit einem Rede-

ausfüllt, ermangeln wir jedes gleichzeitigen Geschichtschreibers. Die auf uns gekommenen „Urgeschichten" Roms sind aber noch jünger. Es fehlen somit die ersten Vorbedingungen der Glaubwürdigkeit ihrer Angaben. Betrachten wir nun die uns vorgetragenen Erzählungen selbst, so ergibt sich sofort, daß sie nicht Geschichte sein können sondern daß es sich durchaus um Fabeln handelt. Wir vermeiden den Ausdruck „Mythen", weil er für das, was geboten wird, zu edel ist, wie denn auch die Sagen der Römer über ihre nationale Urzeit mit jenen der Hellenen in keiner Weise einen Vergleich zu bestehen vermögen.

Die Römer waren wesentlich ein phantasieloses Volk ohne jeden höhern poetischen Schwung. Ein dem Homerischen ähnliches Epos, und wäre es auch nur in der größten äußeren Unvollkommenheit, zu schaffen waren sie nie im Stande. Ihre an die Stelle der Geschichte gesetzte Sagen waren zunächst Mirakel in der gewöhnlichsten Weise; später Heldenthaten, trocken und nüchtern, mitunter in hölzerner Art aufgefaßt. Damit jedoch nicht zufrieden, wiederholten sie eine und dieselbe Geschichte mit geringen Varianten zwei- und noch mehrmals. Manche Erzählungen gehören geradezu in das Gebiet des Albernen. Es muß in hohem Grade auffallen, daß die Römer — die so sehr Verstandesmenschen waren — gleichwol solche plumpe Fabeln, aus denen man ihre alte

---

schwall und mit arrogantem Absprechen zu imponiren sucht, unbekümmert um die Widersprüche in die er oft genug mit sich selbst geräth. Eine gesuchte Ausdrucksweise führt selbst zur Nachahmung des üblen Geschmacks verschiedener Schulmänner aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, welche moderne Namen zur Bezeichnung altrömischer Aemter und Einrichtungen kurzweg anwendeten. (Die römische Hegemonie über die Latiner wird „Eidgenossenschaft" genannt; die Insel Rhodus bildete eine griechische „Hansa"; die Proconsuln sind „Vögte"; wir hören — bei den Römern! — von „Marschällen", „Amtleuten", sogar „Waibeln", von der „Jury" 2c.) Was aber die Tendenz des Buches anbelangt, so ist dieselbe aus den Ueberhebungen des Doctrinarismus hervorgegangen. So wird beispielsweise unter Entstellung der Thatsachen das so naturgemäße Verlangen der Plebejer nach Gleichberechtigung mit den Patriciern als eine verderbliche Ungeheuerlichkeit dargestellt (namentlich bei Errichtung des Tribunats, wodurch u. a. die früher nicht vorhandene „Einheit der Gemeinde" gebrochen worden sein soll; auch wird nicht die Rechtsverweigerung Seitens der Patricier angeklagt, sondern diese Institution des Tribunats als „Organisation des Bürgerkriegs" bezeichnet 2c.). Noch viel greller ist die absprechende Parteinahme für den Cäsarismus, worüber wir an einer späteren Stelle besonders reden müssen. Freiheitliche, zumal republikanische Strebungen gelten Mommsen ganz allgemein für Unrecht und Tollheit; Cäsarismus bildet seinen Polarstern; Anbetung des Erfolgs ist ihm die höchste Weisheit.

So hat denn Mommsens Werk, ungeachtet seiner großen Verbreitung, nicht nur Raum gelassen für das eine fleißige, verständige und klare Zusammenstellung des vorliegenden Materials enthaltende Buch von Peter (Geschichte Roms), sondern es hat in der jüngsten Zeit insbesondere die Veröffentlichung eines andern Werkes von Ihne begonnen (Römische Geschichte, 1. Bd. 1868), welches das vorzüglichste zu werden verspricht, das unsere über diesen Gegenstand so ungewöhnlich reiche Literatur aufzuweisen hat. Mit scharfem Blick weiß der Verfasser verschiedene der dunkelsten und bisher unerforschbar scheinenden Theile der altrömischen Socialverhältnisse in der einfachsten und natürlichsten Weise aufzuhellen. Seine ganze Darstellung zeichnet sich ebenso durch Klarheit wie durch Gründlichkeit aus. In politischer Beziehung aber ist sein Standpunkt ein das Unrecht als solches offen bezeichnender, somit ein freisinniger.

Geschichte zusammen setzte, gläubig hinnahmen.*) Talentvolle Männer fanden eine Freude daran sie niederzuschreiben und auszuschmücken, und die Menge, Gebildete wie Unwissende, ergriffen Alles mit einer Glaubensfähigkeit, der man

---

*) Hier wenigstens ein paar kurze Erwähnungen zum Belege der obigen Behauptung. Die Zwillinge Romulus und Remus waren die Söhne einer (vestalischen) Jungfrau, gezeugt von einem Gotte; — sie wurden in dem ausgetretenen Strome ausgesetzt (etwa wie Moses?), von einer Wölfin gesäugt, von einem Hirten sodann gerettet. In seltsamer Weise wird weiter erzählt: wie der als König abgesetzte Großvater Numitor die Zwillinge als seine Enkel erkennt, wie sie ihn wieder auf den Thron erheben, eine Stadt bauen, deren Benennung wegen auf ein Augurium harren, dann die Geier in der mythischen Anzahl von sechs und zwölf Stück (gerade eben so viel als im Sommer, und dann im ganzen Jahre Monate sind) erblicken; wie sodann Romulus, einem Kain gleich, seinen Bruder erschlägt; später die Sabinerinnen raubt; wie diese sich hierauf mitten in das Kampfgetümmel stürzen und sogleich einen förmlichen Frieden zu Stande bringen; wie Romulus selbst zuletzt als Gott Quirinus unter Donner und Blitz seine Himmelfahrt hält rc.

Nach einer patrizischen Zwischenregierung läßt man den Nichtrömer Numa zum König erwählt werden, der, als Liebling der Götter, und insbesondere unter steter Mithülfe der Göttin Egeria, den ganzen Staat im Innern ordnet, Alles unmittelbar auf Grundlage des religiösen Cultus.

Gleiche offenbar unhistorische Angaben ziehen durch die ganze folgende Königsgeschichte hindurch. Wer kann im Ernst an den Kampf der Horatier und Curiatier mit allen seinen Haupt- und Nebenumständen glauben? In wunderlicher Art wird die Uebersiedlung des ältern Tarquin nach Rom erzählt (ein Adler läßt sich auf dem Wege auf sein Haupt herab), und dann wird der Ausländer König dieses nationalstolzen Volkes! Das Haupt seines Nachfolgers Servius Tullius ist schon in der Wiege mit einer Art Heiligenschein umgeben, der ihn aber zuletzt vor öffentlichem Meuchelmorde nicht schützt; ja die Tochter läßt ebenso öffentlich ihre Rosse über den Leichnam des edlen Vaters hintreiben, und dies kann ohne Widerstand geschehen in der so vielfach als ausgezeichnet sittenrein gepriesenen Zeit! Tarquin der Stolze wird in der Königsreihe als Letzter in der heilig gehaltenen Siebenzahl, gewissermaßen als siebenter Planet am römischen Königs-Himmel vorgeführt. Die Erzählung von dem sich wahnsinnig stellenden Brutus, besonders aber die Geschichte der Lucretia, tragen den Charakter der Fabel in allen ihren Einzelnheiten an sich. — Selbst mit dem Eintritt der republikanischen Periode bekommen wir noch keine wirkliche Geschichte. Wir erinnern nur an die Sagen, wie des Brutus Söhne gegen die Sache, mit der ihr Vater selbst stand und fiel, conspirirt haben sollen; wie dieser darauf unmittelbar selbst die Hinrichtung seiner eigenen Söhne angeordnet haben, dann wie er umgekommen sein soll indem er und der junge Tarquin im Treffen einander gegenseitig durchbohrten (nicht weiter zu gedenken der seltsamen Intervention des Waldgottes Sylvan, von dessen Stimme sich zuletzt noch die beiden Heere auseinander treiben lassen mußten!). Auch die Berichte von den wunderbaren Heldenzügen passen besser in ein Epos als in die Geschichte, zumal es dabei auch nicht an Widersprüchen fehlt. Während z. B. Mucius Scävola, der seinen Arm „ganz gelassen, als fühle er nichts", freiwillig durch die Flammen verzehren ließ, und dem Porsenna mit dreihundert gleichgesinnten Römern drohte, dadurch diesen König so erschreckt haben soll, daß angeblich Er die Römer um Frieden bat, — erfahren wir hintennach, daß diese ihm dreihundert Geiseln ausliefern mußten, was doch auf ihre Unterwerfung hindeutet. Auch ersehen wir aus Plinius nebenbei, daß der deßfallsige Vertrag, der nicht ein Bündniß, sondern das Gebot des Siegers war, den Römern allen Gebrauch des Eisens, außer für Zwecke des Ackerbaues, verboten hat. — Nicht besser steht es mit den Schilderungen der innern Kämpfe. Kann man im Ernste glauben, die Erzählung der albernen Fabel vom Magen, den die übrigen Glieder nicht mehr ernähren wollten, habe eine aufs Heftigste aufgeregte Volksmasse, die in ihrer Erbitterung bereits ausgewandert war, auf einmal, wie mit einem magischen Schlage, völlig umgewandelt und vollständig nachgiebig gemacht? Würde nicht auch der geringste der Rädelsführer jener Unzufriedenen den Fabelerzähler zum Gegenstand des allgemeinen Gespöttes gemacht haben? — Welche innere Unwahrscheinlichkeit bietet sodann die Geschichte des Coriolan dar. Er, der Aristokrat, verbreitet weitaus am meisten Furcht und Schrecken unter den Patriziern, die doch im

sonst wol nur in religiösen Dingen begegnet. So übten jene Fabeln in späterer Zeit unverkennbar die Nachwirkung einer realen Geschichte, — also wirklich geschehener Dinge.

Unter solchen Verhältnissen ist die Aufgabe, die wirklich historischen Momente aus einer gewaltigen Menge unwahrer Darstellungen herauszulesen, weder leicht noch angenehm, und das Ergebniß wird immer ein sehr wenig umfassendes, sehr wenig befriedigendes sein.

Die Stadt Rom entstand in einer Gegend, in welcher die Gebiete der drei altitalischen Hauptnationen sich begrenzten: die der Latiner, Sabiner und Etrusker. Dieser Umstand, in Verbindung mit der Raublust und Beutegierde der älteren Römer hat zu der Hypothese geführt, daß irgend ein zu Ruf gelangter Anführer einer herumstreifenden Hirten- oder Räuberbande diese Lage „an der Grenze dreier Herren Länder" wie man sich ausdrücken möchte, als für sein Treiben besonders günstig, benützt haben dürfte, um hier seinen Hauptaufenthalt zu gründen, an dem sich dann allmählig Flüchtlinge oder Landstreicher aus allen Gauen gesammelt und angesiedelt hätten. Doch in Wirklichkeit entzieht sich die Art der Entstehung der Stadt Rom vollständig unserer Kenntniß.

Hienach ergibt es sich von selbst, was wir davon zu halten haben wenn das Jahr, ja sogar der Tag dieser Gründung bestimmt angegeben werden will. Die Feststellung eines — wenn auch an sich ganz willkürlich angenommenen Jahres hat jedoch in so fern eine Bedeutung, als damit irgend ein Anhaltspunkt für Herstellung der in der Geschichte unentbehrlichen Chronologie gewonnen wird. Die gewöhnliche Annahme ist nun die, nach welcher die Gründung Roms, gemäß der Berechnung Varros, in das dritte Jahr der sechsten Olympiade, d. h. in das Jahr 753 vor dem Beginn unserer Zeitrechnung verlegt wird. (Andere Angaben weichen davon ab und gehen bis 729 herunter.)

Als Gründer und erster König wird Romulus genannt; er soll sodann in der Herrschaft noch sechs Nachfolger gehabt haben, bis zum Jahre 509 der christ-

---

Wesentlichen das gleiche Interesse mit ihm haben, während das Volk, welchem der Natur der Sache nach sein Angriff zunächst gilt, ganz unthätig bleibt, wie wenn es gar nicht berührt würde. Ist es ferner glaubwürdig, daß die Gesetzgebungscommission der Decemvirn gleich am ersten Tage ihrer Amtsführung sogar der Form nach durchaus despotisch auftrat, während solche Personen ihren Zweck doch nur durch Schmeicheln und Einschläfern der Menge zu erlangen hoffen können? Glaubwürdig, daß der Vater der Virginia seine eigene Tochter, nicht aber den Ehrenräuber derselben niederstieß? Und was thut endlich das empörte Volk, das ruhig zuschauend den Vorgang bis zu einem Punkte hatte kommen lassen wo die Unglückliche nicht mehr zu retten war — was thut selbst das empörte Heer? Sie wandern aus, statt ganz einfach im Gefühl ihres Rechtes auch von ihrer Stärke Gebrauch zu machen!

Mögen übrigens auch die Römer diese Sagen gläubig hingenommen haben, so bleibt es uns doch geradezu unbegreiflich, daß man die modernen Geschichtsbücher mit breiten Wiederholungen solcher Dinge anfüllen, sie fort und fort wie wenn dies die köstlichsten historischen Wahrheiten von der Welt wären, umständlich nacherzählen mochte.

lichen Zeitrechnung. Diese ganze Periode ist mit Kriegsgeschichten angefüllt, fast nur unterbrochen durch Beigaben über die Einsetzung religiöser Einrichtungen und die Ordnung des neuentstandenen Staatswesens. Die vorzugsweise hervortretende Kriegsgeschichte wird nun, sowol was die Königs- als was die nächste republikanische Periode betrifft, von den römischen Geschichtschreibern mit einer der Nationaleitelkeit ins Maßlose schmeichelnden Weise abgehandelt. Die Tapferkeit und Opferwilligkeit der Römer kennt keine Grenzen. So erscheinen sie, wenn auch in wenigen Einzelnfällen durch eine feindliche Uebermacht erdrückt, doch sofort immer wieder als Sieger. Wissen die Geschichtschreiber aus irgend einem Zeitraume gar nichts Anderes anzuführen, hilft nicht etwa ein Mirakel zu irgend welcher Abwechslung (etwa wie ein Schleifstein mit einem Schermesser zerschnitten wird oder dgl.), so füllen sie diesen Zeitraum gewöhnlich mit einem neuen Kriege und neuen Ruhmesthaten aus. Sie beurkunden aber dabei eine solche geistige Armuth, daß ein und dasselbe Ereigniß beinahe regelmäßig zwei- oder noch mehrmals, nur mit ganz geringen Abänderungen vorkömmt, und sie zeigen überhaupt eine so große Ungeschicklichkeit in Ausschmückung der Geschichte ihrer Vorfahren, daß z. B. eine und dieselbe Stadt drei-, vier- ja sechsmal von den Römern erobert wird, und dies ohne jedes Zugeständniß, daß der Platz in diesem Falle von ihnen erst wieder hätte verloren sein müssen.

Die Kritik läßt keinen Zweifel, daß die ganze Königsgeschichte, so wie sie von den römischen Geschichtschreibern erzählt wird, vollständig unhistorisch ist. Um zu diesem rein negativen, vielmehr vernichtenden Ergebnisse zu gelangen, bedarf es keineswegs einer übertriebenen Zweifelsucht, sondern es läßt sich die völlige Unhaltbarkeit der Darstellung sogar in allen wesentlichen Einzelnheiten nachweisen.

Fassen wir nun aber das zusammen, was trotzdem aus den vorhandenen historischen Materialien verschiedener Art nach kritischer Prüfung mit Wahrscheinlichkeit herausgefunden werden kann.

Die Römer waren ein tapferes, kriegerisches, eroberungs- und beutegieriges Volk. Könige standen an ihrer Spitze. Deren Würde war jedoch nicht erblich, sondern sie wurden gewählt und ihre Gewalt erscheint beschränkt, wie sich dies auch bei dem Wahlkönigthum gar nicht anders denken läßt. Mochten unter den damaligen rohen Verhältnissen die Angelegenheiten vielleicht nicht ganz bestimmt ausgeschieden sein welche jedenfalls vor den S e n a t gebracht werden m u ß t e n, so besaß diese Körperschaft dennoch, so lange der Fürst seine Gewalt nicht usurpatorisch erweiterte, eine bedeutende Autorität und Macht. Zu allen wichtigeren Veränderungen, zu neuen Gesetzen, bedurfte es aber der Zustimmung des V o l k e s, d. h. der sämmtlichen vollberechtigten Bürger. Dem Könige stand nicht einmal das Begnadigungsrecht zu; er konnte nur die Erlaubniß ertheilen oder verweigern, eine Bitte um Begnadigung an die Gesammtbürgerschaft, „die

souveräne Landsgemeinde", wie man in der Schweiz die noch heute dort bestehende Volkseinrichtung nennt, zur Entscheidung zu bringen. *)

Die Tapferkeit und Ausdauer der Römer im Felde verschaffte ihnen meistens den Sieg. Wenn aber ihre Geschichtschreiber überhaupt von gar keinem Kriege wissen wollen der anders als höchst erfolgreich für sie geendigt hätte, so beruhen diese Darstellungen auf Unwahrheit. Es widerstreitet nicht nur dem natürlichen Verlaufe der Dinge, daß wenn ein Volk oder ein einzelner Mensch von einem abenteuerlichen Unternehmen in das andere sich stürzt, dieselben niemals vom Glück und Erfolge verlassen werden sollten, sondern es finden sich bei jenen Geschichtschreibern selbst bestimmte Anzeichen vom Gegentheil. Ja es läßt sich erkennen, daß die nicht endenden Kriege Rom selbst wiederholt in feindliche Gewalt, sogar in vollständige Unterwerfung brachten, und zwar sowol unter die Herrschaft der Sabiner, als später unter die der Etrusker. Ohne unterworfen zu sein hätten die so nationalstolzen Römer sich gewiß nicht wiederholt Sabiner zu Königen setzen lassen, wie sie doch selbst erzählen. (Numa Pompilius und Ancus Marcius werden von allen römischen Geschichtschreibern als Sabiner aufgeführt.) Ebenso erscheint Tarquinius der Stolze als Etrusker. So erklärt sich ganz einfach die Einführung sabinischer und etruskischer Einrichtungen und Gebräuche, die sich dann theilweise später noch forterhielten.

Das Königthum ward gestürzt. Die Umstände unter denen es geschah finden sich bei den römischen Schriftstellern wieder in der wunderlichsten Weise dargestellt. Es ist sehr wol denkbar, daß der Herrscher (angeblich Tarquinius der Stolze) seine Gewalt in mannichfacher Art mißbrauchte und daß dies zur

*) Gleichwol trägt Mommsen kein Bedenken, wörtlich zu sagen (I. Buch, 5. Cap.): „Eine äußere rechtliche Schranke hat die Königsgewalt nicht und kann sie nicht haben (!); für den Herrn der Gemeinde (!) gibt es so wenig einen Richter innerhalb der Gemeinde wie für den Hausherrn innerhalb des Hauses." Der König soll dieselbe „schrankenlose" Gewalt über alle Staatsangehörigen besessen haben, wie der Vater über sämmtliche Familienglieder. Nach irgend einem Beweise für diese Behauptung sucht man vergebens. Es ist dies indeß ein vollständiges Phantasiegebilde, und nicht mehr. Wie dem sei: Hienach müßte Mommsen consequenter Weise jeder Auffassung wie unsere obige ist, aufs Entschiedenste widersprechen. Dies thut er indeß keineswegs. Er bezeichnet vielmehr selbst, und zwar im nämlichen Capitel, die Gemeinde als „Trägerin der souveränen Staatsidee"; trotz der angeblichen „Schrankenlosigkeit" der Gewalt des „Herrn" hören wir, daß „die Gesetze herrschen", und wieder (II. Buch 1. Cap.), daß „auch die römische Königsgewalt unter, nicht über dem Gesetze stand" (wie läßt sich denn damit die „äußere rechtliche Schrankenlosigkeit der Königsgewalt" vereinbaren?) Ebenso erzählt Mommsen selbst, vom wohlverdienten Sturze des Tarquinius redend: „daß der König es unterließ den Senat zu befragen und zu ergänzen, daß er Todesurtheile und Confiscationen ohne Zuziehung der Rathmänner aussprach, daß er in seinen Speichern ungeheure Kornvorräthe aufhäufte und den Bürgern Kriegsarbeit und Handdienste über die Gebühr ansann, bezeichnet die Ueberlieferung in glaublicher Weise als die Ursachen der Empörung." — Wo ist hier Consequenz? Wir glaubten wenigstens ein Beispiel zur Rechtfertigung unseres obigen Urtheils über das Mommsen'sche Buch anführen zu sollen. Es beweist dieses Beispiel zugleich, wohin die Vielrednerei führt: selbst kenntniß- und geistvolle Männer verlieren im Wortschwall die Besonnenheit und vergessen ihre eigenen Angaben.

Ursache des Volksaufstandes und seiner Vertreibung wurde. In Wirklichkeit scheint es sich aber, wie ein geistvoller Forscher der Neuzeit (Ihne) vermuthet, nicht blos um Vertreibung eines Herrschers oder Aenderung der Staatsform, sondern um Abschüttlung der etruskischen Fremdherrschaft, um Wiederherstellung der Selbständigkeit, gehandelt zu haben.

Nach dem Sturze des Königthums bedurfte es wol einiger Zeit bis eine neue Ordnung geschaffen war. Die Geschichte gelangt mit der Herstellung der Republik noch keineswegs zur Klarheit. Im Gegentheil finden wir gerade jetzt die abenteuerlichen und mährchenhaften Sagen am allerstärksten angehäuft. Wir übergehen sie.

Jenen Sturz des Königthums soll in hervorragendster Weise Junius Brutus bewirkt haben. Die Gesetze aber, welche das Staatswesen auf republikanischer Grundlage neu ordneten, werden wesentlich dem Verdienste des P. Valerius Poblicola beigemessen. Der Erzählung zufolge waren Brutus und Tarquinius Collatinus unmittelbar nach des Königs Vertreibung zu Consuln gewählt, Collatinus jedoch, seiner Verwandtschaft mit der frühern Herrscherfamilie wegen, bald zur Niederlegung seines Amtes genöthigt worden. An seine Stelle sei dann Valerius gelangt, und dieser habe nach dem Tode seines Collegen Brutus, ohne die Wahl eines zweiten Consuls zu veranlassen, somit allein die höchste Leitung der Staatsgeschäfte geführt.

Wie dem sei; die Gesetze welche er beim Volke zur Annahme brachte bestimmten, so viel wir zu ermitteln im Stande sind, wesentlich Folgendes:

Das Königthum bleibt abgeschafft, die Republik tritt an seine Stelle. Zwei, nur immer auf ein Jahr gewählte Consuln sind die höchsten Beamten des Staats. Mit dem Fluche der Götter sind diejenigen belegt, welche ohne Ernennung durch das Volk die Gewalt an sich zu reißen suchen. Den Consuln stehen zwar im Allgemeinen für ihre beschränkte Amtsdauer die frühern Befugnisse des Königs zu, jedoch mit Ausnahme der priesterlichen Functionen, für welche man, ohne Zweifel von der richtigen Erkenntniß des großen Einflusses geleitet der durch dieselben auf das unwissende und abergläubische Volk ausgeübt werden konnte, einen von allen politischen Handlungen ausgeschlossenen eigenen Opferkönig (rex sacrificulus oder rex sacrorum) ernannte; — und weiter mit dem Vorbehalt, daß der consularische Richterspruch über das Leben eines Bürgers unbedingt der Berufung an das Volk unterliege, d. h. an die Gesammtheit der vollberechtigten Bürger. Durch die letzte Anordnung war eine Hauptbürgschaft der Freiheit und persönlichen Sicherheit des Einzelnen hergestellt. Eine weitere staatsbürgerliche Garantie fand man in Theilung der Gewalt unter zwei gleichberechtigte Consuln, deren Jeder durch seine Einsprache einer zu harten oder gar gewaltthätigen Ausübung der Befugnisse von Seite seines Amtsgenossen Einhalt

gebieten konnte; denn nach römischer Rechtsanschauung hatte die verneinende Stimme des Magistrats den Vorzug vor der anordnenden.

Für Zeiten einer außerordentlichen Noth und Bedrängniß des Staats ward eine eigene Institution, die Dictatur geschaffen. Auf den Beschluß des Senats ernannte einer der beiden Consuln nach seinem Ermessen einen Dictator auf höchstens sechs Monate. Derselbe besaß unumschränkte Gewalt; seinem Willen gegenüber galt jedes Gesetz für suspendirt; alle Beamten sahen sich zum Vollzug seiner Befehle verpflichtet; die Garantien der persönlichen Freiheit waren zeitlich aufgehoben; der ganze Staat befand sich gleichsam in einen Belagerungszustand versetzt.

Es mag schon an dieser Stelle auf den gewiß außerordentlichen Umstand aufmerksam gemacht werden, daß die republikanische Verfassung nicht nur während eines halben Jahrtausends fortbestand, sondern daß bis gegen das Ende dieser langen Periode auch nicht einmal ein Versuch zur Wiederherstellung der Monarchie in dieser oder jener Form gemacht wurde. Die Erscheinung ist um so bemerkenswerther, als insbesondere die Institution der Dictatur den momentanen Machtbesitzer so recht zur Begründung einer fortdauernden Herrschaft einzuladen schien. Man hat diesen großen Erfolg wesentlich den Valerianischen Gesetzen beigemessen. Wie hoch man deren Werth aber auch schätze, wie trefflich sie in Wirklichkeit gewesen sein mögen, — gerade der Erfolg den wir eben hervorgehoben beruht wesentlich auf einem andern Momente. Er beruht darauf, daß es in Rom kein stehendes Heerwesen gab. Da die ganze militärische Macht ausschließlich aus der Miliz, d. h. der kriegerisch erzogenen und wohlorganisirten Gesammtheit aller waffenfähigen Bürger bestand, so konnte weder ein in bürgerlichen Verhältnissen hervorragender Beamter, noch ein glücklicher Feldherr die Mittel finden zur Unterwerfung, zur Unterdrückung des Volkes. Die Milizen, welche alle das gleiche Interesse an Erhaltung und Wahrung der republikanischen Freiheit besaßen, hätten, und zwar jeder persönlich, gegen ihr eigenes Interesse, gegen ihr eigenes Recht eine Usurpation unterstützen, und zum Ueberflusse noch mit ihrem Leben für solche Gewaltthat einstehen müssen. In der Nichtexistenz eines stehenden Heeres, neben der vollständigen Entwicklung und Ausbildung des Milizwesens, liegt das ganze Geheimniß der so lange völlig unbestrittenen Dauer der Republik, selbst bei dem Bestande einer Einrichtung wie die Dictatur mit ihrer unbeschränkten Machtfülle; — ein nicht genug zu beachtendes Denkzeichen, welche Bedeutung die Frage: „ob stehendes Heerwesen oder wohlorganisirte allgemeine Miliz", für alle Zeiten besitzt.

Die oberste berathende Versammlung bildete ein Senat von 300 Mitgliedern. Seine Bedeutung war nicht sowol durch ausdrückliche Gesetzesbestimmungen festgestellt, als vielmehr durch das Herkommen geregelt. Die Senatoren wurden — und zwar ausschließlich aus der Classe der Patricier, also des

damaligen Adels*) — durch die Consuln ernannt. Diese letzten konnten den Senat, in welchem sie den Vorsitz führten, über alle Regierungsangelegenheiten mit seinem Gutachten vernehmen, sahen sich jedoch dazu durch kein Gesetz eigens verpflichtet. Hienach möchte man die ganze Körperschaft für völlig machtlos halten. Sie war dies nicht. Der Umstand, daß der Senat als dauernde Corporation den jedes Jahr neu erwählten, jedes Jahr wechselnden Consuln gegenüber stand, sicherte ihm schon eine wesentliche Bedeutung. Die Meinungsverschiedenheit, welche bei der gleichzeitigen Amtswirksamkeit zweier Consuln gerade in schwierigen Angelegenheiten oftmals sich ergab, und die wenigstens moralische Verantwortlichkeit wenn eine von den Consuln eigenmächtig angeordnete Maßnahme von ungünstigem Erfolge begleitet war, mußte diese obersten Beamten zudem ihrer selbst wegen bestimmen, über wichtige Fragen in der Regel vorerst den Senat zu vernehmen. — Was jedoch die Bedeutung dieser Körperschaft ganz besonders erhöhte war der Umstand, daß nicht blos herkömmlich die Vorlagen an die allgemeine Volksversammlung einer vorgängigen Prüfung und Gutheißung des Senats unterstellt wurden, sondern daß selbst ein zustimmender Beschluß dieser Volksversammlung auch noch der besondern nachträglichen Genehmigung des Senats bedurfte um zum Vollzuge zu gelangen.

Die Volksversammlung hatte ohne Zweifel bei den Römern denselben Ursprung wie bei allen freien Völkern in ihrem primitiven Zustande. Da Krieg das wichtigste aber auch sehr gewöhnliche Vorkommniß unter diesen Verhältnissen bildet, und da bei den Lasten und Gefahren desselben ein Jeder betheiligt ist, so hat auch jeder Vollbürger in der allgemeinen Volksversammlung über den Krieg mit zu entscheiden. — Als Befugnisse der Volksversammlung werden ferner aufgeführt: Wahl der Magistrate, Abstimmung über neue Gesetze, und Entscheidung über Begnadigungsgesuche in Fällen der Todesstrafe. Doch fehlten allerdings ganz bestimmte Grenzlinien. — Verhandlungen in der Versammlung fanden nicht statt, sondern nur die Abstimmung, d. h. Annahme oder Verwerfung des (wie oben angegeben) meistens im Senat einer Vorprüfung unterstellten Antrags (die „Rogation“). — Ein willkürlicher Zusammentritt des Volkes war nicht gestattet, sondern dasselbe durfte sich nur versammeln auf Berufung durch die Consuln, so wie früher durch die Könige. Der Zusammentritt erfolgte auch nicht in einer einzigen allgemeinen Versammlung, sondern in den Comitien der Centurien, welche aus jenen der Curien hervorgegangen waren.

Da der römische Staat in allen seinen Einrichtungen wesentlich auf militärischen Grundlagen beruhte, so diente die Centurie, d. h. die Vereinigung von 100 Mann welche zur untersten taktischen Einheit (heute der Compagnie) ver-

*) Die Ansicht, daß auch Plebejer zu Senatoren ernannt worden seien, ist für diese Zeit sicherlich unbegründet, weil sie im Widerspruche zum ganzen damaligen Staatsorganismus steht.

bunden waren, auch in den bürgerlichen Angelegenheiten als Vereinigungspunkt. Die 30 patricischen Curien stellten ursprünglich das Heer, die Legion, von 3000 Mann. Allerdings wurden die Plebejer ebenfalls zu den Kriegsdiensten herbeigezogen, doch erlangten sie erst allmählig das Stimmrecht, und zwar blos nach Maßgabe ihres Census.

In den Centuriatcomitien übten also die Römer — der populus — das Souveränitätsrecht des Volkes aus. Consuln und Senat besaßen nur eine übertragene und beschränkte Gewalt; die des Volkes war eine selbsteigene und blos so weit beschränkte, als die Gesammtheit sich selbst Grenzen setzte. Thatsächlich gestaltete sich die Sache freilich etwas abweichend; nicht nur weil jene Behörden ihre Macht auch anders denn als bloße Vollziehungsbeamte zu benützen wußten, sondern insbesondere darum, weil die Patricier, die Adeligen, sich allein im Besitze des Vollbürgerrechts befanden. Nach dem Sturze des Königthums lag alle Staatsgewalt in ihren Händen. Treffend faßt ein neuer Geschichtschreiber (Ihne) das Verhältniß so zusammen: „Die Revolution gegen das Königthum führte zur ausschließlichen Herrschaft des Patriciats. Die Plebs blieb ferngehalten von dem bevorrechteten Stande und von seinen Vortheilen, Rechten und Ehren. Keine Brücke führte hinüber; kein Verdienst um den Staat, kein bürgerlicher Wohlstand eröffnete den Plebejern die Aussicht aus der Masse der zurückgesetzten Unterthanen zu treten und am Regimente Theil zu nehmen. Die Ehe zwischen Patriciern und Plebejern war ungesetzlich, wie die zwischen Freien und Sklaven. Von allen bürgerlichen Aemtern und vom Senate war der Plebejer ausgeschlossen, der hohen Priesterämter war er unwürdig; von den Auspicien, von der Kenntniß des Rechts fern gehalten, hatte er nur Theil an den Lasten des Staates und besonders an dem immer drückender werdenden Kriegsdienst." — Dies die bürgerlichen und politischen Grundverhältnisse beim Beginn der Republik.

Die innern Verfassungskämpfe, welche unter solchen Zuständen nicht ausbleiben konnten, knüpften sich übrigens von der frühesten Zeit her wesentlich an Fragen des rein materiellen Nutzens und Vortheils; sie ermangelten zunächst und an sich einer höheren ideellen Bedeutung. Der Streit zwischen Patriciern und Plebejern trat in erster Linie hervor als ein Kampf der zurückgesetzten Classe zur Erlangung eines gleichen Antheils am allgemeinen Grundbesitze des Staates (den Domänengütern) wie die Bevorzugten ihn genossen, und zur Abschüttelung der durch die ungleiche Behandlung aufgehäuften Schuldenmasse der Plebejer. Die Forderung gleicher politischer Rechte ergab sich zunächst nur als Mittel zur Erlangung dieses Begehrens, nicht als Selbstzweck noch als Mittel zur Erreichung sonstiger höherer politischer oder sittlicher Ziele. Hier macht sich der Unterschied zwischen Griechen und Römer wieder geltend und zeigt sich denn auch in seinen Wirkungen durch beinahe alle Verhältnisse des Lebens. Der wundervolle Aufschwung der Hellenen, das Zurückbleiben, theilweise selbst die Sterilität der

Römer in vielen geistigen Beziehungen steht damit in innigem Zusammenhange.

In allen Darstellungen der älteren römischen Geschichte nehmen die Streitigkeiten zwischen Patriciern und Plebejern über Ackerbesitz und Schulden eine hervorragende Stelle ein. Die Nachrichten welche durch die späteren römischen Schriftsteller über diese Verhältnisse auf uns gekommen sind ermangeln durchgehends der Klarheit. Die meisten neuern Geschichtsforscher aber, welche sich mit dieser Angelegenheit befaßten, von Niebuhr bis Mommsen, geben Lösungsversuche durch welche die Sachlage nur noch mehr verwirrt wird; sie bauen Hypothesen auf, denen nicht blos vielfach der Wortlaut der auf uns gekommenen Angaben entgegensteht, sondern welchen — und dies dürfte die Hauptsache sein — die Natur der Dinge widerstreitet. Sie haben die einfachste und natürlichste Lösung übersehen, deren wissenschaftliche Durchführung wir Ihne verdanken („Forschungen auf dem Gebiete der römischen Verfassungsgeschichte"). Das Verhältniß war nämlich folgendes:

Patricier und Plebejer waren wol die Nachkommen verschiedener Volksstämme; die Ersten die der Sieger, die Zweiten der Unterworfenen. Die deutlichsten Beweise für die Stammesverschiedenheit liegen wol in dem Verbot der Ehe zwischen beiden Ständen und in der unbedingten Ausschließung der Plebejer von den Auspicien und den verschiedenen geistlichen Functionen, so daß sie wie Unreine von dem Umgange mit den Göttern abgehalten waren. — Die ursprünglichen Sieger ließen zwar die Besiegten am Leben, betrachteten aber deren Land als ihr durch Eroberung gewonnenes Eigenthum. Sie konnten indeß nicht das gesammte Areal selbst bebauen; dazu fehlte ihnen vorerst die nöthige Händezahl. Deßhalb beschränkten sie sich darauf zunächst die Weidebezirke in Besitz zu nehmen und als Gemeingut ungetheilt zu erhalten (als Staatsdomäne), deren Benützung wie es scheint den Siegern unentgeldlich, den Besiegten nur gegen eine Abgabe zustand. Sodann eigneten sie sich einen gewissen Theil des Ackerlandes zu, wovon jeder Angehörige der Sieger eine bestimmte Morgenzahl als freies Eigenthum erhielt. Den Rest (vielleicht zwei Drittel des Ackerfeldes) überließen sie den Eingeborenen, den Plebejern (wie es auch in der Völkerwanderung vielfach geschah), unter der lästigen Bedingung bestimmter Leistungen, nämlich des Zehntens an die Bevorzugten, und zwar so, daß jeder einzelne Plebejer diesem oder jenem Patricier speciell zugetheilt war.

Dies war das ursprüngliche Verhältniß der Clienten, deren jeder seinen Patron haben mußte ohne den er nicht vor Gericht erscheinen, überhaupt kein Recht geltend machen konnte, folglich schutzlos gewesen wäre.

Die Patricier besaßen somit eben sowol freies Grundeigenthum, als auch die Rente (die Feudalabgabe) von dem den Eingeborenen belassenen Ackerfelde. Die letzten konnten zwar in so lange als sie ihre Verpflichtung erfüllten, aus

ihrem beschränkten Besitze nicht vertrieben werden. Kamen aber schlimme Zeiten, Mißernten oder Unglücksfälle des Einzelnen, so ergaben sich Rückstände mit sehr verderblichen Folgen für die Plebejer; sie wurden die Schuldner jener Begünstigten, und diese suchten nun den größten Vortheil aus der Noth der Andern zu ziehen. Die stete Verbindung von Acker- und Schuldgesetzen gibt einen Fingerzeig daß die Schulden der Plebejer nicht durch unmittelbare Gelddarlehen sondern durch rückständige Feudalabgaben entstanden waren. Die Patricier forderten nun auch Verzinsung der Rückstände. Die Lage der Hörigen verschlimmerte sich wenn die Bevorrechteten, wozu sie befugt waren, Weideland in Aecker verwandelten und somit die Weiden für das Vieh der Plebejer schmälerten. Auf solche Weise übten sie jenen Druck auf die Letzten aus, welcher dieselben so oft zu Bewegungen veranlaßte und selbst zur Verzweiflung brachte. Konnte der Schuldner nicht bezahlen, so durfte er von den ihm nur bedingungsweise überlassenen Grundstücken vertrieben, ja der Schuld wegen selbst als Sklave verkauft werden. Dieses Verhältniß der Unterworfenen — also für geringer geachteten Menschen — erklärt wol auch die Härte der Schuldgesetze. Die Reichen fanden es, nachdem sie sich längst eingerichtet und nachdem die anfangs kleine Zahl der Sklaven sich in Folge der kriegerischen Erfolge ungemein vermehrt hatte, sehr vortheilhaft, ihr agrarisches Besitzthum sowol durch nachträgliche Vertreibung der Eingeborenen von solchen Grundstücken als durch Occupation und Umbrechen von Weideland zu vergrößern. Daher jene beständigen Klagen, welche ohne diese Auffassung der Verhältnisse unerklärbar bleiben. Solche von ihren Aeckern vertriebene Clienten bildeten nun die — sonach jeder Ansässigkeit auf Grundbesitz entbehrenden, und gerade in Folge dessen vom Clientelverhältnisse gelösten — Plebs. Denn Grund und Boden waren die Unterlagen jenes Clientelverhältnisses. Das Emporkommen einiger Gewerbsindustrie vermehrte die Menge der Besitzlosen, indem die Ueberzahl der Bauernsöhne nach der Stadt zog, daselbst Verdienst in industrieller Beschäftigung suchend.

Der ganze römische Staat war auf Eroberung angelegt. Das römische Volk bildete gleichsam ein Heer. Der Speer (die Lanze) erscheint als Sinnbild des Gottes der allen Römern als Ahnherr galt; von dem Speere (sabinisch quiris) wurden sie selbst Quiriten genannt. — Da nun aber nicht blos die Patricier sondern ebenso die Plebejer alle Mühsale und Gefahren der nicht endenden Kriege zu tragen hatten, so mußte in den Letzten das Verlangen erwachen, ebenso wie an den Lasten, auch an den Vortheilen die der Staat gewährte, also namentlich am gemeinsamen Grundbesitz, ihren vollen Antheil ohne besondere lästige Bedingungen zu erlangen. Statt dessen erhielten sie nicht einmal an den neuen Eroberungen gebührenden Antheil. „Auch die später besiegten Völker wurden in der Regel Clienten römischer Patrone; auch ihr Land wurde ager publicus, und war in einzelnen Partien je einem Römer untergeben,

der den Zehnten davon einnahm. Neben dieser Oberherrlichkeit erhielten die römischen Edlen in den Colonien ebenso wie in Rom, ein bestimmtes Privateigenthum; auch mögen einzelne Männer von den Besiegten, wie in Capua der ganze Ritterstand, wegen geleisteter Dienste mit Abgabenfreiheit sowie mit dem römischen Bürgerrecht und entsprechenden Vortheilen belohnt worden sein; die römischen Plebejer aber, die an der Colonie Theil nahmen, hatten in der älteren Zeit kein besseres Recht als die besiegten Völker: sie blieben in der Clientel.“ (Ihne.) — So ergab sich ein ähnliches Verhältniß wie das, welches die französische Revolution von 1789 durch die Vernichtung des Feudalwesens brach, nur mit dem Unterschiede, daß in Rom die Gleichberechtigung blos langsam und schrittweise, im modernen Frankreich dagegen mit einem Schlage errungen ward.

Der bezeichnete Ständeunterschied übte einen wahrhaft unheilvollen Einfluß auf die ganze Entwicklungsgeschichte der Römer. Er führte zunächst Jahrhunderte lange Kämpfe im Innern des Staates herbei, und hinterließ dann, als selbst diese Kämpfe beendigt waren, ferner fortwirkende unnatürliche Verhältnisse. Der Gang der Entwicklung gestaltete sich im Wesentlichen folgendermaßen: Die Patricier, erzogen in ihren Standesvorurtheilen, vertheidigten ihre Vorrechte und übten dieselben mit Härte, oft selbst mit Unmenschlichkeit aus. Die Plebejer, durch mannichfache Lasten gedrückt, forderten zunächst Antheil an den Nutzungen des Staates, zumal an jenen, welche sie in den Kriegen mit erobert hatten; das Verlangen nach Erweiterung auch der übrigen Befugnisse, nach Gleichberechtigung in politischen Angelegenheiten, knüpfte sich allmählig von selbst daran. Man hat das Verhalten der Patricier mit den schwärzesten Farben geschildert (insbesondere spricht sich Ihne wiederholt mit starker Bitterkeit über die Angehörigen des genannten Standes aus). Ihr Verhalten war aber im Großen und Ganzen nur das Ergebniß der unnatürlichen und verwerflichen Zustände in denen sie herangewachsen waren und lebten. Die Plebejer hätten in der gleichen Lage ebenso gehandelt, wie sich dies in der Folge nur zu sehr zeigte da sie, nachdem die Gleichberechtigung zwischen den beiden genannten Ständen durchgesetzt war, diese nämliche Gleichberechtigung den übrigen Bewohnern des römischen Staates ihrerseits verweigerten. (So bewährt sich denn auch hier was wir in der Einleitung über die Alles beherrschende Macht der Verhältnisse gesagt haben; siehe S. 17—23.) Der Drang nach Ausbreitung der Eroberung erscheint sogar gesteigert, als die Theilnehmerzahl an der Beute sich vergrößert hatte. Es war der Fluch jenes barbarischen Systems, nach welchem auch alles Privateigenthum im Lande der Besiegten zur Beute der Sieger wurde. Krieg und Raubzug hatten darum in dieser Hinsicht die gleiche Bedeutung.

Das gerügte Mißverhältniß bestand aber nicht blos in Rom, sondern es scheint sich über ganz Italien ausgebreitet zu haben. Auch in allen andern Theilen der Halbinsel finden wir zwei verschiedene Classen, die der Privilegirten und des

Volkes sich entgegenstehen. Entsprechend dem angedeuteten Gange der Entwicklung, sehen wir denn in der ganzen weitern Geschichte Italiens bis zur Unterwerfung aller einzelnen Theile der Halbinsel unter die Römerherrschaft, — die Adeligen als Anhänger Roms, und sie werden von diesem unterstützt gegenüber der demokratischen Bevölkerung, welche durch römische Gewalt schließlich allenthalben niedergeworfen wurde. Ein Mißstand, ein Unrecht entwickelte sich aus dem andern, und so wirkte denn das Unheil uralter Eroberung und Verknechtung in mannichfacher Weise stets vergiftend auf die ferneren Zustände Roms fort.

In Folge ihrer starren Abgeschlossenheit, verbunden mit den fortwährenden Männerverlusten in den nicht endenden Kriegen, ergab sich eine bedeutende Verminderung der Patricierzahl. Um so mehr konnten die Plebejer ihre Forderung geltend machen. Der Adel versuchte es nun, die Unzufriedenen durch Landanweisung in neugegründeten Colonien zu beschwichtigen. Doch damit war eine Abfindung nicht möglich, denn die in jener Zeit gegründeten Colonien waren — im Gegensatze zu den späteren — nichts anders, als blos unter beständigen Gefahren zu behauptende Militärposten, mehr oder minder im feindlichen Lande.

Indem wir nun eine kurze Uebersicht des weitern Verlaufs der von beiden Ständen mit ungemeiner Hartnäckigkeit geführten Kämpfe geben, müssen wir vor Allem die Einseitigkeit und Parteilichkeit der darüber aus dem Alterthum erhaltenen Nachrichten beklagen. Diese ganze Geschichtschreibung ist ausschließlich aristokratisch, theils nach der Anschauungsweise und Stellung ihrer Verfasser selbst, theils weil sie blos die Familienaufzeichnungen patricischer Geschlechter als Material besaßen. So können wir manche Verhältnisse nur mühsam und unvollständig enträthseln, oftmals aber wahrnehmen, daß die Vorgänge einseitig und entstellt geschildert, nicht wenige derselben hinwieder offenbar absichtlich übergangen, somit unserer nähern Kenntniß ganz entrückt sind. Es ließe sich dies als bedeutungslos ansehen, wenn es sich nicht um die Entwicklungsgeschichte eines Volkes handelte, das in wenigen Jahrhunderten dazu gelangte, die ganze civilisirte Welt zu beherrschen.

War die Vertreibung der Könige auch zunächst das Werk der Patricier, so erfolgte die Veränderung doch unverkennbar unter der Zustimmung, vielleicht selbst Mitwirkung der Plebejer. Es ist dies um so begreiflicher, wenn wir annehmen, daß es sich dabei um Abschüttelung der Herrschaft einer ganz fremden Menschenrasse handelte, während Patricier und Plebejer zwar verschiedenen Völkerstämmen, aber immerhin der gleichen Nationalität angehörten. Ueberdies läßt sich erkennen, daß die Adeligen bei dieser Gelegenheit den Plebejern verschiedene Zugeständnisse zur Verbesserung ihrer materiellen Lage machten.

Indeß wurden diese Einräumungen alsbald unzureichend befunden. Sie konnten auf die Dauer um so weniger befriedigen, je mehr sich die Kriege, folglich

die Truppenaufgebote häuften, und je schmerzlicher es dabei die Hörigen empfinden mußten, in allen Dingen von dem guten oder üblen Willen ihrer Patrone abzuhängen, deren Interesse mit dem ihrigen, d. h. jenem der Clienten, sich gewöhnlich im Widerstreite befand.

Bei der Härte mit welcher die Patricier gegen ihre Schuldner verfuhren, fanden die Bedrückten in ihrer Noth kein anderes Mittel als daß sie, wenn äußere Feinde (namentlich die Volsker) Rom bedrängten, jede Mitwirkung zu deren Bekämpfung verweigerten. Darauf machten denn die Adeligen bedeutende Versprechungen, welche indeß später nicht erfüllt wurden. Hierauf zogen die Getäuschten aus der Stadt und verschanzten sich auf einem benachbarten Hügel, entschlossen, Rom seinem Schicksale zu überlassen. Jetzt mußten ihnen die Patricier nochmals nachgeben. Die zurückgesetzte Classe wurde berechtigt, eigene plebejische Magistrate, Volkstribunen genannt, zu wählen, wesentlich zu dem Zwecke, die Plebejer und deren Rechte zu vertreten ohne daß es der Mitwirkung oder Zustimmung der Patrone bedurfte. Auch erhielten die Volkstribunen ein Veto gegen die Ausführung der von den (patricischen) Behörden ausgehenden Befehle; sie selbst wurden als geheiligte (sacrosancti) Personen für unverletzlich erklärt. Ihre Zahl scheint ursprünglich zwei gewesen, alsbald aber auf fünf vermehrt worden zu sein. Eine materielle, physische Gewalt ward ihnen nicht übertragen, und man könnte deßwegen an eine Werthlosigkeit der ganzen Institution denken. Allein diese Vertreter der Volksrechte bedurften einer solchen besonderen Machtverleihung nicht; das Milizsystem, bei welchem Plebejer die Mehrzahl des Heeres bildeten, diente zur vollkommen ausreichenden Bürgschaft gegen Mißachtung der Tribunen in Ausübung ihrer gesetzlichen Rechte. So erklärt es sich denn auch, daß wir die ganze Geschichte hindurch einer Klage in dieser Beziehung niemals begegnen.

Hiemit war indeß doch erst ein Anfang gemacht zur Begründung des Rechtes der Zurückgesetzten, der noch immer Hörigen. Zunächst kam es darauf an den Plebejern auch eine freie Wahl ihrer Tribunen zu sichern. In den Centuriatcomitien fanden sich beide Stände vereinigt, allein die Adeligen besaßen hier immer noch die größere Macht. Das Publilische Gesetz (471 vor Chr.) räumte jedoch den Plebejern das Recht ein, ihre Magistrate in den Tributcomitien unter Ausschluß der Patricier, somit für sich allein zu wählen.

Indeß fand sich die Stellung der Tribunen wesentlich dadurch erschwert, daß man keine allgemein veröffentlichten Gesetze besaß, daß die Patricier vielmehr die Gesetzkunde als ausschließliches Vorrecht ihres Standes betrachteten und die bestehenden Normen den uneingeweihten Augen der Plebejer verborgen hielten. Es ergab sich von selbst das Verlangen nach Feststellung und Veröffentlichung der geltenden Gesetze, und zwar unter Mitwirkung beider Stände, damit die Abfassung nicht im Sonderinteresse des einen derselben geschehe. Zehn Jahre

15*

lang soll dieses ebenso billige als einfache Verlangen zurückgewiesen worden sein. Man machte lieber einige andere Zugeständnisse: Vermehrung der Tribunenzahl von 5 auf 10, ja sogar Ueberlassung des Feldes auf dem Aventinischen Hügel allein an die Plebejer. Es war dies die erste Gewährung solcher Art, und zwar zufolge des Icilischen Gesetzes (456 v. Chr.). Der Staat zog zu diesem Behuf die Ländereien, welche von den Patriciern in Besitz genommen (occupirt) waren, wieder ein, um sie den Plebejern zu überlassen. Weiter erging ein Gesetz (das Aternische) durch welches die Strafbefugniß der Consuln, und zwar auf ein Maximum von 30 Rindern und 2 Schafen beschränkt ward. Allein alles dies genügte nicht. Indeß bedurfte es eben einer neuen Staatsbedrängniß durch äußere Feinde, als Volsker und Aequer auf römischem Boden standen, bis eine Commission von Zehn Männern (Decemvirn) auf ein Jahr mit dem Auftrage der Ordnung des bestehenden Rechtes eingesetzt ward. In diese Commission sollten Angehörige beider Stände wählbar sein; der That nach wurden jedoch nur Patricier ernannt (454 v. Chr.). In der bestimmten Jahresfrist entstand dann das Gesetz der Zehn Tafeln. Allein die Arbeit war damit noch nicht beendigt. Bei der Wahl für das folgende Jahr gelangten mehre (3 oder 5) Plebejer in das Collegium; es wurden zwei neue Tafeln geschaffen, und man hatte somit das Zwölftafelngesetz.

Die Geschichte der Vorgänge dabei ist durchaus unklar und die auf uns gekommene Erzählung völlig unhaltbar. Selbst den Inhalt des Zwölftafelngesetzes kennen wir nur sehr unvollständig. Die bezeichnendste Bestimmung darin ist wol die, daß das Verbot einer rechten Ehe (conubium) zwischen Patriciern und Plebejern ausdrücklich aufrecht erhalten wurde; die Kinder aus einer Verbindung zwischen Angehörigen beider Classen mußten dem geringeren Stande folgen. (Es bildet diese Festsetzung einene witeren Beweis, welchen Werth die doctrinären Declamationen besitzen über die Maßlosigkeit der Plebejer in ihren Forderungen, und wie sie durch keine Zugeständnisse hätten befriedigt werden können.)

Nachdem indeß die Kenntniß der Gesetze aufgehört hatte Geheimgut des einen Standes zu sein, war den Plebejern die Möglichkeit gegeben, den Kampf um Gleichberechtigung besser als bisher zu führen. Zudem mußte es einen steten Sporn zur Fortsetzung dieses Kampfes bilden, daß die Ungleichheit nun einem Jeden in den Erztafeln stets vor die Augen gerückt war.

Der nächste, vermittelst eines neuen Auszugs der Plebejer aus der Stadt errungene Erfolg war das, auf Veranlassen der Consuln Valerius und Horatius in der allgemeinen Bürgerversammlung der Centurien angenommene Gesetz, daß die Beschlüsse der Plebs in ihren Tribus bindend sein sollten für das ganze Volk. Allein diese, ohnehin auf die innern bürgerlichen Angelegenheiten beschränkten Tribusbeschlüsse bedurften noch, ebenso wie jene der Centurien, der Genehmigung

des Senats (patrum auctoritas). Der Gewinn erscheint somit als ein sehr bescheidener.

Bald forderten die Plebejer Aufhebung jenes Eheverbots und Berechtigung zur Erlangung der Consulatswürde. Das erste Begehren wurde (445 v. Chr.) endlich unbedingt zugestanden, das zweite dagegen nur unter bedeutenden Beschränkungen gewährt. Es sollte dem Volke freistehen, jedes Jahr entweder Consuln in alter Weise (d. h nur Patricier), oder an deren Stelle andere Beamte unter dem Titel „Militärtribunen mit consularischer Gewalt" (tribuni militum consulari potestate) ohne Unterschied zwischen beiden Standesclassen zu wählen, und zwar drei der letzten Beamten statt der beiden Consuln. Dabei übertrug man aber für den Fall der Aufstellung von Consulartribunen sehr wesentliche Theile der consularischen Gewalt an andere, neugeschaffene Beamte patricischen Ranges, nämlich an die Censoren. Diese besorgten die Eintheilung der Bürger nach Centurien und Tribus; sie hatten die Steuern auszuschreiben und, was besonders wichtig, ein Sittengericht zu üben, wobei sie nicht auf die Bestimmungen eines Gesetzes beschränkt waren, sondern ausschließlich nach ihrem Gewissen, ihrer Ueberzeugung handeln sollten. Sie konnten zu diesem Behuf Verweise ertheilen, ja waren sogar befugt Senatoren aus dem Senate zu stoßen und jeden Bürger seiner Stelle in den Tribus, somit seiner bürgerlichen Rechte verlustig zu erklären; ebenso besaßen sie die Berechtigung jeden Bürger in der Steuerliste zu erhöhen. Der Gewährung stand somit wieder eine bedenkliche Beschränkung zur Seite.

Immerhin hatte die ursprünglich so sehr mißachtete und unterdrückte Plebs bereits gewaltige Erfolge erlangt. Die Zugeständnisse waren weder ohne beständigen Kampf, noch ohne mancherlei Opfer errungen. Die Leidenschaft der Bevorrechteten pflegte sich mit der größten Unerbittlichkeit gegen diejenigen ihrer eigenen Standesgenossen zu richten, welche, sei es aus Rechtsgefühl oder sei es aus Klugheit, den Hintangesetzten zu einer bessern Lage zu verhelfen suchten. So fiel schon frühzeitig (485 v. Chr.) Spurius Cassius, der während seines dritten Consulats ein den Hörigen günstigeres Ackergesetz zu Stande zu bringen versucht hatte. Seine adeligen Genossen vereitelten nicht nur dieses Bestreben, sondern sie suchten eine angebliche oder wirkliche Befugnißüberschreitung hervor, um den Mann nach Niederlegung seines Amtes zum Tode zu verurtheilen. Dasselbe Schicksal hatte fast ein Jahrhundert später (im Jahre 384) M. Manlius, der Retter des Capitols. Seiner volksthümlichen Bemühungen für Ackertheilung wegen ward er vom tarpejischen Felsen herabgestürzt. — Nicht minder gefährdet sahen sich die hervorragenden Plebejer. So wurde Spurius Mälius, der in einer Zeit der Hungersnoth große Geldopfer für das Volk gebracht hatte und dadurch zu hohem Ansehen gelangt war (im J. 435) erst böswillig in einen Strafproceß verwickelt, dann, als die Gerichtsverhandlung stattfinden sollte, durch einen

fanatisirten Patricier öffentlich auf dem Forum im Angesichte des Dictators gemeuchelmordet.

Die der Menge in Zeiten der Bedrängniß gemachten Zugeständnisse wurden übrigens durch die Bevorrechteten in ihrer Wirkung möglichst zu nichte gemacht und vereitelt. Es beruht diese Beschuldigung nicht auf vereinzelten und vorübergehenden Erscheinungen, sondern auf einer Reihe ununterbrochen fortgesetzter Thatsachen. So war freilich das Institut der Consulartribunen statt der Consuln facultativ zugestanden. Allein es wurde von den Adeligen jedes Jahr Streit geführt, damit Consuln und keine Consulartribunen gewählt werden sollten, und dies zwar mit solchem Erfolge, daß in den 35 Jahren von 444 bis 409 überhaupt nur 15 Mal das plebejische Institut zu Anwendung gelangte. Hiemit noch nicht zufrieden, wußten die Privilegirten durch Intriguen aller Art es dahin zu bringen, daß in allen diesen Fällen auch nicht ein einziger Plebejer zu jener Würde gelangen konnte; ja bis zum Jahre 400 unserer Zeitrechnung — in einem Zeitraume von 44 Jahren, worin im Ganzen 23 Mal Consulartribunate durchgesetzt worden waren, gelang es den Bevorrechteten, bei den wirklichen Wahlen jedesmal die factische Ausschließung aller Plebejer zu erwirken. Erst in den Jahren 400 und 399, also zwei Jahre nach einander, und dann wieder 396 erlangte der geringere Stand die Ernennung seiner Angehörigen, und zwar nunmehr je zweier derselben, somit der Mehrheit dieser Oberbeamten.

Die Ackerstreitigkeiten nahmen kein Ende. Sahen die Plebejer schon in der ausschließlichen Aneignung des Staatsgrundeigenthums zu Rom durch die Adeligen ein Unrecht, so steigerte sich die Unzufriedenheit mit jeder neuen Eroberung. Beide Stände vergossen gleichmäßig ihr Blut in den Kriegen; warum sollte die Hauptbeute — das den Besiegten abgenommene Land — der einen Classe unter viel günstigeren Bedingungen als der andern überlassen werden?

Bis zur Unterwerfung der großen Etruskerstadt Veji (396 v. Chr.) waren die Eroberungen noch mäßig gewesen; jetzt erlangte das römische Gebiet mit einem Mal eine Verdoppelung seines Umfangs. Dennoch wußten die Bevorrechteten ihre Mitbürger lange mit leeren Versprechungen hinzuhalten, wobei Priesterhülfe benützt ward um vermittelst religiöser Vorurtheile die Herstellung des vorgängig nothwendigen neuen Census stets weiter ins Ungewisse hinauszuschieben und damit die Sache selbst zu hintertreiben.

Endlich, nach zehnjährigen hartnäckigen Kämpfen setzte der Volkstribun C. Licinius Stolo im Jahre 366 eine bedeutende Reform durch. Es kamen drei neue Gesetze zu stande. Das erste gewährte den Schuldnern Erleichterung, indem sie die bezahlten Zinsen am schuldigen Capitale in Abzug bringen durften. Durch das zweite ward bestimmt, daß Niemand mehr als 500 Jugera (beiläufig so viel Magdeburger Morgen) von den Staatsländereien — dem ager publicus — in Besitz nehmen dürfe, — eine Bestimmung durch welche einer größern Bürgerzahl

die Theilnahme an dem gemeinsamen Grundeigenthum ermöglicht wurde (auf das volle Privateigenthum hatte die Beschränkung keinen Bezug). Das dritte Gesetz aber verfügte, unter Abschaffung des Consulartribunats, die unbedingte Wiederherstellung des ursprünglichen Consulats mit dem wichtigen Beisatze, daß stets einer der beiden Consuln dem Plebejerstand angehören müsse. Das letzte Zugeständniß ward vom Patriciat nur unter der Beschränkung gewährt, daß ein wichtiger Theil der consularischen Gewalt, das städtische Richteramt, unter dem Namen der Prätur an eigene patricische Beamte übertragen werde. Außerdem behielt der Adel noch den Besitz der Censur und, was gewöhnlich unterschätzt wird, die Priesterämter für sich allein.

Nach diesem Erfolg der Plebejer ließen sich die noch vorhandenen Ständeunterschiede mit wenigen Ausnahmen auf die Dauer ebenfalls nicht mehr behaupten. Schon im ersten Jahre nach Einführung der Licinischen Gesetze ward die ausschließliche Berechtigung der Patricier zur curulischen Aedilität abgeschafft; im J. 356 erfolgte das Gleiche bezüglich der Dictatur, 351 hinsichtlich der Censur, und 337 fiel das Vorrecht auch bei der Prätur. Das vom Consul Publilius Philo im J. 339 erwirkte Gesetz erklärte die Volksbeschlüsse der Centurien unabhängig von der Zustimmung des Senats, und im J. 313 erfolgte die Abschaffung der Schuldhaft für römische Bürger, womit der letzte Ueberrest der alten grausamen Schuldgesetze beseitigt war. Indeß fehlte es auch in dieser Zeit nicht an Versuchen der Privilegirten, die gemachten Zugeständnisse thatsächlich zu vereiteln oder die Zusagen offen zu brechen. Es gab noch manchen schweren Kampf. Zwölf Jahre nach Verkündigung der Licinischen Gesetze ward deren wichtigste Bestimmung durch die Wahl zweier patricischer Consuln unter Ausschluß jedes Plebejers geradezu verhöhnt. Ebenso hören wir, wenn auch ohne Aufschluß über die nähern Umstände, von einer neuen Volkserhebung im J. 342. Es dauerte sodann 66 Jahre nach Erlaß jener Licinischen Gesetze, bis das ogulnische Gesetz der geringern Classe den Zutritt zum Pontificat und Augurat einräumte, und nicht früher als im J. 280 gelangte in Wirklichkeit ein Plebejer zum Censorenamte. Das gesetzliche Hinderniß war hinweggeräumt, allein das Vorurtheil dauerte noch lange mit größerer oder geringerer Wirksamkeit fort. Einige Stellen wußten die patricischen Geschlechter sich für alle Zukunft zu bewahren: die alten Priesterthümer der Salier, der arvalischen Brüder, der Fetialien und des Opferkönigs. Der alte Adel sah darin Ehrenrechte, er wußte wol aber auch die Macht, welche sich unmerklich aus solchen priesterlichen Stellungen ziehen ließ, gebührend zu würdigen.

So war denn aber im Wesentlichen doch die große Umgestaltung, das Verschmelzen zweier verschiedener, vordem feindlicher Volksstämme vollzogen, zweier Volksstämme, die sich als Sieger und Besiegte, als Herren und Hörige, als Ausgezeichnete und Verachtete gegenüber gestanden hatten; von nun an erscheinen sie

dagegen als Angehörige der gleichen Nation und fühlen sich als solche. Ein bornirter Doctrinarismus klagt wol noch heute über die Unersättlichkeit der Plebejer, die Maßlosigkeit ihrer nicht endenden Forderungen und die Verwerflichkeit der angeblichen Pöbelherrschaft. In Wahrheit haben aber die Plebejer von Anfang an nichts anders gefordert als das, was das erste und natürlichste Verlangen jeder Classe der Bevölkerung sein muß die nicht in Sklavensinn verfallen ist; was sie begehrten war nichts weiter als Gleichheit des Rechtes bei Gleichheit der Lasten. Rom selbst verdankt dem Siege der Plebejer sein kräftigstes Gedeihen und Aufblühen. Wäre den Patriciern die Niederdrückung der zurückgesetzten Classe gelungen, dann würde Rom die Niederlage von Cannä nicht überdauert haben, dann würde es dem Schicksale so vieler andern Städte nicht entgangen sein; es wäre günstigsten Falls schwach und elend geblieben und dies noch mehr geworden bei der sich verringernden Zahl seiner Bevorrechteten und dem in Folge der Gewaltdauer unvermeidlichen geistigen Herabsinken derselben. Statt dessen erscheint nun ein zahlreiches, tüchtiges, im Kampfe gestähltes Element mit als eigentliche Grundlage des Staats, und gerade dieses Element hat den ganzen Organismus in einer zuvor nie gekannten Weise gestärkt und gekräftigt.

Es ist hier der Ort, einen kurzen Ueberblick der äußeren Ereignisse zu geben. Bleibt die Kriegsgeschichte aus der Königszeit für uns schon darum ohne allen Werth, weil sie jedes sichern Haltes ermangelt, so können wir auch über die nächstfolgende Periode kurz hinweggehen, theils wegen der Fortdauer des gleichen Umstandes, theils weil es sich, trotz der maßlosesten Großsprechereien der römischen Geschichtschreiber, meistens um kleinliche Balgereien handelte, ohne alle welthistorische Bedeutung. Im Ganzen läßt sich erkennen, daß die Sabellischen Völker Volsker und Aequer sich ziemlich lange mit den gegen sie verbündeten Latinern, Römern und Hernikern rauften. Die Erfolge erscheinen häufig wechselnd. Schon damals aber, und noch mehr in der Folgezeit, zeigte es sich, daß die Römer gegen alle andern Völker ohne jedes höhere Rechtsgefühl zu verfahren pflegten, blos nach ihrem Vortheil, und dabei mit der größten Hartherzigkeit.

In dieser Zeit war das eigenthümliche und merkwürdige Volk der Etrusker aus seiner kriegerischen Periode bereits herausgetreten; es befand sich in einer Epoche der Friedliebe, ja eines Anfangs von Erschlaffung. Nach ihrem ganzen Entwicklungsgange fanden die Römer eben darin einen besondern Anreiz, sich auf Kosten dieser Nachbarn zu vergrößern. Es erfolgte der Krieg mit der bedeutenden Stadt Veji. Der Widerstand war indeß hartnäckig und brachte die Eroberungssüchtigen wiederholt in schwere Nachtheile und Gefahren, obwol die übrigen Etrusker neutral blieben. Diese begingen den in der Geschichte so oft sich wiederholenden Fehler, der gemeinsamen Gefahr gleichwol nicht mit gemeinsamen Kräften entgegen zu treten, sondern es dem Feinde zu gestatten, sie einzeln in der ihm gerade gelegenen Zeit anzugreifen und nieder zu werfen. Nach einem

angeblich zehn Jahre lang ununterbrochenen Kampfe fiel jedoch Veji und ward völlig zerstört (im J. 396 vor unserer Zeitrechnung). Es war dies die erste große Eroberung der Römer, ihr Gebiet verdoppelte sich, sie erlangten ungewöhnliche Reichthümer und auch die früher geringe Anzahl ihrer Sklaven scheint einen gewaltigen Zuwachs erhalten zu haben. Die bis dahin auf 21 gestiegene Zahl der Tribus ward übrigens, trotz der Ausdehnung und Fruchtbarkeit des Landes, doch nur um 4 neue vermehrt. Die Geschichte des Kampfes mit Veji, wie die Römer dieselbe erzählen, ist übrigens unverkennbar nichts als eine matte Nachbildung der griechischen Sage vom Trojanerkriege.

Sechs Jahre nach Veji's Fall (390 v. Chr.) ward Rom unerwartet an den Rand des Untergangs gebracht. Keltische Volksstämme hatten sich, von Gallien (Frankreich) herkommend, über das nördliche Italien ergossen; sie hatten eine Stadt, eine Landschaft nach der andern unterworfen, überall raubend, brennend, verheerend. Einer ihrer Stämme, der Senonische, drang weiter nach Mittelitalien. Ueber das Etruskerland hin zogen seine Horden gegen das römische Gebiet. Am Flüßchen Allia, nur ein paar Meilen von Rom, kam es zur Schlacht. Das römische Heer ward vollständig geschlagen, ja größtentheils aufgerieben. Der Jahrestag dieser Niederlage blieb den Bewohnern der Tiberstadt, so lang ihr Reich dauerte, ein Unglückstag, stets in Trauer begangen, fast wie die Zerstörung Jerusalems durch die Juden. Schrecken und Entsetzen lähmte nach jenem Schlage jede Widerstandskraft. Alles floh aus der Stadt. Die gallischen Sieger plünderten dieselbe und steckten sie dann in Brand. Nur das feste Capitol konnten die Senonen, des Belagerungswesens unkundig, nicht nehmen. Da zogen sie endlich mit ihrer Beute ab. — Die Römer haben die Erzählung in vielfacher Weise ausgeschmückt, zum Theil mit nachweisbar falschen Angaben; der wirkliche Verlauf war wol der hier angegebene.

Die vorzugsweise nach Veji entflohenen Römer kehrten nach dem freiwilligen Abzuge der Gallier zu den Trümmern ihrer Vaterstadt zurück, dieselbe wieder aufbauend. Die Wiederherstellung erfolgte in ärmlicher und elender Weise, sowol wegen Mangels an Geldmitteln, als an Geschmack und Sinn für Schönheit der Ausstattung.

Die Gallier wiederholten ihre Einfälle in Mittelitalien später zu verschiedenen Malen, zuerst etwa 30 Jahre nach jener Zerstörung von Rom. Noch im J. 295 gelang es ihnen, in Etrurien eine ganze Legion zu überfallen und zu vernichten. Stets erweckte der Name der Gallier (später jener der Germanen) bei den Römern einen Schrecken wie der keines andern Feindes von der Welt.

Befreit von jenem ersten gallischen Einfalle, arbeiteten die Römer an weiterer Ausbreitung ihrer Macht. Sie suchten das alte Bundesverhältniß mit den Latinern und Hernikern in einen Zustand der Unterwerfung und Beherrschung umzuwandeln. Die Kriegsbefehle gingen von Rom aus; die Bundesgenossen

hatten blos ihre Contingente zu stellen; über die Eroberungen ward dort verfügt ohne sie, am Gewinne bekamen sie keinen oder nur unverhältnißmäßig geringen Antheil. Natürlich mußte solches Verfahren die Zurückgesetzten verletzen und erbittern. Die Latiner forderten nun ausdrücklich eine Gleichberechtigung; sie sahen sich aber mit Stolz und Hohn abgewiesen. Im Jahre 341 brach darauf der große Latinerkrieg aus. Manche der latinischen Städte nahmen an dem Kampfe keinen Theil; auch hier kam den Römern die Kurzsichtigkeit und der Mangel an Muth bei denen zu statten, deren Niederwerfung sie sich für später vorbehielten. Gleichwol war der Krieg für sie mit wiederholten schweren Gefahren verbunden, denn die bisherigen Bundesgenossen erwiesen sich als ihnen ebenbürtige Volksstämme. Doch ein Umstand blieb schließlich entscheidend: die Latiner bildeten überhaupt nicht einen Einheitsstaat wie Rom, sondern eine Föderation, und zwar nicht eine gut organisirte und feste wie etwa die heutige Schweiz, sondern eine völlig lose Verbindung. Darum unterlagen sie, nachdem es den Römern gelungen war sie in Uneinigkeit zu bringen und zu theilen, wie die Römer denn auch nur einzeln mit ihnen unterhandelten (Beendigung des Kampfes im J. 338). Indeß vermieden es die Sieger diesmal doch, ihre Erfolge so zu mißbrauchen, wie es in jener Zeit herkömmlich geschah; sie verfuhren vielmehr mit einer im Alterthum nicht gewöhnlichen relativen Mäßigung. Der Bund unter den Latinerstädten ward zwar aufgelöst und eine Organisation hergestellt welche den Römern die unbedingte Verfügung über alle Kräfte ihrer Stammesgenossen gegen außen sicherte und denselben auch einen Theil ihres Gemeindelandes abnahm, ihnen dabei jedoch wenigstens vollkommene Freiheit und Autonomie in ihren innern Angelegenheiten beließ. Zuvielregieren war Roms Sache nicht; man wollte zwar den Einheits- nicht den Bundesstaat, beschränkte sich indeß auf Wahrung freier Hand für das alsdann Nothwendige, freilich unter Aneignung ansehnlicher Theile der Gemeindeländereien. Die Behandlung der einzelnen Städte war übrigens eine verschiedene; die günstigsten Bedingungen erlangten Tibur und Präneste, welche selbständige Staaten blieben, sich jedoch durch ein Schutz- und Trutzbündniß für ewige Zeiten an Rom gebunden sahen. Die Bewohner der übrigen Orte erhielten das römische Bürger-, allein ohne Wahlrecht (civitas sine suffragio) und alle Privatrechte; sie konnten mit Römern vollgültige Ehen abschließen, in der Hauptstadt Grundeigenthum erwerben, überhaupt in jeder Weise kaufen und verkaufen. So ward Latium rasch mit Rom verschmolzen, man kann sagen romanisirt; die Latiner verwuchsen während der nächsten Jahrzehnte ohne weitern Zwang mit den Römern zu einem Volke. — Es war ein mildes Verfahren für damals; die heutige Zeit würde es anders bezeichnen. Die Latiner waren nichts anders als Römer zweiter oder dritter Classe, mit allen Lasten der ersten, ohne den vollen Umfang der Rechte derselben.

Die vergleichsweise Milde der Sieger mag wol noch durch ein unmittelbares Gebot der Klugheit herbeigeführt worden sein. Ungefähr gleichzeitig mit den Latinerkämpfen fanden die Samniterkriege statt, welche mit geringen Unterbrechungen vom Jahre 343 bis 272 währten. Auch das zahlreiche und kräftige Volk der Samniten ermangelte, wie solches unter mehr oder minder primitiven Zuständen gewöhnlich ist, eines die verschiedenen kleinen Gemeinwesen fest umschlingenden Bandes. Dessen ungeachtet ward der Krieg mit oft wechselndem Erfolge geführt, so daß die Römer ohne aufopfernde Hülfe der Latiner zu entscheidenden Siegen schwerlich gelangt wären. Die Caudinischen Gabeln bildeten für den Stolz der Angreifer eine schmerzlichere Wunde als die Allia und Cannä, denn zu der Niederlage kam die Demüthigung, und — müssen wir noch besonders beifügen — die Schmach des Treubruchs. Das von beiden Consuln geführte römische Heer ward nämlich im J. 321 bei Caudium durch die Samniten unter ihrem talentvollen und edlen Führer C. Pontius aus Telesia vollständig geschlagen und in den dortigen Engpässen umzingelt. Ein Durchdringen und Entkommen war unmöglich; die Eingeschlossenen mußten sich ergeben. Nach dem damaligen Kriegsrechte, das die Römer selbst so oft mit der starrsten Unerbittlichkeit ausübten, stand es bei den Siegern, die Unglücklichen bis zum letzten Manne niederzumachen oder als Sklaven zu verkaufen. Der hochherzige Pontius wählte ein anderes, den Römern gegenüber leider allzu humanes Verfahren. Er erstrebte nicht etwa die Unterwerfung Roms, sondern schloß mit den gefangenen Consuln, Quästoren und Militärtribunen einen Vertrag dahin, daß Rom und Samnium als freie und gleichberechtigte Staaten sich gegenseitig anerkennen, das Erste auf seine Uebergriffe verzichten, und Friede zwischen beiden bestehen solle. In der Voraussetzung, daß der Senat diese Uebereinkunft anerkenne, wofür 600 Ritter*) als Geiseln zurückblieben, wurden die Gefangenen weder niedergemacht noch als Sklaven verkauft, sondern durften frei in ihre Heimath zurückkehren, nachdem sie einer damaligen Sitte gemäß als Besiegte waffenlos unter einem Joche durchgegangen waren, das man vermittelst zweier aufrecht gestellter Speere, über die ein dritter gelegt worden, gebildet hatte. — In ihre Vaterstadt zurückgekommen, sollen nun die Consuln selbst die Verwerfung, d. h. den Bruch des von ihnen persönlich geschlossenen Vertrages empfohlen haben. Genug, die Uebereinkunft ward vom Senate gebrochen; er erfüllte die Bedingungen nicht und lieferte ebensowenig die Gefangenen an die Samniter zurück. — Der Krieg ward mit gesteigerter Erbitterung wieder aufgenommen und auch ferner mit oft wechselndem Glücke geführt. In einem der späteren Kämpfe fiel der hochherzige Pontius in die Gewalt der Feinde, die niedrig denkend genug

*) Der Stand der Ritter hatte sich allmählig in der Weise gebildet, daß höchstbegüterte Plebejer als Reiter dienten und dabei ihre Pferde selbst stellten. In der Folgezeit betrieben diese s. g. Ritter häufig das Geschäft von Geldmäklern, was sie dann verhaßt machte.

waren ihn im Triumph aufzuführen, und darauf diesen Mann, der im Stande gewesen sie zu besiegen, — der Henkerhand überlieferten, ohne zu beachten, daß damit ihre Schande nur vergrößert wurde. Rom verstand es, die öfter schwankenden Latiner durch Schrecken an sich zu fesseln. Es pflegte zudem bei ihnen wie überall bei seinen Gegnern, möglichst häufig Uneinigkeit zu erregen und besonders durch Unterstützung der Adels- gegen die Volkspartei, welche beide sich in allen Städten vorfanden, allenthalben gefügige Werkzeuge zu sichern (dies namentlich in Capua). So blieben die Römer schließlich Sieger. Zwar hatten sie auch jetzt Samnium nicht vollständig unterworfen; allein die Verhältnisse von ganz Italien fanden sich bereits in einen solchen Gang gebracht, daß die unbedingte Römerherrschaft auch hier nur noch eine Frage der Zeit sein konnte.

Auch das griechische Element sollte mit dem römischen in den Waffen sich messen.

Von allen hellenischen Colonien in Großgriechenland war zu dieser Zeit Tarent die blühendste. Unter demokratischen Einrichtungen hatte sich diese Stadt möglichst in Ruhe und Friede entwickelt, und war zu hohem Wohlstand und bedeutender geistiger Entfaltung gelangt. Habgierig warfen die Römer ihre Blicke auf dieses Gemeinwesen. Das Bestreben, durch künstliche Bildung einer römischen, und was in allen derartigen Fällen das Gleiche war, einer aristokratischen Partei in Tarent festen Fuß zu fassen und dann der Herrschaft sich zu bemächtigen, führte nicht zum Ziele. Da versuchten die Nimmerruhenden (im Jahre 282 v. Chr.) geradezu einen Ueberfall. Zwar bestand Friede und ein förmlicher Vertrag zwischen den Tarentinern und den Römern. Gleichwol rüsteten die letzten insgeheim eine Flotte von zehn Kriegsschiffen aus, welche unerwartet in den Tarentiner Hafen eindringen sollte. Es war dies ein Bruch des Friedens, ein Bruch des Völkerrechts. Duldeten die Tarentiner das Einlaufen der Kriegsschiffe in ihren innern Hafen, so befand sich die Stadt gleichfalls in der Gewalt der eroberungssüchtigen Nachbarn. Aber sie leisteten, wenngleich unvorbereitet überfallen, entschieden Widerstand; sie bemannten eiligst ihre Schiffe und griffen die Fahrzeuge der Eindringlinge an, deren sie nach ernstem Kampfe vier in den Grund bohrten, eines nahmen und den Rest in die Flucht trieben. Es war eine männliche, würdige That. *)

---

*) Dem deutschen Doctrinarismus war es vorbehalten, eine solche That mit einer Fluth von Schmähungen zu übergießen. Der den Erfolg anbetende Mommsen sieht darin „schmachvolle Vorgänge", erklärt durch „souveränen Unverstand" und „souveräne Gewissenlosigkeit" und zwar von Seiten „der Pöbelherrschaft", die hier eine rechte „Thorheit" begangen habe. Eine Unzahl weiterer Kraftausdrücke ist angereiht, wie namentlich: „Piratenart, Barbarei, nackte Gemeinheit, Bestialität", — all dies vielleicht zur Würze, wol schwerlich zur Wahrung der Würde der Historiographie. Indeß genügt hier wol die einfache Constatirung einer solchen Geschichtsbehandlung. Die Vorgänge hat namentlich Ihne klar und unbefangen dargestellt, natürlich unter Zurückweisung der Mommsenschen Expectorationen.

Der Krieg konnte nun nicht ausbleiben. Selbstverständlich war die eine Stadt nicht im Stande, der ganzen Römermacht zu widerstehen. Die Tarentiner, Griechen der Abstammung nach, suchten darum in ihrem ursprünglichen Heimathland Hülfe; sie wendeten sich an den talentvollen, thatkräftigen und abenteuerlustigen König Pyrrhus von Epirus, der eine nach macedonischer Art gebildete Kriegsmacht besaß und selbst ein tüchtiger Feldherr war. Er erschien (Jahr 280) auf italischem Boden. Die Römer erlitten bei Heraclea eine vollständige Niederlage, bewährten jedoch ihre Ausdauer, indem sie einen Frieden zurückwiesen der ihrer Eroberungssucht Schranken gesetzt hätte. Doch auch eine zweite Schlacht bei Asculum endigte wie die erste. Es gehört ohne Zweifel zu den zahllosen römischen Fabeln, wenn dem Sieger die oft wiederholten Worte in den Mund gelegt werden: „Noch ein solcher Sieg, und ich bin verloren.“ Auch verließen sich die Römer nicht mehr auf ihre alleinige Kraft, sondern sie schlossen ein Schutz- und Trutzbündniß — mit den Karthagern, jenem Volke, dessen Rivalität sie zuvor mit besorgnißvollen Blicken betrachtet hatten und mit dem sie in nicht ferner Zukunft den schwersten Kampf führen sollten.

In dieser Zeit hatten die Karthager ihre Herrschaft auf Sicilien stark ausgebreitet. Die dortigen Griechen riefen gleichfalls den Pyrrhus um Hülfe an, und er war um so mehr bereit dieselbe zu gewähren, da das Unternehmen ebensowol seinem Ehrgeiz schmeichelte, als es seinen Herrschaftsansprüchen zusagte. Pyrrhus war nämlich mit der Tochter jenes Agathokles vermählt, welcher, obwol blos Sohn eines Töpfers, die Gewalt über das blühende Syrakus an sich gerissen, und von dort aus einen lange siegreichen Einfall in Afrika, nämlich in das karthagische Gebiet selbst ausgeführt hatte, schließlich jedoch geschlagen und von den Griechen als Tyrann ermordet worden war. Die Verbindung der Karthager mit den Römern mochte dem Pyrrhus noch als eine besondere Herausforderung erscheinen, und er konnte wol annehmen, daß nach Vertreibung der Karthager von Sicilien und Unterwerfung dieser reichen Insel, die Römer seiner Macht um so weniger würden widerstehen können.

In Wirklichkeit begrüßten die sicilianischen Griechen den Epirotenkönig als Retter von der afrikanischen Herrschaft. Er unterwarf sich die ganze Insel bis auf den festen Platz Lilybäum. Die Karthager erboten sich zum Verzicht auf alle Eroberungen, wenn ihnen dieser eine Punkt belassen würde. Aber von hier aus konnten die Eroberungszüge jeden Augenblick erneuert werden; darum forderte Pyrrhus die vollständige Räumung Siciliens. Doch das Waffenglück wendete sich; der König mußte die hartnäckig geführte Belagerung Lilybäums aufheben; in vielen Griechen erwachte der natürliche Widerwille gegen den Gewaltherrscher, den „Tyrannen“; dazu ward seine Anwesenheit auf dem italischen Festlande immer dringender nothwendig. So kehrte er denn nach etwa dreijähriger Abwesenheit dahin zurück (Jahr 276). Aber die moralische Kraft seines

Heeres war erschüttert, während die Römer sich mittlerweile gekräftigt hatten. Den, wenn auch wolgeübten Söldnertruppen standen gutorganisirte Milizen, also Bürgersoldaten entgegen, welche für ein Vaterland, für die eigene Familie, für den eigenen Herd kämpften; die entscheidende Nachhaltigkeit des letzten Systems erprobte sich auch hier. Die Schlacht bei Beneventum endigte mit der Niederlage des Pyrrhus. Nun eilte er in seine Heimath zurück, wenn auch eine Besatzung zur Vertheidigung Tarents zurücklassend. In einem neuen Abenteuer gegen Macedonien büßte er bald darauf das Leben ein, und dann übergab der zurückgebliebene epirotische Truppenbefehlshaber Milo die Stadt den Römern, die ihr, wie einigen anderen griechischen Städten, wenigstens die Selbstverwaltung ihrer innern Angelegenheiten beließen.

Nun gingen die Römer auf Befestigung ihrer Obergewalt auch im Etruskerlande aus. In dem blühenden, kunstgeschmückten Volsinii, wie es scheint der damaligen etruskischen Bundesstadt, unterstützten sie zunächst, wie gewöhnlich, die Adels- gegen die Volkspartei. Es kam zu Zwist und Kampf; die Römer belagerten, eroberten und zerstörten die schöne und blühende Stadt.

Abgesehen von dem, damals zu Italien überhaupt nicht gerechneten cisalpinischen Gallien (Oberitalien) gehorchte die ganze Halbinsel den aus der Tiberstadt kommenden Geboten, mochte auch ein Schein von Selbständigkeit verschiedenen Landschaften vorerst noch verblieben sein.

Die nächste Periode brachte für Rom einen Kampf, wie dasselbe einen gleichen noch niemals bestanden hatte. Es waren die drei Punischen Kriege (indem die Karthager von den Römern als Punier = Phönizier bezeichnet wurden), die sich mit zwei größeren Unterbrechungen über einen Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert ausdehnten (vom Jahre 264 bis 146 vor unserer Zeitrechnung), und welche eine etwas eingehendere Besprechung als andere Kämpfe verdienen, sowol wegen der unerhörten Anstregung mit der sie geführt wurden und der Genialität die sich in ihnen entwickelte, als insbesondere weil sie entschieden, ob die karthagische oder die römische, vielmehr die semitische oder arische Cultur — deren letzte freilich bei den Römern noch sehr wenig entwickelt war — das Uebergewicht erhalte. Europäerthum und Afrikanerthum kämpften um die Herrschaft der Welt. Bei solcher Gestaltung erlangen die kriegerischen Ereignisse auch für den Culturhistoriker eine viel höhere Bedeutung als gewöhnlich.

Die räumliche Ausdehnung welche Rom erlangt hatte, führte nothwendig zu einer Begegnung, einem Zusammenstoße mit den Karthagern. Es waren zwei Staaten dem Anscheine nach von ungefähr gleicher Macht. Die Karthager hatten voraus: die Beherrschung der See, überwiegende Geldmittel, und während des entscheidenden zweiten Krieges die Führung durch einen allen Gegnern weit überlegenen Feldherrn und Staatsmann. Dennoch unterlagen sie. Zunächst

war das übrige Italien dem Römerthum weit mehr assimilirt, als Nordafrika dem punischen Wesen, da die Semiten hier immer eine fremde Menschenrasse blieben. Als entscheidend betrachten wir jedoch zwei andere Verhältnisse: zu Rom war um diese Zeit der Kampf zwischen Patriciern und Plebejern von den Letzten siegreich zu Ende geführt; beide Stände bildeten ein im Wesentlichen gleichberechtigtes Volk; hätte das Vorrecht der Einen noch fortgedauert, so wäre die Opferwilligkeit der Andern, deren man so unbedingt nöthig hatte, völlig undenkbar; der Krieg mußte alsdann für Rom eine verderbliche Wendung nehmen. Der weitere entscheidende Umstand lag darin, daß die Karthager im Wesentlichen doch blos ein auf Handelsgewinn ausgehendes Volk waren, mit der Kurzsichtigkeit und Beschränktheit im Urtheil und der geringen Opferwilligkeit eines solchen wenn es auf Nachhaltigkeit ankam; die militärische Stärke Karthago's beruhte auf einem stehenden und noch dazu einem Söldnerheer, die Roms hingegen — es muß wiederholt werden — auf einer kriegerisch erzogenen und wohlausgebildeten, alle jungen Bürger in sich begreifenden Miliz, in der jeder einzelne Mann sich bewußt war, daß die Folgen einer Niederlage ihn und die Seinigen persönlich träfen.

Der erste punische Krieg begann im J. 264 und dauerte bis 241 vor der christlichen Zeitrechnung, somit 23 Jahre. Die nächste Veranlassung zum Kampfe gab die Insel Sicilien. Schon nach ihrer Lage, so nahe bei der afrikanischen Hauptstadt, mußten die Karthager in deren Besitz zu gelangen suchen. In Wirklichkeit gingen ihre Bemühungen und Anstrengungen seit anderthalb Jahrhunderten nach diesem Ziele. Im Osten der Insel hatten sich aber, wie schon öfter erwähnt, verschiedene griechische Colonien zu hoher Blüthe emporgeschwungen, vor allen das gewaltige Syrakus. Leider fielen diese hellenischen Städte meistens in die Hände von Tyrannen, so namentlich Syrakus selbst nach einander in die des Gelon, der beiden Dionyse, des Agathokles und des Hiero, wogegen allerdings auch wieder die Tyrannei durch die edelsten, für Freiheit glühenden Patrioten wie Timoleon zeitweise gebrochen ward.

Die griechisch-persischen Kriege dehnten ihre Wellenschläge bis nach den Gestaden Siciliens aus. In Uebereinstimmung mit den Persern griffen die Karthager während des Zuges von Xerxes nach Europa, ihrerseits die sicilianischen Hellenen an. Doch Gelon brachte ihnen — der Sage zufolge am nämlichen Tage an welchem bei Salamis gekämpft ward — seinerseits bei Himera eine gewaltige Niederlage bei. Erwähnt haben wir bereits, daß in der Folge Agathokles es wagen konnte, nach Afrika selbst überzusetzen, und dort, wenn auch nur vorübergehend, hunderte karthagischer Städte zu erobern. — Im Allgemeinen hatten sich die Griechen auf der größeren östlichen, die Karthager auf der kleineren westlichen Hälfte Siciliens festgesetzt. In den Kriegen wurden die meisten Landschaften zu oft wiederholten Malen bald von den Puniern, bald wieder von den

Hellenen erobert. Als das Hauptbollwerk der Ersten erscheint immer die Feste Lilybäum, als das der Letzten Syrakus.

Karthagische Truppen hatten Messana (jetzt Messina) besetzt. Eine römische Expedition vertrieb sie durch eine Art Ueberfall. Allenthalben wurden nun die, wie es scheint zum Kriege wenig vorbereiteten Punier zurückgetrieben, zumal auch Hiero, sein anfängliches Bündniß mit den Karthagern brechend, auf die Seite ihrer Feinde übertrat. Mit ungewöhnlicher Thatkraft schufen die Römer, welche bis dahin nur unbedeutende Kriegsschiffe besessen hatten, und zwar in auffallend kurzer Zeit, eine stattliche Flotte; nach einigen Wechselfällen gelang es ihnen die Karthager selbst zur See zu schlagen; kühn setzten sie nach Corsika und Sardinien, endlich (256 v. Chr.) unter Regulus nach Afrika selbst über, und auch hier erwies sich das Glück anfangs ihnen hold. Die Karthager baten um Frieden. Doch der römische Feldherr erhob die übermüthigsten Forderungen: die Karthager sollten auf eine eigene Kriegsflotte verzichten, dagegen den Römern Schiffe stellen. Eine Hauptschlacht mußte entscheiden. Diesmal aber ward das römische Heer geschlagen, vernichtet, Regulus selbst gefangen. Auch zur See und auf Sicilien erlangten die Punier verschiedene Erfolge. Gleichwol besaßen die Römer jetzt wie so oft Ausdauer genug, unter solchen ungünstigen Verhältnissen nicht den Frieden zu suchen, sondern zur Fortsetzung des Kampfes die Mittel aufzutreiben. Das Kriegsglück wechselte auch in der Folge wiederholt. Es erwies sich den Karthagern auf Sicilien mehrmals günstig, besonders nachdem Hamilkar (mit dem Beinamen Barkas, d. h. Blitz) dort zu ihrem Oberfeldherrn ernannt war. Die Patricier und viele Pfahlbürger in der Tiberstadt wurden kleinmüthig. Doch die Masse des Volkes erlahmte nicht; sie machte neue unerhörte Anstrengungen, während die afrikanischen Feinde allmählig erschöpft waren oder sich dafür hielten. Es kam zum Frieden. Die Bedingungen erscheinen nicht allzuhart; beide Staaten verhandelten auf Grundlage der Gleichberechtigung. Die Karthager mußten auf Sicilien verzichten und 3200 euböische Talente (etwa $5^1/_2$ Mill. Thlr.) Kriegskosten bezahlen; dagegen bewahrten sie ihre volle Selbständigkeit; Rom und Karthago versprachen sich gegenseitig, keinen ihrer Verbündeten mit Krieg zu überziehen. Es war ein nach beiden Seiten auf billiger Grundlage beruhender Friede.

Durch diesen Vertrag war indeß die bei den obwaltenden Rivalitätsverhältnissen schließlich doch unvermeidliche Entscheidung nicht herbeigeführt, sondern nur vertagt. Der Krieg war abgebrochen wie eine Schlacht, mit dem Vorbehalt der Wiederaufnahme des Kampfes unter günstigeren Umständen. Man hatte in Wahrheit nicht Friede, nur Waffenstillstand.

So hatte namentlich auch der scharfblickende Hamilkar die Lage aufgefaßt als er seinen karthagischen Mitbürgern zur Annahme dieses sogenannten Friedens rieth. Er erkannte die Nothwendigkeit tief eingreifender Reformen in seiner

Vaterstadt, und durfte hoffen, an der Spitze des Volkes dieselben gegen die oligarchische Partei zur Durchführung zu bringen. Die Uebereinkunft war vergleichsweise vortheilhaft für Karthago. Dies erkannten auch die Römer nach kurzer Zeit. Sie machten ihrem Aerger alsbald durch illoyales, chikanöses Verfahren Luft, und scheueten namentlich nicht eine offene Verletzung des eben erst geschlossenen Vertrages, wie wir alsbald sehen werden.

Karthago sollte jedoch überhaupt nicht sofort die Heilung seiner alten Schäden beginnen können. Das Söldnerwesen versetzte ihm vielmehr neue Wunden zu den alten. Mit krämerhafter Kurzsichtigkeit suchte die herrschende Partei in der Punierstadt ihren aus dem Feldzug heimgekehrten Truppen den schuldigen rückständigen Sold zu kürzen. Dies veranlaßte einen furchtbaren Söldneraufstand. Fast alle Städte Nordafrikas unterstützten die Rebellen; die Bedrückungen, welche die kaufmännische Aristokratie im ganzen Lande ausgeübt hatte, trugen bittere Früchte. Die Insurgenten brachten ihr Heer auf 70,000 Mann. Sie verübten die furchtbarsten Gräuel, mitunter eigens in der Absicht, allen einzelnen Aufständischen als Betheiligten dabei, eine Unterwerfung unmöglich zu machen. Erst nachdem es der Volkspartei gelungen war die Leitung der Angelegenheiten in Hamilkars Hände zu bringen, erfolgte die Löschung dieses furchtbaren Brandes, der den Staat mit Vernichtung bedroht hatte. Karthago war in jeder Hinsicht tief erschüttert und verwüstet. Der Aufstand hatte nahezu vierthalb Jahre gedauert. Hamilkars Leistungen in dieser schwierigen Angelegenheit verdienen die höchste Anerkennung; er rettete den Staat.

Mittlerweile hatte Karthago aber noch eine andere schwere Schädigung erfahren. Die Söldnerrebellion hatte sich auf die Insel Sardinien ausgedehnt. Die Einwohner rafften sich dort auf, die zügellosen Banden zu vertreiben. Allein nun riefen diese die Römer zu Hülfe, welche, nach anfänglichem Zaudern, vertragsbrüchig sich der Insel bemächtigten. Auch Corsika fiel bald darauf in ihre Gewalt. Das tief erschütterte Karthago mußte in dieser Zeit Alles geschehen lassen.

Doch Hamilkar wußte neue Quellen des Wohlstandes und der Macht für sein Vaterland zu erschließen. Er wollte Spanien unterwerfen; dieses sollte Ersatz bieten für alle erlittenen Verluste; dort hoffte er insbesondere Geldmittel zu gewinnen und ein tüchtiges Heer zu bilden, um den blos unterbrochenen Kampf mit den Römern erfolgreich wieder aufnehmen zu können.

Es war im Jahre 237 als Hamilkar nach Spanien zog, und es klingt fast unglaublich was er binnen der nächsten neun Jahre daselbst vollbrachte. Die Unterwerfung des Landes ging mit Riesenschritten voran. Städte erstanden (insbesondere Neukarthago = Cartagena) und reiche Silberbergwerke wurden erschlossen. Nachdem Hamilkar in einer Schlacht gefallen war, gelangte sein tüchtiger Schwiegersohn Hasdrubal an die erledigte Stelle und setzte das Werk

mit Glück und Verstand acht weitere Jahre hindurch fort. Meuchelmord machte seinem Leben ein Ende. Doch nun wählte das Heer und bestätigte das Volk von Karthago den Sohn Hamilkars und Schwager Hasdrubals, den erst neun und zwanzigjährigen Hannibal zum Oberbefehlshaber (Jahr 221), — diesen in der Geschichte wie wenige hervorragenden Mann, der mit glühendster Vaterlandsliebe die allseitigste Umsicht, mit der höchsten Genialität eine unerschütterliche Ausdauer verband, und dabei eine nie erschlaffende Thatkraft, Unerschöpflichkeit im Auffinden von Mitteln und nie wankende Festigkeit besaß.

Zu Rom betrachtete man die Ausbreitung der karthagischen Macht in Spanien nicht ohne Neid, wußte jedoch die Bedeutung derselben schwerlich gehörig zu würdigen. Der römische Stolz mochte sich geschmeichelt fühlen als die Karthager das Versprechen gaben, den Ebrostrom nicht zu überschreiten. Für sich selbst wußten die Römer mittlerweile nichts Besseres zu thun, als die gallischen Völker in Oberitalien und die Illyrier zu bekriegen.

Hannibal erkannte die Nothwendigkeit rascher Entscheidung. Noch sträubten sich die s. g. cisalpinischen Gallier gegen die verhaßte Römerherrschaft; Illyrien, Epirus, Macedonien und Syrakus konnten noch mitwirken zur Bekämpfung der Alle bedrohenden Römermacht. Was jedoch die Hauptsache: man durfte den Feinden nicht gestatten, ihrerseits den günstigen Zeitpunkt zur Kriegseröffnung auszuwählen.

Sogleich nach seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber suchte Hannibal die karthagische Herrschaft in Spanien wo sie bestand zu befestigen, wo es nöthig schien sie weiter auszubreiten. Dazu waren etwa anderthalb Jahre erforderlich. Nun that er einen Schritt, den die Römer für eine Herausforderung ansehen sollten und mußten. Er benützte einen Streit der Bevölkerung von Sagunt (der von Griechen gegründeten Niederlassung) mit einer den Karthagern befreundeten Völkerschaft, um die genannte Stadt anzugreifen. Sagunt war, vermuthlich aus Widerwille gegen die Afrikaner, in ein Bündniß mit Rom getreten. Die Klugheit gebot dem punischen Feldherrn, einen wichtigen Platz dieser Art mit feindlich gesinnter Einwohnerschaft nicht im Rücken zu dulden; die Römer hätten sonst einen Punkt besessen, an dem sie jederzeit landen, und von dem aus sie beliebig Angriffe auf die wichtigste Provinz der Karthager unternehmen konnten. — Doch die Sagunter leisteten einen Widerstand der sprüchwörtlich geworden. Die Belagerung zog sich weit mehr in die Länge als Hannibal erwarten mochte. Obwol sie aber acht Monate lang dauerte, erschien gleichwol nicht die von der Tiber her erwartete Hülfe. Statt dessen führten die Römer einen armseligen Krieg in Illyrien. So preisgegeben fiel denn Sagunt.

Dieser Erfolg und die in der eroberten Stadt erlangte Beute waren für Hannibal zugleich das Mittel, die Schwierigkeiten zu überwinden welche in Karthago selbst seinen Planen bereitet wurden, und zwar gleich sehr von dem

engherzigen Krämergeiste des nur an die nächste Zukunft denkenden Pfahlbürgerthums, wie von der feindlichen Aristokratenpartei. Hannibal dagegen erkannte mit klarem Blicke, daß sein Vaterland und dessen Cultur verloren sei, wenn es nicht jetzt gelinge die römische Macht zu brechen.

Rom konnte erfolgreich nur in Italien selbst angegriffen werden. Auf dem Meere aber herrschten nicht mehr die Karthager sondern die Römer; zudem fehlte es den Ersten an einem Hafen zur Landung auf der italischen Halbinsel. Darum war Hannibal zu dem unerhörten Wagniß eines Zuges über die Pyrenäen und die Alpen entschlossen. Die Welt hatte noch nichts Aehnliches gesehen. Ja heute noch gilt der Zug, den Napoleon zwei Jahrtausende später und nur von Frankreich aus (im Jahr 1800) nach Italien (Marengo) unternahm, als eine gewaltige Großthat. Der karthagische Feldherr hatte einen weit längern und unvergleichbar beschwerlicheren Weg und zwar meistens mit Soldaten aus dem heißen Afrika zurückzulegen; er hatte Pferde und selbst Elephanten über die Berge zu bringen, und erfreute sich nicht jener Kenntniß der Gegend welche man in der Neuzeit besitzt, wie er denn auch selbstverständlich zahlloser Mittel entbehrte die dem französischen Feldherrn zu Gebot standen.

Dennoch war Hannibals Unternehmen nichts weniger als ein Abenteurerzug, der auf das Ungefähr in den Tag hinein unternommen ward. Es war ein kühner, aber wohlüberlegter, nicht ein toller Plan. Man erstaunt, mit welcher Umsicht der karthagische Feldherr alle Umstände vorgängig erwog, wie er alle vortheilhaften Momente in Berechnung brachte und benützte, wie er alle Schwierigkeiten herausfand, sie zu umgehen oder wenigstens auf das geringste Maß herabzubringen wußte.

Es war für Hannibal wichtig, gerade im Centrum von Oberitalien zu erscheinen. Hier wohnten die von den Römern wiederholt besiegten aber noch nicht vollständig unterworfenen Gallier. Sie trugen das römische Joch mit tiefer Erbitterung. Trotz der Schwierigkeit des Verkehrs in jenen Zeiten wußte Hannibal schon von Spanien aus Verbindungen mit diesen „Cisalpiniern" anzuknüpfen; er erhielt Aufschlüsse über den Weg und die sehr begreifliche Zusicherung bester Aufnahme, wenn er komme die Gallier von den Römern zu befreien. Gleichzeitig war der karthagische Führer bemüht, die ostwärts von Italien wohnenden Völker, insbesondere die Macedonier, dann ebenso die Griechen auf Sicilien gegen die Römer in den Kampf zu bringen, ihre Feinde ringsumher zum Kriege und zur Empörung aufzustacheln.

Die Römer begriffen noch nicht die Größe der Gefahr welche die Genialität ihres Gegners ihnen bereitete. Sie dachten an eine neue Landung in Afrika, während Hannibal seinerseits bereits nach der Alpenhalbinsel aufgebrochen war.

Rom zählte damals, einschließlich seiner Colonien, gegen 250,000 waffenfähige Bürger die zu Fuß, und 23,000 die zu Pferde dienten. Mit Einrechnung

der Bundesgenossen verfügten sie über eine bewaffnete Macht von etwa 700,000 Mann Fußvolk und 70,000 Reitern. Das Heer, welches Hannibal in Spanien zusammen bringen konnte, wird zu 90,000 Mann Fußvolk und 12,000 Reiter angegeben. Davon mußte aber ein ansehnlicher Theil in Spanien selbst als Besatzung verbleiben; einen anderen Theil mußte der Feldherr wegen Unzuverlässigkeit nach Hause senden, da die Soldaten von einem so ungeheuerlichen Unternehmen wie das in Aussicht stehende, nichts wissen wollten; endlich kosteten die Kämpfe mit den Völkern zwischen Ebro und Pyrenäen zahlreiche Menschenopfer.

So bestand denn Hannibals verfügbares Heer aus 50,000 M. zu Fuß und 9000 zu Pferde. Es waren Kerntruppen, zu zwei Drittheilen Afrikaner, der Rest meistens Spanier.

Hannibal überschritt die Pyrenäen und durchzog Gallien bis zur Rhone, wo er mit dem römischen Consul Cornelius Scipio zusammentraf, der die Karthager noch in Spanien geglaubt hatte. Der punische Feldherr täuschte den Römer, da er hier nicht schlagen wollte, überschritt den Strom glücklich, gelangte an den Fuß der Alpen und überstieg nun auch dieses Gebirge, mit Führern welche ihm die cisalpinischen Gallier gesendet, und zwar auf dem Wege, auf welchem dieses Volk nach Italien zu ziehen gewöhnt war (über den kleinen St. Bernhard). Fünfzehn Tage dauerte der Marsch, 9 auf-, 6 abwärts. Die Schwierigkeiten welche Natur und feindliche Volksstämme bereitet hatten waren ungeheuer. Das Heer fand sich, als es jenseits der Alpen anlangte, auf 20,000 M. Fußvolk und 6000 Reiter zusammengeschmolzen, dabei kraftlos und erschöpft. Ein nachdrücklicher Angriff von Seiten der Römer in diesem Augenblick hätte wol den Feldzug beendigt. Doch ein solcher Schlag geschah nicht. Die Karthager standen nun in Italien, in fruchtbarem Lande, bei ihren Verbündeten, den Galliern. (Auffallend ist besonders der vergleichsweise geringe Verlust an Reiterei auf dem ungeheuren Zuge.)

Sie hatten sich bereits etwas erholt, als der erste Zusammenstoß am Ticinus erfolgte. Die Römer unter dem Consul Scipio wurden geworfen. Der andere Consul Sempronius vereinigte darauf sein Heer mit dem Scipios. Eine große Schlacht an der Trebia endigte mit der vollständigen Niederlage beider Consuln. Oberitalien war für die Römer verloren, Hannibal drang in Mittelitalien ein. Dies Alles trug sich noch vor dem Ablaufe des Jahres 218 zu. Im nächsten Jahre traf Hannibal am Trasimenischen See (jetzt See von Perugia) auf ein neues feindliches Heer unter Consul Flaminius. Es ward vernichtet; der Consul selbst fiel im Kampfe. In ihrer Noth wählten die Römer einen Dictator, Q. Fabius, der sich aller angewandten Künste seines Gegners ungeachtet in kein Treffen einließ, sondern die Punier durch Verlängern und Hinausziehen des Krieges zu Grunde zu richten suchte (daher der diesem Anführer

gewordene Beiname cunctator, der Zauderer). Indeß durchzogen die Karthager Italien. Im Jahre 216 gelang es ihnen, die Römer bei Cannä in Unteritalien wieder zu einer Schlacht zu bringen. Die letzten standen unter den beiden Consuln Aemilius Paulus und Terentius Varro, und besaßen eine gewaltige Ueberzahl an Truppen: 80,000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter gegen 40,000 und 10,000 die Hannibal befehligte. Und doch endigte der Kampf mit dem vollständigsten Siege des Karthager: 70,000 Römer fielen, 10,000 geriethen in Gefangenschaft; unter den Todten befand sich namentlich der Consul Aemilius Paulus, indeß Varro mit wenigen hundert Mann sich rettete. Es war die furchtbarste Niederlage welche die Römer jemals erlitten.

Dennoch entschied sie nicht den Krieg.

Es mag zweifelhaft sein, ob Hannibal, wenn er sofort vor Rom marschirt wäre, dasselbe gleichsam durch einen Ueberfall hätte erobern können. Der karthagische Feldherr, der die Kräfte seiner Feinde bisher immer so richtig bemessen, und selbst vor einer großen Ueberzahl keineswegs zurückgeschreckt war, erkannte ohne Zweifel daß Rom bei seinem Milizsystem in der zurückgebliebenen Bürgerschaft noch immer eine gewaltige Macht besaß, und bei der Stärke seiner Wälle gegen die damaligen wenig entwickelten Angriffsmittel durch einen Sturm nicht zu nehmen sei. Vor Allem kam es deßhalb darauf an, die Bundesgenossen von Rom loszulösen. Hierauf war denn Hannibals Streben schon seit er den italischen Boden betreten, unausgesetzt gerichtet. Gleich nach den ersten siegreichen Erfolgen hatte er die gefangenen Bundesgenossen seiner Feinde ohne Lösegeld entlassen, weil er nur gegen Rom, nicht gegen die übrigen italischen Völker Krieg führe. Die Bemühung, diese Völker von jenem Verbande loszulösen, hatte indeß bis jetzt nur einen sehr ungenügenden Erfolg. Ohne Zweifel wurden die Städte großentheils durch Furcht vor der Rache der Römer beim Bündnisse festgehalten; vermuthlich aber wirkte noch ein anderer, bisher in den Geschichtsbüchern nicht hervorgehobener Umstand mächtig ein: der Widerwille, welchen die Italier gegen die nicht blos einer andern Nationalität, sondern einer ganz andern Menschenrasse (der Semitischen) angehörigen Karthager empfanden.

Von bedeutenderen Städten trat blos das reiche und blühende Capua in ein Bündniß mit Hannibal. Eine Anzahl anderer Plätze ward von ihm erobert. Auch gelang es den Galliern in Oberitalien ein gegen sie ausgesendetes römisches Heer zu vernichten. Aber der karthagische Feldherr ward durch die Opfer, mit denen eben auch jeder seiner Siege erkauft werden mußte, immer mehr geschwächt und erschöpft. Es fehlte an der nöthigen Ergänzung. In Karthago kargte die dem Feldherrn feindliche Partei; sie sagte, wenn er gesiegt habe so bedürfe er ja keiner Unterstützung. Italien seinerseits lieferte ihm keine genügende Ergänzungsmannschaft, insbesondere keine welche die sich mindernde Zahl der Kerntruppen ersetzte.

Im Jahre 212 gelang es Hannibal, das wichtige Tarent, und damit endlich einen sichern Seehafen in Besitz zu bekommen. Auch in Syrakus siegte die punische Partei. Nun zogen jedoch die Römer rasch vor diese Stadt, und sie wurde nach einer äußerst denkwürdigen Belagerung von ihnen erstürmt, bei welchem Ereigniß der berühmte Archimedes umkam. Noch schlimmer war es, daß die Römer Capua eroberten, wo sie mit der größten Grausamkeit Rache übten. Im nächsten Jahre (211) fiel auch Tarent aufs Neue in ihre Gewalt.

Von nun an bedurfte es der äußersten Anstrengungen und des gewaltigen Genius von Hannibal, um das Gleichgewicht im Felde blos einigermaßen zu erhalten. Erschöpft, hoffte er nur noch auf die Verstärkung welche ihm sein Bruder Hadrusbal aus Spanien zuführen sollte. In Wirklichkeit gelangte derselbe (Jahr 207) mit einem Heere über die Pyrenäen und Alpen bis auf den italischen Boden. Hier ward er aber von den Feinden mit Uebermacht angegriffen und sein Heer vollständig vernichtet; er selbst fiel in der Schlacht.

Mittlerweile hatte der Krieg auch in Spanien gewüthet. Nach Hannibals Wegzug hatten die Römer große Anstrengungen zur Unterwerfung dieser Halbinsel gemacht. Anfangs vergeblich. Unter zwei Scipionen erlitten sie beinahe nur Niederlagen. Das Land schien für sie verloren. Als aber der junge talentvolle P. Cornelius Scipio (in der Folge mit dem Beinamen Africanus) den Oberbefehl erhielt, änderte sich das ganze Verhältniß. Die meist ungeschickten karthagischen Feldherren ermöglichten ihm einen Sieg nach dem andern. Schließlich wurden die Punier aus Spanien ganz verdrängt (obwol auch die Römerherrschaft hier noch Jahrhunderte lang durch Aufstände gestört ward).

Nun ging Scipio mit einem auf Sicilien neu gebildeten Heere nach Afrika über (Jahr 204). Hannibal sah sich zur Rettung der Heimath zurückgerufen. Im Herbste des Jahres 203 verließ er Italien, das Land seiner gewaltigen Thaten, in dem er sich wunderbarer Weise anderthalb Jahrzehnte lang behauptet hatte. Eine Friedensverhandlung mit Scipio blieb erfolglos; die Waffen mußten endgültig entscheiden. Bei Zama kam es (Jahr 202) zur Schlacht: Hannibals Heer ward beinahe vollständig aufgerieben. Wirksamer Widerstand erwies sich von jetzt an unmöglich. Karthago mußte sich (anfangs des Jahres 201) den von Scipio dictirten Friedensbedingungen unterwerfen, dahin gehend: Auslieferung aller abgerichteten Elephanten und aller Kriegsschiffe bis auf 10, Zahlung von 10,000 euböischen Talenten (etwa 17 Mill. Thlr.) innerhalb 50 Jahre, Verzicht auf sämmtliche Besitzungen außerhalb Afrikas, Wiedereinsetzung des vertriebenen Numidierfürsten Masinissa, endlich Unterwerfung unter das Dictat, ohne Erlaubniß der Römer keinen Krieg mehr beginnen zu dürfen. — Die politische Vernichtung Karthagos war somit entschieden, die materielle sollte später nachfolgen. — Schwer büßten auch alle Verbündeten Hannibals; so (wie bereits erwähnt) das einst blühende Capua, so die Griechenstädte welche sich den Kar-

thagern angeschlossen hatten. Die Kelten in Oberitalien waren von nun an zu einer systematischen Ausrottung bestimmt. Das römische Italien befand sich übrigens gleichfalls in einem Zustande furchtbarer Verwüstung und Entvölkerung. Doch die Römer hatten ihr nächstes Ziel erreicht: Begründung ihrer Herrschaft über die civilisirte Welt.

Die tief gebeugten Karthager ertrugen nun schweigend und sich schmiegend jede Demüthigung, jede Mißhandlung, welche ihnen bald unmittelbar durch den Haß und Uebermuth der Römer, bald durch deren Schützling, den gewaltthätigen und raubgierigen Masinissa zugefügt wurde. Seine Horden plünderten das karthagische Gebiet, — man durfte ihm keinen Krieg erklären; dann entriß er den Karthagern die reichsten Landstriche, als zu seiner Herrschaft gehörend. Alle Klagen in Rom blieben vergeblich. Dort war kein Recht zu finden.

Doch nicht alle Karthager wollten Ruhe um jeden Preis, für alle Zukunft. Noch lebte Hannibal. Es gelang ihm die herrschende Oligarchie zu stürzen, die Verwaltung seiner Vaterstadt auf demokratischer Grundlage neu herzustellen, und namentlich Ordnung in das Finanzwesen zu bringen durch Abstellung zahlloser Unterschleife. Seine Feinde fürchteten ihn und erhoben Anklagen zu Rom. Er sollte mit dem Könige Antiochus von Syrien Pläne schmieden zu einem neuen, gemeinsamen Angriff auf die Tiberstadt. Die Beschuldigung war allem Vermuthen nach begründet, denn sie entsprach der Lage der Dinge. Die Römer schickten darauf eine Gesandtschaft nach Karthago, welche beauftragt gewesen sein soll die Auslieferung des Hannibal zu fordern. Dieser, die Verhältnisse richtig würdigend, entzog sich der ihm drohenden Schmach durch eine klug ausgeführte, rasche Flucht. Seine Feinde verhängten nun über ihn ewige Verbannung; sie zogen sein Vermögen ein und ließen sein Haus schleifen (Jahr 195). Es war dies der Lohn des größten Mannes den Karthago jemals hervorbrachte. — Hannibal flüchtete sich zum Könige Antiochus und suchte ihn zu einem kühnen energischen Kampfe gegen die gemeinsamen Feinde zu bestimmen, als dem einzigen Mittel, durch welches Antiochus sich selbst noch retten könne. Vergeblich. Halbheit war des Königs Sache. Bei den Friedensverhandlungen mit demselben forderten die Römer Auslieferung des Hannibal. Nun flüchtete dieser zum Könige Prusias in Bithynien. Auch hier ward das Auslieferungsbegehren erhoben. Hannibal sah das Gebäude, in dem er sich befand, von Bewaffneten umstellt und selbst die vorsorglich hergestellten geheimen Ausgänge besetzt. Da griff er zu dem letzten Mittel: er verschlang ein zu diesem Zweck stets bereit gehaltenes Gift, um nicht lebend in die Hände seiner Feinde zu fallen (Jahr 183 v. Chr.). Er erreichte ein Alter von 64 Jahren. In dem nämlichen Jahre starb sein Besieger Scipio, und ebenso auch der edle Grieche Philopömen. —

In Karthago waltete nun widerspruchslos die Ansicht vor, man müsse, allen politischen Gedanken entsagend, blos dem Gelderwerb leben; ja es mochte Viele

geben welche dem Wahne huldigten, jetzt erst werde man das wahre, das materielle Glück in aller Ruhe genießen. Aber die Römer und der nächste Bedränger Masinissa rasteten nicht. Im Senate der mächtigen Stadt schloß der alte Cato jede seiner Reden mit dem bekannten Satze: Ceterum censeo Carthaginem esse delendam.

Ein halbes Jahrhundert lang ertrugen die Karthager alle Gewaltthaten und Mißhandlungen. Als aber Masinissa im J. 150 wieder eine karthagische Stadt Oroscopa angriff und belagerte, trieb die Verzweiflung zur Abwehr. Das galt bei den Römern für Friedensbruch. Nun waltete in Karthago wieder die Furcht vor; man erklärte sich bereit jede Anordnung der Römer zu erfüllen. In einer maßlos perfiden Weise verfuhren jetzt diese Gebieter. Schrittweise gingen sie in ihren stets weiter gesteigerten Forderungen voran. Erst ließen sie sich Geiseln stellen, ohne irgend etwas Weiteres bestimmt zu fordern; dann mußten alle Waffen ausgeliefert werden (worunter 200,000 vollständige Rüstungen); hierauf erst kam das Härteste, das Gebot, die Stadt Karthago niederzureißen; die Einwohner sollten sich mindestens zwei Meilen weit vom Meere anbauen. Das letzte Verlangen war nichts anders, als ein Berauben der materiellen Lebensbedingungen selbst.

Jetzt waren auch die Schwachmüthigsten dahin gebracht, nur noch von Widerstand zu reden. Nun entwickelten die Karthager eine Thatkraft und Energie die selten ihres Gleichen hatte. (Ein mäßiger Theil davon würde einst Hannibal den Sieg gesichert haben!) Keine Anstrengung ward gescheut, neue Waffen, seien sie auch noch so unvollkommen, herzustellen. Drei Jahre lang dauerte der Krieg. Endlich, im J. 147 gelang es dem römischen Consul P. Cornelius Scipio Aemilianus (in der Folge gleichfalls mit dem Beinamen Africanus) in die Stadt einzudringen. Hier währte der Kampf noch sechs Tage lang fort; jede Straße, jedes Haus mußte erstürmt werden. Ein Theil der Kämpfer flüchtete schließlich in einen Tempel und verbrannte sich selbst, um nicht lebend in die feindliche Gewalt zu fallen. Was von der Stadt noch vorhanden war, ward durch die Römer niedergebrannt; das Feuer bedurfte 17 Tage zur Vollendung seines Zerstörungswerkes. Der Bigottismus ward auch hier von den Siegern zu Hülfe gerufen; es ward der Fluch über Alle ausgesprochen, welche jemals die Stadt wieder aufbauen würden. Ein Theil des karthagischen Gebiets wurde dem numidischen Herrscher geschenkt, der Rest zur römischen Provinz gemacht. — Von Scipio wird erzählt, er habe weinend auf den Trümmern Karthagos gesessen, gedenkend des Schicksals, das einst auch seine Vaterstadt ereilen werde. —

Wir haben die Geschichte der punischen Kriege im Zusammenhange kurz geschildert. In der Zwischenzeit vom zweiten zum dritten derselben hatten die Römer indeß eine Reihe weiterer Kämpfe zur Ausbreitung ihrer Herrschaft geführt. So sehr der hannibalische (zweite punische) Krieg ganz Italien verwüstet

und seine Bevölkerung erschöpft hatte, so war Rom doch dermaßen Militärstaat, daß es alsbald, ohne jede Nöthigung, neue Feldzüge unternahm. Seine Selbständigkeit war dabei in keiner Weise gefährdet, es handelte sich nur um Ausbreitung der Macht, wesentlich im Oriente, über die geschwächten und zerrütteten Staaten in welche das Weltreich Alexanders von Macedonien zerfallen war. Die Römer gingen dabei nicht auf rasche unmittelbare Eroberungen aus; klug berechnend machten sie die besiegten Länder erst von sich abhängig und schufen einen Zustand, der seiner Unerträglichkeit wegen den Eingeborenen selbst die Fremdherrschaft als ein geringeres Uebel erscheinen ließ. Um die Macht der einzelnen Staaten zu brechen, wußte man stets gegenseitige Feindschaft unter ihnen hervorzurufen und zu unterhalten; man hetzte einen Fürsten gegen den andern auf; reizte jeden zu Gebietsvergrößerungen; duldete gewaltsame Aneignungen Jahre lang, benützte sie aber in günstiger Zeit zu Beschwerden und Kriegsvorwänden. Der gestern noch, als man seiner bedurfte, geschmeichelte Bundesgenosse, sah sich zu seinem Erstaunen heute als Feind behandelt, wider welchen die Römer den gestern erst in Gemeinschaft bekämpften Gegner auf einmal unterstützten, — um schließlich beide zu Grunde zu richten.

Es kann unsere Aufgabe nicht sein, dieses Treiben und die daraus erwachsenen Kämpfe im Einzelnen zu schildern. Es genüge hier, des Ueberblicks wegen, eine kurze Erwähnung. Schon in den Jahren 200 bis 196 (also unmittelbar nach dem Friedensschlusse mit Karthago) fand ein Krieg mit dem Könige Philipp von Macedonien statt, damit endigend, daß der Letzte zu einem sogenannten „Bündnisse“ mit Rom gezwungen, d. h. in die Vasallenschaft gebracht ward. Hieran reiheten sich in den Jahren 192—189 Kriege gegen den König Antiochus von Syrien, den Aetolischen Bund und die Galatier (Gallier) in Kleinasien, überall die Oberherrlichkeit der Römer anbahnend. Dann kam in den Jahren 171 bis 168 ein zweiter Macedonischer Krieg, der nach dem Siege von Pydna eine Zerreißung Macedoniens in vier Theile zur Folge hatte. Endlich fand in den Jahren 146 und 133 die gänzliche Unterwerfung Macedoniens, Griechenlands und Kleinasiens unmittelbar unter die Römerherrschaft statt (vergl. S. 205).

In dem Zeitraume zwischen 200 und 133 führten die Römer auch in Italien und in Spanien mancherlei Kämpfe. Auf der Alpenhalbinsel ward zunächst die Verdrängung und Ausrottung der gallischen Völker fortgesetzt. Dann kam die Reihe an die im Nordwesten des italischen Meeres (besonders an den Küsten des Busens von Genua) wohnenden Ligurier. Sie wurden u. a. massenhaft (40,000 auf einmal) nach andern Landschaften gewaltsam verpflanzt. — In Spanien hatte die Bevölkerung zwar beigetragen zur Vertreibung der Karthager. Als die Eingeborenen aber die drückende Last der römischen Herrschaft kennen lernten, waren sie mit dieser noch weit unzufriedener und es gab häufige

Unruhen. Um das Jahr 150 suchten die Römer auch Lusitanien (wozu das Hauptland des jetzigen Portugal gehörte) ihrer Gewalt zu unterwerfen. Sie fanden heftigen Widerstand. Ein Vertrag, den sie mit den Lusitanern geschlossen, ward von ihnen treulos gebrochen. Nun kämpften die Eingeborenen unter Führung eines ehemaligen Hirten, des Viriathus (die Römer bezeichnen ihn als Räuber), acht Jahre lang (von 148—139) um ihre Selbständigkeit. Die Römer entledigten sich dieses Feindes in unwürdiger Art, indem sie Verräther erkauften welche ihren Führer im Schlaf ermordeten. Allein die Kämpfe waren damit noch nicht zu Ende. Insbesondere vertheidigte sich die Stadt Numantia mit der beinahe nur in Spanien in solchem Maße vorkommenden Hartnäckigkeit. Im Jahre 133 fiel auch dieser Platz in die Hände der fremden Eroberer, nachdem die meisten Einwohner im Kampfe umgekommen waren, von den übrigen aber viele sich selbst getödtet hatten.

Ueberblickt man die Gesammtsumme dieser Ereignisse und der Erfolge der Römer, so drängt sich die Wahrnehmung einer wirklich erschreckenden Menge von Gewaltthaten, Treulosigkeiten und Verbrechen jeder Art auf, welche als Mittel zum Zwecke benützt wurden. Mangel alles sittlichen, alles Rechtsgefühls, ohnehin aller Großmuth, geht bei den Römern durch die ganze Geschichte. Es ist freilich altherkömmlich die mißhandelten, beraubten und verknechteten Staaten und Völker wegen ihrer Uneinigkeit, Habsucht und Zerrissenheit anzuklagen. Man übersieht aber völlig, wie alle Fehler und Untugenden ihnen von den Römern systematisch eingeimpft, bei ihnen genährt und großgezogen wurden. Immer und überall wird es Einzelne geben die sich gewinnen lassen; immer und überall werden diese, von der fremden Macht ausgestattet mit den mannichfachsten Verführungsmitteln, das Gift der Corruption weiter zu verbreiten im Stande sein. Wenn jeder mit Recht oder Unrecht Verfolgte weiß, daß er in einem andern mächtigen Staat jedenfalls eine Stütze findet gegen seine Feinde oder Verfolger in der Heimath, so wird dieser andere Staat zu allen Zeiten eine Menge von Anhängern und Werkzeugen besitzen, welche mit dem größten Eifer die Einrichtungen dieser Heimath, ja selbst unmittelbar das ganze Gemeinwesen daselbst untergraben, und dem lauernden Ausland in jeder Hinsicht in die Hände arbeiten. So war es als erst der alte Philipp von Macedonien, dann die Römer es darauf anlegten, unter den Griechen beständig Uneinigkeit zu erhalten, ebenso als dies die Römer unter den Germanen und andern Völkern thaten; so war es nicht minder (um wenigstens ein neueres Beispiel anzuführen), als im vorigen Jahrhunderte die schnödeste Vergrößerungssucht von ein paar Cabinetten Polen nicht zur Ruhe kommen ließ, um diesen Staat zu Grunde richten zu können. Es ist unrecht, ganze Völker anzuklagen weil Einzelne ihrer Angehörigen sich schwach und schlecht finden lassen, und mit den ganz ungewöhnlichen Mitteln, welche ein fremder Staat ihnen zur Verfügung stellt, die Uneinigkeit und Corruption in weiteren Kreisen der Heimath

zu verbreiten im Stande sind. Der schwerste Vorwurf trifft diejenigen Regierungen, welche sich solcher Mittel und solcher Werkzeuge bedienen. Dagegen heißt es das Unmögliche fordern, wenn verlangt wird daß sich in einem ganzen Volke Niemand finden sollte der sich zu derartigen Plänen gebrauchen lasse.

Der römische Staat umfaßte in der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, außer dem eigentlichen Italien, folgende Provinzen: 1) Sicilien, seit dem J. 241 den westlichen Theil, seit 210 die ganze Insel, 2) Sardinien und Corsika seit 238, 3) und 4) das diesseitige und jenseitige Spanien, das Erste Catalonien und Valencia, das Zweite (auch Bätika genannt) Andalusien begreifend, J. 206, später wurde jenes durch Celtiberien, dieses durch Lusitanien vergrößert, 5) und 6) Macedonien und Achaja, 146, 7) Asien, J. 133. Auch das cisalpinische Gallien und Illyrien wurden in dieser Zeit unterworfen, doch erst später als Provinzen organisirt.

Nach der gegebenen Uebersicht der äußeren Verhältnisse haben wir den Blick wieder auf die innern Zustände Roms zu richten. Der Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern ist, wie bereits früher bemerkt, bis auf wenige Punkte beseitigt. In den demokratischen Tributcomitien, nicht mehr in den aristokratischen Centuriatcomitien liegt die Entscheidung der Dinge, und mit wenigen Ausnahmen sind die Angehörigen beider Stände zu allen Aemtern wählbar. Das demokratische Element gelangte auch insoferne zur Geltung, als man, da die Zahl der Vollbürger durch die vielen blutigen Kriege bedeutend gesunken war, wiederholt Halbbürgern und selbst Freigelassenen das Bürgerrecht verlieh; ja Appius Claudius ging so weit, Leute aus dieser letzten Klasse in den Senat aufzunehmen. Dies waren allerdings seltene Vorkommnisse. Anerkannt war im Uebrigen der Grundsatz, daß die Majestät, die Staatshoheit im Volk ruhe, daß der Wille des Volkes das oberste Gesetz sei.

Aber nun bildete sich, statt des Patriciats, ein anderer herrschender Stand: die Nobilität, eine Art Amtsadel, indem die Nachkommen der höchsten Würdenträger, gleichviel ob Patricier oder emporgekommene Plebejer, aus der Stellung ihrer Ahnen einen Anspruch auf Bevorzugung ableiteten, der ihnen selbst wieder zur leichtern Erlangung der höchsten Aemter verhalf. So ergab sich eine Familienherrschaft, eine Oligarchie, mit allen schlimmen Folgen einer solchen. Konnte gleich die Nobilität ihrer Natur nach nicht so starr sich abschließen wie das Patriciat, weil immerhin wenigstens einzelne Befähigte aus niedern Familien zu angesehenen Aemtern gelangten, so zeigt sich doch thatsächlich, daß unfähige Angehörige berühmter Geschlechter nur zu oft an die wichtigsten Posten gelangten, und das römische Volk mußte häufig genug mit seinem Blute die Unwissenheit oder Beschränktheit seiner neuadeligen Führer büßen. Zu den schlimmsten Wirkungen gehörte es, daß das Streben dieser Nobilität nach Sicherung des Besitzes der Aemter, auch noch zu einem Herabdrücken des Volkes sowol in sittlicher wie in

materieller Hinsicht führte. Die Amtsgewalt ward selbst von Consuln und Censoren im Parteiinteresse des neuen Standes mißbraucht, die Justiz und die Religion mußten gleichfalls dazu dienen. Der Unterschied zwischen Armen und Reichen stieg ins Ungemessene. Die Aussaugung der Provinzen war ein Privilegium der Nobilität. Es ist ganz richtig bemerkt worden, daß die Emporkömmlinge nicht weniger herrschsüchtig, habgierig und hartherzig als die alten Patricier gewesen seien. Ist es doch die bevorzugte Stellung an sich, welche die getadelten üblen Wirkungen auf die Menschen hervorbringt.

Aber selbst jenes Schwinden des Ständeunterschieds zwischen Patriciern und Plebejern blieb in seinen Wirkungen im Wesentlichen auf die Bevölkerung der Stadt Rom beschränkt. Die ehemaligen Plebejer bewahrten ihre nunmehrigen Vorrechte, den Land- und Provinzbewohnern gegenüber, mit der engherzigsten Selbstsucht.

Die Verwaltung der Provinzen stand unter Prätoren. Die Beitreibung der Pächte, der Steuern, überhaupt das Finanzwesen in denselben besorgten Quästoren. Auch in den Provinzen hatten die Städte sehr verschiedene Rechte. Im Allgemeinen riß ein wahres Aussaugungssystem immer mehr ein. Die hieher gesendeten Beamten betrachteten ihre Stellen zunächst nur als Mittel zur eigenen Bereicherung. Ueppigkeit und Verschwendung aller Art, mit den sie begleitenden corrumpirenden Folgen stellten sich mit erschreckender Schnelle überall ein. Um die Masse in Rom selbst zu beschwichtigen, ward ein Theil der erpreßten Einkünfte zum Erlasse der Abgaben und zum Herabdrücken der Brodpreise verwendet. Von dem Jahre 167 an erfolgte, mit einer einzigen Ausnahme, während der ganzen weitern Dauer der Republik zu Rom keine Erhebung des Tributes mehr.

Zu erwähnen ist noch, daß durch das Porcische Gesetz (die lex Porcia, nach dem Volkstribun benannt, aus dem J. 199 oder 195) die Anwendung von Leibesstrafen gegen römische Bürger ganz untersagt ward, so daß bei ihnen in der Regel Verbannung an Stelle der Todesstrafe trat.

Die politische Bedeutung des Volkes sank indeß in Wirklichkeit immer mehr. Der Militarismus, dessen man bedurfte um die eroberten Länder in Unterwürfigkeit zu erhalten, bedingte den Absolutismus. Die Souveränität ruhte zwar dem Namen nach in dem Volke, der That nach im Senate. Die Ausübung der Criminalgerichtsbarkeit, durch das Zwölftafelngesetz den Centuriatcomitien zugewiesen, ward in gewissen Processen, namentlich bei Anklagen wegen Erpressung in den Provinzen, dem Senat übertragen; war es doch zu lästig, in jedem Falle das Volk zu berufen! Bei den Wahlen ohnehin konnte die Nobilität ihre Wünsche fast immer durchsetzen. Stand es ja den Consuln in den Centuriatcomitien zu, Wahlen zu gestatten oder zu verweigern. Daneben besaßen die Censoren, namentlich durch die ihnen übertragenen Verpachtungen von Zöllen und andern

Gefällen, wirksame Mittel eine Menge Bürger von sich abhängig zu machen. Aeußersten Falls genügte eine Erklärung der Augurn, jeden Volksbeschluß wegen eines bei den Auspicien angeblich vorgekommenen Formfehlers ungültig zu erklären. Kündigte ein Magistrat nur an, daß er an diesem oder jenem Tage den Himmel beobachten werde, so mußte eine beabsichtigte Volksversammlung aufgegeben werden. — Selbst die Rücksicht auf die Form ward beseitigt. Nach dem Jahre 202 fand die Ernennung eines Dictators nicht mehr statt. Der Senat hielt sich berechtigt, durch die einfache Erklärung: „die Consuln mögen sorgen damit dem Staat kein Schaden erwachse" (videant consules ne quid respublica detrimenti capiat), denselben dictatorische Gewalt einzuräumen.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Umwandlung welche allmählig und unbemerkt vor sich ging und den Schwerpunkt des Gemeinwesens in den Senat verlegte, eine gewisse innere Berechtigung besessen hätte, wenn nicht irgend eine neue Organisation möglich gewesen wäre. Die Verfassung Roms war ursprünglich blos für eine einzelne Stadt bestimmt, sie paßte nicht für ein großes, für ein Weltreich. Auch muß zugegeben werden, daß der Senat in dieser Zeit die Regierung im Allgemeinen mit großer Klugheit führte. Aber die Unnatur der Zustände, auf deren Grundlage das ganze Staatssystem sich entwickelt hatte, untergrub alle Verhältnisse. Die Nobilität, unumschränkt herrschend im Senate, behandelte den ganzen Staat wie wenn er nur um ihretwillen vorhanden wäre. Die immer mehr verarmende, von der früheren Selbständigkeit auch dem Charakter nach immer tiefer herabsinkende Masse der Bürger wurde seitens der Vornehmen blos als Mittel für ihre Zwecke behandelt; sie machten dieser Bürgermasse blos so weit Zugeständnisse, als es eben nothwendig oder zweckmäßig schien. Die Millionen Menschen endlich, welche nicht Stadtbürger waren, diese Millionen in so vielen Ländern, in Italien selbst und in den Provinzen des Orients und Occidents, sie alle ermangelten des für das Wohl jedes Volkes unentbehrlichen Selbstbestimmungsrechtes, sie alle hingen, nur in etwas höherem oder geringerem Grade, von der Laune und Habsucht ihrer römischen Gebieter ab.

Das Princip der Eroberung, durch welches Rom groß und mächtig geworden, gereichte schließlich den Siegern wie den Unterworfenen zum Verderben. Man würde schwerlich begreifen wie ein ganzes Volk sich wohl fühlen konnte indem es beständig Krieg führte, wenn nicht die schmachvolle Maxime, jedem besiegten Ort oder Volke einen Theil seiner Aecker zu rauben, deutlich genug zeigte, daß jeder Feldzug die persönliche Habsucht der vornehmen wie der geringen Römer stets aufs Neue reizte. Nicht sowol durch friedliche Thätigkeit, als vielmehr durch Beutemachen suchte man die Subsistenz zu sichern und Reichthum zu erlangen.

Nun wußten jedoch, wie früher schon erzählt, die Vornehmen einen unverhältnißmäßigen Theil des Gemeinfeldes an sich zu bringen. Das Grundeigenthum

concentrirte sich in den Händen von Wenigen; die Zahl der kleinen Besitzer schmolz immer mehr zusammen. Es bildeten sich die Latifundien, die ungeheuern Besitzungen, von denen schon Plinius sagte daß sie Italien zu Grunde gerichtet hätten. (Latifundia Italiam perdiderunt.) Der Volkstribun L. Marcius Philippus, der im J. 104 v. Chr. ein Ackergesetz vorschlug, behauptete, daß damals in ganz Italien nicht 2000 Personen eines festen Besitzthums sich erfreuten. Jene Latifundien wurden meist von Sklaven bebaut. Die freien Leute waren verarmt; sie verminderten sich auf dem Lande, um dann als vertriebene Bauern den brodlosen Plebs in der Stadt zu vermehren.

Aber es stellte sich noch eine ganz andere Wirkung ein, die man bisher als solche durchgehends unbeachtet gelassen hat, und welche recht unmittelbar zum Verderben des ganzen Staats führte. Indem die Masse der Bevölkerung nicht mehr aus fäßhaften Leuten sondern aus eigentlichen Proletariern bestand, hatte das Milizsystem seine natürliche Grundlage verloren; die Leute kämpften nicht mehr für den eigenen Herd, denn sie hatten gleichsam keinen Herd mehr. Damit war der Militarismus zur Entwicklung gebracht, der sich zu jeder Freiheitsunterdrückung gebrauchen läßt, und — trotz aller künstlichen Ausbildung der Truppen — schließlich doch nicht ausreicht ein Land gegen die äußeren Feinde zu vertheidigen.

Die für die fernere Entwicklung des Gemeinwesens höchst bedenkliche Gestaltung entging nicht Jedermann. Aber gerade Diejenigen welche sich am meisten in der Lage befanden die Verhältnisse zu überblicken, waren durch unmittelbar eigenes Interesse abgehalten auf eine Aenderung hinzuwirken. Sie hätten persönlich, und außerdem hätte der ganze Stand dem sie angehörten, große Opfer bringen müssen.

Solche Rücksichten der Selbstsucht beherrschten indeß doch nicht Alle. Auch unter den Vornehmen und Reichen gab es stets einzelne Männer von warmem Mitgefühl für die Leiden ihrer armen Mitbürger. Unter ihnen nimmt die Familie der Grachen eine besonders ehrenvolle Stelle ein. Im Jahre 133 gelangte Tiberius Sempronius Gracchus zur Würde eines Volkstribuns. Sein Vater und Großvater schon hatten sich durch Volksthümlichkeit und Hochherzigkeit ausgezeichnet; seine Mutter, Tochter des jüngern Scipio Africanus, war die durch Erhabenheit der Gesinnung berühmt gewordene Cornelia. Tiberius Gracchus selbst hatte den letzten Feldzügen gegen Karthago, dann mehren Kriegen in Spanien ehrenvoll beigewohnt. Auf der Rückreise in die Heimath erfüllte es ihn mit tiefem Schmerze, als er namentlich in Etrurien das Land entvölkert von freien, ihren eigenen Grund bebauenden Bürgern, dagegen angefüllt mit Sklaven sah, welche im eigentlichen Sinne unter der Last von Ketten die ungeheuren Latifundien der Reichen bearbeiten mußten. Die ihm auf diese Weise gewordenen Eindrücke waren es vornämlich, welche, nach dem spätern Zeugnisse seines Bruders, in

Tiberius den Vorsatz erzeugten, Italien wieder mit freien Menschen zu bevölkern und damit zugleich der in der Stadt Rom zusammengehäuften, physisch wie moralisch herabgekommenen Menge, Wohlstand und Selbständigkeit zurückzubringen, und dem Gemeinwesen das zu verschaffen, was die einzige unerschütterliche Grundlage eines Staates bildet: ein wahres Bürgerthum.

Durchdrungen von solchen Gedanken und erfüllt von der Begeisterung des jungen Mannes, hoffte Tib. Gracchus die große, so augenscheinlich heilsame, ja nothwendige Reform in ganz friedlicher Weise durchsetzen zu können. In Uebereinstimmung mit mehren der angesehensten Männer beantragte er die Erneuerung des entweder nie vollzogenen oder jedenfalls in dieser Periode nicht mehr beachteten Licinischen Ackergesetzes, wonach kein Bürger vom Staatslande mehr als 500 Morgen besitzen solle, unbeschadet jedoch der ihm eigenthümlich angehörenden Ländereien. Um die Aenderung möglichst zu mildern, fügte er neue Zugeständnisse bei: für erwachsene Söhne sollte außerdem ein Besitz bis zu 250 Morgen gestattet sein, und ebenso hätten die bisherigen Besitzer zurückzugebender Aecker eine Entschädigung für Urbarmachung und Herstellung von Gebäuden auf denselben zu beanspruchen. Das auf diese Weise an den Staat zurückgelangende Domänenland sei sodann in Loosen von 30 Morgen an arme Bürger und auch an Bundesgenossen zu vertheilen.

Doch weder die Billigkeit des Verlangens noch das sorgsame Streben nach mildester Durchführung der Maßregel vermochte es, die Habsucht der Reichen zu beschwichtigen. Im Senate, in der ganzen Nobilität erhob sich ein wahrer Sturm der Wuth gegen den Mann, der es gewagt das Sonderinteresse auf diese Weise anzutasten. Während der Tribun anfangs fest gehofft hatte ein gütliches Abkommen herbeizuführen, mußte er nun sehr bald erkennen, daß nur dann zum Ziele zu gelangen sei, wenn das herabgedrückte Volk sich selbst aufraffe und durch eigenes Geltendmachen seiner Rechte das von dem Volksvertreter gestellte Verlangen nachdrücklich unterstütze. Der tödtliche Haß mit welchem die Reichen ihn verfolgten, gestattete dem Tiberius Gracchus ohnehin nicht mehr auf halbem Wege stehen zu bleiben. Er nahm das frühere Zugeständniß einer Entschädigung für das Urbarmachen zurück und redete in öffentlichen Versammlungen zum ganzen Volke. Es entspricht der Natur der Dinge, wenn Plutarch den Inhalt einer seiner Reden in folgender Weise wiedergibt: „Die wilden Thiere welche in Italien hausen haben ihre Höhle und ihr Lager; die Männer aber welche für Italien kämpfen und sterben haben von ihrem Vaterlande nichts als Luft und Licht; ohne Wohnsitz und ohne Obdach irren sie umher mit Weib und Kind; es ist Hohn und Lüge, wenn die Anführer in den Schlachten ihre Soldaten anfeuern für die Sitze ihrer Götter und die Gräber ihrer Väter zu kämpfen. Denn von der großen Menge der Bürger hat keiner einen väterlichen Altar, keiner einen Grabhügel seiner Vorfahren, sondern sie kämpfen und sterben für Anderer Reich-

thum und Verschwendung, während sie zwar Herren des Erdkreises genannt werden, allein nicht eine Scholle ihr Eigenthum nennen können."

Es konnte kein Zweifel bestehen, daß der Gracchische Gesetzvorschlag bei einer Volksabstimmung (in den Tribus) eine große Stimmenmehrheit erlangen werde. Deßhalb suchte die Aristokratie die Entscheidung zu verhindern. Zu diesem Behufe gewann sie einen andern Tribun, den M. Octavius, der Einsprache gegen die Zulassung des Gesetzentwurfs erhob. Bediente sich nämlich irgend ein Volkstribun der Intercessionsbefugniß, so konnte er damit jede Abstimmung verhindern. Vergeblich alle Bemühungen, alle Bitten des Gracchus; vergeblich das von ihm dem Collegen gemachte Anerbieten: er wolle demselben aus seinen Privatmitteln jeden ihn persönlich treffenden Schaden ersetzen. Aufs Aeußerste gedrängt, legte endlich Gracchus dem Volk die Frage vor: Ob es gestattet sei daß ein dem Volke feindlich gesinnter Tribun ferner dieses Amt bekleide? Die Tribus (damals 35 an der Zahl) entschieden gegen Octavius. Da dieser, trotz der ihm von Gracchus wiederholt gebotenen Gelegenheit, jedes Nachgeben beharrlich von sich wies, so ward er mit Gewalt aus der Versammlung entfernt. Es war ein revolutionäres Mittel; Gracchus betrachtete es als Act der Nothwehr, als Ausfluß des natürlichen Rechtes, daß das Volk fordern könne und müsse, der Tribun habe zum Volke und nicht zu dessen Feinden zu stehen, wie denn auch ein solcher Beamter mit dem Widerspruchsrechte und der Unverletzlichkeit nur im Interesse der Volkssache, nicht in dem des Adels ausgestattet sei. — Das Ackergesetz selbst ward nun angenommen und eine Commission (Triumvirn), bestehend aus Gracchus, seinem Bruder und Schwiegervater zur Durchführung eingesetzt.

Die Aristokratie ergriff jetzt ein anderes Mittel: sie bestritt bei jedem in Anspruch genommenen Grundstücke dessen Eigenschaft als Staatseigenthum; es sei vielmehr Privatbesitz. Dadurch verzögerte sich der Vollzug des Gesetzes. Es war wesentlich, daß Gracchus nach Ablauf seines Amtsjahres wieder zum Tribun erwählt werde. Dies ward von seinen Gegnern um so mehr zu hintertreiben gesucht, als er, gedrängt und bedroht in aller Weise, neue Gesetze zur Sicherung der Volksrechte beabsichtigte. Da trotz wiederholter Versuche von Wahlstörungen die Wiederernennung des gefürchteten Mannes gleichwol in Aussicht stand, versammelte sich der Senat um Gewaltmaßregeln gegen ihn zu ergreifen. Der deßfalls angegangene Consul zwar schreckte davor zurück. Allein da rief Scipio Nasica, einer der wüthendsten Senatoren, seine Collegen und eine Anzahl versammelter Clienten auf ihm zu folgen. Der Haufe stürzte nach dem Capitol wo die Volksversammlung abgehalten ward; die dort anwesende Menge, an Unterwürfigkeit gegen die vornehmen und reichen Männer gewöhnt, stäubte bei deren Anblick erschreckt aus einander; Gracchus selbst ward, vor dem capitolinischen Tempel niederstürzend, wie versichert wird durch einen seiner Collegen erschlagen, und

dann sein Leichnam, ebenso wie die todten Körper vieler andern Gemordeten — es sollen 300 gewesen sein — in die Tiber geworfen. Die Adelspartei hatte durch ein Verbrechen gesiegt. Es war, zum erstenmal seit der neuen Parteistellung, Bürgerblut geflossen; die Kluft zwischen Armen und Reichen hatte sich unendlich erweitert.

Man suchte nachträglich dem begangenen Verbrechen einen Schein von Gesetzlichkeit zu verschaffen, indem man auch noch gegen eine Anzahl Anhänger des Gracchus processirte und nicht wenige von ihnen zum Tod oder zur Verbannung verurtheilte.

Damit war indeß die Frage doch nicht erledigt. Während dies in Rom vorging, wüthete auf Sicilien ein Sklavenkrieg. Diese mißhandelten Menschen, ihrer gewaltigen Ueberzahl sich bewußt, waren schon im J. 135 in offenen Aufruhr ausgebrochen und hatten die wider sie ausgesendeten Truppen geschlagen; ihre bewaffnete Macht vermehrte sich bis auf 200,000 Mann; sie wütheten mit der furchtbarsten Grausamkeit. Erst nach Jahren (132) gelang ihre Niederwerfung, begleitet gleichfalls von den maßlosesten Gräueln. In derselben Periode hatten in vielen Theilen des Reiches, ja in Rom selbst, Sklavenverschwörungen stattgefunden, die alle blutig unterdrückt wurden. Daran reihete sich ein Sklavenkrieg in Kleinasien während der Jahre 131 und 130. Die Naturwidrigkeit der socialen Zustände trug allenthalben ihre Früchte.

Um diese Zeit erscheint der aus Spanien gekommene Scipio Aemilianus (d. i. der jüngere Africanus, der Eroberer Karthago's), an der Spitze der Senatspartei, ein Mann von durchaus ehrenhaften Grundsätzen aber aristokratischer Anschauungsweise. Auf sein Betreiben wurden (Jahr 130) die Volkstribunen für Tumulte in Volksversammlungen verantwortlich erklärt, weil sie solche Versammlungen ja rechtzeitig auflösen könnten, — eine die Einschüchterung der Tribunen bezweckende Maßregel. Sodann setzte Scipio es durch, daß die Entscheidung über die Frage, ob ein Grundstück Staats- oder Privateigenthum sei, den Triumvirn entzogen und einem persönlich dazu bezeichneten Consul übertragen ward, der, — ein Hohn auf das Ganze — unmittelbar darauf nach Illyrien abging. Scipio besaß gleichsam dictatorische Gewalt. Da fand man ihn eines Morgens todt in seinem Bette, der Vermuthung nach ermordet von politischen Gegnern. Die Erbitterung stieg beiderseits.

Gleichwol ruhte der Streit vorerst, aber doch nur einige Jahre hindurch, bis Cajus Sempronius Gracchus, der Bruder des ermordeten Tiberius, zur Tribunatswürde gelangte.

Der ältere der beiden Brüder zählte, als die Gewaltthat an ihm verübt wurde, noch nicht 30 Lebensjahre. Der Andere war 9 Jahre jünger, konnte somit das begonnene schwere Werk schon aus diesem Grunde nicht sogleich fortsetzen. Zudem graute ihm vor dem Betreten der so gefahrvollen Bahn. Der

Senat suchte überdies den jungen, befähigten und hochherzigen Mann nach einigen Jahren dadurch zu beseitigen, daß er ihn als Quästor nach Sardinien sendete wo er sich auch alsbald den besten Ruf erwarb. Allein die öffentliche Stimme verlangte, daß Sempronius sich der Volkssache widme. Nicht ohne schweren innern Kampf gelangte er zu dem Entschlusse, sich ihr ganz zu weihen. Er legte seine Stelle auf Sardinien, die ihm zum zweitenmal übertragen werden wollte, im J. 124 nieder, begab sich nach Rom, bewarb sich um das Tribunat und erlangte diese Würde.

Nach verschiedenen vorgängigen Maßnahmen in volksthümlichem Sinne trat er mit einer Reihe tiefgreifender Reformvorschläge hervor. Die wichtigsten derselben waren diese: 1) kein Bürger darf anders als durch Volksbeschluß zum Tode verurtheilt werden (im Widerspruche schon zu dem Zwölftafelngesetz hatte der Senat in der früher erwähnten Weise wiederholt den Consuln Gewalt über Leben und Tod verliehen); 2) die stehenden Gerichtscommissionen werden nicht mehr aus den Senatoren, sondern aus einem neuen Zweige der Ritter besetzt (hiedurch ward diese Classe der Bürger, meistens reich gewordene Industrielle, von den Senatoren unabhängig, und die Statthalter in den Provinzen verloren die Gewißheit, sich wegen ihrer Gewaltthaten höchstens vor Standesgenossen verantworten zu müssen); daran reihete sich 3) das Ackergesetz, wol dem früheren gleich, aber vermuthlich unter Beseitigung der Vollzugserschwernisse, sodann mit Bestimmungen über Anlage von Bürgercolonien auch außerhalb Italiens, wie denn namentlich an der Stelle von Karthago eine neue, Junonia genannte Stadt angelegt werden sollte; und 4) ein Gesetz über das den Bundesgenossen zu ertheilende Bürgerrecht (ein Act der Gerechtigkeit gegen diese zahlreiche Bevölkerung).

Diese sämmtlichen Gesetze gelangten ohne besonderen Widerstand zur Annahme, mit Ausnahme des letzten. Als Gracchus auch dieses vorschlug, mußte er sich wol bewußt sein, der feindlichen Partei damit eine um so gewichtigere Waffe zu liefern, je weniger die römische Plebs Neigung besaß, auch nur einen Theil ihrer Rechte den andern Italikern zuzugestehen. Je elender ihr eigener Zustand, um so mehr wollte die Menge, daß Andere noch unter ihr ständen, — eine so oft wiederkehrende Erscheinung. Außerdem ward das Ansehen des hochverdienten Mannes dadurch untergraben, daß die senatorische Partei den Trug sich erlaubte, viel weiter gehende Zugeständnisse, mehr und reichere Colonien zu verheißen, unbekümmert um die Unmöglichkeit der Verwirklichung eines solchen Versprechens, vielmehr in der Absicht dasselbe niemals zu erfüllen.

Cajus Sempronius Gracchus lebte nach Ablauf seiner Amtszeit meistens zurückgezogen. Als jedoch im Jahre 121 seine Feinde so weit gingen, die Aufhebung der vorhin bezeichneten Gesetze zu beantragen, trat er wieder öffentlich auf. Der Senat benützte nun die zufällige Tödtung eines Dieners bei dem Opferwesen, um den Consuln vermittelst der früher erwähnten Formel neuer-

dings dictatorische Gewalt zu verleihen. Damit nicht zufrieden, drangen Senatoren, welche kretische Schützen befehligten, auf den aventinischen Hügel und vertrieben die dort anwesenden Anhänger des Gracchus mit den Waffen. Sempronius selbst, den Haß seiner Gegner kennend, ließ sich im Haine der Furina durch einen treuen Sklaven tödten. Sein Kopf ward abgeschnitten und mit Blei gefüllt, da der Consul versprochen hatte, ihn dem Ueberbringer mit Gold aufzuwiegen. Auch seinen Körper warf man, gleichzeitig mit den Leichen von 3000 seiner Anhänger, in die Tiber.

Dies der Lohn auch des zweiten der Gracchen für das dem Volk gewidmete Leben. Beide Männer gehören zu den edelsten von denen die Geschichte erzählt. Selbst ihre erbittertsten Feinde wissen nichts gegen sie vorzubringen als die durch alle Umstände Lügen gestrafte Beschuldigung, sie hätten nach der Alleinherrschaft, der Tyrannis gestrebt. Damit suchen die Anhänger des Cäsarismus die Handlungen der spätern Begründer des Alleinherrscherthums zu beschönigen. Nicht eine irgend beachtenswerthe Thatsache läßt sich für ihre Behauptung auffinden, wol aber beweist namentlich der Umstand das Gegentheil, daß keiner der Gracchen jemals darnach strebte, das unentbehrliche Mittel zu jenem Ziele, eine stehende bewaffnete Macht, sich zu verschaffen. *)

Die Sieger in dem Streite wagten es gleichwol nicht, die von den Gracchen zu stande gebrachten Ackergesetze offen umzustürzen. Allein sie verstanden es, dieselben in der Ausführung zu vereiteln. Es scheint eine Art „Revision" der zur Annahme gelangten Bestimmungen vorgenommen worden zu sein. So entstand im Jahre 111 das sogenannte Thorische Gesetz, welches den Besitz alten Stammlandes bis zu 500 Morgen und ebenso das neu vertheilte oder noch zu vertheilende Staatsland bis zu 30 Morgen, für Privateigenthum erklärt, die Entscheidung über den Vollzug dieser Bestimmungen jedoch den Triumvirn entzieht, und dieselbe den Censoren und Prätoren überträgt, somit die Ausführung ganz den Händen der Nobilität übergibt. Das Resultat ist denn auch im Wesentlichen die Fortdauer der alten Mißstände und Klagen.

Die Nobilität, befreit von jeder Gefahr, überließ sich nun dem vollen Genusse des Sieges den sie bis zur Schamlosigkeit ausbeutete. Einem schnell hervorbrechenden Giftgeschwüre ähnlich, trat die Verderbtheit des Adels in überraschender und erschreckender Weise aus Veranlassung des Jugurtha'schen Krieges vor aller Welt Augen. Die als Folge davon sich einstellenden demüthigenden

*) Mommsen weiß auch in diesem Falle die plumpsten Ausdrücke mit der salbungsvollsten Phraseologie zu verbinden: „Gleich hier an der Schwelle der Tyrannis entwickelt sich das verhängnißvolle sittlich-politische (!) Dilemma, daß derselbe Mann zugleich man möchte sagen als Räuberhauptmann sich behaupten und als der erste Bürger den Staat leiten soll" u. s. f.; auch als „der größte der politischen Verbrecher und auch wieder als Regenerator seines Landes" wird der jüngere Gracchus aufgeführt. Gegen die Masse des allerdings tief herabgesunkenen Volks regnet es Kraftausdrücke, ohne daß irgendwie gebührend Derjenigen gedacht wird, welche das Volk in seinen elenden Zustand gestürzt hatten.

Ergebnisse ermöglichten es der völlig nieder geworfenen Volkspartei sich aufs Neue zu sammeln und öffentlich wieder zu erscheinen.

Der Numidierkönig Masinissa, der alte Peiniger Karthago's, war endlich im J. 148, nach 60jähriger Regierung, gestorben. In seiner Familie herrschte Zwietracht und Barbarei, und die Römer fanden es vortheilhaft, diese Untugenden und Laster, so viel an ihnen lag, zu nähren. Jugurtha, Enkel jenes alten Häuptlings, hatte im römischen Heere seine Ausbildung erlangt, und es war ihm gelungen sich die Gunst hervorragender Adeligen zu erwerben. Obwol zur Thronfolge nicht berechtigt, erhielt er doch (Jahr 118) in Folge Adoptirung durch den König Micipsa Theil an der Herrschaft. Doch dies genügte ihm nicht. Er ließ den einen seiner Adoptivbrüder ermorden und bekriegte den andern. Vergeblich suchte dieser Hülfe bei den Römern. Sein Recht war unzweifelhaft, Jugurtha aber hatte die Käuflichkeit der Nobilität kennen gelernt und wußte nun durch Bestechung jedes ihm drohende Unwetter abzuwenden. So weit nur irgend möglich ward stets zu seinen Gunsten entschieden; ließ sich dies nicht offen ausführen, so ward jeder Beschluß im Vollzuge oder auch Nichtvollzuge zu seinen Gunsten gewendet. Die Straflosigkeit, mit welcher der Numidierhäuptling lange Zeit hindurch alles sich hatte erlauben dürfen, verleitete ihn endlich, unbekümmert um eine von Rom aus gekommene Weisung, welche ihm Einstellen der Feindseligkeiten gebot, — die Belagerung der Stadt Cirta bis zur Uebergabe fortzusetzen, und dann nicht nur seinen letzten Adoptivbruder und Mitherrscher zu todte martern, sondern auch die ganze Bevölkerung soweit sie aus Männern bestand, und zwar Römer und Numidier ohne Unterschied, hinrichten zu lassen. Nun kam es zwar zum Kriege, allein das alte Mittel der Bestechung erprobte sich aufs Neue, der Feldzug ward von den Römern in der erbärmlichsten Weise und daher ohne allen Erfolg geführt. Durch Geld erlangte der Numidier einen ihm ganz vortheilhaften Frieden. Die Corruption war offenkundig. Gleichwol trat der Volkstribun C. Memmius, empört darüber, nur sehr schüchtern in der Sache auf. Er verlangte, daß Jugurtha selbst nach Rom komme um die wider ihn erhobenen Anschuldigungen zu widerlegen; zu diesem Behuf ward ihm sogar freies Geleite zugesichert. Jugurtha, vertrauend auf die Wirksamkeit seines Goldes, erschien und es würde ihm wahrscheinlich gelungen sein auch diesmal seinen Zweck zu erreichen, wenn er sich nicht hätte verleiten lassen, einen von mehren Angehörigen der Nobilität, gleichfalls aus eigennützigen Absichten, unterstützten Prinzen kurzweg vermittelst Meuchelmords hinwegschaffen zu lassen. Das Verbrechen war zu frech verübt um verborgen zu bleiben. Nun entfloh Jugurtha aus Rom. Bei dieser Gelegenheit soll er in den bekannten Ausruf ausgebrochen sein: „O diese verkäufliche Stadt; sie wird zu Grunde gehen sobald sich nur ein Käufer findet!" bedauernd, daß der Preis eben seine Geldmittel übersteige.

Der wieder begonnene Krieg ward von dem Numidier mit den alten Waffen

geführt: Bestechung unterstützte die Geschicklichkeit und Unermüdlichkeit des kühnen, thatkräftigen Häuptlings. Ja es kam dahin, daß ein umzingeltes römisches Heer zu dem Vertrage gezwungen ward, unter dem Joche (den caudinischen Gabeln) durchzugehen und Numidien binnen zehn Tagen zu räumen.

Diese Schmach war denn zu stark um in Rom ruhig hingenommen zu werden. Nun beantragte endlich ein Volkstribun, Diejenigen in Untersuchung zu ziehen durch deren Schuld Jugurtha dem Senate Trotz geboten oder die als Gesandte oder Feldherren Geld von ihm angenommen hätten. Dies traf eine Reihe hervorragender Mitglieder der Senatspartei, darunter den ehemaligen Consul L. Opimius, den wüthenden Verfolger des jungen Gracchus (Jahr 109). Der nun mit dem Oberbefehl betraute Consul Metellus fand bei seiner Ankunft in Afrika das Heer vollständig entartet und zuchtlos. Er gewöhnte die Truppen vor Allem an Gehorsam und Ordnung. Dann erst zog er zum wirklichen Kriege aus, den er mit großer Geschicklichkeit führte. Jugurtha, durch die genaue Kenntniß aller Verhältnisse des Landes unterstützt, fand immer neue Mittel, ja selbst einen Bundesgenossen im Könige Bocchus von Mauretanien. So zog sich der Kampf in die Länge. Mit dem Jahre 107 erscheint Cajus Marius an der Spitze des römischen Heeres, ein Mann von niedriger Herkunft und geringer Bildung, rauher und kühner Soldat, dessen Wahl zum Oberbefehlshaber einen Sieg der Volks- über die Nobilitätspartei bezeichnete, und welcher bei der neuen Truppenaushebung zum erstenmal die sogenannten Proletarier in die Legion aufnahm. Er führte den Krieg mit der gleichen Geschicklichkeit wie sein Vorgänger. Das von Jugurtha so vielfach zur Anwendung gebrachte Mittel des Verrathes wendete sich nun mit dem Sinken seines Glückes gegen diesen Häuptling selbst; er konnte seiner eigenen Umgebung nicht mehr trauen. Da ward auch sein Bundesgenosse König Bocchus durch die in Aussicht gestellte Freundschaft der Römer von diesen gewonnen. Jugurtha sah sich durch schnöden Verrath in deren Hände gebracht; der eigene Schwiegervater lockte ihn in einen Hinterhalt; sein Gefolge ward niedergestoßen, er selbst gefesselt an Lucius Sulla überliefert (Jahr 106). Er mußte in der Stadt, in welcher Alles feil war, den Triumphzug des Marius schmücken, ward dann in einen unterirdischen Kerker geworfen und starb hier den Hungertod (Jahr 104).

Zu dieser Zeit war im Norden des Reichs eine, anfangs wenig beachtete, dann aber in erschreckender Weise vergrößerte Gefahr aufgestiegen. Es war ein Krieg ausgebrochen, und zwar ganz anderer als der gewöhnlichen Art; ein Krieg nicht sowol gegen ein feindliches Heer, als vielmehr gegen ganze Völker, und zwar germanischen Stammes, die sich mit Frauen, Kindern und Greisen heranwälzten, nicht weil sie von den Römern geschädigt oder beleidigt waren, sondern weil sie Land erkämpfen wollten das ihnen besser als ihr bisheriges Vaterland die nöthige Nahrung gewähre. Hatten doch auch die Römer so oft Kriege begonnen wesentlich

in der Absicht einer Vergrößerung des ager publicus, des Gemeinlandes! Es entstand ein Kampf, welcher die ganze römische Cultur mit dem Untergang bedrohte. Zwar besaß das republikanische Gemeinwesen noch Lebenskräfte genug um die Gefahr für diesmal zu überwinden, aber es war gleichwol nur das Vorspiel zu jenem Drama in welchem das entnervte kaiserliche Rom seinen Untergang finden sollte.

Die Cimbern oder Kimbrer, angeblich von der skandinavischen Halbinsel stammend, erschienen nach mancherlei Kreuz- und Querzügen im Jahre 113 in Noricum (dem heutigen Krain und Kärnthen). Als römische Truppen zusammengezogen wurden um dieses einem befreundeten Volk gehörende Land zu vertheidigen und damit Italien selbst zu decken, erklärten sich die Cimbern bereit ihren Zug nach einer andern Gegend zu richten und jede feindliche Berührung mit den Römern zu vermeiden. Der Consul Carbo ging darauf ein, gab ihnen aber Wegweiser die sie irre führten, und versuchte dann einen Ueberfall um diese Barbaren zu vernichten. Doch nun entwickelten dieselben eine nicht geahnte Widerstandskraft; sie schlugen ihre Feinde vollständig, versäumten jedoch eine Benützung des Sieges, indem sie in anderer Richtung abzogen.

Nach einigen Jahren erscheinen sie wieder im Rhonegebiet. Andere umherziehende Stämme hatten sich mittlerweile mit ihnen vereinigt, nämlich die Tiguriner und Ambronen, sodann die zahlreichen Teutonen, welche letztere zwei Jahrhunderte früher an der Ostsee gewohnt haben sollen. Diese Völkerschaften wanderten nun, bald einzeln bald vereinigt, in Gallien und Spanien umher, überall die vollständigste Verwüstung anrichtend. Die Römer sendeten neue Heere gegen sie aus, um so mehr, da selbst Italien bedroht erschien; sie erlitten jedoch eine Niederlage nach der andern. Im Jahre 109 wurde der Consul Silanus, 107 der Consul Cassius, 105 erst der Consul Manlius, dann dieser nochmals nebst dem Consul Cäpio geschlagen. Allein auch jetzt drangen die siegreichen Barbaren nicht nach der offen stehenden Apenninenhalbinsel, sondern zogen planlos im Norden und Westen (nach Spanien) weiter umher.

Endlich erkannte man zu Rom die Nothwendigkeit tüchtiger Kriegführung. Statt der Leute aus der Nobilität ward ein Mann aus dem Volke, ward der bereits berühmte Marius zum Consul gewählt. Das kopflose Umherziehen der Barbaren verschaffte ihm Zeit, das römische Heer neu zu bilden, es wieder an Zucht und Ordnung, und zuletzt auch an den unbeschreiblich gefürchteten Anblick dieser Barbaren zu gewöhnen.

Im Jahre 102 beabsichtigten diese endlich einen Einfall in Italien, aber nicht vereint sondern in zwei getrennten Massen. Da gelang es dem Marius, die Teutonen und Ambronen bei Aquä Sextiä (dem heutigen Aix in Frankreich) vollständig aufzureiben. Im nächsten Jahre erfuhren die Cimbern und Tiguriner auf den Raudischen Feldern bei Vercellä das gleiche Schicksal, trotz der größten

Tapferkeit die sie entwickelten; selbst die Frauen hatten sich in den Kampf gestürzt; viele von diesen tödteten sich selbst nachdem die Niederlage entschieden war.

Die äußere Gefahr erschien somit beseitigt; aber desto übler gestalteten sich die Verhältnisse im Innern des Staats. Die Verfassung Roms war geschaffen für eine einzelne Stadt, nicht für ein Weltreich. Eine Umgestaltung war somit allerdings Bedürfniß. Es ist nun geradezu herkömmlich geworden, damit zugleich die Nothwendigkeit des Sturzes der Republik und der Herstellung einer Alleinherrschaft, des Cäsarismus für erwiesen auszugeben. Und doch ist nichts falscher als diese ganze, so oft gedankenlos nachgebetete Unterstellung. Es gab noch ein Drittes. Eine viel einfachere, durchaus naturgemäße Lösung lag nahe, und sie ward als solche nicht erst in später Folgezeit erkannt, sondern damals schon ausdrücklich von den Bundesgenossen gefordert. Es war eine Lösung, die dem gerechten und billigen Begehren der übrigen italischen Landschaften nach Herstellung einer gemeinsamen Vertretung entsprach, welche allen Theilen die ihren Leistungen angemessenen Rechte gesichert hätte, etwa noch mit einer mäßigen Bevorzugung der Hauptstadt. Allein dagegen sträubte sich beinahe ganz Rom, nicht blos die Nobilität sondern fast eben so sehr die Plebs. Und darüber kam es, wie wir alsbald sehen werden, zum offenen Kampfe. Die organisirte Macht der ihre Obergewalt ausübenden Stadt trug den Sieg davon über die nur eilig verbundenen Kräfte der ihr Recht fordernden Landschaften. Da indeß die Adelsherrschaft des Senats auf die Dauer sich doch nicht mehr forterhalten ließ, so wurde hiedurch allerdings, aber auch erst durch eben dieses Unterdrücken der naturgemäßen Lösung, die Alleinherrschaft einzelner Menschen ermöglicht. Hiebei ist es jedoch rein unbegreiflich, daß deutsche Geschichtschreiber, zumal gewisse Professoren, für eine solche Gestaltung geradezu Partei ergreifen, und jene Republikaner herabzusetzen suchen, ja sie wol gar als Dummköpfe schmähen, welche für Erhaltung des Freistaats mit dem Höchsten, mit ihrem Leben einstanden. Die allerdings enormen Mißstände welche zu Rom obwalteten, waren nichts weniger als Ausflüsse der republikanischen Verfassung, sondern standen sogar im entschiedenen Widerspruch mit jeder demokratischen Einrichtung. Es ist jenes Anbeten des Erfolgs, — eines Erfolgs der tiefsten Unsittlichkeit — um so weniger gerechtfertigt, je unheilvoller die Alleinherrschaft sowol für den einzelnen Bürger als für den gesammten Staat sich erwies, indem sobald sie waltete kein Mensch mehr seines Eigenthums oder selbst seines Lebens wirklich sicher war, das ganze Gemeinwesen aber in Bahnen getrieben ward welche das gewaltige Reich unfähig machten zum Widerstande gegen eine ernste Gefahr, so daß dasselbe, ungeachtet der unermeßlichen physischen und geistigen Kraft die in ihm ruhete, gerade in Folge der neuen Einrichtung jämmerlich zu Grunde ging.

Es muß dies gleich beim Beginne unserer Darstellung jenes Kampfes der mit dem Siege des Cäsarismus endigte, um so mehr ausgesprochen werden, je

eifriger der Doctrinarismus gerade in unsern Tagen es sich zur Angelegenheit gemacht hat, die Geschichte dieser Zeit völlig zu entstellen und die Urtheile zu verwirren. Wir haben indeß dabei noch ausdrücklich zu erwähnen, daß keineswegs das gesammte Professorenthum in eine solche Anbetung der (nochmals sei es bemerkt, auf Unsittlichkeit beruhenden und überdies zum Ruine des Staats führenden) Gewalt einstimmt. Mit Vergnügen citiren wir die Worte, welche der schlichte Carl Peter in der Vorrede seiner „Geschichte Roms" ausspricht: „In diesem Untergange der Republik war zugleich auch der der specifisch römischen Tugenden enthalten, die, wenn irgendwo, in Rom durch die freie thätige Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten bedingt waren. Die Kaiserzeit ist uns — auch dies in Widerspruch mit Herrn Mommsen — die Zeit des Verfalls, die Zeit der Auflösung der bisher wirksamen sittlichen Kräfte."

Die Richtigkeit dieser Ansicht wird jedem nicht vollständig befangenen Manne sofort vor Augen treten.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wenden wir uns unmittelbar zu den Ereignissen welche die unheilvolle Herrschaft des Cäsarismus vorbereiteten.

Die Nobilität hatte, in alter Weise fortfahrend, jedes zur Zeit der Noth gemachte Zugeständniß illusorisch zu machen gesucht, oder wenn es anging völlig widerrufen. Die angenommene Maxime, das Bürgerthum nicht zu einem Gemeingut aller säßhaften Männer werden zu lassen sondern dasselbe als ein Privilegium zu behandeln, hatte die Zahl dieser Bürger in verhältnißmäßig engen Grenzen gehalten, dabei aber das Proletariat gewaltig vergrößert. In Folge dieses Verhältnisses war Marius dazu gekommen, Proletarier in die Legion aufzunehmen, in welche sie blos des Soldes wegen eintraten und dann aus dem gleichen Grunde so lang als möglich verblieben. Auf diese Weise bildete sich das Institut der Berufssoldaten, aus denen auch eine besondere Leibgarde des Feldherrn recrutirt ward, von dem Stabssitze (praetorium) Prätorianer genannt. So entwickelte sich der Militarismus rasch und unheilvoll, jedem glücklichen Heerführer ein zu allen Gewaltthaten stets bereites Material bietend. Die alte Römertugend war noch keineswegs ausgestorben, dies zeigte der lange und schwere Kampf welcher um Erhaltung des Freistaats geführt ward; aber die Corruption fraß allerdings immer weiter um sich. Ehrgeizige Demagogen und habsüchtige Adelige wirkten um die Wette zum sittlichen Verderben des Volkes. Den Truppen ward geschmeichelt und ähnlich der Plebs. Schon im Jahre 103 setzte der Tribun Saturninus ein Gesetz durch, demzufolge jedem alten Soldaten aus dem Heere des Marius 100 Morgen Landes in Afrika verliehen werden sollten. Später erging der Beschluß, den Preis des an die Plebs zu vertheilenden Getreides noch weiter als bis dahin herabzusetzen; ferner wurden neue Ackervertheilungen innerhalb und außerhalb Italiens in Aussicht gestellt. Bei den Aemterwahlen übten beide politische Parteien Gewaltthaten.

Es waren im Jahre 100 besonders Saturninus und Glaucia, welche eigentlich demagogischer Mittel sich bedienten. Anfangs hielt es Marius mit ihnen, dann, als sie das Unwesen zu stark trieben, wendete auch er sich gegen sie. Der Senat siegte wieder, vernichtete was jene durchgesetzt, und übte blutige Rache an den Gegnern. Marius selbst mußte Rom verlassen, da ein Schwanken in gährender Zeit jede höhere Stellung untergräbt.

Indeß gab es im Senate selbst Männer, welche einsichtig genug waren die Nothwendigkeit einer Verständigung zu erkennen, und patriotisch genug die hiezu erforderlichen Opfer zu bringen. An ihrer Spitze stand im Jahre 91 der Volkstribun Livius Drusus, ein der Nobilität angehörender, durch edle Gesinnung wie Befähigung hervorragender Mann. Er erstrebte zunächst eine Versöhnung der Parteien. Die mißtrauische Menge sollte durch ein Getreide- und ein Ackergesetz beschwichtigt, dann aber — eine organische Veränderung — der Senat durch 300 Mitglieder aus dem sogenannten Ritterstande vermehrt, demnach verdoppelt, und diesem Senate das (in die Hände der s. g. Ritter gelegte) Gerichtswesen zurückgegeben, endlich jedoch auch den Bundesgenossen verschiedene billige Einräumungen gemacht werden.

Die Anträge des Livius Drusus waren sehr bescheiden und mäßig. Allein die herrschende Nobilinätspartei wollte in ihrer Siegestrunkenheit gar nichts aufgeben. Livius fand darum beim Adel heftigen Widerstand, und beim Volke in der Hauptstadt nur laue Unterstützung, wol wesentlich deßwegen weil er auch die Stellung der Bundesgenossen verbessern wollte. So sah er sich entschiedener dahin gedrängt, in den Letzten seine Hauptstütze zu suchen: er forderte nunmehr für die italischen Bundesgenossen förmlich das römische Bürgerrecht. Es war das, was nicht nur die Gerechtigkeit gebot, sondern wodurch auch die Verfassung auf eine gesunde und natürliche Grundlage gebracht und dem ganzen Staatswesen eine dauernde Festigkeit verschafft werden konnte (während das vom Doctrinarismus gepriesene Alleinherrscherthum gerade zum Verderben des Reiches und zu dessen Untergang führte). Doch dazu verstand sich der engherzige und schlecht rechnende Eigennutz nicht. Die Erbitterung über diese Anträge steigerten sich bis zu dem Grade, daß Livius gemeuchelmordet ward.

Doch dieses Verbrechen konnte die Frage nicht lösen noch beseitigen. Die Bundesgenossen empfanden längst zu tief das gegen sie geübte Unrecht um dasselbe auch ferner schweigend zu ertragen. Die permanente „Führerschaft" im Kriege hatte sich — ganz ihrer Natur gemäß, hier wie überall — zu einer bedrückenden und aussaugenden Herrschaft ausgebildet, der ein Knechtthum zur Seite stand, das alle Lasten tragen, aber niemals eine entsprechende Belohnung erhalten, ja dem Uebermuthe der Gebieter gegenüber nicht einmal Wahrung seines beschränkten Rechtes erlangen sollte. Nun sendeten diese bedrückten Volksstämme eine Gesandtschaft nach Rom, um das ihnen seit der Gracchen Zeit wiederholt in

Aussicht gestellte römische Bürgerrecht zu fordern. Sie erhielten eine stolze, zurückweisende Antwort. Die Folge war der Ausbruch des „Bundesgenossenkrieges". Die Samniter, Marser, Marruciner, Peligner, Vestiner, Picenter und Lucaner traten in ein Bündniß. Statt des herrschsüchtigen und gewaltthätigen Rom sollte Corfinium die Hauptstadt eines ganz Italien umfassenden Staates werden und deßhalb auch den Namen Italica (oskisch Vitellia) annehmen (noch sind Münzen mit diesem Namen erhalten). Ein aus Abgeordneten der verschiedenen Völkerschaften gebildeter Senat von 500 Mitgliedern sollte die gesetzgebende Behörde bilden, welche alljährlich 2 Senatoren und 12 Prätoren zu wählen habe. Zur Vertheidigung dieses freien Bundes ward die Aufstellung eines Heeres von 100,000 Mann ungerechnet die Städtebesatzungen, beschlossen.

Das ganze Ereigniß beweist, daß man sich sehr wol bewußt war, in welcher Form Italien als Staat auf gesunder Grundlage neu constituirt werden konnte. Auch würde das Unternehmen höchst wahrscheinlich gelungen sein ohne die oft erprobte römische Kunst: einen Theil der Gegner auf jede Weise hinzuhalten bis der andere niedergeworfen war. Die Orte mit latinischem Rechte, die erschlafften Etrusker, dann die Umbrer und einige griechische Städte, wagten es nicht sich von der Herrschaft Roms loszusagen, sondern sie lieferten ihm nach wie vor ihre Contingente, gegen die gemeinsame Sache aller nichtrömischen Italiker. —

Gleichwol schwankte der Kampf im ersten Kriegsjahre (J. 90) und es gewann das Ansehen als ob unter diesen Verhältnissen verschiedene Volksstämme, welche aus Furcht vor der Macht der Römer zu ihnen gestanden, nunmehr ebenfalls zu den Feinden übertreten würden. Da erkannte man in der Hauptstadt die Nothwendigkeit von Zugeständnissen um dem Weitergreifen des Aufstandes Einhalt zu thun und denselben sodann bewältigen zu können. Der Consul L. Julius Cäsar brachte ein Gesetz zu stande, durch welches den Bewohnern der treu gebliebenen Städte das römische Bürgerrecht eingeräumt ward. Was bisher dem innern Rechte zum Trotz verweigert worden war, gewährte man nun aus Klugheit und Furcht. Das neue Gesetz erhielt noch eine Ausdehnung dahin, daß alle einer Bundesstadt angehörigen Männer (also selbst der aufständischen Orte), welche sich binnen 60 Tagen beim Prätor melden würden, der Wohlthat jenes Gesetzes theilhaftig seien. Ein weiterer Mißstand ward beseitigt: die s. g. Ritter (eigentlich Reiter, weil sie zu Pferd dienten, meist reich gewordene Industrielle) hatten ihr Privilegium, die wie Geschworene nach bloßer Ueberzeugung sprechenden Richter für gewisse Fälle zu stellen, vielfach mißbraucht, insbesondere hatten sie dem Adel ihre Befugniß in oft gehässiger Weise fühlbar gemacht. Auf Veranlassen des Tribuns Plantius erging nun ein Gesetz, nach welchem jene Gerichte nicht mehr ausschließlich aus dem Ritterstande, sondern durch freie Wahl in den Tributcomitien besetzt werden sollten, ohne Unterschied ob die zu Wählenden

dem Senate, den Rittern oder dem übrigen Volk angehörten. Weiter kam während des Jahres 89 noch ein Gesetz hinzu — das des Consuls Pompejus Strabo — welches die Verleihung des römischen Bürgerrechts auch auf das cispadanische Gallien ausdehnte, den Städten des transpadanischen Galliens aber wenigstens das latinische Recht verlieh.

Damit war der Insurrection die treibende Kraft entrissen. Die Abfälle von Rom hörten auf, vielmehr erfolgten Unterwerfungen, erst von vielen Einzelnen dann von ganzen Städten. Der so drohend begonnene Aufstand hatte im zweiten Jahre seine Kraft verloren und ward im dritten (Jahr 88) vollständig unterdrückt.

Durch die neue Gesetzgebung findet sich die Zahl der römischen Bürger mehr als verdoppelt: von nicht ganz 400,000 vor dem Kriege (eigentlich 394,336) soll sie im J. 70 auf 900,000 gestiegen sein. Allein auch hier begegnen wir jenem Systeme der Täuschung und des Truges, vermittelst dessen Rom, was es in der einen Form gewährte, in der andern wieder zu vereiteln verstand. Man hatte das Bürgerrecht eingeräumt, aber nicht die Möglichkeit dasselbe im vollen Umfange geltend zu machen. Das alleinige Organ für die Ausübung der Volkssouveränität blieben die Versammlungen zu Rom. Die in der Provinz wohnenden Bürger sahen sich somit, trotz ihres nominellen Bürgerrechts, von den entscheidenden Abstimmungen ausgeschlossen. Der nach der Hauptstadt wandernde brodlose Pöbel vernichtete vollends die Achtung vor solchen Neubürgern; sie wurden an sich als eine geringere Classe betrachtet. Das Wichtigste blieb jedoch, daß das Gewicht ihrer Anzahl in Folge einer eigenen Einrichtung niemals in die Wagschale fallen konnte. Abgesehen davon, daß sie bei den Abstimmungen in der Hauptstadt naturgemäß nur sehr vereinzelt erschienen, hatte man überhaupt nicht mehr als 8, nach einer andern Angabe 15 neue Tribus für sie gebildet (ähnlich wie man für die Freigelassenen 4 Tribus geschaffen hatte), während die älteren Bürger nicht weniger als 35 Tribus, somit eine weit überwiegende Majorität besaßen. Vereinigten sich 22 (beziehungsweise 26) der älteren für eine Ansicht, so gelangten die Neubürger überhaupt gar nicht zur Abstimmung. Es war somit den treugebliebenen Bundesgenossen zwar dem Namen nach dasjenige gewährt was sie vor Ausbruch des Aufstandes forderten, keineswegs aber das was sie dem Wesen nach begehrten, noch weniger was mit dem Beginne der Insurrection erstrebt ward: die Herstellung einer wahren Repräsentativverfassung, die allen Staatsbürgern eine annähernd gleiche Vertretung gegeben hätte. Dieser Unterschied erklärt denn auch, warum die bewaffnete Erhebung nicht sofort nach dem Zustandekommen der neuen Gesetze ihr Ende fand.

In Wirklichkeit befriedigte die Aenderung nach keiner Seite. Neben dem Mißbehagen in politischer Beziehung brachen überdies die materiellen Uebelstände in gesteigertem Maße hervor. Namentlich hatte der Bundesgenossenkrieg die

Noth und Bedrängniß der Schuldner ihren Gläubigern gegenüber ungemein vergrößert. Sie konnten die Zinsen nicht mehr erschwingen und forderten darum ein neues Schuldgesetz. Der Stadtprätor Asellio unterstützte sie thatsächlich auf Grund eines alten, außer Uebung gekommenen Zinsgesetzes. Dies erbitterte die Capitalienbesitzer dermaßen daß sie den Prätor, und zwar als er den Göttern ein Opfer darbrachte, überfielen und erschlugen. Die Unzufriedenheit der Schuldner hinwieder steigerte sich nun um so mehr, da wegen des eben angegebenen Verbrechens nicht einmal eine Untersuchung erfolgte.

Die Spannung hatte sich dermaßen vergrößert, daß neuerdings Männer welche nicht nur ihrer äußeren Stellung sondern auch ihrer Anschauungsweise nach der Senatspartei angehörten, welche sich aber ein unbefangenes Urtheil über die Dinge bewahrten, die dringende Nothwendigkeit bedeutender Aenderungen einsahen. An ihrer Spitze erscheint der für das Jahr 88 zum Volkstribun gewählte Sulpicius Rufus. Er begann mit dem Zustandebringen eines Gesetzes wegen Zurückberufung der verbannten Reformanhänger. Daran reihte er ein zweites Gesetz, daß die verschuldeten Senatoren — Diejenigen, welche mehr als 2000 Drachmen (600 Thlr., freilich bei anderm als dem heutigen Geldwerthe) geliehen hatten, aus dem Senate ausgestoßen werden sollten; — eine gewaltige Waffe gegen viele der unnachgiebigsten Adeligen. Endlich aber beantragte Sulpicius, daß die Neubürger und ebenso die Freigelassenen in sämmtliche 35 Tribus einzureihen seien, wodurch erst ihre Stimmen irgend eine praktische Bedeutung erlangen konnten. Die starre Senatspartei suchte die Entscheidung über diesen Vorschlag durch eine Ferienverkündigung zu vereiteln. Ein Volksaufruhr war die Antwort; das Gesetz ward angenommen.

An der Spitze der Senatspartei stand Sulla. Obwol bereits zum Feldherrn gegen den König Mithridates von Pontus ernannt, verweilte er noch in der Hauptstadt als die Bewegung ausbrach. Nun mußte er fliehen, sich zu dem ihm bestimmten, bereits in Unteritalien versammelten Heere wendend. Auf Sulpicius' Betreiben ward er abgesetzt und der Oberbefehl an Marius übertragen. Allein Sulla unterwarf sich nicht; gab es doch ein vom Bürgerthum losgetrenntes Heer; er drang vielmehr mit seinen Truppen nach Rom; in der Stadt selbst ward gekämpft; Sulla siegte. Der Militarismus war von nun an die über die Geschicke Roms bestimmende Gewalt.

Sulla begann mit Aufstellung einer Proscriptionsliste. Die Häupter der Gegenpartei wurden durch den Senat geächtet; Marius entfloh; Sulpicius ward durch einen seiner eigenen Sklaven ermordet, dem Sulla (bezeichnend für den Mann) erst zur Belohnung für seine verdienstliche That die Freiheit schenkte, den er dann aber wegen der wider seinen Herrn verübten Untreue vom tarpejischen Felsen herabstürzen ließ. Von großer Wichtigkeit war die Sullanische Verfügung daß in Zukunft nur durch die Centuriatcomitien (in denen die Vornehmen

noch immer den größten Einfluß übten) und nie ohne vorgängigen Beschluß des Senats Gesetze erlassen werden dürften. Hierauf verließ Sulla die Hauptstadt, um den Feldzug gegen den König von Pontus zu beginnen.

Sofort erhob sich der Consul Cinna, obwol er unmittelbar zuvor dem Sulla Treue gelobt hatte, für Zurückberufung der Verbannten und Wiederherstellung der sulpicischen Gesetze. Diesmal leistete der Senat Widerstand. Cinna mußte fliehen, reizte jedoch die Bundesgenossen auf; auch Marius erschien wieder, ein kleines Heer um sich versammelnd. Bald drangen beide in Rom ein. Es erfolgte ein furchtbares Morden der Gegner; eine Zeit, wie sie Rom noch nie erlebt hatte, so daß, nach dem Ausdruck des Vellejus, es nichts Blutigeres geben würde, wenn nicht bald darauf das Sulla'sche Blutbad gefolgt wäre. Auf solche Weise inaugurirte sich das Regiment des Militarismus; so lange Rom ein Milizheer besaß waren derartige Gräuel unmöglich gewesen.

Marius und Cinna geboten nun unumschränkt. Trunksucht machte indeß dem Leben des Ersten, als er zum siebenten Male das Consulat bekleidete, bald ein Ende.

Unterdessen führte Sulla den Krieg gegen Mithridates mit Klugheit und Glück. Der Kampf selbst kann uns wenig ansprechen, obwol die Ausdauer des halbcivilisirten orientalischen Despoten, der (wie sich später Napoleon I. ausdrückte) noch fliehend auf Vernichtung Roms sann, eine gewisse Bewunderung erwecken mag. Es lag in dem längst begonnenen Gange der Entwicklung, daß ganz Kleinasien der Römerherrschaft unterworfen werden mußte. Für jetzt sah sich der geschlagene Mithridates zur Unterwerfung unter die ihm von Sulla vorgeschriebenen Bedingungen gezwungen.

Nun zog Sulla, „der Glückliche“ wie er sich selbst nannte, mit seinem Heere nach Italien. Vier Jahre lang (von 83 bis 79) verwüstete darauf der furchtbarste Bürgerkrieg die Halbinsel. Sulla siegte wieder und wüthete dann in der entsetzlichsten Weise unter den Gegnern der Adelspartei. Das Morden und die Vermögensconfiscationen nahmen kein Ende. Unter dem Scheine Ordnung in das Würgen zu bringen, erfolgte die Aufstellung einer Proscriptionsliste mit 80 Namen. Weit entfernt jedoch, daß nun den Uebrigen Ruhe gewährt worden wäre, erschien am nächsten Tag eine neue Liste mit 220 weiteren, am dritten eine solche mit ebensoviel Namen. Im Ganzen sollen 4700 Bürger in der Hauptstadt gemordet worden sein, worunter 40 gemäßigt gesinnte Senatoren und 1600 Ritter, dabei Viele, welche unter Marius als Richter gesessen oder welche Gütereinziehungen zum Gegenstande von Geldspeculationen gemacht hatten. Wer einen durch die Proscription vogelfrei Erklärten tödtete, blieb nicht nur straflos sondern erhielt eine Belohnung von 12,000 Denaren (3400 Thlr.); wer dagegen einem der Unglücklichen, und wäre es einem seiner Familienangehörigen, Obdach gewährte, setzte sich seinerseits jeder Verfolgung aus. Der Ertrag confiscirter Ver-

mögen wird zu 350 Millionen Sestertien (20 Mill. Thlr.) angegeben, ungerechnet die den Günstlingen des Gewaltigen zugeflossenen wol noch viel größeren Summen. Doch die Verfolgungen beschränkten sich nicht auf die Hauptstadt, nicht auf einzelne Personen; sie dehnten sich vielmehr auch auf ganze Städte und selbst Landschaften aus. Während des Krieges war die gesammte männliche Bevölkerung verschiedener eroberter Plätze niedergemetzelt worden (so 12,000 Männer in Präneste); aber auch nach beendigtem Kampf ergingen Strafurtheile gegen Städte, durch welche das Niederreißen ihrer Mauern und die Einziehung des gesammten Grundbesitzes oder mindestens eines Theiles desselben wegen Begünstigung der Feinde verfügt ward. Am barbarischsten verfuhr man gegen die Samniter, Lukaner und Etrusker; bewaffnete Banden durchzogen auf Sullas Befehl deren Landschaften, überall raubend, mordend, sengend und brennend, so daß vordem volkreiche Gegenden nun völlig verödeten.

Der Senat übertrug Sulla, diesem gewaltigen Haupte der Aristokratie, eine Dictatur neuer Art, in unerhörter Ausdehnung. Er erhielt die Befugniß, Gesetze zu erlassen und über Leben und Vermögen der Bürger zu verfügen, und zwar nicht auf eine beschränkte Zeit sondern auf so lange, als ihm dies im Interesse des Staates nöthig scheine. Wenn Sulla unter solchen Verhältnissen, ausgestattet mit einer Art Nimbus der Gesetzlichkeit, und überdies verfügend über ein ihm blind gehorchendes stehendes Heer, gleichwol es unterließ sich zum bleibenden Herrscher aufzuwerfen, so liegt darin wol der deutlichste Beweis, wie sehr das Institut der Monarchie, welches nach den Darstellungen der gewaltanbetenden Doctrinäre eine rettende Nothwendigkeit geworden sein sollte, im Gegentheil der gesammten Anschauungsweise, den Wünschen und dem Willen der Römer widerstrebte. Die Senatspartei, Siegerin im Kampfe, konnte, da sie auf Wiederherstellung der Adelsgewalt ausging, eine Begründung der Alleinherrschaft nicht begünstigen; die Volkspartei konnte es aus andern Gründen ebensowenig; eine dritte Partei aber gab es nicht. Alle Fractionen wollten die Republik, keine dachte nur daran, in der Monarchie das Heil zu suchen.

Sulla ließ nun zwar die Vertheilung der Neubürger in die 35 Tribus fortbestehen; allein er verfügte daß die gesetzgeberische Thätigkeit der demokratischgebildeten Tributcomitien ganz aufhöre und die legislative Gewalt ausschließlich von den durch die Nobilität beherrschten Centuriatcomitien ausgeübt werde. Er entzog ferner den Volkstribunen alle Befugnisse mit Ausnahme des Einspruchsrechts (der Intercession), und bestimmte weiter, daß wer einmal das Tribunat bekleidet habe, von andern höhern Ehrenstellen ausgeschlossen sei, — auf solche Weise nicht nur dem Tribunat seine Bedeutung raubend, sondern auch alle ehrgeizigen, zumal jungen Männer von der Bewerbung um dieses Amt zurückschreckend. Endlich erstattete er dem Senate die Gerichtsbesetzung bei Anklagen wegen Erpressung und andern ähnlichen Verbrechen zurück, und erweiterte noch

den Wirkungskreis dieser Justizstelle. — Die demokratischen Einrichtungen waren somit vernichtet, die Nobilitätsherrschaft in ausgedehntem Umfange neu begründet. Eine Vermehrung des Senats um 300 Mitglieder sollte das Ansehen und den Einfluß dieser der Zahl nach geschwächten Corporation erhöhen. Daß der Allgebietende im Uebrigen die Soldateska, diese Stütze der Gewalt, nicht vergaß, versteht sich von selbst: 120,000 Veteranen wurden auf den durch Mord oder Vertreibung ledig gewordenen Gütern angesiedelt; von den durch die Proscriptionen herrenlos gewordenen Sklaven erhielten 10,000, welche man aussuchte, die Freiheit; sie sollten zu Rom selbst dem Dictator als eine Art Leibwache dienen.

Nachdem Sulla die Dictatur in solcher Weise vom Jahre 82 bis 79 ausgeübt, und damit seine Aufgabe als gelöst ansah, trat er von der Leitung der allgemeinen Angelegenheiten zurück und lebte zu Puteoli als Privatmann, wo er im Jahre 78 starb.

Die republikanische Verfassung Roms war, wie schon erwähnt, für das Gemeinwesen einer einzelnen Stadt berechnet. Da aber diese Stadt zur Eroberin wurde und dann die Unterworfenen beherrschen, keineswegs ihnen gleiche Rechte mit den Siegern einräumen wollte, so konnte eine zum Repräsentativsystem führende Einrichtung, wie solche namentlich die Bundesgenossen erstrebt hatten, nicht zur Verwirklichung gelangen. Die Republik verlor damit den werthvollsten Theil ihres Wesens: das Selbstbestimmungsrecht des ganzen Volkes. Statt dessen waltete die Herrschaft; die Herrschaft der mächtig gewordenen Stadt, ihrer Adeligen oder — eines Einzelnen. Das Uebel steigerte sich noch besonders dadurch, daß Rom nicht blos Einheitsstaat sondern Weltreich war, somit die naturgemäße Entfaltung der einzelnen Länder und die nützliche Rivalität verschiedener Staaten ausschloß.

Es zeugt indeß für den innern Werth und die Dauerhaftigkeit der republikanischen Form, daß sie selbst unter diesen Verhältnissen noch immer fortbestand. Der Militarismus war bereits in seiner verderblichen Weise begründet, alle Gewalt in die Hände Eines Mannes gelegt, und gleichwol ließ sich Niemand einfallen die monarchische an die Stelle der republikanischen Einrichtung zu setzen. Später ward es freilich anders. Allein völlig ungerechtfertigt sind die Declamationen über die „Unfähigkeit der Republik", als solcher, fortzudauern; es war nicht diese Verfassungsform welche die Monstrosität der Zustände geschaffen, sondern die Monstrosität war das Ergebniß der Eroberungspolitik, gleichsam deren Fluch. Weit entfernt uns zu wundern über die Unfähigkeit der freistaatlichen Einrichtungen sich fortzuerhalten, haben wir vielmehr allen Grund zu staunen daß diese Institution unter solchen ungeheuerlichen Verhältnissen so lange sich noch behaupten konnte. Will man in jenem Sinne von den Fehlern der Republik reden, so wäre es höchstens zu rechtfertigen wenn man den Tadel auf

„diese" Republik beschränkte, und zwar gerade deßwegen, weil unter dem Namen des Freistaats die wichtigste Bedingung des Wesens eines solchen, das Selbstbestimmungsrecht des ganzen Volkes unter Gleichberechtigung seiner sämmtlichen Glieder, der Masse desselben vorenthalten oder verweigert ward. Denn wenn auch allmählig eine große Anzahl außerhalb der Hauptstadt wohnender Männer das römische Bürgerrecht erlangt hatte, so lag die Entscheidung gleichwol in den Händen Derjenigen welche der Volksversammlung zu Rom persönlich beiwohnen konnten, d. h. thatsächlich in den Händen der Hauptstadtbewohner.

In Rom entwickelte sich das Adelselement nach seiner schlimmsten Seite. Die Principes, Optimates oder Boni Viri wie sie sich nannten, schwelgten in ihren durch Erpressung erlangten, sonach mühelos erworbenen Reichthümern. Die Züge maßlosester Ueppigkeit, Verschwendung und Prunksucht häuften sich. Es entstand wesentlich dadurch eine systematische Corruption der arbeitsscheuen, trägen, überhaupt sittlich immer tiefer sinkenden Menge, — ein natürliches Ergebniß, über welches Diejenigen am wenigsten zu klagen berechtigt sind welche den Corruptoren so eifrig das Wort reden und das Ziel ihres Treibens als Bedürfniß der Zeit zur Vernichtung der freistaatlichen Verfassung darstellen wollen.

Sulla hatte die Herrschaft des Senats, somit des Adels, neu befestigt. Nichtsdestoweniger tauchte das Verlangen nach Wiederherstellung der dem Volk entrissenen Rechte alsbald wieder auf. Aber allerdings nicht am kräftigsten aus dem Volke selbst. Einzelne billig denkende oder kluge Adelige erkannten das Bedürfniß von Zugeständnissen. Die am häufigsten hervortretende Erscheinung war, daß ehrgeizige oder verschuldete, sittlich und ökonomisch herabgekommene Angehörige der Nobilität die Volkssache als Vorwand benutzten zur Ausführung ihrer selbstsüchtigen Pläne oder zur Rettung vom subjectiven Untergange. Von den Zeiten des Marius und Sulla, noch mehr von jenen des Pompejus an, sehen wir denn statt des Volkes selbst, wesentlich nur einzelne Persönlichkeiten hervortreten, deren Wirksamkeit, deren Intriguen und Launen bestimmend sind über die Geschicke der Gesammtheit!

Noch in dem nämlichen Jahre in welchem Sulla starb, erfolgte ein Versuch zur Zertrümmerung seines Werkes. Der Consul Aemilius Lepidus beantragte Wiederherstellung des Tribunats und der Tributcomitien in alter Weise, Zurückberufung der Verbannten und Rückgabe der confiscirten Güter. Der Senat widersetzte sich; es kam zum Ausbruche des Bürgerkriegs in welchem Lepidus unterlag und das Leben verlor. Dies trug sich im Jahre 77 vor Chr. zu. Die Forderung ward aber jedes Jahr aufs Neue vorgebracht. Zuerst gelang es (Jahr 75), den Tribunen die Befähigung zu Erlangung anderer Aemter wieder zu verschaffen, dann (Jahr 70) wurden die Magistrate auch in ihre alten Befugnisse wieder eingesetzt, eine Umgestaltung welche der siegreich aus dem Felde nach der Hauptstadt zurückgekehrte Pompejus (von Sulla mit dem Beinamen „der

Große" — magnus — ausgezeichnet), nicht ohne starkes Widerstreben des Senats durchführte. Nun blieben von der Schöpfung der Sulla'schen Reaction nur noch die Senatorischen Gerichte. Gegen sie herrschte um so größere Erbitterung, als gerade in der jüngsten Zeit alle möglichen Abscheulichkeiten der Provinzialverwaltungen, die im Hinblick auf den Schutz bei diesen Gerichten verübt zu werden pflegten, an das Tageslicht gebracht worden waren. „Es gibt keinen Ort," heißt es in einer der Reden Cicero's gegen Verres, „weder so weit entfernt noch so entlegen, wohin nicht die Willkür und die Bedrückung der Römer gedrungen wäre; nicht Macht, Waffen und Krieg, wol aber den Jammer, die Thränen und Klagen aller Völker haben wir zu fürchten; sie sind so groß daß wir sie nicht ertragen können." Auch das diese Abscheulichkeiten deckende Institut der Senatorischen Gerichte mußte fallen. Nach einem neuen Gesetze wurde die Besetzung der Richterstellen zu gleicher Zahl zwischen Senatoren, Rittern und Aerartribunen (wohlhabend gewordenen Bürgern) getheilt, somit auch hier die Herrschaft der Senatoren gebrochen.

Die Nobilität, außer Stand ihre Sache grundsätzlich aufrecht zu erhalten, sah sich nun wieder zur Anwendung jener kleinlichen Mittel gedrängt die erbittern ohne in der Hauptsache etwas zu ändern. Sie gewann einzelne Tribunen um gegen specielle Anträge Einsprache zu erheben; sie erhob Anklagen gegen andere vom Amt zurückgetretene Tribunen; die Consuln verweigerten die Verkündigung mißliebiger Wahlen, und der Senat erklärte einzelne neue Gesetze für illegal. Der Zustand war ein um so trostloserer, als keine der beiden Parteien irgend etwas Wesentliches zu schaffen im Stande war. Es muß als richtig anerkannt werden was Catilina im Jahr 63 sagte: Es gibt zwei Staaten in Rom: die Nobilität, die zwar schwach an Zahl aber höchst anspruchsvoll, und das Volk, welches zwar dem Senate gegenüber gefährlich, aber ohne Haupt, ohne Plan, ohne leitenden Gedanken und durch die verschiedensten Anregungen bestimmbar ist.

Zu diesen Wirren kamen fortwährende Kämpfe mit den Waffen, und zwar gegen innere und äußere Feinde. Mehr als einmal würden die bedenklichsten Folgen eingetreten sein, wenn nicht die Kriegführenden regelmäßig die Unklugheit begangen hätten vereinzelt sich zu erheben, so daß jeder den Kampf erst anfing, nachdem der andere Streiter bereits niedergeschlagen war. Zu den von Sulla geächteten Vertheidigern der Volkssache gehörte Q. Sertorius, ein Mann von geringer Herkunft aus der Provinz, aber tüchtig, ehrenhaft und vaterlandsliebend wie Wenige in dieser Zeit der Verderbniß. Er kam nach Spanien, nicht in der Absicht sich nur zu retten, sondern mit dem ernsten Bestreben, der niedergeworfenen Volkssache wieder zum Siege zu verhelfen. Acht Jahre lang währte der nach ihm benannte Sertorianische Krieg (von 80 bis 72). Der wackere Mann hatte es verstanden die Lusitanier zu gewinnen die nun mit ihm kämpften. Er schlug die wider ihn ausgesendeten Heere; selbst Pompejus erlitt in diesen

Kämpfen bedeutende Verluste. Dem in der Hauptstadt gebietenden Senate gegenüber schuf er mitten im Kriegsgetümmel einen andern Senat von 300 Mitgliedern, den er in Rom einzusetzen gedachte. Nicht die Kriegswaffen, sondern Verrath und Meuchelmord brachten den Kampf zu Ende. Sertorius ward von Unterbefehlshabern bei einem von diesen veranstalteten Gastmahl überfallen und niedergestoßen. Der Hauptthäter, der ehrgeizige Unterfeldherr Perperna erwies sich unfähig zur Fortführung des Kampfes gegen Pompejus.

Kaum ging dieses Unwetter seinem Ende entgegen so brach in Italien selbst ein neues los. Zur Augenweide des um seine Rechte gebrachten Volkes waren die Gladiatorenspiele eingeführt oder ausgebildet worden. Sie scheinen religiösen Ursprungs gewesen zu sein, denn wir finden sie zuerst bei Leichenfeiern erwähnt, während später eigene Feste ihretwegen veranstaltet wurden. In besondern Schulen dazu abgerichtete Menschen (ursprünglich nur Sklaven, Kriegsgefangene oder verurtheilte Verbrecher, dann gaben sich auch Freie dazu her) kämpften öffentlich auf Leben und Tod zur Belustigung der Plebs. Spartacus, ein Thracier von Geburt, der in der Gladiatorenschule zu Capua abgerichtet wurde, rief seine Genossen auf, lieber im Kampfe für ihre Freiheit zu fallen als der bloßen Unterhaltung des Pöbels wegen. Nachdem der kühne und thatkräftige Mensch erst einige Erfolge errungen, vergrößerte sich die Masse seiner Anhänger über alle Erwartung. Er brachte bis zu 120,000 Gladiatoren, Sklaven und andere Unzufriedene zusammen. Mehre römische Heere wurden geschlagen. Jene Masse durchzog raubend ganz Italien von einem Ende zum andern. Nur mit Mühe gelang endlich dem Prätor Licinius Crassus die Vernichtung dieser Feinde. Spartacus selbst fiel in der Schlacht. Dieser Sklavenkrieg, ein weiteres Zeichen der herrschenden Zerrüttung, trug sich in den Jahren 73 und 72 zu.

Die mannichfachen Verlegenheiten Roms veranlaßten den Mithridates im J. 74 zum Beginn eines neuen Krieges, in den später auch Tigranes, der König von Armenien verwickelt wurde. Der Kampf ward mit wechselndem Erfolge geführt und zog sich sehr in die Länge. Im Jahre 66 erhielt Pompejus hier gleichfalls den Oberbefehl über die römischen Truppen. Erst im J. 63, nachdem Mithridates sich selbst getödtet, konnte der Krieg als beendet angesehen werden. Im Laufe des letzten Feldzugs geschah es auch, daß Pompejus gegen Jerusalem kam und diese Stadt nach beiläufig dreimonatlicher Belagerung erstürmte.

In die nämliche Periode fiel ein weiterer, der Seeräuberkrieg. Nach der Vernichtung Karthago's hatten die Römer ihre Kriegsmarine in Verfall gerathen lassen. Die Seeräuber wurden eine Macht. Man berechnete daß sie 1000 Schiffe und 400 feste Plätze namentlich in Cilicien und auf Creta besäßen. Sertorius und Mithridates hatten Verbindungen mit ihnen angeknüpft. Verschiedene Expeditionen gegen sie gewährten nur ungenügenden Erfolg. Mehre

der hervorragendsten Männer des Staats (darunter auch Cäsar) fielen in ihre Gewalt. Endlich beauftragte man den Pompejus mit ihrer Ausrottung, indem ihm eine Kriegsmacht von 500 Schiffen und 120,000 Landsoldaten zur Verfügung gestellt und zudem große Befugnisse eingeräumt wurden. Nun gelang es endlich dem Unwesen ein Ende zu machen.

So wurden alle diese Gefahren niedergeschlagen, die, wenn sie gemeinsam statt vereinzelt losgebrochen wären, die bedenklichsten Folgen hätten nach sich ziehen müssen. Statt dessen führte der Mithridatische und der Seeräuberkrieg sogar zu einer bedeutenden Vergrößerung des Reiches. Ganz Vorderasien (dabei u. a. Palästina) bis zum und theilweise über den Euphrat gehorchte nun gleichfalls der römischen Herrschaft.

Aber die innern Verhältnisse des Staates waren darum nicht gebessert. Alle früheren Mißstände dauerten fort. Eine besondere Bedeutung erlangte das Treiben Catilina's, eines Mannes aus vornehmem Geschlechte, in hohem Grade befähigt und thatkräftig, aber noch viel mehr sittlich gesunken, zu jeder Schandthat bereit. Er bediente sich der Volkssache als Vorwand zur Verwirklichung seiner selbstsüchtigen Pläne. Insbesondere strebte er nach dem Consulat für das Jahr 63. Da M. Tullius Cicero (der berühmte Redner und Philosoph) statt seiner erwählt ward, organisirte er eine gewaltige Verschwörung. Sie wurde durch den genannten Consul enthüllt und vereitelt. Die Verschworenen in Rom erlitten nach Cicero's Antrag im Senat, die Todesstrafe, Catilina selbst fiel im Kampfe, denn er war nach Etrurien entflohen und hatte zwei wenn auch der Zahl nach schwache Legionen zusammengebracht.

Bald nach diesem Ereigniß kehrte Pompejus aus seinen Feldzügen zurück. Er hatte den bedeutendsten Namen in Rom und darum suchten beide Parteien ihn zu gewinnen. Pompejus jedoch gab sich keiner vollständig hin, verdarb es indeß für jetzt am meisten mit dem Senate. Unverkennbar strebte er nach der Tyrannis, und es war wesentlich das Verdienst des Marcus Porcius Cato (in der Geschichte gewöhnlich Cato von Utica benannt, eines Urenkels des Cato Censorius) daß dieses Streben vereitelt wurde. Bei seiner Landung in Italien hatte Pompejus das ihm völlig ergebene Heer entlassen, hoffend daß nun um so gewisser alle Parteien seinen Intriguen weichen und ihm die höchste Gewalt überlassen würden. Dies war eine Täuschung. Indem er sich der Militärmacht begab, steigerte er den Widerstand seiner Gegner. Bald mußte sich der Herrschbegierige überzeugen daß er nichts mehr vermöge; er suchte neue Verbindungen, und dies führte ihn in die Genossenschaft Cäsars.

C. Julius Cäsar, geboren im Jahre 100 vor unserer Zeitrechnung, entstammte einem alten patricischen Geschlechte. Er schloß sich gleichwol der marianischen Partei an und stand deßwegen nach dem Siege Sulla's in Gefahr von demselben geächtet zu werden. „In diesem schlecht aussehenden jungen Burschen

steckt mehr als ein Marius!" soll der Dictator ausgerufen haben als er den Verwendungen, ihn zu schonen, nachgab. Nach dem Tode des Gewaltigen buhlte Cäsar um die Volksgunst und zeigte sich als eifriger Verehrer des Pompejus, für dessen Pläne er große Thätigkeit entwickelte. Ebenso ehrgeizig wie talentvoll, strebte er auf alle Weise nach Ansehen und Macht. Zu diesem Behuf scheute er namentlich keine Geldverschwendung. Als er im J. 61 in der Eigenschaft eines Statthalters nach Spanien ging, lastete die ungeheure Summe von 830 Talenten (fast anderthalb Millionen Thlr.) Schulden auf ihm; der reiche Crassus mußte ihn durch seine Bürgschaft gleichsam von den Gläubigern auslösen, damit erst seinen Wegzug ermöglichend. Um die Würde als Consul im Jahre 59 zu erlangen schloß Cäsar in der Stille eine Verbindung mit Pompejus und Crassus, welche gewöhnlich „das erste Triumvirat" genannt wird. In seiner neuen Würde suchte er zunächst die Soldaten des Pompejus durch Feldervertheilung zu gewinnen, hieran reihten sich weitere Ackervertheilungen an das Volk. Da der Senat sich aufs Heftigste hiergegen sträubte, so brachte Cäsar den Gesetzvorschlag zur Abstimmung vor das Volk ohne Vorbeschluß des Senats, diesem vielmehr zum Trotze, — das erste Beispiel solcher Art. Der eben genannte Staatskörper war nun dermaßen eingeschüchtert, daß er jeden weitern Widerstand aufgab. Als ein Tribun das Gesetz zu stand brachte daß das diesseitige Gallien (d. h. Oberitalien) nach Beendigung des Cäsar'schen Consulats demselben als Provinz auf 5 Jahre verliehen, mit andern Worten: ihm die Regierung daselbst auf so lange übertragen werden solle, fügte der gehorsame Senat auch noch das „jenseitige Gallien" hinzu, welches damals den südwestlichen Theil des heutigen Frankreich (zunächst auf dem linken Rhoneufer, zwischen dem Meere und Genfersee) umfaßte. (Später ward die Verleihung auf 5 weitere Jahre verlängert.)

Die Verhältnisse gestalteten sich gerade zu der Zeit, in welcher Cäsar nach Gallien kam (Jahr 58), in einer Weise, welche seiner Ruhmbegierde die reichste Gelegenheit zur Befriedigung gab. Die Helvetier, ein celtischer Volksstamm, hatten ihre Heimath verlassen um in Gallien bessere Wohnsitze zu erobern. Cäsar schlug sie und zwang nach furchtbarem Blutbad die auf weniger als ein Drittheil zusammengeschmolzenen Reste zur Rückkehr in ihr Vaterland. — Von einem Theile der unter sich entzweiten Gallier gerufen, erschienen in dieser Zeit germanische Stämme unter Anführung des Ariovist auf dem obern linken Rheinufer. Auch sie erlitten eine vernichtende Niederlage. Hierauf unterwarf der römische Feldherr die Belgier, dann die Küstenvölker in der Bretagne und der Normandie. Zwei weitere germanische Stämme, Usipeter und Tencterer, welche den Niederrhein überschritten hatten, wurden von ihm in treuloser Weise überfallen und vernichtet. Cäsar führte sein Heer selbst auf das rechte Rheinufer (Jahr 55), dann zweimal nach Britanien, ohne jedoch weder im einen noch im

andern dieser Länder eine bleibende Schöpfung zu stande zu bringen. Statt dessen entzündete die Fremdherrschaft im J. 52 einen Aufstand in ganz Gallien; die Römer kamen wiederholt sehr ins Gedränge; die Kämpfe endigten jedoch, besonders nachdem das feste Alesia gefallen, mit der vollständigen Durchführung der Römerherrschaft. Das Celtenthum, welches in dieser Zeit die Periode seiner höchsten Entwicklung wol schon seit einigen Jahrhunderten überschritten hatte, unterlag vollständig.

Gewiß lassen sich die Gewaltthaten der Römer nicht rechtfertigen. Dagegen kann die Thatsache nicht bestritten werden, daß die Gallier, kühn und tapfer, zwar einen gewissen Wohlstand bei sich geschaffen (freilich großentheils vermittelst der früheren Raub- und Plünderungszüge), daß sie dagegen für Geistesbildung, für Kunst und Wissenschaft nichts gethan hatten. Auch ihr Gewerbswesen befand sich auf niedriger Stufe, und in socialer Hinsicht besaßen Adel und Priesterthum eine schädliche Macht. Von dieser Zeit an war denn das große und schöne gallische Land der allgemeinen Cultur erschlossen. Es wäre eine Erörterung zwecklos, ob dieses Ziel nicht auf unblutigere Art erreicht werden konnte. —

Während auf diese Weise der eine der Triumvirn sich glänzenden Ruhm erwarb und, was für ihn unter den gegebenen Verhältnissen noch wichtiger war, ein zu Allem bereites Heer heranbildete, führte sein Genosse, der habgierige Crassus einen sehr unglücklichen Krieg im fernen Asien gegen die Parther. Sein aus 7 Legionen (mindestens 40,000, nach Appian 90,000 Mann) bestehendes Heer ward bis auf etwa 500 Reiter zu Grunde gerichtet, der Oberbefehlshaber selbst getödtet.

Der dritte der Triumvirn, Pompejus, verweilte zu Rom um die Fäden der politischen Entwicklung besser in der Hand zu halten. Aber sein schwankender Charakter ließ ihn das ersehnte Ziel seines Ehrgeizes, oberster Lenker des Staats zu werden, nicht erreichen. Bald lehnte er sich an den Senat an, bald zerfiel er wieder mit demselben, um dann von vorn zu beginnen. Aehnlich stellte er sich zu Cäsar. Die Spannung mit diesem Nebenbuhler steigerte sich in bedenklichem Grade. Unter dem Vorwand des Partherkriegs wurden dem Besieger Galliens zwei Legionen entzogen. Dann übertrug der Consul Marcellus in den letzten Tagen des Jahres 50 die Vertheidigung der Republik an Pompejus. Endlich erging am ersten Tage des neuen Jahres (49) der Senatsbeschluß, daß Cäsar sein Heer zu entlassen habe. Daran knüpfte sich die Uebertragung außerordentlicher Vollmachten an die Consuln, und die Flucht zweier die Sache Cäsars vertretender Volkstribunen. Der Streit der herrschsüchtigen Nebenbuhler war zur Entscheidung reif.

Cäsar besaß nicht etwa nur das Gelüste nach der höchsten Gewalt wie Pompejus, sondern auch die diesem fehlende Entschlossenheit und Kühnheit in Anwendung aller Mittel. An der Spitze seiner Truppen überschritt er das die

Grenze seiner Provinz bildende Rubiconflüßchen. Der schlecht gerüstete, von seinen Soldaten zudem bald verlassene Pompejus floh nach Griechenland, während sein glücklicher Gegner binnen zweier Monate ganz Italien fast widerstandslos unterwarf. Nach kurzem Aufenthalte zu Rom wendete sich Cäsar gegen die pompejanisch gesinnte und zu tapferer Vertheidigung entschlossene Griechencolonie Massilia (Marseille) und nach Spanien. Das Glück schwankte mehrmals. Indeß wurden die Pompejaner auf der Pyrenäenhalbinsel besiegt, später auch das tapfere Massilia zur Uebergabe gezwungen. In Afrika dagegen erlitten die Cäsarianer ihrerseits bedeutende Niederlagen, und der ganze Orient befand sich unbestritten in der Gewalt des Pompejus. Da zog Cäsar mit geringer Macht nach Griechenland. Sein ihm an Mannschaft und Schiffen weit überlegener Gegner führte den Krieg nur zaghaft. Oftmals war die Lage des kühnen Ehrgeizigen eine beinahe verzweifelte. Endlich kam es zur Entscheidungsschlacht bei **Pharsalus** (9. August 48). Pompejus erlitt trotz der großen Ueberzahl seiner Truppen eine vernichtende Niederlage. Auf seiner Flucht kam er nach Aegypten. Die Vormünder des minderjährigen Königs verhießen ihm ein Asyl, ließen ihn aber (am Tage vor seinem 59. Geburtstage, 28. Sept. 48) im Augenblicke da er den Strand betrat, meuchelmorden, um der Gunst Cäsars theilhaftig zu werden.

Indeß waren die Schwierigkeiten für diesen Letzten damit doch nicht vollständig beseitigt. Zunächst mengte sich Cäser in die unter den Angehörigen der ägyptischen Königsfamilie herrschenden Streitigkeiten. Er ergriff Partei für die ihn durch Schönheit und Geist fesselnde **Kleopatra**, gerieth zwar längere Zeit wieder in eine schwierige Lage gegenüber dem ägyptischen Heere, schlug jedoch schließlich jeden Widerstand nieder. Diese Kämpfe und die Reize der Königin hielten den Gewaltigen noch lange von der Rückkehr nach Rom ab. Auch besiegte er noch vor seinem Wegzug aus dem Oriente mit geringer Anstrengung den Pharnaces, Sohn des Mithridates und König des Bosporischen Reiches.

Pompejus war es gewesen, der in der letzten Zeit die Sache des Senats vertheidigt hatte; Cäsars Sieg entwand die Macht den Händen des Adels. So lange Pompejus noch im Felde stand, vermied daher die Nobilität Huldigungen vor Cäsar, obwol er bereits Herr von Rom war. Nachdem jedoch sichere Kunde vom Tode jenes Mannes eingetroffen, erniedrigte sich der Senat vor dem Sieger in der entwürdigendsten Weise. Diese einst so selbstbewußte Körperschaft erdachte nicht nur alle möglichen Schmeicheleien, sondern übertrug jenem Gewalthaber auch die Entscheidung über Krieg und Frieden, über Vertheilung der Provinzen und über Leben und Tod der Pompejaner, dann die Ernennung der Beamten soweit sie nicht in den Tributcomitien zu wählen waren, weiter verlieh sie ihm die Unverletzlichkeit des Volkstribunats, und ernannte ihn schließlich zum Dictator auf ein Jahr und zum Consul auf 5 Jahre; — eine Häufung von Befugnissen welche die Tyrannis bereits vollständig in sich schloß.

Indeß fand der Gefeierte auch jetzt noch manches Hinderniß zu bewältigen. Zu Rom selbst erfolgte ein freilich nicht sehr gefährlicher Aufruhr; aber auch die Truppen welche ihre Belohnung nicht rasch genug erhielten, brachen in Meuterei aus. Es gelang Cäsar sie zu beruhigen und aufs Neue zu gewinnen; „Soldaten" wollten sie wieder sein, nicht „Bürger", als welche der schlau berechnende Herrscher sie angeredet, da sie ja ihre Entlassung aus dem Heere verlangt hätten, — ein Kennzeichen wie das Lanzknechtwesen bereits über das Bürgerthum gesetzt ward.

Mittlerweile hatten die Pompejaner in Afrika eine bedeutende Macht vereinigt. Cäsar, der Masse seines Heeres vorauseilend, landete dort mit geringen Streitkräften. Längere Zeit sah er sich auf die bloße Vertheidigung beschränkt. Nachdem endlich die Verstärkungen eingetroffen, brachte er seinen Gegnern eine vernichtende Niederlage bei Tapsus bei. Mancher edle Republikaner fiel im Kampfe, mancher den das feindliche Schwert verschont, tödtete sich selbst. So Scipio und M. Cato (von Utica), der Letztgenannte eines der Muster römischer Tugend und Standhaftigkeit; ein Mann der durch die Art seines Handelns auch unter den verzweifeltsten Verhältnissen ebenso die äußerste Milde gegen Andere, wie die höchste Opferwilligkeit herrlich erprobte, und darum selbst in den Zeiten der tiefsten Gesunkenheit und der Corruption den Römern als unerreichbares Vorbild der Vaterlandsliebe, der Ueberzeugungstreue und der Opferwilligkeit galt. Cäsar verfuhr zwar meistens großmüthig gegen seine Feinde — sofern anders der Ausdruck Großmuth hier zur Anwendung kommen darf; diese stolzen Republikaner ertrugen es aber nicht, der Gnade des Unterdrückers der Freiheit das Geringste zu verdanken; mit stoischer Ruhe gaben sie sich den Tod, der unerschütterliche Cato insbesondere nachdem er erst auf wahrhaft rührende Weise für Rettung seiner Gesinnungsgenossen alles ihm Mögliche gethan hatte.

Der kriechende Senat, vor keiner Art der Selbsterniedrigung erschreckend, überschüttete den nach der Hauptstadt zurückkehrenden Herrn mit neuen Huldigungen. Zum vierten Male ward er zum Dictator, und zwar auf 10 Jahre, ferner zum Aufseher über die Sitten (praefectus moribus) mit der gesammten censorischen Gewalt auf 3 Jahre ernannt. Er hielt einen Triumphzug, angeblich wegen seiner Siege über Gallier, Aegypter und andere fremde Nationen, in Wirklichkeit galt der Triumph der Freiheitsvernichtung beim eigenen Volke. Seinen Triumphwagen pflanzte man gegenüber der Bildsäule des capitolinischen Jupiter auf; eine Erzstatue stellte den Sieger selbst dar, auf der überwundenen Erdkugel stehend, mit der Inschrift: „dem Halbgotte". So tief war der Theil der Nobilität welcher in dieser Zeit allein zur Wortführung gelangte, an Selbstachtung und an Sittlichkeit herabgesunken. Der Senat diente als bloße Maschinerie der Gewalt, um ihre Dictate mit dem leeren Namen der Gesetzlichkeit zu bekleiden, wobei man es häufig nicht einmal der Mühe werth erachtete, auch nur

die vorgeschriebenen Formen einzuhalten; der einst so stolze aristokratische Körper ließ sich die geringschätzigste Behandlung willig gefallen; die unfähigsten und unwissendsten Leute wurden wie zum Hohne mit Berichterstattungen im Senate betraut; man führte Senatoren als abstimmend auf, die hunderte von Meilen entfernt waren. Der Gewaltige verlieh Leuten, die nie ein Amt bekleidet, die Titel und Würden der höchsten Stellen. Die Volksversammlungen aber, die unfrei geworden, hatten alle Bedeutung verloren. (In vielfachen Beziehungen hat der alte Napoleon vermittelst systematischen Nachahmens der römischen Einrichtungen während der Periode des Cäsarismus, der Neuzeit ein Abklatschbild jener früheren Zustände unmittelbar vor Augen geführt.)

Die enormen Geldsummen welche Cäsar in den verschiedenen Ländern erbeutet oder erpreßt hatte, dienten ihm vor Allem zur reichen Belohnung seiner Soldaten deren jeder, außer den verheißenen Ländereien, an baarem Gelde 5000 Denare (mehr als 1000 Thaler) erhielt. Die Angehörigen der Plebs wurden je mit 100 Denaren abgefunden. Gleichsam zur Ergänzung sahen sich die letzten mit prunkvollen Spielen unterhalten: bei einer Thierhetze wurden 400 Löwen in die Arena gebracht; ein eigens ausgegrabener Teich von gewaltigem Umfang diente zur Darstellung eines Seetreffens. So ging es fort. Cäsar begann aber auch eine neue Organisation des Staates, bezweckend vermittelst der bethörten und in anderer Richtung ihrer Macht beraubten Menge seine Herrschaft zu begründen. Er traf Veränderungen in der Zahl und Stellung der Magistrate, nahm Plebejer in das Patriciat auf und vermehrte die Zahl der Senatoren auf 900, wobei Leute ohne alles Verdienst um den Senat sich befanden, bloße Günstlinge, die natürlich gefügige Werkzeuge waren, wodurch ihm denn in jenem Körper eine Majorität für alle Fälle gesichert erschien. Bei Besetzung der Gerichte wurde das aristokratische und plutokratische Privilegium aufs Neue hergestellt, indem der Gebieter die dem Volke näher stehenden Aerartribunen von der Wählbarkeit zu Richterstellen wieder ausschloß. Die ungeheuren Geldgaben an die Soldaten machten die Beitreibung außerordentlicher Mittel nothwendig. Die Erhöhung der Steuern genügte nicht; man bedurfte noch weiterer Wege. So wurden die Strafen geschärft. Von Alters her bestand das Recht jedes Bürgers, einer gerichtlichen Verfolgung sich durch freiwillige Verbannung zu entziehen. Cäsar aber knüpfte daran die häßliche, zu schmählichem Mißbrauch führende Vermögensconfiscation. Die unter Umständen immerhin gefährliche besitzlose Menge in Rom ward durch Anlage neuer Colonien um 80,000 Individuen vermindert. Es fehlte nicht an Verschönerungen der Hauptstadt; auch der Kalender ward mit Hülfe des alexandrinischen Astronomen Sosigenes verbessert. Die Bewohner von Oberitalien erhielten das römische Bürgerrecht. Diese Verleihung ward jetzt ein Mittel, die allgemeine Abhängigkeit noch weiter auszudehnen.

Nachdem es dem Gewaltigen, gleichfalls erst nach schwerem Kampfe, beson-

ders in der Schlacht bei Munda, gelungen war, die Reste der Pompejaner die sich in Spanien gesammelt hatten auch noch zu vernichten (Jahr 45), begannen die Selbsterniedrigungen des Senats aufs Neue und fanden, was kaum möglich scheint, weitere Vergrößerungen. Es erfolgte die Anordnung eines 50tägigen Dankfestes. Der Monat, in welchem Cäsar geboren war erhielt seinen Namen (Julius); eine neue Statue von ihm ward neben den Bildsäulen der 7 Könige und des ältern Brutus aufgestellt; eine im Tempel des Quirinus errichtete trug die Aufschrift: „dem unüberwindlichen Gotte". Seine Statue sollte wie die der andern Götter verehrt werden. Der Unumschränkte rühmte sich der Abstammung von der Göttin Venus, und ließ sich für heilig und unverletzlich erklären. Jetzt entblödete er sich auch nicht mehr, einen Triumph über die besiegten Republikaner zu feiern. Es war der erste Triumphzug den irgend ein Römer über seine Mitbürger hielt! Daran reihete sich die weitere Verleihung des Consulats auf 10 Jahre, der Dictatur und des Sittenrichteramtes auf Lebenszeit, endlich ebenso die des Imperators und des Oberpriesters (Pontifex Maximus) mit der Befugniß der Vererbung dieser Würden auf seine Nachkommen.

Es gehört ein hoher Grad von Verblendung dazu, in einem solchen schmachvollen Preisgeben jedes Volksrechtes wie der eigenen Würde von Seite des Senats das Mittel zur Verjüngung des römischen Staates zu erblicken. Aber man irrt sich auch wenn man — in diesem und in jedem ähnlichen Falle, und die Vorkommnisse solcher Art wiederholen sich in allen Zeitaltern — unbedingt alle Bürger für gleich gesunken hält wie die den Ton angebende Partei. Nach gewaltig erschütternden Umschlägen gleich denen die hier vorangegangen, ist es gewöhnlich eine kleine Zahl von Ehrgeizigen, Stellejägern und sittlich oder ökonomisch zu Grunde gerichteten Menschen, die, frech hervordrängend, in den ungeheuerlichsten Dingen sich gegenseitig zu überbieten suchen. Ueberläufer entwickeln dabei den größten Eifer, die ärgste Hyperloyalität gegen den Sieger, um ihre frühere Haltung vergessen zu machen. Nicht nur die meisten Menschen in abhängiger Stellung, sondern überhaupt die große Masse der Feiglinge pflegt sich der herrschenden Gewalt anzuschließen. Die Menge der Unwissenden folgt der Strömung. Wer während des Kampfes zur Gegenpartei gehörte und sich auch jetzt nicht zur Anbetung des Erfolges herbeiläßt, sieht sich zum Schweigen verdammt. Es genügt daß auch der verständigste Vorschlag oder die gerechteste Forderung von einem solchen Manne ausgeht, um deren Verwerfung gewiß zu sein, ja dem Urheber für sein von Anfang an hoffnungsloses Beginnen die schlimmsten Verfolgungen zuzuziehen. Solche Verhältnisse erklären die in derartigen Fällen so häufig hervortretenden Maßlosigkeiten jeder Art, die Umschläge, die Widersprüche. Die Unbegreiflichkeiten welche sich ergeben sind nur darum vorhanden, weil man dem ganzen Volke beimessen will was blos das Werk des Treibens einer einzelnen durch die Gunst der Umstände gehobenen Partei, ja oft nur das einer bloßen Coterie ist.

Auch in Rom war, trotz aller Pflege der Corruption, trotz aller Naturwidrigkeit der Staatsgrundlage, der republikanische Geist und die republikanische Tugend, insbesondere die höchste Opferwilligkeit weitaus nicht bei Allen erstorben. Gerade auch im Senat zeigte sich dies.

Seit sechsthalb Jahren schaltete Cäsar bereits thatsächlich als Herrscher von Rom. Doch durch alles Erlangte noch nicht gesättigt, strebte sein Ehrgeiz nach dem Königstitel. Wie so häufig, ließ sich das Priesterthum wieder bereitwillig als Werkzeug der Gewalt gebrauchen; die Sibyllinischen Bücher sollten den pfäffischen Trug heiligen. Gerade gegen das Königthum aber war im römischen Volke seit einem halben Jahrtausend der ärgste Abscheu genährt worden. Cäsar verletzte mit dem bezeichneten Streben alles Freiheits- und Rechtsgefühl der Nation. Abenteuerliche Unternehmungen, die nicht zu übersehende Opfer erforderten ohne materiellen Gewinn zu verheißen, sollten durch ihren Glanz blenden. Nicht nur ein Feldzug gegen die fernen Parther, sondern an diesen sich anreihend ein Zug durch die unbekannten Gegenden des Nordens von Asien und Europa sollten die Welt in Erstaunen setzen. Der Zug konnte mehre Jahre Zeit erfordern. Drei Männer sollten darum als Stellvertreter des unumschränkten Herrschers in Rom zurückbleiben; und dazu hatte er drei ausgewählt die nach dem richtig bezeichnenden Ausdruck eines neueren Geschichtschreibers (Schlosser) „bei jedem rechtlichen Mann Angst und Schrecken erwecken mußten. Es waren: der ausschweifende aller Freiheit feindliche und zu jeder Gewaltthat geneigte Antonius den er als Consul einsetzte, der wilde und dabei ganz talentlose Dolabella den er zu dessen Collegen ernannte, und der zum Magister equitum erwählte Marcus Aemilius Lepidus welcher durch seine Trägheit und Unfähigkeit ebenso gefährlich war wie die beiden Andern durch ihre unsinnige Liebe zu Verschwendungen und Gewaltthätigkeiten. Ein allmächtiger Dictator welcher abenteuernd auf Welteroberung auszog, zwei Consuln die bereits früher die blutigsten Unruhen erregt hatten, jederzeit zum Aergsten bereit waren, und noch dazu unter einander in offener Feindschaft lebten, und ein Stellvertreter des Dictators der gerade wegen seiner Trägheit und Unbedeutenheit sich zum willenlosen Instrument eines Gewalthabers vortrefflich eignete — welch eine Aussicht für die noch an Freiheit gewöhnten Römer!" Die Zahl der Unzufriedenen mußte sich mehren, ihre Erbitterung aufs Höchste steigen. Selbst langjährige warme Anhänger des Gewaltigen fanden diese Gestaltung unerträglich. Die hellenische Anschauungsweise über die hohe patriotische Verdienstlichkeit des Tyrannenmords hatte in Rom noch nie einen Widerspruch, wol aber stets Zustimmung erfahren. Da jedes andere Mittel des Widerstands gegen den Gewaltherrscher fehlte, so ward zu diesem Mittel gegriffen. Mehr als 60 Senatoren waren einig über die Nothwendigkeit der That, und bereit zu deren Vollziehung. Sie verschmähten es sich durch einen Eid zu binden; die Gemeinsamkeit der Ueberzeugung und die Verlässigkeit der Cha-

raktere bildeten die gegenseitige Bürgschaft. An der Spitze der Verbündeten standen M. Junius Brutus und Cajus Cassius; ferner Decimus Jun. Brutus und Publius Servilius Casca. Der Erste war in gewisser Beziehung Liebling des Cäsar geworden, von dem Zweiten soll die Anregung zum Tyrannenmord ausgegangen sein.

Die Senatssitzung „an den Iden des März" (15. März) 44 schien die letzte vor dem Abgange Cäsars in den Krieg gegen die Parther; in dieser Sitzung, so erzählte man sich, würde auch der Ausspruch der sibyllinischen Bücher, „daß die Parther nur durch einen König besiegt werden könnten", zur Vorlage gebracht, und daraufhin die Wiederherstellung des Königthums beschlossen werden. Damit war denn auch die Zeit und selbst der Ort des Tyrannensturzes bestimmt. Die That sollte mitten in der größtentheils durch Cäsars Creaturen gebildeten Versammlung geschehen, um damit zu beweisen daß kein Meuchelmord verübt werde sondern daß die ersten Bürger von Rom angesichts der ganzen Welt für ein an der Verfassung begangenes Verbrechen die außerordentliche Strafe vollzögen, die auf gewöhnliche Weise nicht mehr zu erwirken war, weil der Verbrecher durch seine Soldaten den Staat selbst und die Gerichte in Fesseln hielt.

Die Sitzung fand zufällig in dem geweihten Saale des von Pompejus erbauten Theaters statt; Cäsars goldener Thronsessel stand gerade unter der Bildsäule seines besiegten Gegners. Der Verabredung gemäß wendete sich Tillius Cimber, was er zuvor wiederholt vergeblich gethan, mit dem Gesuch um Zurückberufung seines verbannten Bruders an den Gewaltherrscher; andere Senatoren, seine Bitte scheinbar unterstützend, umgaben ihn. Wieder abgewiesen, zog Cimber dem Gewaltigen die Tunica von der Schulter. Es war das Losungszeichen. Casca führte den ersten doch nicht tief gehenden Dolchstoß. „Verruchter, was beginnst Du!" schrie aufspringend und den Thäter am Arm fassend der Gewaltherrscher. Die Andern, sämmtlich mit Dolchen versehen, drangen sofort auf ihn ein. Die Günstlinge die er erhoben schauten entweder verblüfft dem Trauerspiele zu oder liefen entsetzt davon. So verlassen, und die Unmöglichkeit eines erfolgreichen Widerstands erkennend, verhüllte Cäsar sein Gesicht in den Mantel, und sank unter 23 Dolchstichen vor der Bildsäule des Pompejus todt nieder. (Die Sage, daß er beim Anblick des Brutus noch ausgerufen habe: „Auch Du mein Sohn!" muß als Erdichtung bezeichnet werden.)

Cäsars Erscheinen in der Weltgeschichte ist ein so außerordentliches, so gewaltiges, daß es keiner besondern Rechtfertigung bedürfen kann wenn wir den Ueberblick der Ereignisse auf einige Momente unterbrechen um wenigstens ein paar Bemerkungen über den Vielgefeierten und die Bedeutung seines Eingreifens in die Geschicke der Menschheit einzuschalten.

Die Geschichte kennt keinen Mann von höherer Begabung, größerer Genialität als Cäsar. Mit gewaltigem Geistesblicke ausgestattet, klug, unbefangen

berechnend, thatkräftig und kühn, ragt er als Staatsmann und Feldherr hervor, nebenbei als Freund und Förderer der Wissenschaft, und persönlich noch als Geschichtschreiber. Seine außerordentliche Befähigung erprobte sich in den verschiedensten Lagen seines stürmischen und wechselvollen Lebens. Ursprünglich vom Militärwesen nicht besonders angezogen noch für den Dienst in demselben sich eigens ausbildend, zudem in Jahren schon bedeutend vorangeschritten (bis in die Vierziger) führten ihn die Zustände des jenseitigen Gallien unerwartet in fast nicht endende Kriege und verschafften ihm den Ruhm eines Feldherrn erster Größe. Wunderbar ist seine Schärfe im Bemessen der Verhältnisse, der beiderseitigen Mittel und Wege, verbunden mit jener Kühnheit welche in zahllosen Fällen den Erfolg dadurch sichert, daß sie nicht ansteht den Kampf der doch geführt werden muß sofort zu beginnen, während der Gegner noch schwankt und sich zögernd erst zur Hälfte vorbereitet hat. Das letzterwähnte, selten im vollen Maß gewürdigte Talent erprobte der in seiner frühern Zeit mitunter etwas schüchtern auftretende Cäsar später, ebenso wie im Felde, auch im politischen Leben. Seine Entwicklung war im Grunde keine besonders rasche, allein eben darum von bedeutender Nachhaltigkeit, da er die höchste geistige Elasticität, Thatkraft und Frische mitunter wie ein Jüngling bewahrte, während die reifere Erfahrung und die vielfachen Erlebnisse ihm wieder über manche Klippen hinweghalfen, ihn z. B. wenigstens in der Regel abhielten von Grausamkeiten wider seine besiegten Gegner.

Wie sehr man aber auch alle diese eminenten Eigenschaften würdige und schätze, so können wir darum doch nicht in das blinde Lob, vielmehr geradezu die Vergötterung Cäsars einstimmen, wie sie namentlich bei der neuzeitlichen Anbetung des Erfolgs (gerade wie in der altnapoleonischen Epoche) wieder zur Mode geworden ist. Bei allen noch so gewaltig entwickelten Talenten fehlte dem Manne etwas, was freilich von manchem eingebildeten Genie für sehr wenig oder selbst für nichts geachtet, wenn nicht gar verspottet wird; es fehlte ihm die sittliche Grundlage, er ermangelte des wahren Patriotismus und des Gefühls für Volksrecht und Volksfreiheit. Sein ganzes Leben ist bezeichnet durch Ausschweifungen, Ueppigkeiten jeder Art und die maßlosesten Verschwendungen, an welche sich dann gleichsam von selbst die enormsten Gelderpressungen in ganzen Ländern reiheten. Nur von Ehrsucht und Herrschbegierde getrieben, suchte Cäsar erst das Haupt der demokratischen Partei zu spielen, dann ward er der Genosse des Pompejus; er trug kein Bedenken, die eine dann die andere Maske anzulegen, weil dies zur Förderung seiner selbstsüchtigen Plane diente. Schließlich richtete er zunächst die Partei die ihn empor gehoben, später den speciellen Genossen zu Grunde. In einem Alter in welchem der Ehrgeiz wenigstens gedämpft zu sein pflegt, duldete er die sinnlosesten, ihn geradezu vergötternden Schmeicheleien; und wenn uns gesagt wird er habe den Uebertreibungen oft selbst Einhalt gethan, so genügt ein

Hinweis auf die Art der Huldigungen die er unbedenklich entgegennahm, um erkennen zu machen daß es sich gerade bei diesen Einsprüchen nur um eine weitere Komödie handelte, damit er auch den Mantel der angeblichen Bescheidenheit anlegen konnte. Ueberhaupt wird sich schwerlich in der ganzen Geschichte ein bedeutender Mann auffinden lassen dessen öffentliches Leben so sehr auf theatralischen Effect berechnet war wie das Cäsars, besonders in der Periode in welcher sein Streben nach Alleinherrschaft ohne Scheu hervortritt. Er war, wie man rühmt, nicht rachgierig gegen seine Feinde — d. h. nicht rachgierig gegen Diejenigen die ihr und des Landes Recht vertheidigten! — aber er gestattete ihnen doch nicht sich einfach vom politischen Leben zurückzuziehen; er zwang sie vielmehr, selbstthätig mitzuwirken zur Befestigung des neuen Regime. Er war geneigt zum Verzeihen, zeigte sich jedoch am schwierigsten bei den oppositionellen Schriftstellern, — bei denen, von welchen er fürchtete daß durch sie ein motivirter Tadel seines Verfahrens auf die Nachwelt gebracht werde. — Es ist freilich ein gewöhnliches Schlagwort des Cäsarismus: das Volk selbst wollte nichts mehr von Republik wissen; es gab gar keine Republikaner mehr. Die Unwahrheit der ersten Behauptung ergibt sich schon aus allen Thatsachen. Muß doch sogar Mommsen u. a. das Bekenntniß ablegen, der Republikanismus habe sich aufs Entschiedenste „als Gesinnungsopposition" (!) geäußert. „Keine Hand regte sich wenn der Imperator öffentlich erschien. Es regnete Maueranschläge und Spottverse voll bitterer und treffender Volkssatyre gegen die neue Monarchie. Wo ein Komödiant (!) eine republikanische Anspielung wagte begrüßte ihn der lauteste Beifall. Cato's Lob und Preis war das Modethema der oppositionellen Brochürenschreiber und die Schriften derselben fanden ein nur um so dankbareres Publicum, weil auch die Literatur nicht mehr frei war." Das Volk also, dies ist unverkennbar, wollte nicht die Alleinherrschaft sondern Forterhaltung des Freistaats. — Was aber den Einwand anbelangt, es habe keine Republikaner mehr gegeben, so genügt es die Namen eines Cato, Brutus, Cassius und so vieler Andern zu nennen, um diese Behauptung einfach Lügen zu strafen. — Endlich muß aber doch auch gefragt werden: Was hat der Vielgepriesene, der Vergötterte von bleibender Dauer im Interesse seines Volkes und der Menschheit geschaffen? Die Unterwerfung Galliens unter die römische Herrschaft ist eine Kriegsthat wie deren von so vielen andern Eroberern gleichfalls aufgezeichnet sind. Was uns aber außerdem entgegentritt ist die Vernichtung des Freistaats, die Herstellung der absoluten Herrschergewalt und zu diesem Behufe die Begründung des vollständigen Militarismus. Cäsar war es der das verderbliche System der Aufnahme **gemietheter Ausländer** in das Heer einführte, durch welches System das gewaltige Reich schließlich von der Laune und der Habgier der Barbaren abhängig wurde. Er war es, der das Nationalvermögen an die Soldateska in der enormsten Ausdehnung vergeudete, so daß gleichsam Jedermann von dem mühsamen und langwie-

rigen ehrlichen Erwerbe abgelenkt werden mußte, um so mehr als die für jenen Zweck benöthigten Summen nur aufgebracht werden konnten durch die äußersten Erpressungen gerade auch von den ruhigen Bürgern; erhielt doch jeder gemeine Soldat für seine Theilnahme am Bürgerkrieg eine Belohnung von 20,000 Sesterzen (fast 1500 Thaler), während nebenbei jeder Angehörige der hauptstädtischen Plebs für Nichtbetheiligung an diesem Kriege eine Zulage zur Brodspende von 300 Sesterzen (etwa 22 Thaler) bekam, — Gaben, welche die Begehrlichkeit der Soldaten und der Plebs für alle Zukunft reizen und zahllose innere Erschütterungen vorbereiten mußten, welche aber wahrlich nicht zu der viel gerühmten Regenerirung führen, sondern im Gegentheil nur mit dem Untergang eines so faulen Gemeinwesens endigen konnten. — Die Wirkung des Cäsarismus zeigte sich denn auch in dem — das verdammendste Urtheil über die gepriesene neue Aera in sich schließenden — Momente einer allgemeinen Entvölkerung Italiens. Die nicht endenden Requisitionen, Erpressungen und Plünderungen ließen den Grundbesitzer nicht mehr zum Genuß eines Lohnes seiner Arbeit gelangen. Warum sollte er sich da ferner abplagen? Gewaltige Strecken einst angebauten oder zur Weide benützten Landes blieben unbenützt, öde und verlassen; die Bevölkerung kam durch Mangel und Elend ums Leben oder zog vagabundirend umher, oder versuchte ihr Heil in fremden Landschaften, den eroberten Provinzen, entweder auch hier zu Grunde gehend oder die Eingeborenen aussaugend und plündernd. Durch künstliche Mittel, wie Belohnungen der Eltern vieler Kinder, besondere Besteuerung der Unverheiratheten, Verbot des Aufenthalts außerhalb Italien, sollte dem Menschenmangel gesteuert werden. Das Ergebniß war eine Zunahme der Entvölkerung. Gesetze gegen den Luxus, namentlich bei der Tafel und zum Andenken der Todten sollten helfen; dann sollten es neue Schuldgesetze, indem der „Sittenmeister" (auf dessen Sittenlosigkeit seine eigenen Soldaten bei triumphalen Festen Spottlieder sangen, und der vom Anfang seiner politischen Laufbahn sich bis zum Unglaublichen in ein Schuldenmeer gestürzt hatte) die Schuldner berechtigt erklärte, alle Zinsen die sie den Gläubigern entrichtet hatten am schuldigen Capitale abziehen zu dürfen u. dgl. mehr.

Um welchen Preis die Vernichtung der Republik im Uebrigen erkauft ward haben wir gesehen. Welche Zustände aber die für unentbehrlich ausgegebene „neue Ordnung der Dinge", diese angebliche „sittliche Wiedergeburt des Staats" ferner brachte, wie der wahnsinnigste Despotismus und das den „Selbst- und Alleinherrschern" allmählig über den Kopf wachsende Prätorianerthum die römische Welt in eine Anarchie stürzten, deren, was Rechtsunsicherheit, Brutalität, Rohheit und Blutgier betrifft, weder das republikanische Griechenland noch Rom unter der freistaatlichen Form jemals eine ähnliche gesehen (selbst die Periode der bereits imperialisirenden Rivalen Marius und Sulla nicht ausgenommen), — dies

werden wir wenigstens in allgemeinen Zügen nur allzubald zu schildern gezwungen sein.*)

---

*) Es widerstrebt uns in hohem Grade, eine Polemik gegen andere Bücher zu führen. Nichts desto weniger müssen wir es gleichsam als Pflicht ansehen, einer Geschichtschreibung wie der Mommsen'schen in ihren politischen Darstellungen wiederholt entschieden entgegen zu treten, weil durch diese Art einer Vergötterung der Blut- und Eisenpolitik und der Anbetung des Erfolgs die Geschichte objectiv gefälscht, das sittliche und das Freiheitsgefühl des Volkes untergraben, und das allgemeine Urtheil, so weit es von einem solchen Buche abhängt, corrumpirt wird. Darum zum letztenmal noch einige Worte über das bezeichnete Werk aus Veranlassung der Art wie es den Cäsarismus darstellt, wobei es übrigens meistens ausreichen dürfte, die zur Charakterisirung wol vollkommen genügende Ausdrucksweise des Verfassers, eines Professors, also eines Bildners der Jugend, einfach zu citiren. — Wir sehen zunächst ab von der Würdigung zahlloser Schlag- und Kraftwörter, womit Herr Mommsen die Producte seiner politischen Kochkunst zu würzen liebt. Er geht in der Sache selbst von dem Postulate aus: „Rom war um so besser berathen, je rascher und durchgreifender ein Despot auftrat, und alle Reste der alten freiheitlichen Verfassung beseitigte." (Das deutsche Volk besoldet Professoren wol zu keinem andern Zwecke, als um seine Jugend in solchen Anschauungen, in solchen Grundsätzen heranzubilden. Dies gibt dann ohne Zweifel die besten Beamten, dienend jeder Gewalt, kriechend vor jedem Erfolge.) Die Ueberzeugungstreue, die Opferwilligkeit der Republikaner, — jener Männer, welche vorzogen, ihr Vermögen und selbst ihr Leben für eine Idee zu opfern als im Dienste einer despotischen Gewalt an den lockenden Vortheilen welche diese bot theilzunehmen, — sie, die bezeichneten Tugenden finden nicht nur keine Anerkennung, sie werden vielmehr mit Hohn und Spott übergossen; jene uneigennützigen, d. h. in Mommsens Augen „unpraktischen" Männer sind ihm nichts als „bornirte Radicale, die für die Schlagwörter des Parteiprogramms (!) Vermögen und Leben einsetzten". (Zu einem solchen faden Absprechen hält sich ein Lehrer berechtigt der für seine Person im praktischen öffentlichen Leben noch nie das Geringste zu leisten im Falle war!) Cato ist in seinen Augen ein Thor, oder — nach der kräftigeren Ausdrucksweise des Herrn Mommsen, bald ein „docksteifer Halbnarr", bald auch geradezu ein Narr. „Es ist erschütternd, daß auf jener Weltbühne, darauf so viele große und weise Männer gewandelt und gehandelt hatten, der Narr bestimmt war zu epilogiren." Sollte die Geschichte wirklich dazu vorhanden sein, die höchsten Opfer für Freiheit und Vaterland durch solche Urtheile zu belohnen! Allerdings ist noch nicht die ganze Professorenwelt zu dem alleinseligmachenden Mommsen'schen Glauben bekehrt; zur Ehre des Standes muß eigens erwähnt werden daß ein anderer ihrer Angehörigen, Köchly, in wahrhaft treffender Weise die Ungebühr seines Collegen zurückgewiesen hat. („Cato von Utica, Rectoratsrede", in den „Akademischen Vorträgen und Reden von Dr. Herm. Köchly".) — Während aber Mommsen in der vorhin bezeichneten Art einen Cato herabzuwürdigen sucht, hat er einen ganz anderen Maßstab für Cäsar. Seine Schilderung des Zerstörers der römischen Republik ist derart daß man glauben könnte es sei hier ein Plagiat verübt an irgend einer von einem fanatischen Bonzen verfaßten Götzenschilderung. Jeder übereifrige Priester könnte diese Verherrlichung des ausschweifenden Cäsar unbedenklich für seinen Kirchenheiligen acceptiren. „Eine solche Persönlichkeit konnte wol flacher oder tiefer, aber nicht eigentlich verschieden aufgefaßt werden; jedem nicht ganz verkehrten Forscher ist das hohe Bild mit denselben wesentlichen Zügen erschienen, und doch ist dasselbe anschaulich wiederzugeben noch keinem gelungen. Das Geheimniß liegt in dessen Vollendung. Menschlich wie geschichtlich steht Cäsar in dem Gleichungspunkt, in welchem die großen Gegensätze des Daseins sich in einander aufheben . . . Wie der Künstler alles malen kann, nur nicht die vollendete Schönheit, so kann auch der Geschichtschreiber, wo ihm alle tausend Jahre einmal das Vollkommene begegnet, nur darüber schweigen. Denn es läßt die Regel wol sich aussprechen, aber sie gibt uns nur die negative Vorstellung von der Abwesenheit des Mangels; das Geheimniß der Natur in ihren vollendetsten Offenbarungen, Normalität und Individualität mit einander zu verbinden, ist unaussprechlich. Uns bleibt nichts, als Diejenigen glücklich zu preisen, die dieses Vollkommene schauten, und eine Ahnung desselben aus dem Abglanz zu gewinnen, der auf den von dieser großen Natur geschaffenen Werken unvergänglich (!) ruht." — Es werden sogar biblische Ausdrücke eigens hervorgesucht. So „war Cäsar" (freilich im Widerspruch

Wir blicken auf den Gang der weitern Entwicklung.

Jene Männer, welche Cäsars despotische und zuletzt auch ebenso abenteuernde Plane durchkreuzt, waren unbestreitbar die Vertreter des reinsten Patriotismus wie der höchsten Bildung ihrer Zeit, die Lehren der griechischen Philosophie mit echt republikanischen Grundsätzen verbindend, — Römer in der edelsten Bedeutung des Wortes. Sie gehörten den vornehmen und reichen Classen an. Die

mit anderweiten Behauptungen, doch das thut nichts!) „gekommen, die Freiheit nicht aufzulösen, sondern zu erfüllen“ u. dgl. Genug der Beispiele dieser Geschichtsbehandlung. Mancher Kapuziner mag Herrn Mommsen wegen seiner Unübertrefflichkeit in der Vergötterungskunst wahrhaft beneiden! Wir freilich sind von einem andern Gefühle — dem des Ekels — erfüllt.

Mommsen ist übrigens nur der rückhaltloseste Repräsentant einer Fraction von deutschen Geschichtslehrern. In der „Historischen Zeitschrift“ des ebenfalls den Erfolg anbetenden Hrn. v. Sybel tritt (Jahrgang 1868, 2. Heft) ein Hr. Nissen kaum weniger unvorsichtig auf. Sein Postulat ist: „Alle Schriftsteller alter und neuer Zeit sind darüber einig, daß die Monarchie eine Nothwendigkeit und ein Segen für die damalige Welt war.“ Für diesen gelehrten Herrn scheint (um gleich beim frühesten Anfang zu bleiben) weder Tacitus noch Sueton als „Schriftsteller der alten Zeit“ vorhanden zu sein, sobald sie sich einer ins Blaue hinein beliebten doctrinären Behauptung nicht anpassen wollen. Unerfindbar ist uns die Logik und Consequenz des Hrn. Nissen, wenn er einerseits sich auf „alle Schriftsteller alter und neuer Zeit“ beruft, und doch anderseits im Eingang des nämlichen Aufsatzes klagt, die Niebuhr'sche Schule habe in der Kaiserzeit überall nur „Verfall, den Untergang alles dessen was die frühere Epoche groß, edel und beachtenswerth gemacht“, erblickt, und wenn er dies damit erklärt: „die hervorragendsten Vertreter der römischen Literatur, Cicero, Livius, Horaz, Tacitus, ergreifen offen Partei gegen die neue Ordnung der Dinge oder reden doch mit unverholener Klage von der vernichteten Freiheit und der vernichteten Tugend der Vorfahren.“ Der Hr. Verf. scheint eben auf der einen Seite vergessen zu haben, was er auf der andern selbst gesagt hat. — Hr. Nissen findet ferner einen „ungeheuren Fortschritt“ in dem Aufhören der „republikanischen Wirthschaft“, dann in der „Herstellung friedlicher geordneter Zustände“. Die willkürlichen Hinrichtungen, Meuchelmorde und sonstigen Gewaltthaten kommen in den Augen unsers Hrn. Verfassers gar nicht in Betracht, denn sie „trafen nur den kleinen Kreis politischer Männer welche mit den Cäsaren um die Herrschaft der Welt spielten: ein Spiel, bei dem allerdings das Leben den Einsatz ausmachte“. Also das soll ein friedlicher und geordneter — ein menschenwürdiger und sittlicher — Zustand sein, in welchem Niemand ohne Gefährdung seines Lebens sich um öffentliche Angelegenheiten bekümmern darf; dies die Nothwendigkeit, — der Fortschritt, der Segen einer solchen neuen Aera! Das Streben des Despotismus geht immer und überall dahin, zu bewirken, daß Jeder nur seinen eigenen Privatvortheil erstrebe und Niemand um die Sache des Gemeinwesens sich kümmere. — Aber selbst jene ganze Unterstellung ist zudem noch unwahr. Haben etwa alle jene, die ihres Reichthums wegen abgeschlachtet wurden, oder haben jene sonstigen Privatmänner, jene Frauen, selbst Kinder welche die Gewalt — oft eine eifersüchtige Buhlerin oder ein boshafter Günstling — meuchelmorden ließ, haben sie alle den Cäsaren die Herrschaft der Welt entreißen wollen? — „Auch das Dogma von der Divinität des Kaisers liegt mit Nothwendigkeit in den Anschauungen der Zeit begründet,“ meint Hr. Nissen, und rechnet also ohne Zweifel das Hinüberspringen von den Anschauungen der Republikaner zu denen der kaiseranbetenden Imperiatisten zu den „Fortschritten“, erlangt durch das Aufhören der „republikanischen Wirthschaft“. — Die Phrase: „der Freistaat war nicht lebensfähig!“ findet ihre Begründung zuletzt immer wieder in dem Umstande, daß diese Verfassungsform eben thatsächlich gestürzt ward. Aber ist dies nicht im Grunde die nämliche Logik, wie wenn zur Rechtfertigung des Raubmörders, der einen kranken Menschen überfiel, dessen Schwäche als Beweis angeführt werden wollte daß er nicht „lebensfähig“ gewesen sei! Ist dieser Beschönigungsgrund völlig unstichhaltig, so können anderseits gleich wenig die guten Früchte des neuen Regime zur Rechtfertigung angeführt werden, denn diese Früchte waren eben nicht guter sondern vielmehr der allerübelsten Art, wie wir sehr bald des Nähern werden sehen müssen.

Anhänger der Gewalt und des Selbstherrscherthums — der alte Napoleon wie ein deutscher Professor — haben sie daraufhin geringschätzig mit dem Schlagworte „Aristokraten" abzufertigen gesucht; in unsern Augen stehen diese überzeugungstreuen und opferwilligen Männer, die ihr Leben einsetzten für eine Idee, für das Gemeinwohl, nur desto höher. —

Wenn ihr Unternehmen — Rettung der Republik — scheiterte, so lag der nächste Grund darin, daß sie auf der nun einmal betretenen Bahn aus unrichtig angewendeter, vermeintlicher Humanität nicht noch um einen Schritt weiter gingen; sie mußten außer Cäsar auch den von demselben ernannten Consul Antonius, einen ebenso schlauen als nach Gewalt strebenden, despotischen und liederlichen, in allen Beziehungen höchst gefährlichen Menschen, gleichfalls unschädlich machen. Es war diese Nothwendigkeit unter den Verbündeten hervorgehoben worden, man stand jedoch ab davon nachdem insbesondere Brutus betont zu haben scheint daß die Handlung der Nothwehr nicht über die Grenze des unmittelbar Dringendsten ausgedehnt werden solle. Man gab sich wol der Hoffnung hin, durch Hochherzigkeit auch diesen Mann zum Zurückdrängen seiner schlechten Eigenschaften und Gelüste zu bestimmen. Doch dies war eine schwere Täuschung, welche dem römischen Staate ganze Ströme Blutes kostete und unmittelbar zum Untergang der neuerstandenen Republik führte.

Die Verbündeten hatten es überhaupt versäumt, sich vorgängig die unmittelbar nach Cäsars Tod nothwendigen Schritte klar zu machen, — wol im blinden Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und in der Hoffnung, eine allgemeine Begeisterung werde sofort jedes Hinderniß bewältigen. Doch dem war nicht so, und es sollte sich bald zeigen daß namentlich in Zeiten der Revolution die edelsten Absichten zur Erreichung des Zieles nicht genügen, wenn ein klarer Plan des Handelns und tüchtige Umsicht fehlt. —

Das Volk sah nach der That wol zuerst die Creaturen Cäsars, die es gleichwol nicht gewagt hatten das Geringste für dessen Rettung zu thun, voll Entsetzen aus der Senatssitzung fliehen. Sie verbreiteten Schrecken wohin sie kamen, und dieser dehnte sich aus oder erhielt sich, da die Verbündeten nicht sofort die Begründung einer neuen Ordnung, die Herstellung irgend einer provisorischen Regierung zu verkünden wußten. Die Masse zeigte sich daher, — als die Feinde des Cäsar, wie es scheint ziemlich schweigend auf der Straße erschienen — wesentlich verblüfft, zagend, scheinbar theilnahmlos. Die erwartete elektrische Wirkung der That erfolgte nicht; es begann vielmehr die Besorgniß vor einer Reaction von Seiten Derjenigen, welche sich der Gunst des Gewaltherrschers erfreut hatten, und welche Unterstützung finden konnten in jener nach den Verschwendungen des Alleinherrscherthums und den Genüssen aller Art lüsternen faulen Menge. Unter diesen Verhältnissen zogen sich die Verbündeten mit den in ihren Diensten stehenden Gladiatoren rathlos auf das Capitol zurück.

Am Abend erschien dort eine Anzahl Senatoren, darunter Cicero, der, kein Mann der That, sich anfangs zurückgezogen, trotzdem ihn Brutus eigens mit Namen aufgerufen hatte. Cicero empfahl nun Berufung des Senats. Obwol man sich aber in einem Revolutionszustande befand, scheiterte der Plan gleichwol an einer leeren Förmlichkeit: der Senat konnte dem formellen Gesetze nach nur berufen werden entweder durch einen Consul, also den jetzt allein vorhandenen gefährlichen Antonius, oder durch die Volkstribunen, die, sämmtlich von Cäsar an ihre Stellen gebracht, Feinde der Umgestaltung waren. So geschah denn nichts was geschehen mußte; man ließ die kostbare Zeit mit Zuwarten verstreichen und verfiel endlich auf den unglücklichen Gedanken mit Antonius zu unterhandeln.

Dieser hatte sich anfangs feige verborgen. Auf die Kunde vom überaus schonenden Auftreten und dann von der Thatlosigkeit der Verbündeten, kam er aus seinem Verstecke hervor. Jetzt, da man sich eigens an ihn wendete, erkannte er die Möglichkeit, durch Schlauheit in den Besitz der Gewalt, — der Herrschaft an Cäsars Stelle zu gelangen.

Er ließ sich zu einer Berufung des Senats auf den 17. März bewegen, in welcher, vermuthlich nach vorgängigem Uebereinkommen mit einer Anzahl einflußreicher Senatoren, einerseits den Mördern Cäsars Amnestie bewilligt, andererseits die Gültigkeit aller Anordnungen des Getödteten, ja sogar derjenigen die man noch gar nicht kannte, die man erst aus feinen (in des Antonius Händen befindlichen) Papieren erfahren würde, decretirt ward.

Damit war die Reaction inaugurirt. Die Verbündeten hatten den Muth besessen ihr Leben zu wagen um eine Revolution zu beginnen; sie ermangelten der Klugheit dieselbe durchzuführen.

Die „ruhigen Bürger", diese Kurzsichtigen und Schwachen freuten sich der erfolgten „Versöhnung"; sie gaben sich dem Wahne hin daß nun Ordnung und Zufriedenheit neu hergestellt und befestigt sei; sie ahneten nicht, daß die vorwaltende gutmüthige Schwäche nur zu einem Zustande der Anarchie, — der Unsicherheit, des Beraubens der Bürger und des Blutvergießens führe, der gräulicher nicht gedacht werden kann.

Der Gewalt noch nicht sicher, verfuhr Antonius anfangs in einer Weise, als neige er sich der republikanischen Richtung zu. Es war schnöde Heuchelei. Die erste Gelegenheit ward von ihm ergriffen um die Masse des Volks gegen die Republikaner zu fanatisiren, — natürlich nicht des nun einmal todten Cäsars wegen, sondern um dessen Werk, die unumschränkte Herrschaft fortzuerhalten und die Gewalt in seine eigenen Hände zu bringen.

Zu diesem Behuf diente zunächst das Testament des Cäsar. Die Menge war gewonnen als sie vernahm, der Todte habe jedem armen Bürger 75 Denare vermacht und seinen prächtigen Garten für den öffentlichen Gebrauch bestimmt.

Bereitwillig ward es sodann aufgenommen daß der Ermordete den Enkel seiner Schwester, Cajus Julius Cäsar Octavianus, adoptirt und zum Haupterben eingesetzt habe; gegen die Mörder aber ward der Haß aufgestachelt durch die Mittheilung, daß eventuell nicht nur Antonius sondern auch Decimus Brutus, also einer der Mörder, zum sogenannten zweiten Erben eingesetzt sei. Der Hause, nur den Geldvortheil kennend, schrie natürlich über schnöden Undank der Republikaner überhaupt.

Dann folgte die pomphafte Leichenfeier, und dabei trat Antonius unmittelbar hervor. Er hielt die Leichenrede, worin er mit ungemeinem theatralischem Geschick die Leidenschaften aufzustacheln verstand. Mit den glänzendsten Farben wurden die Kriegsthaten Cäsars geschildert, dann die Züge seiner Freigebigkeit gegen das Volk aufgezählt. Wie oft habe der Senat sich für die Sicherheit des alle Andern so weit überragenden Staatsmannes und Helden geradezu verbürgt; wie sehr habe derselbe ihn mit den überschwänglichsten Ehren überhäuft. Und nun sei Cäsar mitten in der Versammlung des nämlichen Senats gemeuchelmordet worden! — Um den Bühneneffect zu erhöhen zeigte Antonius der jammernden Menge das von den Dolchstichen durchbohrte und mit Blut befleckte Gewand des Todten; zugleich ließ er ein Wachsbild desselben emporheben an welchem die 23 Wunden sichtlich waren. — So ward die Menge bis zur Raserei aufgehetzt.

Traurige Erscheinung! Es war dahin gekommen, daß die Geschicke Roms, d. h. die Geschicke der ganzen damaligen cultivirten Welt, großentheils von den Schauspielerkünsten eines ehrgeizigen und genußsüchtigen, zu jeder Gewaltthat bereiten, jedes sittlichen Haltes entbehrenden Menschen abhingen! Der Fluch des Systems der Eroberung, der Herrschaft, der Beraubung und Unterjochung anderer Völker übte seine verderblichen Wirkungen. Aller nützlichen Thätigkeit entwöhnt, ermangelte die Masse, ebenso wie jedes durch eigene Arbeit erworbenen Vermögens, auch jeder wahren Bildung, jedes gesunden Urtheils in öffentlichen Angelegenheiten.

Die Republikaner, die sich mit Mühe in ihren Wohnungen den Wuthausbrüchen der systematisch fanatisirten Menge erwehrten, fanden es gerathen die Hauptstadt zu verlassen, um so mehr, da Antonius Tausende der alten Soldaten Cäsars dahin zog und sich aus ihnen eine Art Leibgarde bildete. Mit Hülfe gefälschter Schriften die er als Bestandtheile des Cäsarischen Nachlasses ausgab, konnte dieser Mann bei dem eingeschüchterten Senate Alles durchsetzen. Er hatte sich nicht nur der sämmtlichen vorhandenen Staatsgelder bemächtigt, sondern benützte nun auch jene Papiere als Vorwand um Staatsgüter, Aemter, Nutzungen aller Art zu verleihen, angeblich weil Cäsar bereits so bestimmt habe, während er in Wahrheit diese Gewährungen um enorme Summen verkaufte! Daneben häuften sich die Verschleuderungen von Staatsländereien an Veteranen;

denn die Soldateska war es ja, auf welcher die Gesellschaft rettende Tyrannis beruhte.

Trotz alledem ließ sich die Majorität des Senats ein halbes Jahr lang — bis zum Monat September 44 — von Antonius täuschen und geradezu am Gängelband führen. Nur darauf bedacht, den Zusammenstoß, der doch nicht zu vermeiden war, für den Augenblick abzuwenden, nahmen diese ruheliebenden aber völlig kurzsichtigen Männer — unter ihnen längere Zeit auch Cicero — eine Ungebühr nach der andern hin, ja sie sanctionirten was ihnen dictirt ward. Sie selbst wirkten mit, ihre Macht und ihr Ansehen vollständig zu Grunde zu richten. Endlich, da die übermüthigen und gewaltherrischen Ansinnen sich immer weiter steigerten, und da anderwärts eine Stütze sich darzubieten schien, trat eine Spannung, ein Zerwürfniß ein, das namentlich auch die erste von Cicero's 14 Philippischen Reden hervorrief.

Der von Cäsar adoptirte Octavianus, welcher seinen Großoheim in dem Feldzuge gegen die Parther begleiten sollte und von ihm nach Illyrien vorausgesendet war, kam auf die Nachricht von dessen Ermordung nach Italien zurück. Obwol noch nicht 19 Jahre alt, benahm er sich mit der größten Schlauheit gegen Alle, insbesondere sowol gegen Antonius wie gegen den Senat, als dessen Führer der politisch haltlose Cicero anzusehen war. Dabei suchte Octavian in der Stille das Volk zu gewinnen und die Soldaten dem Antonius abtrünnig zu machen.

Der Letzte fühlte das Bedürfniß etwas Entscheidendes zu thun um sich die Herrschaft zu sichern. Er wendete sich gegen Decimus Brutus, in der Absicht ihn aus seiner cisalpinischen Statthalterschaft zu vertreiben. Doch den Ränken des Octavian war es wirklich gelungen einen Theil der Truppen zum Abfall von jenem Consul und zum Anschluß an ihn, den Erben Cäsars zu bestimmen.

Der offene Bruch mußte erfolgen. Decimus Brutus leistete in der Stadt Mutina (Modena) hartnäckigen Widerstand. Der Senat erklärte den Antonius auf Cicero's Betreiben für einen Reichsfeind, und übertrag dem Octavian und den beiden Consuln für das Jahr 43 den Befehl über die wider jenen aufgebotenen Truppen. Nach hartnäckigem Kampfe ward Antonius geschlagen und zur Flucht nach dem jenseitigen Gallien genöthigt. Die Republik schien gerettet, da auch Marcus Junius Brutus und Cassius im ganzen Oriente gegen die Truppen des Antonius siegreich waren. Es kam nur noch darauf an einen letzten vernichtenden Schlag gegen Antonins zu führen.

Doch dies vereitelte Octavian. Er wollte nicht Wiederherstellung der Republik, sondern Fortdauer des Alleinherrscherthums; ehrgeizig und herrschbegierig strebte er darnach, das Erbe Cäsars sich zu verschaffen, wobei der Staat, sammt Land und Leuten, eben wie ein gemeines Besitzthum behandelt ward.

Statt mitzuwirken zur Vernichtung des Antonius, verhandelte er insgeheim mit diesem, zog an der Spitze der ihm anvertrauten Truppen eigenmächtig nach Rom, und erzwang von dem macht- und würdelosen Senate sowol das Consulat für sich, als die Zurücknahme des gegen Antonius gefaßten Beschlusses, und endlich die Aufhebung der den Mördern Cäsars gewährten Amnestie, worauf er diese Thäter vor Gericht laden und, da Niemand erschien, ächten ließ.

Dann zog er wieder mit seinem Heere aus. An Antonius hatte sich der Truppenanführer Lepidus angeschlossen. Auf eine Bekämpfung dieser Gegner war es jedoch keineswegs abgesehen; sie hätte ja den verhaßten Republikanern nützen müssen. Die drei Männer Octavian, Antonius und Lepidus hielten vielmehr auf einer kleinen Insel des Flüßchens Rhenus (jetzt Reno) bei Bononia (Bologna) eine Zusammenkunft angesichts ihrer zu beiden Seiten des Gewässers harrenden Truppen. Obwol gegenseitig von Mißtrauen und Haß erfüllt, verständigten sie sich in zweitägiger Verhandlung über die Vernichtung der Republikaner und über Theilung der Herrschaft unter sich. Sie beschlossen, die oberste Gewalt als Triumvirn (Dreimänner) auf 5 Jahre an sich zu reißen, sämmtliche Aemter für diese Zeitdauer im Voraus zu vergeben, die Provinzen unter sich zu theilen, und endlich durch Proscriptionen sowol ihre Gegner persönlich hinweg zu räumen als auch durch die Confiscation des Vermögens derselben sich Geldmittel zur Ausführung aller weiteren Plane zu verschaffen. — Nicht dem Volke sondern den Truppen wurde diese Uebereinkunft, freilich unter Verheimlichung des letzten Punktes, zunächst mitgetheilt; das Jubelgeschrei der Soldateska, nicht ein Volks- oder Senatsbeschluß, ertheilte derselben die nächste Sanction.

Die Triumvirn begannen damit, die erste Proscriptionsliste sofort unmittelbar selbst aufzusetzen. Keiner dieser neuen Herren Roms trug Bedenken, nahe Verwandte oder treue Anhänger der Rache eines seiner beiden Genossen preiszugeben. Octavianus opferte den ihm fast demüthig ergebenen Cicero. Antonius ließ seinen Oheim, Lepidus sogar seinen Bruder auf die furchtbare Liste setzen; keine Rücksicht, kein Band weder des Blutes noch der Freundschaft ward geachtet. Ehe noch die neuen Gewaltherrscher nach Rom kamen, war gesorgt daß die Mordbefehle dort in Vollzug gesetzt wurden. Der ersten Proscriptionsliste folgten weitere. Man rechnet, daß 300 Senatoren und gegen 2000 Ritter abgeschlachtet worden seien. Das menschliche Gefühl war verschwunden; es häuften sich die häßlichsten Züge von Habgier und Verrath. War doch durch ein eigenes Edict jedem Freien der das Haupt eines Geächteten einliefere, eine Belohnung von 25,000 Denaren (Drachmen) verheißen; jeder Sklave sollte für eine solche Ablieferung 10,000 Denare und die Freiheit erhalten. Da kam es vor daß Frauen ihre Gatten, Söhne ihre Väter, oder diese hinwieder jene den Henkern überlieferten. Doch, zur Ehre der menschlichen Natur sei es erwähnt, auch an Zügen von Aufopferung der edelsten Art fehlte es keineswegs. Das Blutwerk geschah

im Uebrigen nicht in einem Momente der Aufregung und Erbitterung, sondern es ward angeordnet und ausgeführt mit kalter Ueberlegung, nüchterner Berechnung, und zwar über völlig wehrlose, jedes Widerstandsmittels ermangelnde Menschen. „Alles was einigermaßen über die Menge hervorragte," bemerkt ein neuerer Geschichtschreiber (Peter), „wurde ausgerottet wofern es nicht zur siegenden Partei gehörte, und es wurden ganze Reihen edler Geschlechter niedergemäht, wie am deutlichsten daraus hervorgeht daß schon in der ersten Kaiserzeit nur noch so wenige Träger der alten berühmten Namen vorkommen. Mit und in ihnen aber wurden die Träger der republikanischen Gewohnheiten und Erinnerungen, und somit die einzigen Ueberreste und Vertreter der Republik vernichtet." Mit ihnen, fügen wir bei, verschwand beinahe die ganze gebildete und selbständige Classe von Rom; sie ward ausgerottet um dem Glücke des Alleinherrscherthums Raum zu verschaffen. — Wie sehr aber das natürliche, gesunde, sittliche Urtheil über dieses empörende Treiben durch die in unsern Schulen meistens hergebrachte Darstellungsweise gestört und gefälscht wird, davon gibt der nämliche Geschichtschreiber, dem wir die obigen Bemerkungen entnehmen, ein unabsichtliches Beispiel, indem er den eben erwähnten Worten sofort beifügt: „Freilich mußte dies geschehen, um einer neuen Entwicklung und namentlich einer völligen Regeneration des sittlichen Lebens Raum zu verschaffen;" nur, meint er, dies könne wenigstens die Triumvirn nicht entschuldigen. — Angesichts der maßlosen Gräuel mit denen sofort die neue Aera eröffnet ward; angesichts der Schandthaten jeder Art, insbesondere der ungeheuerlichsten Verhöhnung aller Sittlichkeit, wovon die ganze folgende Kaisergeschichte angefüllt ist, läßt sich selbst ein sonst ziemlich freisinniger und unbefangener Mann verleiten, von einer Nothwendigkeit der Republikanervertilgung und gar — von „einer völligen Regeneration des sittlichen Lebens" zu reden!

Diese ganze fast allgemein verbreitete Ansicht beruht aber auch noch außerdem auf einem Fundamentalirrthume. Es ist eine Unmöglichkeit, die Grundlage auf welcher ein Staat sich einmal vollständig entwickelt hat und mächtig geworden ist, geradezu umzuwandeln und gleichsam in ihr Gegentheil zu gestalten ohne daß ein solches Staatswesen selbst zusammenbricht. So wenig es möglich war, die blühenden Freistaaten Griechenlands in ein gleichermaßen fortgedeihendes Königthum zu verwandeln, ebenso wenig, ja noch weniger ließ sich Rom, wo die ganze sittliche wie materielle Entwicklung mit dem republikanischen Wesen und selbst den republikanischen Formen zusammenhing, durch Herstellung einer Alleinherrschaft „regeneriren". Man konnte die Republik vernichten, aber man regenerirte den Staat damit keineswegs, man richtete ihn nothwendigerweise selbst zu Grunde. Wenn uns dabei Eines wundert, so ist es die ungeheure Festigkeit des durch den Freistaat hergestellten und ausgebildeten Gemeinwesens, das selbst dem Wahnsinne

und allen Gewalt- und Schandthaten der omnipotenten Herrscher noch Jahrhunderte lang Trotz bot.

Es liegt übrigens in der Natur der Dinge daß unter Zuständen wie die jetzt inaugurirten, die Verfolgung sich nicht auf solche Männer beschränkte, welche als politische Gegner gefürchtet wurden. Persönlicher Haß benützte vielfach die Gelegenheit zur Rache an politisch ganz unbedeutenden Leuten. Besonders gefährlich war es, sich im Besitz eines bedeutenden Vermögens zu befinden. Ein schönes Haus, ein hübsches Landgut, das die Begehrlichkeit eines der neuen Herren Roms reizte, mochte genügen, Jemanden auf die Proscriptionsliste zu bringen. Und selbst als endlich die Morde aufhören mußten, wurden die Bedrückungen und Plünderungen fortgesetzt. Gerade dasjenige was bei Umgestaltungen von der Masse der Bürger immer am häufigsten erstrebt und verlangt wird: Herstellung der Sicherheit für Personen und Eigenthum, — gerade dies war gar nicht vorhanden, vielmehr völlig vernichtet.

Unter den Opfern des triumvirn'schen Blutbundes befand sich, wie oben bereits angedeutet, auch der berühmte Redner und Philosoph Cicero. Ein Mann des Wortes nicht der That, von unzuverlässigem, durchaus schwankendem Charakter, hatte er an Cäsars Beseitigung keinen Theil genommen, war dagegen etwas später wieder hervorgetreten und konnte als Haupt der Senatspartei gelten. In Octavian eine Stütze suchend, hatte er sodann den Antonius gereizt. Während nun aber dieser Letzte wenigstens seinem Oheim, Lepidus ebenso seinem Bruder die Flucht ermöglichte, that Octavian nicht das Gleiche für Cicero. Einer der Clienten des berühmten Redners, den er in einem schweren Processe mit Erfolg vertheidigt hatte, soll es gewesen sein, der ihm auf seiner Flucht nachsetzte und den Todesstreich gegen ihn führte. Als die Mörder dem Antonius das abgeschlagene Haupt dieses Feindes überbrachten ließ er ihnen den zehnfachen Betrag des versprochenen Preises auszahlen. Seine Gemahlin, die boshafte Fulvia, ergötzte sich damit, die Zunge mit Nadelstichen zu durchbohren. Dann ward der Kopf auf jener Rednerbühne, deren Zierde Cicero so lange gewesen, öffentlich ausgestellt, — ein Warnungszeichen für oppositionslustige Redner.

Doch die Vermögensconfiscationen lieferten, trotz der Ausdehnung in der sie vorgenommen wurden, lange nicht den für die Vergeudungen der drei Gewaltherrscher nothwendigen Ertrag. Sie erklärten daß weitere 200 Millionen Denare durch Abgaben aufgebracht werden müßten. Die Hausbesitzer in ganz Italien hatten ihre vollständige Jahresmiethe abzuliefern; die Besitzer von Landgütern ebenso die Hälfte ihrer Einnahme; ähnlich die Eigenthümer von Capitalien. Die zur Bemannung der Kriegsschiffe erforderlichen Sklaven wurden ohne Entschädigung ihren Herren weggenommen. Dabei waren die Schätzungen solcher Art, daß man es nöthig hielt den Eigenthümern gleichsam als Gnade frei zu stellen, die angesetzten Summen zu bezahlen oder ihr ganzes Vermögen dem

Staate zu überlassen, der ihnen dann ein Drittheil jenes Schätzungsbetrags zurückvergüte, — eine Bestimmung von der in Wirklichkeit mehrfach Gebrauch gemacht wurde. —

Wie es bei derartigen Vorgängen immer zu geschehen pflegt, reiheten sich an die Erpressungen für Rechnung der Machthaber andere zu Gunsten ihrer Werkzeuge. Aber auch sie wurden nicht blos im Einzelnen, im Kleinen, sondern zugleich im Großen und Allgemeinen verübt. Den Soldaten hatte man — achtzehn der reichsten Städte Italiens als Belohnung zugesagt, darunter Capua, Rhegium, Venusia, Beneventum, Nuceria, Ariminum und Velia. Doch damit waren diese Lanzknechte noch nicht zufrieden, sondern die Einzelnen suchten durch anderwärtigen Raub und Erpressungen ihren Gewinn weiter zu vergrößern. — Wie zum Hohn erging dann noch ein Edict durch welches bei strenger Strafe befohlen ward, den nächsten Neujahrstag (1. Jan. 42) als Freudenfest zu feiern.

Es ist eine gewöhnliche Erscheinung daß die guten Bürger in den Zeiten politischer Stürme eine Gewaltherrschaft wünschen, in der Hoffnung durch sie einen ruhigen und sicheren Genuß ihres Vermögens zu erlangen. Die Gewaltherrschaft tritt, wenn einmal solche Stimmung im Volke herrscht, oft genug ein. Das Ergebniß ist aber fast immer ein dem erwarteten entgegengesetztes. Wie Mancher der wenigstens mittelbar beitrug zur Herstellung der Tyrannis, weil ihm die Bewegungen und die kleinen Opfer welche die Republik erheischte unbequem und lästig waren, mag zu spät gewahr worden sein daß nicht das Verzichten auf jede politische Betheiligung sondern im Gegentheil ein reges und ernstes Sichbekümmern um die Angelegenheiten des Gemeinwesens das Mittel ist, in Ruhe und Friede und im Genusse seines Vermögens zu leben, während die Geschichte mit zahllosen blutigen Zügen beweist daß auch der „ruhige Bürger", der jedes politische Regime für gleichgültig hält, unter der Herrschaft des Despotismus keineswegs blos seines Vermögens nicht froh wird, sondern daß er selbst seines Lebens nicht sicher ist; ja daß gerade das Vermögen, um dessen ungestörten Genuß er alle politischen Rechte hingab, an sich schon Veranlassung werden kann, ihn auch das Leben selbst zu kosten. —

Während die geschilderte Gestaltung vor sich ging und die Triumvirn unumschränkte Herren des Abendlands waren, hatten sich Brutus und Cassius des ganzen Orients bemächtigt. Beide waren noch von Cäsar für die nächste Zeit nach ihrer Prätur zu Statthaltern von Macedonien und Syrien ernannt. Antonius hatte zwar durch den gefügigen Senat andere an ihre Stelle ernennen lassen; sie wichen aber nicht, besiegten ihre Gegner, und unterwarfen sich selbst die übrigen Theile Asiens. Der Drang der Noth brachte auch sie dahin, den Landschaften schwere und drückende Lasten aufzuerlegen. Die Ueberwindung der Schwierigkeiten im Orient hielt die Republikaner zu lange dort auf; sonst hätten

sie vor Vollendung der Rüstungen der Triumvirn nach Italien übersetzen können. Im Herbste des Jahres 42 trafen die Heere beider Theile — jedes ungefähr 100,000 Mann stark — bei der thracisch-macedonischen Stadt **Philippi** auf einander. Das Ergebniß des Kampfes war schwankend: Cassius ward zwar von Antonius zurückgeschlagen, dagegen brachte Brutus dem Octavian eine vollständige Niederlage bei; im Ganzen stand die Sache günstig für die Republikaner; ja man durfte hoffen daß der siegreiche Brutus auch den Antonius schlagen werde. Doch der sonst so verständige Cassius ward diesmal von seiner gewöhnlichen Klugheit verlassen. Er sah Reiter herannahen — es war die Vorhut des Brutus, — und hielt sie für Feinde, glaubte auch seinen Freund besiegt, und stürzte sich verzweifelnd in sein eigenes Schwert, um nicht zum Spotte der Unterdrücker zu werden. Der Kampf ward für jetzt abgebrochen ehe eine endgültige Entscheidung erfolgte. Nach etwa 20 Tagen kam es wieder bei Philippi zu einer zweiten Schlacht. Diesmal unterlag Brutus; auch er, ein warmer Verehrer der stoischen Philosophie, tödtete sich nun selbst; seine Gemahlin, die heldenmüthige Porcia soll desgleichen gethan haben. Viele der edelsten Römer, darunter selbst Nichtmilitäre die sich vor den Verfolgungen im Occidente zu den Republikanern geflüchtet, endeten freiwillig ein Leben das für sie jeden Reiz verloren hatte. Auch sie straften wieder die Phrase Lügen daß es überhaupt in dieser Periode keine Republikaner mehr gegeben habe. —

Der fernere Widerstand der ihrer Führer beraubten Republikaner war vergeblich. Ueberall unterlagen sie, schrankenlos geboten die Triumvirn in dem ungeheuren Römerreiche.

Antonius zog nun nach dem Oriente, dessen Beherrschung ihm von seinen beiden Genossen überlassen ward, und schwelgte bald in den Armen der Aegypterkönigin Kleopatra die ihn vollständig zu beherrschen wußte. In einer, jeder Schilderung sich entziehenden Weise gab er sich allen Lüsten hin. Die ungeheuersten Erpressungen mußten Geldmittel dazu liefern. Sein Treiben ging geradezu in das Wahnsinnige über. — Es war eine bezeichnende „Regeneration des **sittlichen** Lebens".

Unterdessen sollte Octavian, der sich Italien und das übrige Abendland hatte zutheilen lassen, die neue Ordnung der Dinge hier organisiren. Es war keine leichte Aufgabe, denn dieses neue „Ordnen" bestand vor Allem darin, die Bevölkerung jener 18 großen italischen Städte, welche man den Soldaten als Belohnung versprochen hatte, zu vertreiben, dann weiter die ungeheuren Geldsummen aufzubringen, die den Lanzknechten gleichfalls verheißen worden waren. Und dabei schmiedete die in der Stadt Rom zurückgebliebene lasterhafte Gemahlin des Antonius (Fulvia) mit dessen Bruder fortwährend die schlimmsten Ränke gegen den „treuen Verbündeten" Octavian. Das Land und die friedliche Einwohnerschaft bekamen das neue Glück, die angeblich unumgänglich nothwendige Regene-

ration des Staates, im Uebermaß zu genießen. Nicht weniger als 34 Legionen durchzogen zuchtlos, raubend und plündernd, die italische Halbinsel. Octavian selbst mußte sich bittere Schmach von der übermüthigen Soldateska gefallen lassen. Als er einmal, von einer Truppenabtheilung erwartet, nicht schnell genug erschien und ein Centurio die darüber Murrenden zu beschwichtigen suchte, tödteten sie diesen Anführer und legten seinen Leichnam auf den Weg den Octavian kommen mußte, welcher Letzte seinerseits die Unzufriedenen nur durch neue Versprechungen zu beschwichtigen im Stande war. Ein Vorspiel dessen, was die römische Welt noch von dem Prätorianerthum erfahren sollte! Wie schon bemerkt, genügte die Ueberlassung jener 18 Städte den habgierigen Söldlingen nicht mehr. Ein großer Theil der ganzen Bevölkerung Italiens irrte allmählig hab- und obdachlos umher. Fast Niemand bebaute das Feld, da der Pflanzer die Früchte nicht erntete; alle Sicherheit hatte aufgehört; Mord, Raub und Brand wütheten allenthalben. —

Es herrschte ein Zustand völliger Anarchie. Des Antonius Weib und Bruder (die Fulvia und Lucius Antonius) trieben ihre Ränke so weit, daß Octavian zuletzt gegen sie, die einen Theil der Soldateska gewonnen hatten, förmlich zu Felde ziehen mußte.

Die Trümmer der Republikaner sammelten sich mittlerweile unter Sextus Pompejus (dem jüngern Sohne des frühern Triumvirs). Antonius, gefährdet durch seinen eigenen Genossen Octavian, verband sich nun mit jenem. Doch bald war eine Aussöhnung zwischen den beiden Triumvirn gegen den Republikaner Pompejus zu stande gebracht. Dieser behauptete sich gleichwol, indem er die See beherrschte und damit die Zufuhren nach Rom abschnitt. Darauf entstand Unzufriedenheit unter der hungrigen Menge der Hauptstadt. Um sie zu beschwichtigen mußten die Triumvirn ihrem Gegner die italischen Inseln durch förmlichen Vertrag überlassen. Allein die Anarchie, die Ränke und Treubrüche hörten auch jetzt nicht auf. Ein neuer Krieg gegen Pompejus begann. Er ward durch den geschickten Feldherrn des Octavian, den Marcus Vipsanius A g r i p p a besiegt, und floh nach Asien zu Antonius. Doch dieser ließ ihn ermorden. Nun wendete sich Octavian gegen den andern seiner Genossen, den Lepidus, dem Afrika überlassen war und dessen er sich jetzt entledigte. Derselbe ward gestürzt, jedoch wegen seiner vollständigen Unfähigkeit und darum Ungefährlichkeit ausnahmsweise am Leben gelassen.

Endlich, zu Anfang des Jahres 32, kam es zu einem neuen, und zwar diesmal entscheidenden Kampfe zwischen Octavian und Antonius. Es war gleichsam wieder ein Kampf zwischen dem Orient und dem Occident; denn dorthin wollte Antonius den Schwerpunkt des römischen Reiches verlegen; Alexandria sollte dessen Hauptstadt werden, und mit Geringschätzung hatte die ihn beherrschende verbuhlte ägyptische Königin bereits von Rom geredet. Bei A c t i u m,

dem Vorgebirg in Akarnanien, kam es am 2. Sept. 31 zur Seeschlacht. Kleopatra floh zuerst, Antonius folgte ihr sofort, der Sieg des Octavian oder vielmehr seines Feldherrn Agrippa war entschieden.

Nach Aegypten zurückgelangt, suchte sich Kleopatra ihres bisherigen Geliebten Antonius zu entledigen, um ihre wiederholt mit Erfolg geübten Künste nun beim neuen Sieger zu versuchen. Sie ließ jenem die erdichtete Nachricht hinterbringen sie habe sich selbst getödtet. Darauf stürzte sich Antonius in sein eigenes Schwert. — Dies war denn für ihn das Endergebniß der tückischen Bekämpfung und Unterdrückung der Freiheit; zugleich der wolverdiente Lohn für seine Grausamkeiten und Ausschweifungen. — Die Königin ihrerseits mußte bald wahrnehmen daß Octavian sie nur hinzuhalten suche um sich ihrer Schätze zu bemächtigen und mit ihrer eigenen Person seinen Triumphzug zu schmücken. Dies ertrug sie nicht, und nun tödtete sie sich wirklich (einer Sage nach indem sie eine giftige Natter an ihre Brust setzte; Jahr 30).

So ist es denn bereits dahin gekommen, daß der Geschichtschreiber, um die Geschicke der Menschheit zu schildern, wesentlich auf die Darstellung des Treibens einzelner herrschsüchtiger oder verbuhlter Individuen hingewiesen, ja zu solcher Schilderung gezwungen ist. —

Octavian war nun unbestritten Herr Roms, Herr der cultivirten Welt. Er inaugurirte seine Allgewalt nach Art der asiatischen Despoten, indem er sowol den Cäsarion (Sohn Cäsars und der Kleopatra) als die Kinder des Antonius aus dessen erster Ehe — ermorden ließ. — Auch dies mochte nothwendig scheinen zur angeblich „unentbehrlichen Regeneration der sittlichen Ordnung der Welt“, wovon der Doctrinarismus so vielfach mit größter Salbung zu reden pflegt. —

Octavian war ein Mann von ebenso maßloser Herrschbegierde als außerordentlicher Klugheit. Es war wol seine eminenteste Eigenschaft daß er — aus schlauer Berechnung — seinen Ehrgeiz äußerlich vollkommen zu beherrschen verstand. Der allgemeinen Befähigung nach keineswegs unbedeutend, bewies er doch in keiner einzigen Beziehung ein wirklich hervorragendes Talent. Wir haben gesehen, wie er zur Erreichung seines Zieles vor Gewaltthaten und Gräueln nicht zurückschreckte; er handelte dabei nicht aus überströmendem Hasse sondern aus kalter Berechnung. Der nämliche Grund war es vorzugsweise, der ihn nach Feststellung seiner Herrschaft ein gewisses System der Milde befolgen ließ. Unwahrheit und Heuchelei erscheinen als die gewöhnlichsten Mittel seiner Politik.

Der neue Weltgebieter war in Aegypten zunächst darauf bedacht, aus diesem Lande sich die Geldsummen zu verschaffen welche ihm zur Durchführung seiner Herrscherplane in Rom dienen sollten. Kleopatra hatte der Kriegskosten wegen die Schätze der Tempel an sich gezogen und überdies die Privatpersonen mit außerordentlichen Abgaben drückend belastet. Der Rest dieser Schätze fiel natürlich

in die Hände des Siegers. Allein damit noch nicht zufrieden, forderte und erhob er von den unglücklichen Eingeborenen zwei Drittheile ihres Vermögens. Hauptsächlich dadurch ward er in den Stand gesetzt, jedem Soldaten bei seinem Triumphzuge in Rom eine Belohnung von 1000 Sestertien (etwa 65 Thlr.) zu verleihen und jeden Mann vom Volke mit 400 Sestertien zu beschenken. Sodann stattete er 120,000 Veteranen mit Grundeigenthum aus, und gab den aus ihrem Besitze Vertriebenen — das erstemal daß dies geschah — eine Geldentschädigung. Zudem veranstaltete er große Bauten und Spiele verschiedener Art, ergötzte die schaulustige Menge durch das Herbeibringen eines Rhinoceros und eines Nilpferdes, und entwickelte eine gewaltige Freigebigkeit in allen Richtungen. Natürlich gewann ihm dies ganze Classen, vielmehr beinahe die Gesammtmasse der Bevölkerung Roms, während sich Niemand um die aufs Aeußerste ausgesaugten unglücklichen Aegypter bekümmerte.

So jubelte denn die Menge dem Begründer einer neuen Zeit trunken entgegen. Widerstand gab es um so weniger, als die gesammten Geschlechter der alten Republikaner ausgerottet waren. Zufolge Senatsbeschlusses ergänzte nun der neue Herrscher den Patricierstand durch Aufnahme von Plebejern nach seiner Wahl. Dagegen ward der so gefügige Senat durch wiederholte Ausstoßnungen, im Ganzen von mehren hunderten seiner Mitglieder auch noch epurirt. An Widerspruch von seiner Seite war nun nicht mehr zu denken.

Der Senat hatte ohnehin keinen Augenblick ermangelt, den Sieger von Actium mit den raffinirtesten Auszeichnungen und Ehren zu überhäufen. Um so mehr konnte Octavian den Schein der Bescheidenheit annehmen. Er kündigte an das Triumvirat niederzulegen, und erklärte die durch dasselbe getroffenen Anordnungen aufgehoben; er wolle sich mit dem Consulat und dem tribunicischen Rechte begnügen, und behalte auch dies nur, um das Volk schützen zu können. — Das ganze römische Volk ließ sich also ins Angesicht sagen daß es des Schutzes durch einen einzelnen Mann bedürfe! — Er benöthige, so hieß es weiter, nach den erschöpfenden Sorgen und Anstrengungen der Ruhe und Erholung. Die Antwort des Senats bestand in der kriechenden Bitte, die Last auf seinen Schultern zu behalten, denn sonst gehe Rom den schrecklichsten Gefahren entgegen; das Vaterland erheische von ihm dieses Opfer! Nach längerem scheinbarem Widerstreben ließ sich Octavian herbei, diejenigen Functionen welche wirkliche Macht verliehen wieder zu übernehmen, indeß er auf jene verzichtete die eines reellen Werthes ermangelten. Darauf neue Kriechereien des Senats, insbesondere Verleihung des Titels Augustus (des Erhabenen, gleichsam Heiligen), als welcher Octavian in unsern Geschichtsbüchern erscheint. Den Titel eines Königs forderte Octavianus nicht, weil derselbe verhaßt war; besaß er doch als Imperator und Augustus, dann als princeps senatus, als Consul und als Träger tribunicischer Gewalt, mehr als königliche Macht. Er war in der letzten Eigen-

schaft für unverletzlich erklärt, hatte das Recht der Intercession, und die Würde eines Proconsuls in allen Provinzen von Bedeutung; dabei verfügte er über sämmtliche Streitkräfte des Reiches, und konnte zudem später als Pontifex Maximus auch die religiösen Dinge leiten. Er war Kaiser. Das Spiel mit einem scheinbaren Rücktritt von den Aemtern und deren Aufnöthigung durch den Senat, ward in der Folge noch einigemal von ihm wiederholt. Indem sich Augustus dann sowol die tribunicische Gewalt als das Consulat auf Lebenszeit übertragen ließ, ferner die Aufsicht über die Gesetze und Sitten (cura legum et morum), und damit die Befugniß, Verordnungen mit voller Gesetzeskraft zu erlassen, — lag die gesammte Staatsgewalt unbedingt in den Händen dieses einen Mannes, hing die ganze Nation von dessen Willkür und Laune, von seinem Verstande, seinem guten Willen — oder deren Gegentheil ab. Die Souveränität des Volkes sollte von diesem Volke völlig aufgegeben und unbedingt auf einen einzelnen Menschen übergegangen sein. Es war ein Zustand geschaffen, den kein Römer aus der früheren Zeit auch nur zu fassen vermocht hätte.

Der Alleinherrscher ließ aus schlauer Berechnung die republikanischen Formen fortbestehen nachdem er deren Wesen vernichtet hatte. Die Dictate des Einzelwillens wurden mit den alten Aeußerlichkeiten der Legalität umgeben. Es war ein Uebel mehr, das die Heuchelei und Corruption nur vergrößerte. Selbst die relative Mäßigung mit welcher Augustus von seiner unbeschränkten Gewalt Gebrauch machte, wirkte insofern unheilvoll, weil das System sich mehr festsetzen, mehr festwurzeln konnte, als es möglich gewesen wäre wenn dessen Wirkungen sofort in greller Weise hervorgetreten sein würden. — Der Senat behielt scheinbar die Leitung des Staates; die Erledigung der Geschäfte geschah indeß meistens durch einen nach des Gewaltigen Wille gewählten Ausschuß. Augustus' eigene Hauptrathgeber waren der ausgezeichnete Feldherr Agrippa, dem der Herrscher so viel verdankte und der seinerseits einen Rest republikanischer Anschauungen bewahrte, dann Mäcenas und Messala, Kenner und Begünstiger der Wissenschaft, im Allgemeinen verständig und wohlwollend, doch mit dem Streben nach behaglicher Ruhe, die ja das neue Regime für den Augenblick bot, somit dessen ergebene Diener.

Wie so ziemlich jeder Vertreter des Absolutismus, war auch dieser Imperator bemüht, im Religionswesen eine Stütze sich zu verschaffen. Die strengen Religionsübungen der Vorzeit wurden erneut, verfallene Tempel und Heiligthümer in Menge restaurirt und deren viele neu gegründet, in Abgang gekommene Priesterämter wieder besetzt, die sibyllinischen Bücher revidirt und, unter Entfernung dessen was dem Cäsarismus ungeeignet oder vielmehr unbequem schien, neu abgeschrieben und in kostbaren Kisten an heiliger Stelle aufbewahrt. — Cäsarismus und Priesterthum gingen Hand in Hand; — es stand nicht anders zu erwarten.

Die neue Ordnung der Dinge brachte es mit sich daß die Vorrechte sowol der Adeligen als der Hauptstadtbewohner möglichst ausgeglichen wurden. Das Nivelliren geschah aber nicht sowol in der Absicht die Zurückgesetzten zu erheben, als vielmehr in der, die Bevorzugten herabzudrücken. Galt es doch, die bisher so stolzen römischen Bürger an den Gedanken zu gewöhnen, ebenso wie die Provinzialen bloße „Unterthanen" des Alleingebieters zu sein. In dieser Beziehung geschah besonders ein grundsätzlich wichtiger Schritt, zu dem die Engherzigkeit und Beschränktheit des Stadtbürgerthums sich allerdings nie hätte entschließen können: um den außerhalb Roms wohnenden römischen Bürgern die Theilnahme an den Abstimmungen zu erleichtern ward verfügt, daß die Decurionen der Städte, d. h. die Rathsmitglieder, für die Wahlen in Rom ihr Votum zu Hause abgeben könnten, so daß nur das Ergebniß der Abstimmung nach der Hauptstadt zu berichten war. Dabei fand die Gründung neuer Colonien statt und die Verleihung des römischen oder latinischen Bürgerrechts an viele bisher davon ausgeschlossene Gemeinden oder Landschaften.

Um die hauptstädtische Plebs in guter Stimmung zu erhalten erfolgten wiederholt Geldspenden an die Proletarier, — bald 300, bald 400, bald wieder 240 Sestertien auf den Kopf; dann ebenso die raffinirtesten wie die barbarischsten Spiele. Augustus selbst hielt diese Dinge für wichtig genug, um eigens aufzeichnen zu lassen daß er 8 Mal Gladiatorenkämpfe, worin zusammen 10,000 Fechter auftraten, veranstaltet habe; dann 27 Mal Wettrennen im Circus und Bühnenspiele, 26 Mal Thierhetzen u. s. f. Ein eigener See wurde ausgegraben um der gaffenden Menge ein Seetreffen darzustellen. An den Brodspenden nahmen nie weniger als 150,000, mitunter bis zu 320,000 Bürger Theil. Das Verlangen nach „Brod und Spielen" (panem et circenses) ward der Menge recht von oben herab eingeflößt. Aber freilich mußten die in solcher Weise vergendeten enormen Summen auf andere Art, durch gesteigerte, drückende Abgaben wieder aufgebracht werden.

Indeß — es herrschte Ruhe in Rom. Alles Interesse am politischen Leben war ertödtet, nirgends konnte man eine Bewegung auf irgend einem Gebiete des Gemeinwesens wahrnehmen. Grabesstille lag in dieser Beziehung auf dem ganzen Reiche. —

Nach Außen wurden die Grenzen vermittelst verschiedener Feldzüge gesichert, theilweise erweitert, obwol Augustus eine Ausdehnung des Staatsgebiets nicht wünschte, sondern noch in seinem Testament eigens davon abmahnte. Die bedeutendsten dieser Kämpfe fanden gegen die Deutschen statt. Des Kaisers Stiefsohn Drusus breitete die Römerherrschaft über den Rhein hin aus; er schuf feste Plätze längs des Stromes, mitunter auch auf dessen rechtem Ufer, und gelangte auf einem seiner Kriegszüge selbst bis zur Elbe (in den Jahren 12 bis 9 vor Chr.). — Nach dem Tode des Drusus unternahm dessen Bruder Tiberius (im Jahre 6 nach Chr.) einen combinirten Angriff auf Deutschland von Pannonien (Ungarn)

und vom Rheine aus mit der gewaltigen Kriegsmacht von 12 Legionen. Den Germanen war das Loos der Gallier zugedacht; sie sollten unterworfen, erdrückt werden. Schon waren die beiden Römerheere, das von Südosten und das von Westen kommende, ihrer Vereinigung bis auf wenige Tagmärsche nahe gerückt, als ein unerwartetes äußeres Ereigniß, ein heftiger Aufstand der Völker in Dalmatien und Pannonien, somit im Rücken des Tiberius, denselben zur Umkehr zwang und Germanien rettete. — Doch bald geschahen neue Versuche zur Unterwerfung. Uebermüthig und unbesonnen drang der aus Syrien gekommene Feldherr Quintilius **Varus** mit 3 Legionen in das Herz von Deutschland vor. **Arminius** (Hermann), ein junger, kühner Cherusker, kriegerisch ausgebildet unter den Römern selbst und ein Hülfscorps derselben befehligend, verleitete den Varus zu unverständigem Umherziehen. Dann fiel Arminius von ihm ab; ein allgemeiner Aufstand war eingeleitet; die Römer irrten im Teutoburger Walde (in der Gegend, in welcher die Ems und die Lippe entspringen) umher und sahen sich bald von ihren Feinden umzingelt. Ueble Witterung und Mangel an Lebensmitteln vermehrten die Erschöpfung der Verfolgten. Am dritten Tage erlag der noch vorhandene Rest des Römerheeres; Varus selbst stürzte sich verzweifelnd in sein Schwert. — Nicht in der Größe des Menschenverlustes (der viel geringer war als jener des Crassus im Partherkriege und schwerlich mehr als 20,000 Mann betrug, da die deutschen Hülfsvölker ja abgefallen waren), sondern im moralischen Eindrucke den das Ereigniß zu Rom hervorbrachte, lag dessen Bedeutung. Doch deutscher Seits verstand man es nicht den Sieg auszunutzen.

Es war gleichwol ein schwerer Schlag für den alternden Augustus. Zudem war es nicht der einzige. Häusliches Unglück und wol auch Verbrechen in der Kaiserfamilie hatten ihn seit längerer Zeit vielfach heimgesucht. Er hatte nur *ein* eheliches Kind, eine Tochter, die ausschweifende Julia, vermählt mit Marcellus. Zwei seiner Enkel, beide Cäsar genannt, auf die er seine besten Hoffnungen gesetzt, wurden ihm durch den Tod, vielleicht durch die Giftmischerei seiner eigenen dritten Gemahlin Livia entrissen; einen dritten Enkel mußte er seiner Zügellosigkeit wegen verbannen. Augusts wackerer Stiefsohn Drusus war, wie schon erwähnt, bereits früher umgekommen. So sah sich denn der Alleingebieter über die römische Welt dahin gebracht, seinen andern Stiefsohn Tiberius, einen Menschen den er selbst vom Hofe gewiesen hatte, ja den er geradezu haßte, zu adoptiren und in ihm dem Reich einen neuen Beherrscher zu geben. — Es war im Jahre 14 nach Chr. als Augustus starb, kurz vor Vollendung seines 76. Lebensjahres, 57 Jahre nachdem er sich des Consulats bemächtigt, 44 Jahre nach Begründung seiner Alleinherrschaft durch die Schlacht von Actium. — („Hab' ich meine Rolle gut gespielt auf der Schaubühne des Lebens?" soll der sterbende Cäsar nach einer ohne Zweifel erdichteten, indeß bezeichnenden Sage der Alten seine Umgebung gefragt, und nach der Bejahung ein: „Nun so

klatscht Beifall!" hinzugesetzt haben. Ob ihn indeß gerade in diesem Augenblick nicht ein ganz anderes Gefühl überkam? das Gefühl, welches sich in den dem sterbenden alten Fritz in den Mund gelegten Worten ausdrückte: „Ich bin es müde über Sklaven zu herrschen!")

War schon die Regierung des Augustus keineswegs geeignet eine allgemeine Verbesserung der Zustände durch die Monarchie, im Gegensatze zur Republik darzuthun, so wird es geradezu unbegreiflich, wie irgend ein Geschichtschreiber welcher die Regierungsweise der vier nächstfolgenden Kaiser — des Tiberius, Caligula, Claudius und Nero — kennt, die oft erwähnten, gleichsam stereotyp gewordenen Phrasen wiederholen mag. Und dennoch geschieht es fort und fort. Es ist darum von unserm Standpunkt aus nothwendig, den bezeichneten Thatsachen gegenüber immer aufs Neue zu Vergleichungen aufzufordern zwischen den Zuständen unter der republikanischen und der kaiserlichen Regierung; zurück zu erinnern an die, wenn auch keineswegs idealen, aber jedenfalls vergleichsweise einfachen und auf ehrbarer Grundlage beruhenden damaligen Sitten, gegenüber der nunmehrigen, alle Gefühle und Begriffe verletzenden Sittenlosigkeit; hinzuweisen auf die damals unbedingt geltenden Grundsätze über die jedem Bürger schuldige Achtung seiner Person, seiner Freiheit und seines Lebens, und hinwieder auf die Unsicherheit eines jeden Einzelnen ohne Ausnahme und auf die Schrankenlosigkeit mit welcher der jeweils herrschende Despot über Eigenthum, Ehre und Leben dieser Millionen launenhaft verfügte, mit den heiligsten Gütern des Bürgers sein Spiel treibend. Worin, so müssen wir nochmals fragen, worin bestand denn das Bedürfniß und die angebliche Nothwendigkeit der Vernichtung des Freistaats und der Herstellung der Monarchie? Worin lag die Rechtfertigung jenes Umsturzes? Worin haben wir denn die „neue sittliche Ordnung" zu suchen welche das Alleinherrscherthum gebracht hat? Wenn man uns aber von einer Regenerirung des Staates redet, so müssen wir bekennen, nirgends auch nur eine Spur der „Wiedergeburt", sondern allenthalben blos die grellsten Beweise der Zersetzung und Auflösung, vielmehr des Zugrunderichtens des Staates zu erblicken.

Eines der Hauptübel bestand darin, daß mit der Republik das wichtigste Motiv für ein edles, über Selbstsucht und niedriges Treiben erhebendes Wirken vernichtet war. Es gab kein Gemeinwesen mehr, darum mußte auch der Gemeinsinn verschwinden und die verächtlichste Selbstsucht sammt allen sie begleitenden Lastern an dessen Stelle treten. Das, was die Römer früher geadelt und sittlich erhoben hatte, das — nach Peters treffendem Ausdruck — „hingebende, zu jedem Opfer bereite Interesse für das Gemeinwesen", hatte mit dem Untergange des Freistaats seine Triebfeder verloren. Der Kaiser bildete den Inbegriff des Staates; er besaß allein die Macht. Die Blicke aller Menschen waren nicht mehr auf die Volksversammlungen oder die Magistrate, sondern nur auf den Allein-

herrscher gerichtet, dem man blinden Gehorsam leistete, der alle Angelegenheiten nach Belieben lenkte. Selbst auf dem Gebiete der Literatur ward die Wirkung des Entwöhnens von freier Selbstthätigkeit in politischen Dingen sehr schnell bemerkbar. Jeder Aufschwung, jede freie Idee fehlte. An die Stelle geistiger Regsamkeit trat eine furchtbare Sterilität. (Der alte wie der neue Napoleonismus brachte die gleiche Wirkung hervor.) Es konnte aber namentlich zu Rom nicht anders kommen. Das ganze Wesen und Sein der Nation in der höhern Bedeutung des Wortes, d. h. das ganze römische Volksthum wurzelte in der Verfassung und in den Verhältnissen des Freistaats. Hätte Rom auch nicht das Unglück gehabt mit solchen Herrschern heimgesucht zu werden wie wir sie alsbald schildern müssen, so wäre es immerhin eine Sache der Unmöglichkeit gewesen, auf einer nur für den Freistaat geschaffenen Grundlage — reichen Segen vermittelst der Monarchie, oder richtiger: der Tyrannis zu erlangen, — ganz abgesehen davon, daß eine Institution, welche zu so gräuelvollen Ergebnissen auch nur führen **konnte**, von vorn herein nicht berechtigt und nicht würdig war, die bestehende Einrichtung zu verdrängen.

Die maßlosesten Ränke und wol selbst die schwersten Verbrechen seines letzten Weibes Livia hatten den vorigen Alleinherrscher dahin gebracht, die tribunicische und die proconsularische Gewalt dem **Tiberius** zu verleihen. Dadurch war derselbe nach dem Tode des Augustus von selbst Herr des Reiches. Und er sollte dies 23 Jahre lang bleiben, vom Jahre 14 bis 37 nach unserer Zeitrechnung.

Der neue Kaiser wurde vor Allem durch die mit dem Despotismus meistens innig verbundene Furcht vor Thronräubern, Furcht vor Verlust der Gewalt und des Lebens beherrscht. Feigheit und Neid, Sinnlichkeit und Grausamkeit lagen in seinem Charakter, und ihre Wirkungen äußerten sich um so furchtbarer, als das Talent der Verstellung in so hohem Grade damit verbunden war daß sein Aeußeres, seine Worte und Geberden fast immer das Gegentheil dessen ausdrückten was er in Wirklichkeit wollte und erstrebte.

Tiberius begann damit, den einzigen noch lebenden Enkel des Augustus, den unglücklichen Jüngling Agrippa Postumus ermorden zu lassen. Der Segen der neuen Staatsordnung zeigte sich sofort noch auf eine andere Weise: die zahlreichen Truppen am Rheine — acht Legionen — wollten nicht den Tiberius, sondern ihren geliebten Feldherrn **Germanicus**, den Sohn des Drusus als Kaiser; sie rebellirten, und nur die Uneigennützigkeit und Hochherzigkeit des die Anmuthung entschieden zurückweisenden Germanicus selbst rettete die römische Welt für diesmal noch vor einem durch die Soldatenlaune herbeigeführten innern Kriege.

Dem Senate gegenüber entwickelte Tiberius sofort die bis zum Aeußersten getriebene Verstellung und Heuchelei. Während er den als blos möglichen Kronprätendenten gefürchteten Vetter Agrippa Postumus meuchelmorden ließ, gab er sich dem Senate gegenüber das Ansehen, als sei er fest entschlossen die Herrschaft

nicht zu übernehmen. Allein schon wenige Bemerkungen einzelner Senatoren, unter denen selbst solche von kriechenden Schmeichlern, die in ihren Aeußerungen nur ungeschickt waren, reizten seinen Zorn und seine Bosheit. — Bald entwickelte sich das Delatorenwesen. Spioniren und Anklagen wurden gewerbsmäßig betrieben. Alle sittlichen, alle menschlichen Gefühle sah man verleugnet; es regnete wahre und falsche Beschuldigungen; sie galten als sicherste Mittel zur Erlangung von Gunst und Belohnung; bei ungeschickten Anklägern freilich schlug die Sache einigemal zu deren Verderben um. Die größten Vortheile standen in Aussicht bei Beschuldigung von Majestätsverbrechen. Gerade die Gesetze, welche einst geschaffen wurden zum Schutze der Majestät des römischen Volkes gegen Ungebühr gewaltthätiger einzelner Bürger, wurden nun in ihr Gegentheil umgekehrt, zum Schutze der Einzelwillkür gegen das Volk selbst.*)

Noch hielt die Furcht vor Germanicus den Despoten wenigstens einigermaßen in Schranken. Denn bei der Beliebtheit dieses Feldherrn im zahlreichsten der vorhandenen Heere konnte er, ungeachtet der frühern entschiedenen Zurückweisung der Herrschaft, den Sinn ändernd, sich dennoch derselben bemächtigen wenn Tiberius zu viele Interessen grell verletzte. Germanicus führte in Deutschland eine Reihe glänzender Feldzüge aus, besonders in den Jahren 15 und 16. Es war sehr wol möglich daß die Römerherrschaft sich in Germanien doch noch festsetzte; Germanicus glaubte nur noch eines weiteren Jahres zu bedürfen um ganz entscheidenden Erfolg zu erlangen. Doch eine solche Vermehrung des Ruhmes seines Feldherrn erfüllte den Alleinherrscher aufs Neue mit schwerer Besorgniß. Er benützte die Opfer welche dieser Krieg kostete, im Gegensatze zu dem geringen materiellen Gewinn den er bis jetzt bot, als Vorwand, um den beliebten Führer von seinen Truppen abzuberufen und mit außerordentlicher Gewalt nach dem Oriente zu senden. Gleichzeitig ernannte er den hochfahrenden und unverträglichen Piso zum Statthalter in Syrien. Dieser trieb alle möglichen Ränke gegen Germanicus; ja als der Letzte in der Blüthe seiner Jahre starb, verbreitete sich allgemein der Glaube an die Richtigkeit der von dem Sterbenden selbst geäußerten Beschuldigung: er sei durch Piso vergiftet worden. Dies trug sich im Jahre 21 zu, in demselben Jahre, in welchem Arminius, unter der Anklage nach der Alleinherrschaft zu streben, in Deutschland von seinen eigenen Verwandten ermordet ward.

Die Furcht des Despoten vor dem talentvollen und beliebten Vetter war somit beseitigt. Von nun an wird die Geschichte des Tiberius noch einförmiger. Nach Außen kommen blos unbedeutende Ereignisse vor, im Innern dagegen hört man beinahe nur noch von Palast- und Günstlingsintrigen neben Majestäts-

*) Lex I § 1 D. ad leg. Jul. majest.: »Majestatis crimen illud est, quod adversus Populum Romanum vel adversus securitatem ejus committitur.«

processen, Vermögensconfiscationen, Hinrichtungen oder Selbstmorden. In dem einer Nation unentbehrlichen politischen Leben herrschte vollständige Stagnation. Die Art des Glückes aber, das der Gewaltherrscher selbst genoß, gibt sich dadurch kund daß er immer verschlossener und düsterer, immer mehr von Menschenscheu, Menschenverachtung und Haß erfüllt ward.

Von dieser Zeit an trat denn der Despotencharakter des Tiberius ganz unverhüllt hervor. Seit dem Jahre 23 befand sich der Kaiser vollständig unter dem Einflusse des Prätorianerbefehlshabers Aelius Sejanus, der, schon früher einer seiner Günstlinge, ihn von nun an gleichsam beherrschte. Diese neue Stellung erlangte Sejan wesentlich dadurch, daß der von Natur unschlüssige und feige Tiberius eines kühnen, zu jeder That, jedem Verbrechen sofort bereiten Werkzeugs bedurfte, wobei der Despot ohne Zweifel ein besonderes Gewicht darauf legte daß sein Günstling, als einem bloßen Rittergeschlecht entstammend, mit dem Patricierstande, den der Kaiser besonders fürchtete, nicht verbunden war. Indeß muß die wahrhaft dämonische Gewalt welche Sejan so lange Zeit über den sonst äußerst mißtrauischen Mann ausübte, dennoch in hohem Grad auffallen. Es ist bezeichnend, wie selbst Tacitus so wenig einen ausreichenden Erklärungsgrund auffand, daß er als Ursache einen besondern Zorn der Götter gegen Rom unterstellen zu müssen glaubte.

Indeß datirt Sejans Erlangung der höchsten Gunst von einem bestimmten Ereignisse, nämlich daher, daß er die zuvor in ganz Italien zerstreuten Prätorianer nach Rom zusammen zog und daselbst in einem festen Lager vereinigte, um in ihnen ein mächtiges Werkzeug der Gewalt jeden Augenblick zur Verfügung zu haben. Es war in Wirklichkeit eine furchtbare Waffe in den Händen des Despotismus, aber eine Waffe die sich bald ebenso oft und ebenso unheilvoll gegen die Alleinherrscher selbst wie gegen das Volk wendete, so daß nur wenige von jenen Gewalthabern vor dieser Hülfsmacht zur Ruhe kommen konnten, die ihnen vielmehr verderblicher als jeder andere Feind wurde.

Das Schmachvolle der Zustände unter denen die römische Welt seufzte, steigerte sich immer mehr. Es kann unsere Aufgabe nicht sein, die Menge der Gräuelbilder welche namentlich Tacitus so meisterhaft aufgezeichnet hat, hier im Einzelnen aufzuführen. Wenige Andeutungen müssen in unserem Buche genügen. Es kam vor daß ein ehemaliger Statthalter von Spanien (Vibius Serenus), der selbst als gewohnheitsmäßiger Ankläger bekannt war, nun von seinem eigenen Sohne angeklagt, und zwar fälschlich angeklagt ward. — Unter der Menge stattgehabter Verfolgungen verdient aus anderm Grunde die des Cremutius Cordus besondere Erwähnung (Jahr 25). Er hatte in einem Geschichtswerke den Marcus Brutus gelobt, und Cassius den letzten der Römer genannt. Dies war freilich Grund genug zur Anklage wegen eines todeswürdigen Verbrechens. Cremutius Cordus, der sich keiner Täuschung über sein Schicksal hingab, führte seine Ver-

theidigung mit höchstem Muth und voller Entschlossenheit. Er schilderte das Schmachvolle der herrschenden Zustände und sprach sein festes Vertrauen auf den spätern Sieg der Freiheit aus, ebenso darauf, daß die Zukunft sowol dem Brutus und Cassius als ihm selbst Gerechtigkeit gewähren, und hinwieder daß sie seinen Verfolgern gleichermaßen das Urtheil sprechen werde. Dann verließ er den Senat um sich selbst den Tod zu geben. War es somit den Verfolgern unmöglich gemacht an dem Manne persönlich weitere Rache zu nehmen, so geschah es wenigstens an seinem Werke: es ward durch die Aedilen verbrannt, gleichwol insgeheim erhalten, — leider nicht bis zu unserer Zeit.

Es war in dieser Periode eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß Angeklagte durch Selbstmord dem Urtheil zuvorkamen. Man wußte daß politische Anklage und Verurtheilung nahezu gleich bedeutend waren; sodann blieb den Verfolgten noch einige Hoffnung, auf diese Weise ihren Angehörigen die Vermögenseinziehung ersparen zu können; denn dies wurde in solchen Fällen, obwol nicht immer zugestanden, bis die Habsucht des Despotismus in der Folge auch dagegen ein förmliches Verbot erließ, welches dann gewissenhafter als irgend ein anderes Gesetz beobachtet wurde. Außerdem führte auch Ueberdruß und Ekel an diesem elenden Leben, das nur Erniedrigungen und Entwürdigungen mit sich brachte und dennoch Keinem, auch dem Begünstigten nicht, irgend Sicherheit gewährte, gar Manchen dahin, durch einen freigewählten Tod einem solchen peinigenden und entehrenden Zustand ein Ende zu machen. Das auffallendste Beispiel ist wol das des rechtsgelehrten Senators Coccejus Nerva, der, obwol im Genusse der Gunst des Kaisers und ungeachtet der abmahnenden Bitten desselben, sich den Tod gab, um der Unerträglichkeit der allgemeinen Zustände zu entgehen.

Tiberius selbst ward von immer mehr gesteigerter Menschenscheu und Furcht zu beinahe vollständiger Abschließung und Isolirung getrieben. Gewissensbisse und Angst verfolgten ihn unausgesetzt; die eigenen Familienangehörigen erregten seinen Verdacht; er mißtrauete aller Welt. Schlau wußte Sejan die Angst seines Herrn zu nähren. So kam dieser im Jahre 26 zu dem Entschlusse sich von Rom zu entfernen. Er zog sich erst nach Campanien, dann nach der Insel Capreä (Capri) zurück, deren einziger Zugang streng bewacht und nur wenigen geöffnet ward. Hier überließ er sich ganz seinen raffinirten Lüsten. Sejan vollzog unterdeß zu Rom die grausamen Kaiserbefehle die er selbst meistens veranlaßt hatte. Spottend ward damals bemerkt, Sejan sei der Kaiser, Tiberius nur Beherrscher des Inselchens Capreä. Vor keinem Mittel zurückschreckend, dabei äußerst befähigt, thatkräftig und unermüdlich, hatte der Günstling für sich selbst die hochstrebendsten Plane gefaßt. Es gelüstete ihn nach der Alleinherrschaft. Zu diesem Behuf mußten zunächst die ihm im Weg stehenden Glieder der kaiserlichen Familie zu Grunde gerichtet werden, vor Allen Drusus, der Sohn und bereits erklärte Nachfolger des Tiberius. Sejan gewann dessen Gemahlin Livia, der er die Ehe

und Theil an der Herrschaft versprach; durch sie wurde Drusus vergiftet, wie dies acht Jahre später nach dem Sturze des Sejan gerichtlich ermittelt ward.

Nun richtete sich die Verfolgung gegen die Söhne des Germanicus, als die Nächstberechtigten zur Thronfolge, und gegen deren zwar stolze und nach Herrschaft strebende, aber sonst hochherzige und tugendhafte Mutter Agrippina, die letzte Enkelin des Augustus. Mit Gift war, bei der klugen Vorsicht der Frau, nicht zum Ziele zu kommen. Darum mußte Tiberius auf alle Weise gegen die unglückliche Familie aufgereizt werden. Zuerst wurden ihre Anhänger verfolgt und der Reihe nach ins Verderben gestürzt. Die gewöhnlichen Mittel, Tücke und Verrath, Anreizen zu erbitterten Aeußerungen und falsche Anklagen, thaten ihre Dienste. Niemand sollte es mehr wagen mit der gleichsam geächteten Familie umzugehen. Im Jahre 29 endlich forderte Tiberius selbst den Senat zur strafenden Einschreitung auf, gegen Agrippina wegen ihres Hochmuths und Trotzes, gegen ihren ältesten Sohn Nero wegen ausschweifenden Lebenswandels. Vergeblich versuchte die Bevölkerung Kundgaben zur Rettung dieser mehr als jede andere verehrten Familie. Agrippina ward nach der Insel Pandateria, Nero ebenso nach der Insel Pontia verbannt, doch auch der zweite Sohn Drusus sah sich in einen unterirdischen Kerker geworfen, so daß nur noch der jüngste der Söhne des Germanicus, der völlig unfähige, in tiefer Verborgenheit lebende Caligula vor dem Günstling einen Anspruch auf den Thron erheben konnte.

Sejan war dem höchsten Machtpunkt nahe. Schon hatte ihn Tiberius zu seinem Mitconsul ernannt; selbst in den Tempeln erschien seine Bildsäule neben der des Kaisers. Endlich erwachte in dem Tyrannen das Mißtrauen auch gegen den Günstling; wahrscheinlich gab ihm eine Warnung von Seite irgend eines Familiengliedes die Veranlassung dazu. Nun bangte ihm vor der großen Gewalt, die er selbst in die Hände jenes Mannes gelegt hatte. Seiner feigen und tückischen Natur entsprechend, wagte er auch jetzt nicht eine offene Maßnahme; ängstlich, sorgsam und schlau ward vielmehr der Ruin des bei den Prätorianern beliebten Günstlings vorbereitet. Sejan konnte bei verschiedenen Gelegenheiten einen Umschlag, eine niemals gefahrlose Unzufriedenheit des Tyrannen wahrnehmen; doch immer wieder kamen darauf neue Gunstbezeugungen welche den sonst so klugen und entschlossenen Mann täuschten und abhielten, seine Rettung zu versuchen durch einen Gewaltstreich gegen den drohenden Kaiser selbst. Wie bei einer Verschwörung wurden Einleitungen zum Sturze Sejans getroffen. Es ward ihm vorgespiegelt, der Kaiser habe durch einen im Senat zu verlesenden Brief ihn zu seinem Genossen in der tribunicischen Gewalt ernannt. Statt dessen schloß das lange Schreiben des Gebieters — in welchem Vorwürfe und Lob seltsam wechselten, und dessen Schluß übergangen werden konnte wenn eine gefährliche Stimmung sich kund gegeben hätte — mit dem Befehle der Verhaftung Sejans. Diese ward sofort durch eine ausgesuchte Wächtercohorte vollzogen, noch ehe die

Abstimmung der Senatoren erfolgt war. Dem zum Befehlshaber der Prätorianer ernannten Macro, dem Hauptwerkzeuge bei dieser Action, war es vermittelst Versprechungen gelungen jene Gardetruppen zu beschwichtigen. Noch am nämlichen Tag erfolgte eine zweite Senatssitzung in welcher das Todesurtheil gegen Sejan gesprochen und unmittelbar darauf vollzogen ward. Den Leichnam warf man auf den Anger wo er drei Tage lang den Beschimpfungen des Pöbels preisgegeben blieb; dann warf man ihn in die Tiber. Auf Tibers Befehl erfolgte später auch die Ermordung der unschuldigen Kinder des vor Kurzem noch allmächtigen Günstlings, dann die aller seiner übrigen Verwandten und Freunde. Der Sturz Sejans fand im J. 31 statt; die daran geknüpften Anklagen und Verurtheilungen gegen dessen Genossen reichten aber noch in das Jahr 33 herein und erlangten überhaupt nur dadurch ihr Ende, daß Tiberius den Befehl ertheilte, alle wegen ihrer Verbindung mit Sejan in Untersuchung gezogenen Personen ohne weitere Verhandlung hinzurichten. Und dies geschah. Ein sprechendes Bild, wohin die als Mittel der Gesellschaftsrettung gepriesene Alleinherrschaft führte. —

Man mochte in dieser Zeit auf einen Umschlag zu Gunsten der Familie des Germanicus hoffen. Gewaltiger Irrthum. Der älteste Sohn Nero ward durch den Tod zuerst beseitigt, wahrscheinlich gewaltsam; den zweiten Sohn Drusus ließ man, nachdem er drei Jahre im Kerker geschmachtet, verhungern; die Verwünschungen die er in seiner Verzweiflung gegen Tiberius ausgestoßen, wurden im Senate zur Rechtfertigung angeführt; endlich starb auch Agrippina den Hungertod. Der Despot rühmte sich in einem Schreiben an den Senat seiner Milde, weil er die Unglückliche nicht habe erdrosseln und auf den Anger werfen lassen; zugleich pries er es als eine besonders denkwürdige Fügung der Götter, daß sie an demselben Tage wie Sejan gestorben sei. Der kriechende Senat, sich nicht mit einem Dankschreiben an den Despoten begnügend, beschloß weiter, daß an diesem Tage dem Jupiter alljährlich ein Weihgeschenk dargebracht werde. Wieder mußte die Religion zur Verherrlichung des Verbrechens dienen.

Als eine rasche Abnahme der Kräfte das baldige Ende des alten Wüstlings erwarten ließ, traf der damalige Günstling Macro Anstalten, damit Caligula, der durchaus unfähige jüngste Sohn des Germanicus, allenthalben als Kaiser anerkannt werde. Der Athem des Tiberius stockte; — sofort erfolgten die lärmendsten Glückwünsche für den neuen Gebieter. Doch jener athmete nochmals auf. In diesem für die ganze Umgebung schreckenvollen Augenblick behielt nur Macro die Besinnung. Er wußte sich und die Andern nicht besser zu retten als indem er Kissen und anderes Bettzeug auf den Despoten werfen ließ bis er erstickt war. Tiber erreichte ein Alter von mehr als 77 Jahren. *)

*) Zur Bezeichnung des Sklavensinns der in die moderne Geschichtschreibung hineingetragen ward, muß die Thatsache erwähnt werden, daß es namentlich deutsche Geschichtsverfasser gibt welche sich die Vertheidigung des Tiberius zur Aufgabe gesetzt haben.

So gelangte denn Cajus Cäsar Germanicus auf den Thron, — denn dies ist sein wirklicher Name, während Caligula, als welcher er in unsern Geschichtsbüchern verzeichnet wird, blos eine Scherz- oder Liebkosungsbenennung ist, welche ihm die Soldaten als Kind gaben und welche nichts anders als „Stiefelchen" bedeutet, — eine Anspielung auf seine kleinen Soldatenstiefel, caligae. Er, der letzte Sohn des Germanicus, hatte sich in alle Launen des Tiberius gefügt und durch niedrige Schmeicheleien nicht blos sein Leben gerettet sondern auch ein gewisses Wohlwollen oder Mitleid bei demselben erweckt. Ließ doch Caligula niemals ein Mitgefühl für seine mißhandelte Mutter und seine unglücklichen Brüder wahrnehmen, so daß in der Folgezeit gesagt ward, er habe sich unter Tiberius ebenso als den besten Sklaven, wie später als den schlechtesten Kaiser erwiesen.

Es ist indeß eine gewöhnliche, allenthalben vorkommende Erscheinung, daß auch schlechte Fürsten unmittelbar nach ihrer Thronbesteigung in der immer hoffnungsseligen Menge gute Erwartungen erregen. Es gehört an sich sehr wenig dazu, und die Neuheit der Stellung, wie der Reiz, Aenderungen in den bisherigen Einrichtungen zu treffen, führen fast von selbst zu neuen Maßnahmen, welche dann mit überschwänglicher Freude aufgenommen zu werden pflegen. Dazu kam bei Caligula ein besonderer Umstand der ihn anfangs in Schranken hielt: die Unsicherheit seiner eigenen Lage; er fürchtete, daß seine Herrschaft nicht anerkannt werde, daß sie vielmehr einen gefährlichen Widerstand finden könne. Um sich vor Allem festzusetzen, begann der neue Imperator mit einer großen Geldverschleuderung, wozu der durch den sparsamen Tiberius angesammelte Schatz die nöthigen Mittel lieferte. Obwol Caligula das Testament des vorigen Herrschers cassiren ließ, weil er zufolge desselben nur die eine Hälfte der Verlassenschaft erhalten sollte während die andere Hälfte dem Sohne des Todten bestimmt war, was dem Eigennutze des neuen Gewalthabers nicht zusagte, ließ er gleichwol diejenigen Testamentsbestimmungen vollziehen, wonach jeder Prätorianer 1000 Sestertien, die Soldaten der städtischen Cohorten 500, die Legionstruppen je 300, das Volk im Ganzen aber 50 Millionen Sest. (etwa 3 Mill. Thlr.) anzusprechen hatten; ja er verdoppelte das Geschenk für die Prätorianer, und erfüllte dem Volke gegenüber früher gemachte aber nicht vollzogene anderweite Geschenkverheißungen, wie er die Menge außerdem auch durch verschwenderische Spiele und Thierhetzen für sich zu gewinnen suchte.

Doch kaum fühlte Caligula sich sicher auf dem Throne, so brach die Grausamkeit seines Charakters hervor. Er entledigte sich aller Derer, von denen er annahm daß sie ihm etwa gefährlich werden könnten. Das erste Opfer war der

---

Ihre Argumentation beruht im Wesentlichen darauf, daß er noch viel mehr Unheil hätte anrichten können, daß er es aber nicht gethan habe.

unglückliche 18jährige Tiberius, der sich selbst tödten mußte; dann der Vater seiner eigenen Gemahlin, Claudius Silanus, einer der angesehensten Männer; hierauf seine Großmutter Antonia und gleichzeitig der öfter genannte Macro, denen beiden er die Erlangung des Thrones am meisten zu verdanken hatte. —

Nun gab er sich den maßlosesten Ausschweifungen und Lüsten hin. Daneben fröhnte er seiner Vergnügungssucht im Circus. Senatoren mußten bei Wettrennen und Gladiatorenspielen auftreten, manche wurden sogar durch die immer gefügigen Gerichte dazu verurtheilt. Er selbst producirte sich als Sänger, Tänzer und Gladiator. Sein Uebermuth trieb ihn zu Handlungen des vollständigen Wahnsinns. Er ließ des Nachts eilends Senatoren zusammenberufen; als sie in Erwartung einer wichtigen und dringenden Mittheilung erschienen waren, hob sich ein Vorhang und der Kaiser führte ihnen unter Musikbegleitung einen Tanz auf. Sein Lieblingsrennpferd erhielt einen eigenen Hofstaat und ward zum Mitgliede eines Priestercollegiums ernannt, welches der Wahnsinnige für seine eigene göttliche Verehrung eingesetzt hatte.

Die Grausamkeit des unumschränkten Herrschers steigerte sich bis zu Zügen wie sie von den Despoten des innern Asien und Afrika erzählt werden. Als es bei einer Thierhetze an Verbrechern fehlte zum Kampfe mit den Bestien, ließ er Leute aus der umstehenden Menge aufgreifen und den Thieren vorwerfen. Väter mußten der Hinrichtung ihrer Söhne beiwohnen und sahen sich dann durch die Einladung zur kaiserlichen Tafel beglückt. Ein Vater, der vor einer solchen Execution — statt dem Despoten ein Messer in die Brust zu stoßen — feig gefragt hatte, ob ihm gestattet werde die Augen zu schließen, ward gleichzeitig mit dem Sohne hingerichtet. — Außer der Grausamkeit, trieb die Erschöpfung des Staatsschatzes den Verschwender zum Abschlachten reicher Bürger, deren Vermögen dann confiscirt ward. Die widersprechendsten Vorwände dienten zur Anklage: die Einen wurden beschuldigt beim Tode der Schwester des Kaisers nicht getrauert zu haben; Andere mußten es als Verbrechen sich anrechnen lassen daß sie getrauert hatten, da Drusilla nicht gestorben sondern zu den Göttern aufgefahren sei. Als sich nach der Hinrichtung eines gewissen Priscus herausstellte, daß derselbe das erwartete große Vermögen nicht besaß, rief Caligula lachend: „Der hat mich betrogen, der hätte leben bleiben können." Der Kaiser selbst begab sich oft auf den Richterstuhl. Als seine Gemahlin nach einem Mittagschlafe wieder erschien, rühmte sich der Grausame, mittlerweile 40 Angeklagte verurtheilt und so viel Millionen verdient zu haben. — Uebrigens wäre es ein Irrthum anzunehmen, das Wüthen des Ungeheuers habe ausschließlich nur die Vornehmen und Reichen betroffen. Die Masse des Volkes ärgerte ihn gleichfalls und empfand wiederholt seinen Zorn. Brauchte er augenblicklich Opfer, so ließ er sie aufgreifen wie sie zunächst zur Hand waren. Auch kennt man seine Aeußerung: „Möchte das römische Volk nur einen Kopf haben, damit ich ihn mit einem Streich abschlagen könnte!" Caligula wollte

dabei als Gott verehrt sein, und wüthete gegen Diejenigen welche sich weigerten ihn als solchen anzuerkennen und anzubeten.

Das Mitgetheilte wird genügen zur Bezeichnung des entsetzlichen Zustandes in den die römische Welt auch unter diesem Despoten herabgeschleudert war. Wir dürfen wol das lächerliche Spiel seiner angeblichen Feldzüge in Gallien, dann gegen die Deutschen und Briten ebenso übergehen, wie eine Schilderung der Gräuelthaten die er in Gallien beging, wo er einmal seine Genossen beim Würfelspiel auf wenige Augenblicke verließ, die reichsten Gallier nach den Censuslisten zur Hinrichtung bestimmte, und dann lachend mit der Aeußerung zurückkehrte: „Während Ihr um ein paar Denare würfelt, habe ich 150 Millionen verdient." —

Die Angehörigen der kaiserlichen Familie waren nicht blos zu Anfang der Regierung des Caligula, sondern auch in späterer Zeit keineswegs besser gesichert als Andere. Wegen einer angeblichen oder wirklichen Verschwörung wurde des Kaisers Schwager hingerichtet, seine beiden Schwestern aber, und zwar die eine in gesucht entehrender Weise, nach den Pontischen Inseln verbannt. Die unaufhörlichen Verschwendungen führten zu weiteren Bedrückungen des Volks mit neuen Auflagen.

Endlich gelangte ein persönlich verhöhnter und deßhalb wahrscheinlich um sein Leben besorgter Prätorianertribun, Cassius Chärea zu dem Entschlusse, den Despoten zu tödten. Einige Andere, darunter der Prätorianeroberbefehlshaber und der Freigelassene Callistus, gleichfalls aufs Schwerste bedroht, schlossen sich an ihn an, und so ward denn das Ungeheuer (zu Anfang des Jahres 41) in einem engen Gange seines Palastes niedergestochen. Seine Herrschaft hatte beinahe 4 Jahre gedauert, sein Leben 28 bis 29. Wie es in solchen Despotien zu gehen pflegt, fand auch die Ermordung seiner Gattin und seines Kindes statt.

Die Verschworenen hatten auch diesmal zwar ihr nächstes Ziel erreicht, aber nicht überlegt was weiter zu thun sei. Die der Geschenke wegen dem Caligula anhängenden Prätorianer zeigten sich über dessen Ermordung heftig aufgebracht. Die Leibwache durchsuchte den Palast nach den Mördern und nebenbei nach Beute. Da zogen sie den bereits 50jährigen Oheim des Kaisers, den Tiberius Claudius Nero aus einem Verstecke hervor, in welches er sich aus Angst über den blutigen Vorgang geflüchtet hatte. Im Lager der Prätorianer verkündigte man ihn als neuen Kaiser. Er sträubte sich anfangs gegen den Antritt des gefährlichen Postens, und dies um so mehr, da der Senat die Gelegenheit zu ergreifen versuchte die Republik wieder herzustellen, wobei das vordem weltbeherrschende Collegium dem Chärea den Dank des Vaterlands aussprach und ihm — die erste Wiederholung seit einem Jahrhunderte — als Militärtribun die Losung, und zwar in dem Worte „Freiheit!" ertheilte.

Allein die Entscheidung lag bei der Soldateska. Claudius verstand sich dazu,

jedem Prätorianer 15,000 Sestertien zu versprechen, und alsbald fügte sich der machtlose Senat dem Dictate der Truppen.

Der Mann, schwachsinnig von Natur, war immer zurückgesetzt, oft mißhandelt und dadurch nur um so unfähiger geworden. Er hatte sich bisher in unschuldiger Weise mit literarischen Dingen beschäftigt, war nicht bösartig, wollte vielmehr gewissenhaft das erfüllen was er für seine Regentenpflicht ansah, suchte dabei aber allerdings die Freuden der Welt insbesondere der Tafel zu genießen. Seine und des römischen Volkes Unglück wurden seine Frauen und der Einfluß einiger Freigelassenen. Von solchen Elementen hing denn nach der „nothwendigen sittlichen Regeneration" das Loos der damaligen Menschheit ab.

Claudius hatte früher schon zwei Frauen gehabt, sich jedoch von ihnen getrennt. Jetzt erwählte er die — zur Bezeichnung der Ausschweifungen sprüchwörtlich gewordene — Messalina, nach deren Tod die eben so unsittliche Agrippina. Die neben diesen Frauen vorzugsweise einflußreichen Freigelassenen aber waren Polyb, ein Gehülfe des Fürsten bei seinen literarischen Arbeiten, dann sein Geheimschreiber Narcissus, und Pallas der Finanzverwalter, sämmtlich schlaue, verschmitzte und ränkesüchtige Personen; außerdem noch verschiedene andere, fast sämmtlich griechischen Ursprungs, wie denn überhaupt in dieser und der Folgezeit die sittlich tief gesunkenen Griechen sich durch Gewandtheit und Verschmitztheit auszeichneten.

Wie gewöhnlich wird der Anfang der Regierung gelobt. Gleichwol wurden Chärea und einige andere Theilhaber am Kaisermorde hingerichtet. Der neue Imperator saß emsig zu Gericht und im Circus, beschäftigte sich überhaupt mit den unbedeutendsten Dingen, freilich am liebsten mit den Genüssen der Tafel. Während die römischen Truppen England unterwarfen, herrschte in der Hauptstadt thatsächlich Messalina. Zunächst veranlaßte sie die Wiederverbannung der aus dem Exil zurückberufenen Schwester des Caligula, Agrippina, welche ihre Eifersucht erweckt hatte; auch der Philosoph Seneca mußte bei dieser Gelegenheit nach dem wilden Corsica ins Exil wandern. Dann ward Silanus umgebracht, der Stiefvater der Messalina und Bräutigam der ältesten Tochter des Kaisers; Traumbilder sollten verschiedenen Anwesenden, darunter der Messalina selbst und dem Narcissus eröffnet haben daß Silan auf Ermordung des Kaisers ausgehe; Claudius rühmte darauf vor dem Senate, wie Narcissus selbst im Traum für ihn sorge. Auch eine Enkelin des Tiberius und ein Schwiegersohn des Claudius entgingen der Hinrichtung nicht. Furcht für das eigene Leben brachte einige einflußreiche Männer zu einem Aufstand der scheiterte, und nun der Herrscherin reiche Gelegenheit bot Hinrichtungen aus Haß und Habsucht vollziehen zu lassen. Die früheren Gräuel erneuerten sich, nur daß nicht der blödsinnige Kaiser sondern seine schreckliche Gemahlin dieselben veranlaßte. Das Delatorenwesen stand wieder in üppigster Blüthe. So ließ sich Suillius von einem Ritter mit

400,000 Sestertien abfinden damit er eine gewisse Anklage nicht erhebe, dann trat er dennoch mit derselben auf, ohne Zweifel weil ein Anderer ihm ein höheres Gebot gemacht hatte. Ein sonstiger Redner soll sich auf ähnliche Art ein Vermögen von 300 Mill. Sestertien (etwa 18 Mill. Thlr.) „erworben" haben.

Man wird nicht erwarten, daß wir weiter in Einzelnheiten eingehen. — Messalina trieb ihre Ausschweifungen so weit daß sie, während der Kaiser ihr Gemahl von Rom verreist war, mit einem ihrer Liebhaber, dem designirten Consul Cajus Silius förmlich eine Verlobungsfeier hielt. Der Freigelassene Narcissus eilte zu Claudius nach Ostia, ihm Alles zu entdecken. Wohl erkennend daß nunmehr Messalina oder er untergehen müsse, wich er nicht mehr von dem Kaiser, brachte ihn nach Rom zurück, lieferte die Beweise für seine Angabe, duldete nicht daß das Weib seinen Herrn mehr sprechen konnte, was seinem Verderben gleich gekommen wäre, sondern gab eigenmächtig im Namen des Kaisers den Befehl zu ihrer Tödtung (Jahr 48).

Nun begann ein Wettkampf unter den Freigelassenen, deren jeder dem Herrscher diejenige Frau als Gemahlin empfahl bei welcher er den überwiegenden Einfluß zu behaupten hoffte. Nach den mannichfachsten Ränken von allen Seiten trug Pallas den Sieg davon: Agrippina, die Schwester des Caligula und Tochter des Germanicus, somit Nichte des Claudius, ward auserwählt.

Dieses Weib war gleich sittenlos, gleich herrschsüchtig, gleich grausam wie Messalina; aber die Ausschweifungen waren ihr nicht wie dieser das letzte Ziel. Von Anfang an hatte sie ihre Gedanken wesentlich dahin gerichtet, ihren Sohn aus früherer Ehe, den L. Domitius, statt des bereits vorhandenen Sohnes des Kaisers, Britannicus, auf den Thron zu bringen. Als Einleitung dazu mußte die bereits stattgehabte Verlobung der Tochter des Claudius, Namens Octavia, mit Silanus wieder aufgelöst werden. Unter nichtigem Vorwand und in entehrender Weise ward Silan aus dem Senate ausgestoßen und zum Selbstmorde getrieben. Gleichzeitig fand die Verlobung des zwölfjährigen jungen Domitius mit jenem Mädchen statt, das zu seinem eigenen Unglück die Tochter eines Kaisers war. Im nächsten Jahre (50) erfolgte die Adoption des bezeichneten Stiefsohns durch den Herrscher, bei welcher Gelegenheit Domitius den bis dahin im Claudischen Hause und im Volke hoch in Ehren stehenden Namen N e r o erhielt, der sehr bald durch ihn zum Gegenstand des Abscheus für alle Zeiten werden sollte. Der Philosoph Seneca ward aus der Verbannung zurückberufen und zum Lehrer des Knaben ernannt. Der immer aufs Neue sich entwürdigende Senat verlieh dem Vierzehnjährigen die proconsularische Gewalt und ernannte ihn zum Consul sobald er das zwanzigste Jahr zurückgelegt haben würde.

Nachdem Agrippina die Hindernisse aus dem Wege geräumt und insbesondere durch Ernennung des Afranius Burrus zum Truppenbefehlshaber, der Prätorianer sich versichert hatte, schritt sie rasch zur Krönung ihres Werkes, um so mehr als

in Claudius ein Gefühl nicht nur der Unwürdigkeit sondern auch der Unsicherheit seiner Stellung zu dämmern begann. Der Kaiser ward auf Anstiften seiner Gemahlin vergiftet. Nero erschien neben Burrus bei den Prätorianern mit dem Versprechen des gleichen Geschenkes das ihnen sein Stiefvater bei der Erhebung zum Kaiser gewährt hatte; er ward darauf ohne Widerspruch als Imperator anerkannt; auch der Senat wußte nur zuzustimmen (October des Jahres 54).

Wir haben nun wieder eine der vielen Regierungen, deren Anfang vielverheißend, deren Ende aber entsetzlich war. Der junge Fürst hatte sein 17. Altersjahr noch nicht erreicht. Er stand unter dem Einflusse von Seneca und Burrus, wohldenkender, nur zu nachgiebiger Männer. So wird denn die Regierung Nero's während der ersten fünf Jahre als glücklich gerühmt, obwol das Glück doch eigentlich blos in der Seltenheit, nicht einmal Abwesenheit von Verbrechen bestand.

Agrippina wollte herrschen, — herrschen in der alten Weise. Dem widersetzten sich übereinstimmend Seneca und Burrus. Eine Liebschaft Nero's mit einer Freigelassenen schien der Kaiserin-Mutter besonders nachtheilig für ihre Stellung; sie drohte ihrem Sohne, den Britannicus auf den Thron zu erheben. Darauf ließ Nero dem unglücklichen Vetter an der kaiserlichen Tafel ein augenblicklich wirkendes Gift reichen; seine eigene Mutter aber ward aus dem Palaste verwiesen. Dies geschah schon im zweiten der fünf gepriesenen Regierungsjahre.

Die Ausschweifungen des Nero steigerten sich. Er knüpfte u. a. ein Verhältniß mit einer Poppäa Sabina an, deren Mutter auf Anstiften Messalina's getödtet worden war. Allein Poppäa wollte nicht blos die Geliebte, sie wollte Kaiserin sein, und ihr stand dabei Agrippina im Wege. Sie reizte darum den Nero durch Vorwürfe und Spott, bis er den Muttermord beschloß. Vergebens daß Agrippina, erkennend was ihr drohte, die äußerste Vorsicht und Schlauheit aufbot. Unter dem heuchlerischsten Scheine ließ Nero verschiedene Mordanschläge versuchen; als sie mißglückt waren sendete er geradezu Leute in die Wohnung der Unglücklichen die sie mit Keulen erschlugen. („Durchbohrt diesen Leib, der das Ungeheuer Nero geboren hat," soll sie nach einer Sage den Herandringenden zugerufen haben.) Der Senat — beschloß ein alljährlich zu feierndes Dankfest wegen der Rettung des Kaisers. Gebot doch die Frömmigkeit in allen derartigen Fällen den Göttern zu danken!

Nero erkannte nun thatsächlich, daß er nicht nur keine materielle sondern auch keine moralische Macht zu fürchten brauche. Höhnend und übermüthig rief er aus, alle früheren Kaiser seien Stümper gewesen in der Herrschaft; er sei der Erste der wisse wie weit sich die Willkürmacht treiben lasse. Gleich schamwie gefühllos stürzte er denn auf der betretenen Bahn mit vollem Selbstbewußtsein weiter, und in Wirklichkeit konnte er seine Blutherrschaft noch lange neun Jahre hindurch ungestört fortsetzen.

Nero wollte glänzen und gefeiert sein als Schauspieler, Sänger, Tänzer, Dichter und Wagenlenker. Die schamlosesten Volksbelustigungen (des Nachts in Hainen) wurden veranstaltet. Die Majestätsprocesse und Vermögensconfiscationen häuften sich wieder. Burrus starb, wahrscheinlich an Gift; Seneca aber ward vom Hofe entlassen. Die arme Kaisergemahlin Octavia wurde verstoßen, dann unter schimpflichem Vorwand ermordet, worauf der Senat wieder den Göttern ein Dankopfer veranstaltete, wie denn überhaupt die Gottheit so häufig angerufen wird bei Verbrechen.

Im Jahre 64 wurde die Stadt Rom durch eine furchtbare Feuersbrunst verheert. Es ist ungewiß ob, wie man behauptet, Nero der Anstifter war und dann während das Flammenmeer sich ausbreitete, über die Zerstörung Troja's declamirte. Wie dem sei, so rief dieses Ereigniß eine gewaltige Erbitterung gegen ihn hervor, die er dadurch von sich auf Andere abzulenken suchte daß er die in der Hauptstadt wohnenden und durch ihre „orientalisch-abergläubischen" Gebräuche verhaßten und verachteten Christen (odium humani generis sind des Tacitus Worte) für die Brandstifter ausgab, und eine Anzahl derselben in seinen Gärten und zwar während seiner Anwesenheit auf die grausamste Weise abschlachten — zum Theil von Hunden zerreißen, zum Theil verbrennen — ließ, so daß selbst die rohe Menge, trotz ihres Abscheues vor dem religiösen Cultus der Unglücklichen, ein rein menschliches Mitleid mit ihnen empfand.

Eine im Jahre 65 entdeckte Verschwörung hatte massenhafte Hinrichtungen im Gefolge. Es fehlte dabei nicht an Zügen der schmachvollsten Art, der Niederträchtigkeit und Feigheit; allein es traten ebenso auch Züge des alten Römermuthes und Stolzes hervor, so daß man sehen konnte wie jener alte Römergeist noch immer nicht ausgetilgt war. Die eben bezeichnete Gelegenheit ward von dem Ungeheuer benützt, seinen Lehrer Seneca hinwegzuräumen. Obwol derselbe in tiefer Zurückgezogenheit lebte, ward er der Theilnahme an der Verschwörung beschuldigt und erhielt den Befehl sich selbst zu tödten. — Aus der Menge der späteren Opfer wollen wir nur noch den Pätus Thrasea und den Barea Soranus nennen, welche beide dem Tacitus als die personificirte Tugend galten. —

Nero trieb die raffinirteste Sittenlosigkeit, Ausschweifungen aller Art, absichtlich ganz offen. Dabei kannte seine Verschwendung keine Grenzen. Seine zweite Gemahlin Poppäa — welche ihrerseits die Ermordung der Mutter sowol als der ersten Gemahlin des Kaisers veranlaßt hatte — mißhandelte er mit Fußtritten daß sie starb. Die Familienverhältnisse am Hof waren längst so sehr zerrüttet, daß es beinahe eine Seltenheit war wenn irgend ein hervorragendes Mitglied desselben in natürlicher Weise sein Leben beendigte.

Nero's Hang, als Künstler, namentlich Schauspieler und Wagenlenker zu glänzen, ward immer toller. Er trat eine Künstlerreise nach Griechenland an, auf der er fast zwei Jahre zubrachte und damit wenigstens dem gepeinigten Rom

einige Ruhe verschaffte. Mit 1800 Kränzen beladen kehrte er in die Hauptstadt zurück.

Von Vorgängen in den eigentlichen innern Verhältnissen des Staates hat die Geschichte gar nichts aufgezeichnet. Das Volk hatte keine Bedeutung, keinen Werth; es fand kaum insoweit Beachtung als es den Launen des Kaisers oder den Ränken der Frauen und Höflinge diente. In Britannien, dem Partherland und Armenien kämpften römische Heere mit Erfolg; in den letztgenannten Ländern erwarb sich namentlich der Feldherr Corbulo große Verdienste. Nero berief ihn zu sich nach Griechenland, — um ihm hier den Befehl zugehen zu lassen sich selbst zu tödten, und um dann zu Rom Dankfeste für sich und seine Thaten zu veranstalten.

Als endlich der vermeintliche Künstler Nero dem immer drängender werdenden Verlangen, nach der kaiserlichen Hauptstadt zurückzukehren, im März des Jahres 68 nachgab (begehrte doch der Pöbel dringend nach Spielen), so erhielt er zu Neapel die Nachricht von dem Aufsteigen eines schwarzen Wölkchens. Julius Vindex, der Statthalter des jenseitigen Gallien, empört über die Schmach welche auf dem römischen Reich lastete, hatte sich erhoben und den Statthalter von Spanien, Servius Sulpicius G a l b a als Kaiser verkündet. Dieser letzte lehnte zwar vorerst die ihm zugedachte Würde ab, stellte sich aber dem Senate zur Verfügung und brach nach Rom auf, dasselbe zu befreien. Zwar wurde das Heer des Vindex durch den Statthalter von Ober-Germanien geschlagen, allein dennoch erhob sich ein Statthalter nach dem andern gegen Nero. Dieser suchte in neuen Schwelgereien Betäubung. Anfangs voll Uebermuth, ward er in Kürze ein Bild der verächtlichsten Feigheit. Als auch die Wache vom Palaste abzog, floh er von Rom hinweg ohne zu irgend einem festen Entschlusse zu kommen. Erst als Reiter herannahten um ihn gefangen nach der Hauptstadt — zur Hinrichtung — abzuführen, stieß er sich das Schwert in den Körper, aber so kraftlos daß nun ein Freigelassener sich seiner erbarmte und seinem Leben ein Ende machte. „Welchen Künstler verliert in mir die Welt!" ist ein wenigstens gut erfundener Ausruf der ihm beigemessen wird. Nero endete im 31. Altersjahre (Juni des Jahres 68).

Die römische Welt hatte es der Raserei der Kaiser aus dem Julisch-Claudischen Hause selbst zu verdanken, daß dieses Haus nun ausgerottet war, somit Niemand mehr aus demselben sich vorfand der auf den Thron erhoben werden konnte. Es mochte dies insofern als ein Glück angesehen werden, als die innere Zerrüttung der kaiserlichen Familie, das traditionelle Verfahren und alle sonstigen Verhältnisse in derselben, auch einen von Natur nicht bösartigen Menschen auf der nun so lange herkömmlich verfolgten Bahn weiter fortgerissen haben würden. Allerdings bestand das nächste Ergebniß nur darin daß nun eine Anarchie eintrat. Neben Galba hielten sich andere Truppenbefehlshaber eben so berechtigt und

befähigt wie dieser; sie empörten sich, und so ward der ebengenannte Kaiser, welcher die anmaßliche Soldateska mit Strenge zu zügeln versuchte, schon nach einer Regierung von sieben Monaten durch den wüsten Prätorianerführer Otho gestürzt und ermordet (Januar 69). Drei weitere Monate genügten, um auch der Herrschaft und dem Leben dieses Soldatenhäuptlings ein Ende zu machen. Nun lagen die Geschicke der Menschheit in den Händen des Vitellius, des Befehlshabers der am Niederrhein aufgestellten Truppen, eines Menschen, der durch seine Schwelgerei, Verschwendung und Grausamkeit die Zeiten des Caligula und Nero erneuerte. Doch nicht seine Missethaten sondern die Launen der zur Unterstützung des Otho aus den unteren Donauländern aufgebrochenen Soldaten stürzten auch ihn nach acht Monaten.

Glücklicherweise war derjenige Truppenführer, für den sich bei der letzten Militärrevolte das blinde Würfelspiel des Kampfes entschied, ein befähigter, verständiger und tüchtiger Mann: Titus Flavius Vespasianus, in der letzten Zeit Heerführer der gegen die Juden ausgesendeten Truppen. Seine Regierung (in den Jahren 69 bis 79) war im Ganzen eine gute; sie ward um so mehr gepriesen, als es die Bevölkerung in Folge der Rasereien und Gräuel seiner Vorgänger für ein besonderes Glück ansah wenn der Herrscher nur nicht wie ein Ungeheuer wüthete. Trauriges Zeichen, wohin die einst so freiheitsstolzen Römer durch die Gesellschaftsrettung des Alleinherrscherthums gebracht waren. Vespasian bemühte sich ernstlich, die Unthaten seiner Vorgänger möglichst zu verwischen; er wollte das Ansehen des Senats bis zu einem gewissen Punkte wiederherstellen; auch brachte es das ganze Wesen des Kaiserthums mit sich daß die Provinzbewohner den Italienern mehr gleichgeachtet, oder richtiger ausgedrückt: daß sie ebenso wie diese unter des Alleingebieters Willen gebeugt wurden. Doch der unaustilgbare Fehler der Institution des Absolutismus erwies sich mächtiger als die gute Absicht selbst eines wohlwollenden und verständigen Kaisers. Der große Geldbedarf für das stehende Heer und nebenbei die Belustigungen des Pöbels förderten gewaltig des Imperators Neigung zum Geize. Er verkaufte Ehrenstellen und Würden, trieb Handelsgeschäfte und ernannte raubgierige Leute zu Statthaltern, um sie später wie Schwämme auszupressen und dadurch des Reichthums ganzer Provinzen desto sicherer habhaft zu werden. Man hatte keine Bürgersoldaten mehr, das Kaiserthum konnte sich seinem ganzen Wesen nach auf sie nicht stützen, darum nicht zu ihnen zurückkehren; die Miethtruppen aber erheischten ungeheuere Summen; man mußte diese herbeischaffen wie es sich eben thun ließ; aus einem Uebel entquoll das andere. Da Alles von dem Willen eines einzelnen Menschen abhing, so konnte denn auch eine seiner Buhlerinnen auf eigene Rechnung mit Aemtern und Privilegien Handel treiben. Die Tyrannis brachte selbst einen Vespasian dahin, jede Kundgabe des Republikanismus, ja sogar jede nur vermuthete Neigung zu demselben, hart und grausam zu verfolgen. So begnügte

er sich nicht damit, den Helvidius Priscus, einen ausgezeichneten aber republikanisch gesinnten Mann, für sich unschädlich zu machen, sondern er ließ denselben, obwol Helvidius den Kaiserthron nicht mehr gefährden konnte, tödten. Der Herrscher gefiel sich darin als Unterstützer der Philosophen zu gelten, soweit sich diese herbeiließen ihm brauchbare und gefügige Beamte zu bilden; er haßte und verfolgte dagegen die Andern, insbesondere die Stoiker, ihrer demokratischen Gesinnung wegen, wie denn allerdings weitaus die meisten der in den früheren Kämpfen gefallenen Republikaner dieser Schule angehört hatten; auch mochte er allerdings finden daß, wer die eigenen Bedürfnisse in Schranken zu halten und mit dem eigenen Leben abzuschließen versteht, unter Umständen dem Alleinherrscherthum höchst unbequem und gefährlich werden kann.

Hier ist noch zu erwähnen daß unter Vespasians Regierung die Stadt Jerusalem, deren Belagerung er begonnen, durch seinen Sohn Titus stürmend erobert und zerstört ward (Jahr 69). Die Zahl der umgekommenen und in Gefangenschaft geschleppten Juden wird in einer allerdings unsichern Angabe auf etwa 1,100,000 geschätzt. Die Existenz des Jüdischen Staates war damit vollständig vernichtet.

Das Regierungssystem Vespasians dauerte unter dessen Sohn und Nachfolger Titus (dem Eroberer Jerusalems) fort. Dieser Mann hatte vor seiner Thronbesteigung durch Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten die stärksten Besorgnisse erweckt. Um so mehr war das römische Volk überrascht und entzückt als die Regierung sich in den bisherigen Geleisen fortbewegte; es nannte den neuen Herrscher „die Liebe und Wonne des menschlichen Geschlechtes". Aber allerdings bekleidete Titus die Kaiserwürde nur zwei Jahre lang (79—81), und es kam somit nicht zu der Probe (auf die man sich namentlich durch die gepriesenen ersten fünf Jahre der Regierung Nero's hingewiesen sieht), ob die guten Eigenschaften des Menschen den Lockungen der unbeschränkten Gewalt auch dauernd zu widerstehen vermöchten.

Titus Flavius Domitianus, der Bruder des Titus, war dessen Nachfolger. Er herrschte vom Jahre 81 bis 96. Wie gewöhnlich werden auch seine ersten Regierungsjahre gelobt. Dann kamen Verschwendung, Bosheit und Grausamkeit im höchsten Maße zum Ausbruch. Gleichwol hätte der Kaiser seine Rasereien noch länger forttreiben können — war doch die ganze Civilbevölkerung wehr- und in Folge dessen völlig einflußlos — wenn nicht seine eigene Gemahlin ihren Namen auf der Liste der Hinzurichtenden entdeckt, und dann eilig mit entschlossenen Officieren denen das nämliche Loos zugedacht war in Verbindung getreten wäre, um den Tyrannen in seinem Schlafgemach zu überfallen und niederzumachen.

Die Verschworenen hatten einen Fehler vermieden an dem bis dahin die meisten Conspirationen in Rom, wenn sie auch anfangs gelungen waren,

schließlich doch scheiterten. So sehr sie durch die Kürze der ihnen freigelassenen Zeit gedrängt sein mochten, begnügten sie sich doch nicht mit der einfachen Beseitigung des Despoten, sondern sie erhoben sofort ein bestimmtes neues Panier, verkündigten sofort den Namen des neuen Trägers der Gewalt. Es war dies der alte geachtete Senator Coccejus Nerva. Da im ersten Augenblicke Niemand einen andern Candidaten aufzustellen wußte, so behauptete sich zunächst dieser auf dem Throne. Als jedoch später eine starke Gährung sich einstellte, ernannte er selbst einen Mitregenten und Nachfolger aus dem Heere in der Person des Ulpius Trajanus, eines geborenen Spaniers, der an der Spitze der Legionen des Niederrheins stand. Schon nach zweijähriger Regierung starb Nerva, und so herrschte denn Trajan von 98 bis 117. Seine Regierung wird als eine höchst ehrenhafte und für das römische Volk besonders segensreiche bezeichnet. „Sei glücklicher als Augustus und besser als Trajan" (felicior Augusto, melior Trajano) lautete der Glückwunsch, den dritthalb Jahrhunderte später der Senat einem neuen Herrscher entgegen brachte. Indeß war wenigstens seine Eroberungspolitik kein Glück für das Reich.

An dieser Stelle haben wir einen Blick auf die äußeren Verhältnisse zu richten. Wie bereits erwähnt hatte schon Augustus die Gefahren einer weiteren Ausdehnung des ohnehin ungeheuren Reiches erkannt und deßhalb davor gewarnt. Tiberius theilte diese Anschauung. Klug wollte er daß man die Germanen, bei denen doch nichts zu holen sei, sich selbst und ihrer Uneinigkeit überlasse. Er beharrte um so mehr dabei, als ihm diese Maxime Gelegenheit zur Entfernung des Germanicus von den demselben anhängenden rheinischen Legionen gab. — Anders gestalteten sich die Dinge unter den nachfolgenden Kaisern. Sie konnten das große stehende Heer nicht entbehren und mußten dasselbe zu beschäftigen suchen, theils um das Bedürfniß seiner Erhaltung darzuthun, theils um den Ehrgeiz der Führer und die Habsucht der Soldaten von gefährlichen Planen gegen die Cäsaren selbst abzulenken. So kam man dahin, eine Menge kleinere Grenzstaaten welche die Republik geduldet und zu Bundesgenossen erklärt hatte, nun zu vernichten und ihr Gebiet dem Kaiserthum unmittelbar einzuverleiben. Damit verschwanden aber zugleich die besten Schutzwälle gegen die entfernter wohnenden barbarischen Völker. Indem die römische Grenze unmittelbar zu ihnen heranrückte, war eine unversiegbare Quelle von Streitigkeiten eröffnet, welche dann die Römer zu Heereszügen in die fremden unwirthlichen Länder verleiteten und hinwieder die Barbaren zu Einfällen in das römische Gebiet aufstachelten. Der Waffenerfolg war allerdings in der Regel ruhmvoll für die Römer; er ward indeß gleichwol durch seine nicht endende Dauer und immer mehr sich vergrößernde Ausdehnung verderblich für ihr Reich.

So setzten sich denn die Römer in Deutschland auch auf dem rechten Rhein- und dem südlichen Donauufer fest. In Asien wurden insbesondere diejenigen

Länder welche den besten Schutz gegen die wilden Parther gewährt hatten, unmittelbar der Römerherrschaft unterworfen, — auch das Judenland, dessen Hauptstadt Jerusalem Titus stürmend erobert und dann zerstört hatte. Ebenso ward der größere Theil Britanniens durch den ausgezeichneten Feldherrn Julius Agricola unterworfen.

So umfaßte denn das Reich in dieser Zeit außer Italien selbst: Gallien, Spanien und den weitaus größten Theil von Britannien; Illyricum, Rhätien, Noricum, Pannonien, Dalmatien, Mösien, Dacien, Thracien, Macedonien und Griechenland; Kleinasien, Syrien, Phönizien und Palästina; Aegypten und Nordafrika, dann die sämmtlichen Inseln des Mittelmeers, — ein die ganze damals cultivirte Welt in sich schließendes Gebiet von 75,000 geographischen Quadratmeilen, dessen Bevölkerung auf etwa 120 Millionen Menschen geschätzt wird.

Begreiflicherweise knüpften sich an die Ausdehnung des römischen Imperiums mancherlei Aufstände und Kämpfe der Neuunterworfenen gegen die Fremdherrschaft. Die bedeutendste dieser Erhebungen war jene der Bataver unter Claudius Civilis in den Jahren 69 und 70, die nur nach großen Anstrengungen unterdrückt werden konnte.

Am meisten ließ sich der gefeierte Kaiser Trajan zu Feldzügen gegen die Barbaren, insbesondere die Dacier auf dem linken Donauufer (im jetzigen Rumänien) hinreißen. Er erfocht viele und bedeutende Siege, und wirklich gelang es ihm nicht nur jenes Land zu unterwerfen sondern auch die Romanisirung der Bevölkerung anzubahnen, wodurch denn allerdings der Zustand der südlicheren Provinzen Thracien und Mösien ein mehr gesicherter ward.

Diese Siege, an sich von zweifelhaftem Werthe, gaben dem Kaiser Trajan nebenbei Veranlassung zu ungemessenen Verschwendungen. Abgesehen von einer Anzahl Prachtbauten, veranstaltete er namentlich höchst verschwenderische Festlichkeiten. Nicht weniger als 123 Tage nach einander ließ er öffentliche Spiele und Lustbarkeiten abhalten; 10,000 Gladiatoren mußten auftreten, 11,000 wilde Thiere wurden vorgeführt u. s. w. Es war ein Unfug der allerdings auch unter den übrigen bessern Kaisern wenngleich in geringerer Ueberschwänglichkeit getrieben wurde. — Verleitet durch die gegen die Dacier erlangten Erfolge unternahm Trajan sodann gegen die Parther zwei Feldzüge. Doch die Hoffnungslosigkeit des letzten derselben blieb ihm nicht lange verborgen. Als er den Kampf so gut als möglich abzubrechen suchte, ward er durch den Tod hinweggerafft.

Nun gelangte Publius Aelius Hadrian (Adrianus) auf den Thron, — angeblich als vom vorigen Kaiser bestimmter Nachfolger, aller Wahrscheinlichkeit nach aber nur in Folge einer von der Kaiserin-Wittwe unterschobenen Acte. Er war gleichfalls Spanier von Geburt und herrschte von 117 bis 138. Hadrian begann damit, auf die Eroberungen seines Vorfahrers im Lande der Parther freiwillig zu verzichten, da die Behauptung des Gewonnenen fortwährende Kämpfe erfordert

hätte. Ebenso gab er auf der Britischen Insel den nördlichen Theil des von den Römern besetzten Gebietes auf, somit sich lossagend von der schädlichen Eroberungspolitik Trajans. Demnach erfreute sich denn das Reich unter seiner Herrschaft im Allgemeinen des Friedens und einer gedeihlichen Entwicklung. Der Senat sah sich wenigstens der Form nach geachtet. Eine Sammlung der von den Prätoren der Republik ergangenen wichtigsten Rechtsaussprüche ward als Norm für die Richter veranstaltet (das edictum perpetuum). Der Kaiser, der persönlich alle Theile des Reiches durchwanderte, beförderte Künste und Wissenschaften und führte eine Menge theils nützlicher theils Prachtbauten auf. Allein jener Fluch welcher an der Machtvollkommenheit klebt, verdarb auch ihn. Er ließ alle Diejenigen ermorden von denen er glaubte daß sie seiner Herrschaft gefährlich werden könnten. Seine Eitelkeit, für einen Kenner und Meister in allen Zweigen des Wissens und der Kunst zu gelten, trieb ihn zu furchtbarer Grausamkeit; ein Baumeister der die kaiserlichen Baupläne wiederholt verspottet, büßte dieses Verbrechen mit dem Leben. Und doch sank der Geschmack in den schönen Künsten gerade unter Hadrian tief herab. In einem von ihm zu Athen erbauten Tempel errichtete er sich selbst einen Altar. Seinen Liebling, den schönen Jüngling Antinous, erklärte er nach dessen Tode für einen Gott. Hadrians Plan, Jerusalem in eine römische Pflanzstadt umzuwandeln, worin dem capitolinischen Jupiter statt Jehova's geopfert werde, rief einen furchtbaren Aufstand der Juden hervor. In dreijährigem Kampfe sollen wieder 580,000 Eingeborene durch das Schwert getödtet worden sein. Jerusalem selbst ward nochmals zerstört, dann als Aelia Capitolina neu aufgebaut, jedoch jedem Juden deren Betreten bei Todesstrafe verboten. So gestaltete sich Hadrians Regierung dermaßen zu einem seltsamen Gemisch von Güte und Grausamkeit daß der Senat bei seinem Tod schwankte, ob er den bisherigen Gebieter in herkömmlicher Weise für einen Gott oder nicht vielmehr für einen verabscheuungswürdigen Tyrannen erklären wolle; und das Letzte ward nur durch die Bitten des neuen Kaisers abgewendet.

Dieser Nachfolger war **Antoninus**, mit dem Beinamen Pius (der Tugendhafte), nachdem ein von Hadrian früher für den Kaiserthron bestimmter höchst excentrischer aber schöner junger Edelmann glücklicherweise vor ihm gestorben war. Antonin verdiente den ihm gewordenen Beinamen während seiner ganzen, langdauernden Regierung, von 138 bis 161. Seine persönlichen Neigungen jederzeit beherrschend, strebte er nur nach Förderung des allgemeinen Wohlergehens. In vollkommen gleicher Richtung wirkte sein Adoptivsohn und Nachfolger **Marcus Aurelius**, mit dem Beinamen Philosophus, Kaiser von 161 bis 180. Die Regierung dieser beiden Imperatoren — der Antonine — bildete, wie Gibbon richtig bemerkt, vielleicht die einzige Periode in der Geschichte, welche das Glück eines großen Volkes als das alleinige Ziel der Herrscher erscheinen läßt. Für ein besonderes Verdienst Marc Aurels ist sein erfolgreiches Bemühen

anzusehen, einen auf Hadrians Anordnung durch Antonin ihm gesetzten Mitkaiser, den Wüstling Verus, von Eingriffen in die Staatsverhältnisse abzuhalten.

Hier sind wir an einer Grenzmarke der Kaisergeschichte angelangt. Das römische Reich hatte sich in der letzten Periode des unerhörten Glückes zu erfreuen, daß der so oft entscheidende blinde Zufall die edelstdenkenden, sich selbst beherrschenden und nur für das Wohlergehen der Nation wirkenden Männer auf den Thron gebracht hatte. Gewiß war diese Periode für die Einwohner des ungeheuren Reiches, die sich ausschließlich um die nächstliegenden Dinge bekümmerten — sofern sich ihre Wohnstätten nicht an den durch die Barbaren beunruhigten Grenzen befanden, — die glücklichste die sie sich wünschen konnten. Wäre wirklich die Herstellung der monarchischen Verfassung das richtige Mittel zur Regenerirung des Staates gewesen, so hätte, wenn auch nicht unter den Ungeheuern welche früher zur Herrschaft gelangt waren, doch desto gewisser in dieser Zeit die herrlichste Wiedergeburt des römischen Volkes und Reiches glänzend sich vollziehen müssen.

Allein die hervortretenden Thatsachen beweisen unwiderlegbar das entschiedene Gegentheil. Die Entwicklung des Staates war, wie wir so oft bemerkt, auf einer falschen Grundlage erfolgt. Das Alleinherrscherthum, weit entfernt darin Abhülfe herbeizuführen, hatte nicht nur die furchtbarsten Gräuel wahnsinniger Despoten mit sich gebracht, — Ungeheuerlichkeiten von denen man etwa noch sagen kann dieselben hätten doch nur viele Einzelne betroffen, obwol die Unsicherheit des Einzelnen nothwendig auf das Ganze zurückwirkt, — sondern das Alleinherrscherthum, das bei einer Wehrhaftigkeit der gesammten Nation nicht bestehen konnte, das sich statt auf Milizen vielmehr auf ein stehendes Söldnerheer stützen mußte, hatte damit die Existenz des ganzen Reiches untergraben und dessen Untergang in unabwendbarer Weise eingeleitet. Durch die in kaiserlichen Sold genommenen Barbaren ward unausgesetzt das Gelüste nach den Reichthümern und Lebensannehmlichkeiten, welche das römische Reich in sich schloß, bei den rohen und wilden Völkern denen diese Soldaten entstammt waren, genährt und gesteigert. Gerade die Einrichtung welche zur Sicherung dienen sollte, ward die Hauptquelle beständiger Unsicherheit. So findet sich denn namentlich die treffliche Regierung Marc Aurels durch fortwährende Einfälle von Barbarenstämme in das römische Reich gestört und geschädigt; dieses Reich selbst zeigt sich tief erschüttert und — in rasch fortschreitendem Verfalle. Das noch heute gepriesene Rettungs- und Heilmittel hat somit seinen Zweck in keiner Weise erfüllt, vielmehr zu den bereits vorhandenen Mißständen deren nur noch weitere und zwar der schlimmsten Art hinzugefügt.

Die ganze Geschichte der Römer dieser Zeit bewegt sich, so weit wir Kunde davon haben, ziemlich ausnahmslos um die Personen der Kaiser. Wir hören nicht mehr von der Thätigkeit eines seine Geschicke naturgemäß selbst bestimmenden

Volkes, sondern nur von der Willensmeinung und den Befehlen einzelner Menschen, die im besten Fall das Unmögliche leisten, für Alle denken, für Alle sorgen sollten, nicht selten aber statt dessen Alle vor sich in den Staub traten, über Alle nach Laune verfügten. Wahre Sicherheit gab es für Keinen, denn selbst die besten Kaiser konnten eben thun was ihnen beliebte, und Viele die gut begonnen hatten, arteten rasch in blutige Tyrannen aus. Wer seines Lebens und Vermögens dauernd genießen wollte mußte sich möglichst verbergen, und auch da hing es von einem Zufalle ab, ob der sich Versteckende nicht unvermuthet die Aufmerksamkeit irgend eines Herrschers, eines Statthalters in der Provinz, eines einflußreichen Günstlings oder Anklägers zu seinem Verderben auf sich zog. — Es hat seine Richtigkeit daß bei der ungeheuren Ausdehnung des Reiches viele Hunderttausende von der Entsetzlichkeit der Vorgänge in der Hauptstadt unmittelbar nicht betroffen wurden. Aber um so mehr sahen sie sich in den Provinzen der Willkür der Statthalter und anderer Beamten und deren Günstlinge blosgestellt. Wahre Sicherheit besaß Niemand, und die Wirkung der geschilderten Zustände mußte sich wenigstens mittelbar eben doch auf die Gesammtheit ausdehnen.

Wir würden bei der bisherigen Geschichte der einzelnen Kaiser nicht einmal so lange wie es geschehen ist verweilt haben, wenn es nicht zur Kennzeichnung der Lage in welcher sich damals die Menschheit befand, nothwendig geschienen hätte. Von jetzt an werden wir in der Darstellung uns noch kürzer fassen, namentlich so weit wir nur eine Wiederholung der Gräuelthaten der früheren Tyrannen zu geben hätten.

Es ist eine alte Bemerkung daß ausgezeichnete Männer selten auch ausgezeichnete Söhne haben. Aus der ganzen Geschichte ist uns jedoch kein zweites Beispiel bekannt, in welchem der Sohn einen so scheußlichen Gegensatz zum trefflichen Vater darstellte, wie in dem Falle des Commodus, des Nachfolgers von Marc Aurel. Dieser, sogar den Schein des Interesses für geistige Bildung von sich weisende halb wahnsinnige Despot herrschte von 180 bis 192, und ward erst dann niedergemacht als er einige seiner bisherigen Vertrauten ermorden lassen wollte, so daß denselben zur eigenen Rettung keine andere Wahl als seine gewaltsame Beseitigung übrig blieb. Auf den Thron ward darauf der Stadtpräfect Pertinax erhoben, ein tüchtiger Mann. Gerade deßwegen konnte er sich in seiner neuen Stellung nicht behaupten; ungeachtet des den Truppen gewährten herkömmlichen Geschenkes ward er eh' ein Vierteljahr verging von der zügellosen Garde ermordet. Es war ein weiteres Zeichen wie sich die durch das Alleinherrschertum begründete „neue sittliche Weltordnung" bewährte. Die Prätorianer versteigerten nun förmlich die Kaiserwürde an den der ihnen am meisten bot. Didius Julianus, ein alter reicher Senator, angestachelt von seinem eitlen Weibe und seiner Tochter, erstand dieselbe indem er jedem Gardesoldaten

6250 Denare (etwa 1500 Thlr.) versprach, während der Vorletztbietende nur 5000 Denare verheißen hatte. Allein nun erhoben sich die Legionen in den Provinzen. So wurden drei Gegenkaiser aufgestellt. Von ihnen behauptete sich nach blutigem Kampfe Septimius Severus, zuletzt Truppenbefehlshaber in Pannonien (Ungarn), ein roher Krieger von ungewöhnlicher Strenge. Er herrschte von 193 bis 211. Seine beiden Söhne Caracalla (eigentlich ein Spottname von einem neuen Kleidungsstücke, er hieß wirklich Bassianus) und Geta folgten ihm in der Herrschaft. Der Erstgenannte, der u. a. diesen seinen Bruder in den Armen ihrer gemeinsamen Mutter ermordete, wüthete überhaupt in einer Weise wie wir sie aus der früheren Kaisergeschichte kennen. Um seiner Verschwendung genügen zu können ertheilte er allen freien Männern im ganzen Reichsgebiete das römische Bürgerrecht, wofür sie nun die Abgaben als Bürger zu entrichten gezwungen wurden. Es war dies, wie sich unschwer erkennen läßt, ein großer, bedeutsamer Schritt. Was das natürliche Rechtsgefühl zu bewirken nicht vermocht hatte, nämlich alle Angehörigen des Staates als gleichberechtigt zu behandeln, das stellte sich nun als bloße Beigabe eines Zuges der Habsucht ein. So war die römische Welt damals ein Spiel der Laune eines einzelnen Menschen, der im Uebrigen die verrücktesten Streiche ausführte. Im Jahre 217 ward er endlich ermordet. Der Anstifter der That, Gardepräfect Macrinus, konnte sich aber auch nur ein Jahr lang in der Herrschaft behaupten. — Den Ränken einiger dem ermordeten Caracalla verwandten Frauen gelang es, die Truppen zur Thronerhebung eines Familienangehörigen dieser verschmitzten Weiber, des Bassianus zu bestimmen, der, da er Oberpriester des syrischen Sonnengottes war, Heliogabal genannt wurde und unter dieser Bezeichnung in der Geschichte als eines der schlimmsten Ungeheuer auf dem Throne erscheint. Ein wahrhaft wahnsinniges Treiben voll Wollust, Verschwendung und Grausamkeit kennzeichnet seine Regierung. Er ließ seinem nach Rom gebrachten syrischen Gotte, einem schwarzen Steine, Menschen opfern und sich wahrsagen aus den Eingeweiden geschlachteter Kinder. Das Hofwesen ward ganz in orientalischer Weise eingerichtet. Der Wahnsinnige ernannte sein Pferd zum Consul. Endlich ward er im Jahre 222 von den Soldaten erschlagen. Seine eigene Großmutter, die Unmöglichkeit der Fortdauer eines solchen Regiments erkennend, hatte den Aufstand veranlaßt um einen andern Enkel, Alexander Severus zur Herrschaft zu bringen. Dieser stand in hohem Maße unter dem Einfluß seiner Mutter. Nichts desto weniger, oder vielmehr großentheils in Folge dessen, trat eine Wendung zum Bessern ein. Der Senat durfte wieder die Gesetze vorberathen; die ausgezeichneten Rechtsgelehrten Ulpian und Paulus gehörten zu den Rathgebern des Fürsten, der seinerseits in einfacher und schlichter Weise lebte. Aber die Soldateska war nicht zu befriedigen, obwol Severus die Ausgaben für das Heer noch vergrößert hatte. Im Jahre 235 erschlugen die gallischen Truppen am Rheine den Kaiser und seine

Mutter und erhoben ihren Anführer auf den Thron, den Maximinus, einen Thracier, somit — etwas Unerhörtes — einen Barbaren, zwar von Kraft aber ohne alle Bildung und von grausamer Art. Auch in diesem wie in jedem andern Falle wußte der längst tief herabgebrachte Senat die That des Heeres nur gut zu heißen. Es folgte ein Zustand vollständiger Anarchie. Maximin und sein Sohn wurden im Jahre 238 erschlagen, aber der Reihe nach auch die Gegenkaiser, die mitunter sogar paarweise aufgetaucht und bald vom Heer bald vom Senat proclamirt worden waren, so die beiden ersten Gordiane, (die noch vor Maximin unterlagen), dann Maximus und Balbinus, hierauf der dritte Gordian, der sich von 238 bis 244 behauptete, endlich Philippus der Araber, der dann im Jahre 249 im Kampfe wider den Gegenkaiser Decius umkam. Rom wäre eher zu allem Andern als zu einem ruhigen und befriedigenden Zustande gelangt.

In dieser Zeit traten allmählig die Wirkungen verschiedener Veränderungen deutlich hervor, welche, mitunter seit lange her, theils innerhalb des Reichsgebiets theils jenseit seiner Grenzen, vor sich gegangen waren.

Die Kläglichkeit der durch das angeblich „gesellschaftrettende" Alleinherrscherthum herbeigeführten Zustände, die Vernichtung jeder persönlichen Sicherheit des Bürgers, das freche Verhöhnen aller Sittlichkeit durch so viele jener unumschränkten Gebieter, die forterhaltene und absichtlich genährte Unwissenheit der besitzlosen Menge, endlich die volle Hoffnungslosigkeit der ganzen Lage, — alles Dieses hatte zusammengewirkt, jeden Aberglauben zu fördern, alle höhern Erwartungen aus dem irdischen Leben hinweg in einen mit den feurigsten Farben ausgemalten Himmel zu versetzen, und eine religiöse Schwärmerei anzubahnen, wie sie unter den von Natur so nüchternen und prosaischen Römern früher niemals zum Vorschein gekommen war. Die Schriftsteller klagen daß insbesondere die mannichfachsten und häßlichsten Arten orientalischen Aberglaubens in Rom fanatisirte Anhänger gefunden hätten. Heliogabals Anbetung des schwarzen Steines und die damit verbundene Gottesverehrung durch lascive Tänze von Priesterinnen waren wol nur insofern eine ungewöhnliche Erscheinung, als dieser Cultus vom Kaiser selbst veranstaltet und geleitet ward. Besonders erhoben sich Klagen über die Ausbreitung düsterer, in Mysticismus sich hüllender und der Oeffentlichkeit entziehender abergläubischer Culten. — Zu den von auswärts nach der Hauptstadt gekommenen Religionen gehörte auch das Judenthum, das durch das Ungewohnte verschiedener seiner Satzungen Aufsehen bei den Römern erregte und dessen Bekenner schon aus diesem Grunde für die Menge ein Gegenstand der Verfolgung wurden. Dann breitete sich, gewaltig gefördert durch den unter den obwaltenden Verhältnissen fortreißenden Mysticismus, das Christenthum aus. Wir werden über dessen Emporkommen unten ausführlicher reden als es an dieser Stelle geschehen könnte. Indem wir daher vorläufig auf die nächste Abtheilung dieses Buches verweisen, muß hier bereits wenigstens so viel bemerkt

werden, daß auch die neue Religion der Zerrüttung und dem Verfalle des Reiches in keiner Weise Einhalt that, sondern vielmehr im Gegentheil die Zersetzung und Auflösung desselben ganz ungemein beförderte. Es geschah dies schon vermittelst ihrer Maxime vom duldenden Gehorsam, während die ganze Lage des Staats eine Entwicklung politischer Charaktere erfordert hätte, dann dadurch daß diese Religion um das weltliche Gemeinwesen, um Patriotismus sich nicht bekümmerte und in ihrer ganzen Lehre es versäumte, zur Opferwilligkeit für das Vaterland aufzurufen und zu entflammen. Vergebens sucht man in der neuen Kirche erhebende und begeisternde Worte für das Vaterland, einen Cultus jener edlen und erhabenen Ideen deren der Staat und die Menschheit gerade damals am allermeisten bedurften. Das Heidenthum zwar kannte und betonte die Pflicht des Bürgers für dieses Vaterland; es forderte die höchsten Opfer für dasselbe; das Christenthum hingegen befaßte sich nicht weiter damit; es redete nicht davon, ging stillschweigend darüber hinweg. Das ganze Streben des Menschen soll ja nach dem Himmel gerichtet und nach diesem Ziele hin concentrirt sein; Erwecken eines Patriotismus für einen besondern irdischen Staat wäre ein Ablenken von jenem allein in Betracht kommenden Zwecke. Während also das Vaterland eines thatkräftigen Eingreifens aller befähigten und wackern Männer aufs Dringendste bedurft hätte, während die ganze Culturrettung davon abhing, meinten die Bekenner der neuen Lehre nichts Besseres thun zu können und zu dürfen als bei heimlichen Zusammenkünften fromme Gebete zu verrichten und, „dem Kaiser gebend was des Kaisers ist", jeder Raserei des Despoten, wenn sie nur weltliche Dinge und nicht den Glauben betraf, etwa so wie einem Unwetter thatlos zuschauen zu sollen, da der weltliche Herrscher ja blos Gott verantwortlich sei. In gleicher Weise verkrochen sich, während die Barbaren immer gewaltiger und verheerender herandrangen, zahllose der kräftigsten Männer um ungestört ihrem Cultus zu leben, statt zum Schwerte zu greifen und die Verwüster des Landes über dessen Grenzen zurückzujagen. Dieses Mißverhältniß erlangte den höchsten Grad als in der Folge das Klosterwesen aufkam und gleichsam eine Modesache wurde, so daß viele Myriaden der körperlich stärksten jungen Männer als Mönche ihre Arme der Vaterlandsvertheidigung verweigerten. Auf diese Weise fügte das Christenthum zu den alten Schäden des Reiches ein mächtig wirkendes neues Moment der Schwächung, Zersetzung und Auflösung des Staates.

Mittlerweile waren aber auch in den äußeren Verhältnissen große Veränderungen vor sich gegangen. Im fernen Osten war das Parthische Reich, bis dahin unter der Herrschaft des Hauses der Arsaciden, durch einen Aufstand der Perser im Jahre 226 gestürzt und das Neupersische Reich durch Ardschiir oder Artaxerxes I. begründet worden. Der alte Zoroastercultus (siehe S. 90 bis 93) erstand wieder unter der neuen Dynastie der Sassaniden. Ein kriegerischer Geist erfüllte das Volk, und dessen Könige strebten nach Wiederherstellung

des alten weitausgedehnten Perserreiches. Besonders machte sich bald König Schapur (Sapor) furchtbar.

Während nun aber dem Römerthum von dieser Seite her neue und schwere Kämpfe sich in Aussicht stellten, war eine andere Gefahr mehr in der Nähe gewachsen. In den Germanischen Völkern hatte sich die Lust nach Einfällen in das römische Reich allgemein verbreitet. Die vielen Tausende dieser Barbaren welche fortwährend als Söldlinge im Dienste der verweichlichten Römer standen, lernten dabei ebensowol die vielfachen Annehmlichkeiten welche das Leben unter einem in materieller Cultur vorangeschrittenen Volke bietet, als auch die Schwächen des römischen Staatsverbandes kennen. Wurden sie einerseits durch die dort zu erlangenden Genüsse gereizt, so waren sie anderseits durch die bei den Römern selbst erlernte bessere Art der Kriegführung zur Verwirklichung ihrer Wünsche noch besonders vorbereitet worden. Das Verlangen nach dem Besitze fruchtbarer Ländereien ist mit dem Wesen kräftiger roher Völker untrennbar verbunden. In Griechenland wie in Italien stammten die ältesten uns bekannten Bewohner von erobernd in das Land gedrungenen Fremden. Wir hörten dann zu oft wiederholten Malen wie namentlich Gallier (Kelten) in Italien, in Macedonien, in Kleinasien einfielen. Von besonderem Wandertriebe zeigten sich die Germanen erfüllt. Die Römer konnten dieselben nur ferne halten so lange sie jeden Einfall in ihr Gebiet sofort blutig zu züchtigen im Stande waren. Mit der hinschwindenden Macht verringerte sich auch in dieser Hinsicht die Sicherheit. Allerdings konnten die Barbaren in dieser Zeit noch nicht an dauernde Gebietseroberungen denken; um so mehr vollführten sie Raubzüge. Dazu genügte eine kleine Zahl dieser abgehärteten und entschlossenen Menschen. Wenige Tausende von ihnen durchzogen oft weite Strecken des römischen Gebiets, stets raubend und das Land weithin verheerend. In der einen Gegend zurückgetrieben, erschienen die Barbaren sofort in einer andern. Ruhe gab es nicht mehr.

Die Gefahren für das römische Reich vergrößerten sich gewaltig als die bis dahin in der Regel nur in vereinzelten Stämmen auftretenden Barbaren sich zu wirklichen Völkerschaften vereinigten. So entstand am Niederrhein der Bund der Franken, welcher die Sicambrer, Chatuarier, Bructerer, Chatten und andere Stämme umschloß; hinter ihnen der Bund der Sachsen; im Südwesten Germaniens jener der Alemannen. Den örtlichen Verhältnissen nach richteten die Franken ihre Züge vorzugsweise nach Gallien, während die Alemannen wol auch den schwierigen Alpenübergang nach Italien unternahmen. Die Westgothen ihrerseits suchten Illyrien, Thracien, Macedonien und Griechenland heim. Die Ostgothen dagegen, in Verbindung mit den Alanen und Herulern, erschienen im Osten und Süden des Schwarzen Meeres und drangen auch bis zur Ostküste der Aegäischen See vor.

Die Institution des Kaiserthums, weit entfernt an sich ein Mittel der

Rettung zu werden, förderte vielmehr das Unheil. Ausschließlich auf das stehende Heerwesen sich stützend, zitterten die Imperatoren wenn das Volk sich auch nur gegen die Barbareneinfälle wehrhaft machte. Als die Alemannen im Jahre 258 in Oberitalien erschienen und schon bis Ravenna vorgedrungen waren, ordnete der Senat zu Rom in seiner Noth eine Bürgerbewaffnung an. Die Barbaren zogen sich zurück sobald ihnen ernster Widerstand drohte; der damalige Kaiser Galienus aber fand so wenig Gefallen an diesem Acte der Selbsthülfe in größter Noth, daß er die Wiederholung durch eine höfliche Verordnung untersagte, in welcher die Senatoren jeder Verpflichtung für das Kriegswesen zu sorgen, ausdrücklich enthoben erklärt wurden. —

Zu den nicht endenden Kämpfen um die Herrschaft im Innern waren somit große Gefahren von Außen hinzugetreten.

Die innere Zersetzung und Auflösung des Römerthums ward aber bald durch die Barbaren noch in einer ganz andern als der vorhin erwähnten gewaltsamen Weise befördert, nämlich durch die massenhaften Ansiedelungen solcher Fremden im Reichsgebiete selbst. Bei den entsetzlichen Zuständen der Zerrüttung des Staates mußte die Volkszahl immer mehr zusammenschmelzen. Gerne überließ man darum jenen kräftigen Fremden die verödeten Ländereien zum Anbau. Da sie aus ihrer Heimath stets neuen Zuwachs erhielten, so stieg ihre Menge in dem nämlichen Verhältniß in dem sich jene der eigentlichen Römer verminderte. Diese unverdorbenen, ausdauernden und befähigten Menschen waren indeß auch in andern Berufskreisen brauchbar. Mehr und mehr erscheinen Germanen in öffentlichen Stellen, insbesondere bekleiden sie militärische Aemter bis zu den höchsten hinauf; stillschweigend werden die Römer, wo es Entfaltung von Muth und Kraft gilt, in den Hintergrund gedrängt. Die Auflösung des Reiches ward somit mächtig gefördert indem dasselbe ohne allen Lärm von Innen heraus theilweise germanisirt wurde. Dabei tritt uns eine bemerkenswerthe Erscheinung entgegen: die *freien* Germanen hatten keine tüchtigeren und gefährlicheren Gegner als ihre bei den Römern befindlichen Landsleute, gleichviel ob diese durch bloße Werbung in römischen Kriegsdienst gekommen, oder in Folge der Ansiedelung auf dem Gebiete des Imperiums ausgehoben waren, in welchem Falle sie sich wol gar stolz fühlten als Römer. Unbedenklich bekämpfte der Germane seine Stammesgenossen, selbst seine unmittelbaren Verwandten; auf römischen Befehl verwüstete er unbedingt seinen eigenen Heimathgau.

Wir wenden uns wieder zum Gang der Ereignisse.

Kaiser *Decius* ward im Jahre 251 mit seinem Heere von den Gothen erschlagen. Sein Nachfolger Gallus erkaufte den Frieden mittelst Tributzahlung. Dieses schimpfliche Zugeständniß führte seinen Sturz herbei; der Truppenführer Aemilianus schlug erst die Gothen, sodann den wider ihn ziehenden Imperator. Doch der Sieger wie der Besiegte wurden rasch nach einander von ihren eigenen

Soldaten getödtet. Valerian, der in Folge einer Verständigung hervorragender Truppenführer zum Staatsoberhaupte gewählt ward und von 253 bis 260 herrschte, mühte sich vergeblich ab die von allen Seiten in das Reich hereinbrechenden Barbaren zurückzutreiben. Gothen und Sarmaten verwüsteten besonders Kleinasien, die Perser ihrerseits drangen über Mesopotamien selbst nach Syrien vor und eroberten sogar Antiochien, eine der wichtigsten Städte des Reichs. Der Kaiser zog gegen die Perser zu Felde, ließ sich persönlich zu einer Friedensverhandlung mit Sapor verleiten, ward aber treulos von diesem überfallen und dann den Rest seines Lebens in entwürdigender Gefangenschaft gehalten. Sein Sohn und Mitregent Gallienus, ein wenig befähigter Mensch, behauptete sich zwar dem Namen nach noch acht Jahre lang auf dem Throne, in Wirklichkeit aber herrschte durch das ganze Reich die vollständigste Anarchie, indem in den verschiedenen Provinzen die Oberbefehlshaber der Reihe nach sich zu Herrschern aufwarfen, theils um diese Länder als selbständige Staaten zu regieren, theils um von da aus das Imperium zu erobern. Zu Dutzenden tauchten diese Nebenkaiser auf; es soll deren in kurzer Zeit gegen 30 gegeben haben. Sehr viele von ihnen haschten nur deßhalb nach der Herrschaft, weil sie hierin das einzige Mittel erblickten sich vor dem Mißtrauen des Kaisers oder ihrer Nebenbuhler oder vor Aufregung der Soldaten zu retten. Neben den hiedurch herbeigeführten Bürgerkriegen ward von den Streitenden gegenseitig Meuchelmord und Verrath zur Anwendung gebracht. Die herrschende materielle Noth hatte überdies längst Pestseuchen verbreitet, welche die unglückliche Bevölkerung massenhaft hinwegrafften. Dazu kamen denn noch schreckliche Verheerungen durch Erdbeben und die nicht endenden Raubzüge der Barbaren.

Die Trostlosigkeit der öffentlichen Verhältnisse bewirkte die Verständigung einer Anzahl Oberbefehlshaber zum Sturze des Gallienus, der ermordet ward, und zur Erhebung des Claudius, eines tüchtigen Heerführers, der von 268 bis 270 die Barbaren durch verschiedene Siege über die Reichsgrenzen zurücktrieb und die widerspänstigen Truppenbefehlshaber unterwarf. Nachdem er der herrschenden Seuche erlegen, gelangte in Aurelian gleichfalls ein thatkräftiger Feldherr auf den Thron, welcher in beiden Beziehungen das Werk fortsetzte. Wir verweilen nicht bei den verschiedenen Kämpfen die er zu bestehen hatte, nur einer derselben verdient besondere Erwähnung. Es ist der gegen Odenathus und Zenobia, — ein Kampf, welcher nicht nur eine romantische Anziehung besitzt, sondern auch ein Streben gebildeter Asiaten beweist, den Orient von der ihm immer fremd gebliebenen Römerherrschaft durch eigene Kraftentwicklung loszureißen.

In einer auf der Verkehrsstraße zwischen dem Mittelmeer und Arabien sowie nach dem persischen Busen gelegenen Oase Syriens war die Handelsstadt Thadmor oder Palmyra = Palmenstadt herrlich erblüht. Neben dem Handel

fanden hier Wissenschaft und Kunst eine hohe Entwicklung. (Die noch vorhandenen Trümmer der Stadt sind dermaßen schön und colossal zugleich, daß nach deren Auffinden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die ersten Beschreibungen für Mährchen gehalten wurden.) An die Spitze der Bevölkerung Palmyras hatte sich — zur Zeit der Neubildung des Persischen Staats — ein angesehener Eingeborener, Odenathus, emporgeschwungen. Wol schon damals von dem Streben nach Herstellung der Unabhängigkeit Asiens erfüllt, hatte er dem Perserkönige Sapor die Hand geboten. Der Uebermuth mit welchem dieser sie zurückwies indem er unbedingte Unterwerfung der Oase unter sein Machtgebot forderte, trieb den Führer der Palmyrenser vorerst auf die Seite der Römer. Er war es nun vor Allen, dem die Perser eine Reihe von Niederlagen, die Römer hingegen die Behauptung ihrer Stellung im Orient zu verdanken hatten. Odenath nahm um das Jahr 260 den Titel eines Königs von Palmyra an, wobei er seine durch Geist und Thatkraft wie Schönheit ausgezeichnete Gemahlin Zenobia zur Mitregentin erklärte. Seine Thaten waren so hervorragender Art daß Kaiser Gallienus nicht nur ihn zum Oberfeldherrn des Orients ernannte, sondern auch ihm und seiner Gemahlin den Titel Cäsar und Augustus verlieh. Allein beide hatten es nicht auf leeren Prunk abgesehen; sie suchten die im römischen Reich herrschenden Wirren zur Anbahnung der Selbständigkeit Westasiens zu benützen.

Nachdem Odenath im Jahre 267 durch seinen Neffen ermordet worden war (die Angabe daß dies unter Mitwirkung Zenobias geschehen sei ermangelt jedes Beweises), und nachdem dann der Thäter in kurzer Zeit durch Schwelgerei seinen eigenen Sturz herbeigeführt hatte, ergriff Zenobia die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten mit seltener Kraft und Genialität. Die vom Kaiser Gallienus dem Königspaar früher übertragene Herrschaft umfaßte bereits Syrien, Phönizien, Palästina und Arabien. Allein eine naturgemäße und gesicherte Existenz konnte der neue Staat nur durch Vereinigung aller römischen Länder im Orient erlangen; darum bemächtigte sich die Königin vermittelst eines glücklichen Heerzuges auch des reichen Aegypten und brachte wichtige Landschaften Kleinasiens ohne Waffengewalt zum Eintritt in ein Schutzverhältniß mit Palmyra. Doch nicht auf bloße Eroberung, sondern ebenso sehr auf Geistesbildung, auf Cultur war das Absehen Zenobias gerichtet. Sie selbst erfreute sich einer hohen, sogar philosophischen Bildung. Vertraut mit den Sprachen der Griechen und Aegypter, ferner bekannt mit jener der Römer, strebte die Königin gleichwol, daß der Orient unter Benützung der geistigen Leistungen jener Andern, eine eigene neue Cultur entwickle. Erhaben über die damals verbreiteten religiösen Vorurtheile, war ihr Geist nicht in die Schranken eines einzelnen kirchlichen Bekenntnisses eingeengt. Das religiöse Interesse erschien ihr, nach dem Ausdruck eines neueren Schriftstellers (Th. Bernhardt, Gesch. Roms von Valerian bis zu

Diocletian's Tode¹, „als das untergeordnete, dem politischen dienstbare". Wer seiner Ueberzeugung zum Opfer gefallen fand bei ihr eine sichere Zufluchtsstätte. So gewährte sie dem wegen seines Zweifels an der Gottheit Christi durch seine geistlichen Genossen abgesetzten christlichen Bischof Paulus von Samosata unbedingt ihren Schutz. Der griechische Philosoph Cassius Longinus erschloß ihr die ästhetischen Schönheiten der hellenischen Literatur, vorzüglich der Schriften Homers und Platos; er war zugleich ihr gewöhnlicher Berather in den Fragen der Politik.

Der Zusammenstoß zwischen europäischer und asiatischer Kriegsmacht erfolgte so bald, daß das neue Reich noch nicht consolidirt sein konnte. Der kräftige aber rauhe Kaiser Aurelian drang im J. 272 siegreich in Asien vor. Zenobias Truppen wurden wiederholt nach tapferer Gegenwehr von den alten Legionssoldaten geschlagen, Palmyra selbst belagert. Die Königin verließ (273) ihre Hauptstadt um auswärts Truppen zu deren Entsatz zusammen zu raffen. Doch sie fiel dabei in die Gefangenschaft ihrer Feinde. Jetzt mußte sich auch Palmyra ergeben. Aurelian verfuhr zwar schonend gegen die Masse der Einwohner, ließ dagegen alle der Königin Näherstehende hinrichten, darunter den wackern Longinus, der, seine Leidensgefährten tröstend, als wahrer Philosoph muthig in den Tod ging. Zenobias sonst so heldenmüthiger Geist war in der Gefangenschaft einer Schwäche erlegen: sie hatte die Handlungen durch welche der Sieger besonders gereizt war, von sich ab und auf die Rathschläge des Longinus zu wälzen gesucht. Als die Bewohner von Palmyra bald nach der Unterwerfung einen Aufstand versuchten, ließ der Kaiser die ganze Bevölkerung niedermetzeln und die herrliche Stadt völlig zerstören. — Ueber das Schicksal der Königin widersprechen sich die vorliegenden Angaben. Den Einen zufolge wäre sie bei der Verbringung nach Rom auf dem Meere gestorben, sei es an einer Krankheit oder weil sie sich durch Enthaltung von Speise selbst tödtete, nach den Andern schmückte sie in Rom den Triumphzug Aurelians, der ihr dann das Leben geschenkt und ein Landgut angewiesen hätte.

Aurelian überlebte diesen Triumph nicht lange. Die barbarische Härte mit der er zu verfahren pflegte, veranlaßte seinen auf einer Betrügerei ertappten Geheimschreiber in Verbindung mit einigen andern Bediensteten und Truppenführern, den Kaiser auf einem Zuge nach Byzanz im J. 275 zu ermorden.

Nun trug sich ein seltsames Zwischenspiel zu: die bei dem Morde betheiligten Truppenführer luden im Gefühl ihrer Unsicherheit den Senat zur Ernennung eines neuen Kaisers ein. Der Senat aber wagte es anfangs nicht von seinem alten Rechte Gebrauch zu machen. Erst nach längerem Zögern verlieh er — eine unglückliche Wahl — dem 75jährigen reichen Senator Tacitus die höchste Würde; der Greis ward aber nach einem halben Jahre von den Truppen erschlagen. Gleiches Schicksal hatte sein Bruder Florianus, der sich nun zum Herrscher aufzuwerfen suchte. — Es war jenes das letzte Mal daß Rom

einen vom Senat gewählten Kaiser hatte. Durch die Soldaten erfolgte dann die Erhebung des Probus, eines sehr tüchtigen Feldherrn, der in den Jahren 276 bis 282 herrschte, die von allen Seiten in das Reich eindringenden Barbaren, namentlich die Franken, Alemannen, Burgunder und Vandalen, dann Gothen und Alanen, zurückschlug und hinwieder verödete Landstriche in Pannonien an Barbarenstämme zur Ansiedelung überließ. Da er jedoch die Soldaten zur Anlage von Weinbergen, zum Graben von Kanälen und zu ähnlichen friedlichen Arbeiten in seinem Geburtslande Sirmien (dem heutigen Slavonien) anhielt, entging auch er dem gewöhnlichen Geschicke nicht, von seinen eigenen Truppen ermordet zu werden. — In ähnlicher Weise wurden die drei nächsten Herrscher (Carus und dessen Söhne und Mitregenten Numerianus und Carinus) bald beseitigt. Diocletian gelangte zur Gewalt und er versuchte es das tief zerrüttete Staatswesen umzugestalten.

Man pflegt sich (besonders im Hinblick auf das Kaiserthum welches später der glückliche General Bonaparte in Frankreich begründen konnte) sehr allgemein der Meinung hinzugeben, daß der Militarismus mit innerer Nothwendigkeit zu einer kaum erschütterbaren Herrschaft eines Einzelnen führen müsse. Die von uns in Kürze dargestellte römische Kaisergeschichte beweist dagegen, daß unter Umständen gar keine Art der Regierungsform weniger Festigkeit darbietet als die eben bezeichnete. Wir haben gesehen daß allerdings unter diesem Regime kein Landesbewohner weder seines Eigenthums noch seines Lebens auch nur einen Augenblick wahrhaft sicher sein konnte, daß aber trotzdem Niemand in der Welt der unangenehmen Wahrscheinlichkeit — fast Gewißheit — umgebracht zu werden, bestimmter entgegen sehen mußte als jeder dieser unumschränkten Gebieter für seine eigene Person. Es genügte dabei gar nicht daß der auf den Thron Erhobene durch die Truppen erwählt, daß er selbst Soldat, als solcher abgehärtet gegen Strapazen, sogar ausgezeichnet als Feldherr war. Claudius, Aurelian, Probus und Carus, obwol unzweifelhaft tüchtige Krieger, entgingen jenem Schicksale ebensowenig wie der gute schwache Greis Tacitus. Die Soldateska brauchte beständige Veränderung auch auf dem Throne, schon der ihr bei dieser Gelegenheit herkömmlich zufallenden reichen Geschenke wegen. — Die ganze Erscheinung ist nebenbei ein weiterer Fingerzeig für alle Zeiten, wie sehr diejenigen „friedlichen Bürger" getäuscht sind, welche, entschlossen sich selbst um Politik gar nicht zu bekümmern, unter dem Cäsarismus, der ja die politischen Dinge für Alle besorge, ihr Vermögen in Ruhe und Bequemlichkeit genießen zu können erwarten.

Diocletian, der von 285 bis 305 die Herrschaft führte, war ein Illyrier von Geburt. Obwol aus der untersten Schichte des Volkes hervorgegangen, hatte er sich durch Tüchtigkeit vor seiner Erhebung zum Kaiser die Stelle eines Befehlshabers der Leibgarde erworben. Er suchte nun eine dauerndere, stabilere Ordnung im Staate zu begründen, und es läßt sich nicht verkennen daß er dabei

einen großen schöpferischen Geist entwickelte. Insbesondere ward vieles, was man seitdem als das Werk und Verdienst Constantins I. pries, durch ihn begründet.

Vor Allem sollte dem Herrscherthum eine andere festere Grundlage gegeben werden. Obwol die Republik längst vernichtet war, behielt man noch immer, wie zum Hohne, republikanische Formen bei. Dies sollte sich ändern. Diocletian wollte das Kaiserthum nicht als vom Volk verliehene höchste Würde, sondern als göttliche Institution betrachtet wissen. Er faßte die Fürstengewalt auf in dem Umfange den sie bei den Orientalen besitzt und in dem sie bisher allerdings auch in Rom ausgeübt worden war, aber er forderte hinwieder vom Kaiser höheres Wissen, größere Leistungen, kluge und verständige Anwendung seiner Machtfülle. Er erstrebte somit ein Fürstenthum in derjenigen Art, welche in viel späterer Zeit zu einer gewissen Ausbildung gelangte; er wollte, um es kurz zu bezeichnen, einen erleuchteten Despotismus. Wie weit das Reich auch damit kam, werden wir bald sehen.

Um nun aber dieses System zur Durchführung zu bringen bedurfte der Kaiser einer andern Verwaltungsorganisation und anderer Werkzeuge als der vorhandenen. Im römischen Reiche war bis dahin wenig für den Vollzug der allgemeinen Anordnungen in den einzelnen entlegenen Provinzen und kleineren Orten gesorgt. Eine bis in die sämmtlichen Gemeinden herabreichende Regierungsmaschinerie bestand nicht. Gar manche Verfügung mochte somit (wie wir es nennen) auf dem Papiere bleiben, d. h. an der Passivität der von der Hauptstadt entfernt wohnenden Bevölkerung scheitern, — eine Erscheinung, welche noch jetzt in manchen Staaten (wie Rußland und Spanien) vorkömmt. Dies sollte anders werden, und zwar vermittelst eines Beamtenthums, das, ähnlich dem Heere, als besondere vom Volk getrennte Kaste ausgebildet ward. Die Selbstregierung der Einwohner (das Selfgovernment wie man die Sache in der Neuzeit nennt) war in den oberen Regionen längst vernichtet, sie sollte es nun auch in den untern Sphären werden, und zwar durch eine die Selbstthätigkeit der Bürger möglichst ausschließende, gleichsam providentiell für alle Vorkommnisse bis zur untersten Stufe herab sorgende wohlorganisirte kaiserliche Gewalt. Die Entwicklung dieses Systems ging rasch und erfolgreich vor sich. Bald besaß der Herrscher ein Beamtenthum, das unempfindlich blieb gegen jedes Gefühl außer dem des Emporsteigens auf der Stufenleiter des Ranges und der kaiserlichen Gunst. Die Civilverwaltung des Reiches ward an vier prätorische Präfecten übertragen. Ihnen untergeordnet erscheinen 14 Diöcesanstatthalter; diese hatten ihrerseits 116 Provinzialgouverneure unter sich. Die ganze Maschinerie besaß somit eine geschickt gegliederte und weit reichende Entwicklung.

Das Soldatenthum hatte sich unverkennbar zur größten Gefahr für den Monarchismus entwickelt. Aufgeben konnte man dasselbe nicht; das Allein-

herrscherthum bedurfte eines schneidenden Werkzeugs ohne welches dasselbe sofort machtlos gestanden hätte; die nicht endenden Barbareneinfälle machten gleichfalls das stehende Heer unentbehrlich, nachdem man das Milizsystem, welchem Rom sein Emporkommen verdankte, längst gebrochen und die Bürger systematisch der Waffenführung entwöhnt hatte. Diocletian suchte nun durch eine neue Organisation der bewaffneten Macht Abhülfe zu schaffen. Er entzog dem, eine permanente Gefahr für den Herrscher bildenden prätorianischen Präfecten die militärische Gesammt-Oberleitung und vertheilte dieselbe unter mehrere Kronfeldherren. Aber auch die großen in sich vereinigten Truppenkörper, die Legionen, besaßen jede einzeln eine schon oft mißbrauchte Gewalt. Darum ward die tactische Einheit geändert; der Kaiser verminderte die Stärke der Legionen und vermehrte dagegen ihre Anzahl, so daß deren aus dieser Zeit nicht weniger als 138 bekannt sind, statt der 25 welche Augustus nach Beendigung des Bürgerkriegs forterhielt.

Doch Diocletian schuf noch eine ganz andere Neuerung. Von der Erkenntniß geleitet, daß die Ausübung der Herrschergewalt in allen Theilen des so weit ausgedehnten Reiches die Kräfte auch des tüchtigsten einzelnen Mannes weit übersteige, ernannte er schon im Jahre 285 seinen Landsmann und Waffengefährten, den überaus tapferen aber ungebildeten Maximianus (einen Bauernsohn) zum Cäsar und ein Jahr später auch zum Augustus. Als indeß bei dem Andrang und der Schwierigkeit der Verhältnisse dies nicht ausreichte, so erhob er noch zwei neue Cäsaren, von denen der kriegerische Galerius (ursprünglich ein Hirte, gleichfalls aus Illyrien) neben ihm selbst, dagegen der gebildete Constantius Chlorus (der Blasse) neben dem rauhen Maximian wirken sollte. Um überdies die Macht der Stadt Rom zu brechen, wurden Nicomedien, Sirmium, Mailand und Trier die Sitze der vier Herrscher. Thatsächlich blieb Diocletian die Seele der gesammten Regierung, obwol Maximian als Augustus ihm dem Range nach scheinbar gleich stand.

Unter der neuen Regierung wurden die Barbaren überall wo sie in das Reichsgebiet einfallen wollten, zurückgetrieben, Kronusurpatoren aber die sich wie gewöhnlich aufwarfen, niedergeschmettert. Diocletian betrachtete das Christenthum ganz richtig als eine die Reichsexistenz weiter untergrabende Neuerung. Trotz seiner heidnischen Vorurtheile und obwol er von Aberglauben nicht frei war, beschränkte er sich anfangs auf Nichtdulden öffentlicher Kirchen und Beseitigung der heiligen Schriften der Christen. Als aber der Glaubenseifer bei vielen Bekennern der neuen Lehre dadurch bis zum Fanatismus gesteigert wurde, als insbesondere die Angriffe sogar von Beamten sich gegen den Kaiser selbst richteten und dessen Befehle mit offenem Hohn behandelten, da fanden blutige Christenverfolgungen statt, von denen wir unten (Entstehen des Christenthums) etwas näher reden werden.

Das ganze staatliche Gebäude welches Diocletian geschaffen war unbestreitbar mit Geschick ausgeführt. Dennoch konnte es für den beabsichtigten Zweck nicht ausreichen. Auch bei diesem Versuche der Umgestaltung des Reiches zeigte es sich sehr bald, daß ein Staat der auf einer bestimmten festen Grundlage seine ganze Entwicklung erlangt hat, nicht beliebig auf eine andere Basis versetzt zu werden vermag. Als Freistaat hatte Rom seine höhere Bedeutung gewonnen; als Monarchie konnte es in gedeihlicher Weise nicht fortbestehen, ging es vielmehr seinem Untergang entgegen. Das Alleinherrscherthum wie es bestand, hatte keine der bis zu unsern Tagen so oft gedankenlos ihm nachgerühmten Verheißungen erfüllt; es hatte weder die Festigkeit noch die innere Ruhe des Staates hergestellt, es hatte statt einer Neubegründung der sittlichen Ordnung vielmehr die alte Römertugend so vollständig vernichtet, daß in dieser Zeit auch die letzte Spur davon verschwunden war. Nun kam der Diocletianische und später der auf diesen basirte Constantinische Regenerirungsversuch; das Ergebniß aber blieb das nämliche negative.

Diocletian selbst konnte sich bei seinem natürlichen Verstande dieser Wahrnehmung nicht entziehen. Nach einer lang dauernden schweren Krankheit entschloß er sich — der erste und einzige Imperator Roms der diesen Schritt that — die Herrschaft, nach welcher er einst mit einer gewissen Begierde gestrebt, nun ohne irgend eine äußere Nöthigung, sonach vollkommen freiwillig niederzulegen (Mai 305). Zurückgezogen, als Privatmann lebte der alte Kaiser in dem ihm theuren Salona, statt der Weltgeschäfte einfach seinen Kohlban besorgend, bis er, durch die Laune der spätern christianisirenden Gewalthaber Constantin und Licinius bedroht, im Jahre 313 sich entschloß, über das Letzte was ihm noch zur Verfügung stand, über sein Leben nach eigenem Willen frei zu bestimmen. Er tödtete sich selbst, einem abgesendeten kaiserlichen Mörder zuvorkommend.

Diocletians Plan zufolge sollte nach jeder Erledigung einer Augustusstelle der nächste Cäsar vorrücken, dann seinerseits den hiedurch offen gewordenen Cäsarposten aufs Neue — und zwar wie sich unschwer erkennen ließ, stets durch einen Illyrier — vermittelst Adoption besetzen, mit Beiseitelassen jedoch der kaiserlichen Söhne; denn Diocletian war ein entschiedener Gegner der erblichen Thronfolge, welche nur schlechte Herrscher und dem Reiche Unheil gebracht habe. Allein der vorgezeichnete Gang wurde nicht lange eingehalten. Als im Jahre 306 der zum Augustus emporgestiegene Constantius Chlorus gestorben war, erklärten die Truppen dessen (wahrscheinlich unechten) Sohn Constantin I. zu seinem Nachfolger. Auch anderwärts trat das frühere anarchische Treiben der Soldaten wieder hervor, und so hatte denn im Jahre 308 die römische Welt nicht weniger als sieben Auguste zugleich, — jeder auf das Verderben der Andern ausgehend, oder sich mit seinem Nachbar blos zum Sturze des Dritten und Vierten ver-

bündend, um nach dessen Vernichtung die Waffen gegen den bisherigen Genossen zu richten.

Nach einiger Zeit war die Zahl der Herrscher auf vier herabgebracht: Maximin*), Licinius, Maxentius und Constantin. Ruhe und Ordnung aber kehrten damit keineswegs zurück. Jeder der Vier strebte nach der Alleinherrschaft. In dem hiedurch veranlaßten Kampfe erscheinen die Christen zum erstenmal als bei der Entscheidung wesentlich in Betracht kommende Partei. Sie bildeten zwar gegenüber der Gesammtheit der Reichsbevölkerung weitaus eine bloße Minderheit, vielleicht nicht mehr als ein Zwanzigstel derselben. Während aber die Heiden meistens gleichgültig in religiösen Dingen blieben, entwickelten die Christen eine unbeschreibliche Rührigkeit, selbst einen wahren Fanatismus; dabei besaßen sie eine während der frühern Verfolgungen durchgebildete Gliederung; eine Organisation welche die Kräfte aller Einzelnen zu einem Ganzen verband und als gewaltige Einheit erscheinen ließ. Durch alles Dieses erlangten sie eine mit ihrer Anzahl außer Verhältniß stehende Macht. Die vier Kaiser waren allerdings sämmtlich Heiden. Unter ihnen befand sich jedoch Einer, der bei einem ziemlich weiten Gewissen den Vortheil erkannte, welcher sich aus dem Fanatismus der Neugläubigen für seine Zwecke ziehen ließ. Es war Constantin, der nachmals vom blinden christlichen Eifer als „der Große" bezeichnete. Nicht frei von Aberglauben, neigte er sich wie es scheint einer unter den damaligen Römern ziemlich verbreiteten Ansicht zu, welche, den ursprünglichen Sonnencultus durch Mysticismus steigernd, den persischen Mithras und den hellenisch-römischen Apoll

---

*) Da es doch wenigstens einmal geschehen muß, so wollen wir bei Erwähnung dieses Kaisers noch einer Art der vermeintlichen „sittlichen Regeneration des Römerthums" gedenken, die wir aus Ekel vor der Sache so lange wie möglich unberührt ließen. Wir citiren einfach die Worte Gibbons: „Die sinnlichen Lüste des Maximin wurden auf Kosten der ganzen Nation befriedigt. Seine Verschnittenen, welche die Frauen und Jungfrauen mit Gewalt hinwegschleppten, untersuchten ihre nackten Reize mit angelegentlichem Eifer, damit nicht irgend ein Theil ihres Körpers der kaiserlichen Umarmungen unwürdig gefunden werde. Schüchternheit und Abneigung galten als Verrätherei, und die auf ihrer Weigerung beharrenden Frauen wurden verurtheilt, ihren Tod im Wasser zu finden. Man führte allmählig die Gewohnheit ein, daß Niemand ohne Erlaubniß des Kaisers sich verheirathen durfte, »ut ipse in omnibus nuptiis praegustator esset.« — Man wird es uns erlassen, weitere Beispiele von andern dieser Despoten anzuführen.

Es gab aber auch noch sonstige Arten von Schändung der Menschenwürde in Folge der Allmacht des Herrscherthums, die bei dieser Gelegenheit gleichfalls mindestens durch ein Beispiel angedeutet werden müssen. Plantian, der Liebling und Minister des Kaisers Sept. Severus, ließ 100 freie Römer kastriren, worunter einige verheirathete Männer und sogar Familienväter, blos damit seine Tochter an ihrem Vermählungstage mit dem jungen Kaiser von einem Gefolge Verschnittener bedient werde das einer Königin des Morgenlandes würdig sei. —

Bis auf äußerst wenige Ausnahmen waren alle römische Kaiser Päderasten; namentlich ist dies von denen des ersten Jahrhunderts (mit Ausnahme des Claudius) nachgewiesen. Heliogabal erhob einen Tänzer zum Präfecten der Stadt, einen Fuhrmann zum Präfecten der Wache und einen Barbier zum Oberverwalter der Vorräthe von Lebensmitteln, — diese drei Quasi-Minister und außerdem eben so viele andere Würdenträger wegen enormitate membrorum.

als das gleiche Wesen verehrte, und nun auch den Christus beiläufig als das Nämliche wie diese ansah, — oder auch als mächtiges Numen unter den Göttern des Olymp auffaßte. Constantin trat zwar vorerst keineswegs zum Christenthum über; er blieb vielmehr nicht nur Heide sondern sogar heidnischer Oberpriester (pontifex maximus). Während indeß die andern Kaiser mehr oder minder heftig die neue Lehre verfolgten, zeigte er, nur seine weltlichen Pläne im Auge, Duldung und selbst Wohlwollen gegen diesen Cultus, um so mehr als die Damen des Hofes, vor allen die Kaiserin-Mutter Helena, für denselben gewonnen und begeistert waren. Schon damals hatte die Klugheit der christlichen Priester erkannt, welcher große Einfluß sich vermittelst der Frauen auch auf die Männer erlangen lasse.

Constantin verband sich mit Licinius zum Sturze der beiden andern Kaiser. Zunächst wendete er sich gegen Maxentius. Das Schlagwort „Glaubensfreiheit" ward nebenbei gebraucht um die Christen zu gewinnen; dieses Schlagwort, welches von denselben Christen allen nicht „Rechtgläubigen" gegenüber alsbald so schnöde verhöhnt ward. Richtig berechnend, daß die Begeisterung der Christianer in diesem Kampfe sich ausgezeichnet verwerthen, ihre Opferwilligkeit und Tapferkeit bis zum wildesten Fanatismus steigern lasse, hatte Constantin mit einer angeblichen Vision vollständig Schwindel getrieben; es sei ihm am Himmel leuchtend das Zeichen des Kreuzes erschienen mit der Aufschrift: „In diesem Zeichen wirst Du siegen!" Darum nahm er, der heidnische Oberpriester, das Kreuz in seine Standarte auf. Maxentius unterlag (Jahr 312). Dann ward Maximin durch den Licinius gestürzt. Hierauf kam die Reihe auch an diesen, den bisherigen Genossen und Schwager Constantins. Doch der erste Krieg (schon im Jahre 313) brachte keine vollständige Entscheidung. Es folgte ein Friedensvertrag. Constantin benützte die Zeit der Ruhe um sich durch langjährige Vorbereitung eine entschiedene Uebermacht zu sichern; dann brach er die Uebereinkunft (im Jahre 323), um auch den letzten seiner Nebenbuhler zu vernichten. Dem Licin persönlich, der sich knieend vor ihm, seinem Schwager als seinem Herrn niederwarf, sicherte Constantin eidlich die Lebenserhaltung zu. Gleichwol ließ er ihn nach einer kurzen Anstandsfrist ermorden.

Constantin war nun Alleinherrscher des ungeheuren Reiches und er blieb dies unangefochten bis zu seinem Tode, 13 Jahre lang. In dieser Machtfülle wie früher in den mannichfachen Kämpfen um die Herrschaft und gegen äußere Feinde bewies er ungewöhnliches Talent, Schlauheit und Thatkraft; aber auch vollständigen Mangel einer leitenden sittlichen Idee. Zunächst führte er die von Diocletian begonnene Umgestaltung der Reichsverwaltung weiter fort. Das Institut der Büreaukratie ward vollendet, die Heeresreorganisation zu Ende gebracht, das orientalisch-despotische Hofwesen ganz ausgebildet. Er verlegte die kaiserliche Residenz nach Byzanz, das er Neu-Rom nannte, dem aber bald sein Name —

Constantinopel — verliehen ward. In den 8 Jahren 329—337 wurde diese Umbildung vollführt, nicht ohne enormen Geldaufwand und manche Härte und Gewaltsamkeit. Der Kaiser ließ übrigens dabei heidnische Tempel und christliche Kirchen neben einander aufführen. Der neuen Stadt sollte es auch an anderm Schmucke nicht fehlen; aus allen Gegenden Griechenlands schleppte man Kunstwerke heran. Bei der bereits stark christianisirenden Richtung des Gewaltigen wurden viele derselben, um ihnen das heidnische Ansehen zu benehmen, in seltsamer Weise verunstaltet und entstellt, mitunter sogar verstümmelt. — Die Barbaren wurden in Furcht gehalten, obwol Constantin den schweren Mißgriff beging, deren Hunderttausende in das Reich selbst aufzunehmen, indem er ihnen ausgedehnte Ländereien zur Niederlassung einräumte. Das ganze öffentliche Leben im Reiche selbst schien jedoch in kirchlichen Verhandlungen aufzugehen. Nicht die so dringend hervortretenden Bedürfnisse auf Erden, sondern die Sorgen um den Himmel nahmen gleichsam alle Thätigkeit und Kräfte des Staates in Anspruch. Constantin erhob zwar das Christenthum niemals zur Staatsreligion, wie dies eine durch frommen Eifer beinahe allgemein verbreitete Meinung ist; aber ohne das Heidenthum gerade zu mißhandeln, begünstigte er doch ganz entschieden die Christen und ihren Cultus. Mit meisterhafter Geschicklichkeit verstand er es, die bisher so unbeugsamen ja unbändigen Bekenner der neuen Lehre sich gefügig zu machen und unter seiner Gewalt zu erhalten. Die dogmatischen Streitigkeiten welche unter den Christen selbst ausgebrochen waren sobald ihre Verfolgung aufgehört hatte, wirkten dabei nicht wenig mit, um Alle in seine Hände zu liefern. Die frommen Diaconen und Priester, die Bischöfe voran, schmähten und verfolgten sich gegenseitig mit der äußersten Erbitterung und Wuth. Constantin, der Ruhe in seinem Reich erhalten wollte, — er, der Heide, ja der Oberpriester der Heiden, — berief ein christliches Concil (das erste ökumenische Concil zu Nikäa, Jahr 325). Er leitete dasselbe als der „außer der Kirche von Gott eingesetzte oberste Bischof". Seinem Willen wagten auch die Kirchenlichter, die Häupter der Gläubigen, nicht sich zu widersetzen. Er ist es, der den christlichen Cäsaro-Papismus begründete.

Die Lage der Masse des Volkes war eine höchst traurige und elende. Die nicht endende Zerrüttung der innern Verhältnisse des Staates, nunmehr namentlich durch eine Umbildung des Abgabenwesens ins Unerträgliche gesteigert, hatte den sogenannten Mittelstand fast ganz zum Verschwinden gebracht, dafür eine neue Classe geschaffen, die Colonen, unfreie Bauern, die weder Sklaven noch selbständige Bürger waren, an die Scholle gebannt, die sie bebauten und die sie nicht verlassen durften, von deren Ertrag sie jedoch einen gewissen Theil den Gutsherren abzugeben hatten. Es ist die erste Spur der Leibeigenen des Mittelalters. Die Entstehung der Institution erklärt sich daraus, daß die eigentlichen Steuern nur von den Freien erhoben wurden, wie auch diese ursprünglich allein zum

Kriegsdienste verpflichtet waren. Von des Lebens Noth gedrängt und zudem mit Phantasiegebilden vom Himmel erfüllt, begaben sich Tausende ihrer Freiheit; mit der sie ja doch nichts anzufangen wußten; sie unterwarfen sich einem einflußreichen Gutsherrn der ihnen aus augenblicklicher Bedrängniß half, oder der Kirche, damit sie hiedurch der drückenden Sorgen welche der Zustand der Freiheit mit sich brachte, enthoben seien! — Wol das charakteristischste Kennzeichen der Zustände, in welchen sich damals die Menschheit befand.

Bei dem immer stärkeren Hinschwinden der einheimischen Bevölkerung in Folge der Bedrückungen und der Unsicherheit aller Verhältnisse versetzte man, wie oben schon angedeutet, wol auch Barbaren — besiegte oder freiwillig aufgenommene, natürlich unter sehr verschiedenen Bedingungen — als Colonen auf die von den frühern Bewohnern entblößten Ländereien. So trug fast Alles bei zur weitern Begründung und Ausdehnung eines Systems der Unfreiheit der Menschen.

Constantin sollte durch das Selbstherrscherthum, das er Andere oft genug mit launenhaftem Despotismus empfinden ließ, für sich selbst wenig innere Befriedigung erlangen. Wie unter solchen Verhältnissen gewöhnlich, zeigte sich auch in seinem Hause das Familienleben zerrüttet. Er hatte von seiner ersten Gemahlin einen Sohn Crispus, einen Jüngling der durch Tüchtigkeit jeder Art ausgezeichnet und allgemein beliebt war. Des Kaisers zweite Gemahlin, bestrebt ihren eigenen unfähigen und unwürdigen Söhnen die Weltherrschaft zuzuwenden, reizte ihren Gemahl bis zu dem Grade gegen ihren Stiefsohn auf, daß er denselben ermorden ließ. Die Verblendung alsbald erkennend, richtete sich seine Wuth nun gegen die Gemahlin: sie ward im heißen Bade erstickt. Dann ließ er seinen Neffen, den Sohn des Licinius, einen schuldlosen Knaben von elf Jahren, gleichfalls erwürgen. Nicht minder richtete sich die Raserei des oft frömmelnden Despoten wider eine Anzahl seiner Vertrauten, denen er ebenso das Leben rauben ließ.

Das Gefühl der begangenen Verbrechen lastete schwer auf dem alten Sünder und brachte ihn dem Christenthum immer näher. Dennoch trat er, so lange er sich einiger Gesundheit erfreute, zur neuen Lehre nicht über, und dies zwar aus vermeintlich recht pfiffiger Berechnung für sein Seelenheil. Die Taufe — so ward gelehrt und geglaubt — wasche alle früheren Sünden ab. Nun wollte er — und ähnlich verfuhren viele Andere — sicher sein daß ihm auch diejenigen Sünden nicht schaden könnten die er nach seiner innerlichen Bekehrung noch begehen würde; er wollte engelrein vor Gott erscheinen. Darum verschob er, wie durchaus glaubhaft berichtet wird, seine Taufe bis zu dem Augenblick des unmittelbar herannahenden Todes (Jahr 337). Dies war der Mann dem das Priesterthum den Beinamen des „Großen“ und des „Apostelgleichen“ gegeben hat. —

Constantin hinterließ eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft, durchgehends von Hoftheologen so bigott als möglich erzogen. Er hatte die Thronfolge genau geordnet: drei Söhne und zwei Neffen sollten in ihren bisherigen Verwaltungsbezirken selbständig die Regierung übernehmen. Allein der zuerst in der neuen Hauptstadt eingetroffene Sohn Constantius ließ sofort seine beiden daselbst anwesenden Vettern und Miterben, dann sieben Oheime und sonstige Verwandte, und überdies eine Menge mehr oder minder vertrauter Freunde seines Vaters ermorden. Seine beiden Brüder Constantin II. und Constans befanden sich in ihren Provinzen, somit außerhalb des Bereiches seiner Macht. Sie setzten sich selbst in ihre Herrschaft ein, begannen aber auch sogleich damit, sich gegenseitig zu bekriegen. Constantin kam dabei ums Leben; Constans seinerseits ward bald darauf durch einen Truppenbefehlshaber, einen Franken Magnentius gestürzt und bei dieser Gelegenheit ebenfalls ermordet. Constantius bekriegte nun diesen Usurpator. Er siegte und ward dadurch Alleinherrscher des Reiches. Aber nicht nur war dieses im Allgemeinen verwüstet, sondern es waren in den letzten Kämpfen insbesondere die besten Theile der römischen Heere, deren man so sehr gegen die Barbaren bedurfte, im Bürgerkrieg aufgerieben worden.

Die Bekenner der neuen Lehre hatten sich so oft und so sehr über die Christenverfolgungen beschwert. Der erste christlich erzogene Kaiser seinerseits ordnete, nachdem er zunächst seine christlichen Verwandten ermordet, eine Heidenverfolgung an: die Verehrung der alten Götter ward bei Todesstrafe und Vermögensconfiscation verboten, die Tempelgüter wurden ohnehin eingezogen. Die schon zu Constantins Zeiten begonnenen Streitigkeiten unter den Christen, — besonders ob Christus dem Wesen nach unmittelbar Gott selbst oder blos diesem ähnlich oder von ihm verschieden sei — steigerten sich ins Maßlose. Es war der Kampf zwischen Katholicismus und Arianismus. Das ganze Reich schien nur der theologischen Zänkerei wegen vorhanden zu sein, ein Wahnsinn schien alle Menschen ergriffen zu haben. In den Verkaufsläden der Bäcker und Metzger, wie auf den Märkten und in Familienkreisen, stritten und schlugen sich die Leute — Weiber wie Männer, Knaben wie Mädchen, Knechte wie Mägde — mit fanatischer Wuth, um darzuthun, entweder daß Christus eines Wesens mit Gott selbst, oder aber daß er diesem blos ähnlich sei. Die Concilien und Synoden nahmen kein Ende. Die Christen der verschiedenen Anschauungen schmäheten und verfolgten sich gegenseitig; sie häuften die skandalösesten Beschuldigungen auf christliche Widersacher; die Einen excommunicirten und verbannten die Andern, bis diese ihrerseits zu größerer Gewalt gelangt, Gleiches mit Gleichem vergalten. Alle Kräfte des Staats wurden durch solche Pfaffereien aufgezehrt. So wissen wir namentlich daß die Posten zu Grunde gerichtet wurden durch den nicht endenden Transport von Geistlichen welche auf Staatskosten zu den Concilien reisten oder daher kamen. Eine Postanstalt sollte wol 400 solcher frommen Männer auf

einmal unentgeldlich befördern. Aehnlich ging es in allen andern Verhältnissen. Die Kräfte des Reichs wurden immer mehr erschöpft. Das Land ward verheert besonders durch die germanischen Barbaren im Westen und die Perser im Osten. Constantius entblödete sich nicht in seinem Kampfe mit Magnentius das Unerhörte zu thun, die Alemannen nach dem von seinem Gegner in Besitz genommenen Gallien, somit die Barbaren als Feinde selbst in das Reich zu rufen.

Die Lage des Staats war endlich eine solche geworden daß Constantius fühlen mußte, die sich häufenden Schwierigkeiten nicht mehr bewältigen zu können. Aber wen sollte er zu seinem Gehilfen erheben? Von der zahlreichen Verwandtschaft seines Vaters hatte schon das große Blutbad bei seiner Thronbesteigung nur noch zwei männliche Angehörige, nämlich zwei Neffen des alten Kaisers übrig gelassen. Den ältern derselben Gallus hatte der neue Gebieter zwar nach längerm Zögern mit seiner Schwester vermählt und zum Cäsar erhoben, dann aber aus Besorgniß, derselbe könne ihm trotz seiner ungeheuren Frömmigkeit doch gefährlich werden, hinterlistig ermorden lassen. So blieb nur noch der jüngere der beiden Brüder übrig, Julianus, der blos durch die Fürbitten der Kaiser-Gemahlin vor dem bereits beabsichtigten Abschlachten gerettet worden war, ein den Studien eifrig ergebener, einfacher sogar etwas ungewandter junger Mensch. Er ward von Athen, wohin ihn der Kaiser nach früherer strengerer Haft gleichsam verbannt hatte, plötzlich an den kaiserlichen Hof geholt, zum Cäsar ernannt und in das von den Barbaren verheerte Gallien gesendet (Jahr 355).

Julianus, von den Christen in der Folge Apostata, der Abtrünnige genannt, war gewiß nicht fehlerfrei, aber gleichwol einer der edelsten Menschen von denen die Geschichte erzählt. Er hatte vom Christenthum keine andere als unheilvolle, entsetzliche Wirkungen gesehen. Die eifrigsten Anhänger der neuen Lehre waren nicht nur die zanksüchtigsten sondern auch die grausamsten und herzlosesten Menschen. So entstand in ihm ein tiefer Widerwille gegen das Christenthum. Gleichwol mußte er dessen Ceremonien mit der ängstlichsten Sorgfalt beobachten, denn er erkannte daß das Gegentheil seine sofortige Hinrichtung zur Folge haben würde. Obschon von zahllosen Spähern umgeben, wußte der junge Mensch gleichwol dieser Klippe zu entgehen. Im Stillen dagegen und heimlich bildete er sich in den Wissenschaften aus; vor allen ward er ein glühender Verehrer der Neu-Platonischen Philosophie, durch welche wie er annahm, der alte Göttercultus wieder zu voller Herrlichkeit gebracht werden könne.

In dem neuen Wirkungskreise, in den Julian so plötzlich versetzt worden war, entwickelte der junge Mann eine überraschende Befähigung und Thatkraft. Gallien ward von Barbaren gesäubert; Julian drang am Niederrhein in das Gebiet des Fränkischen und am Oberrhein in das des viel fester gegliederten Alemannischen Völkerbundes, nachdem er insbesondere bei Argentoratum (Straßburg) einen großen Sieg erfochten hatte. Gallien, wo Ruhe und Sicherheit

wiederkehrte und das sich einer trefflichen Verwaltung erfreute, konnte sich wie seit lange nicht mehr erholen.

Doch je mehr Verdienst sich Julian um das Reich erwarb, um so mehr erwachte und stieg das Mißtrauen des Kaisers. Der junge Mann sollte, gleichsam zur Belohnung, nun doch hinweggeschafft werden. Aber Volk und Heer hingen mit begeisterter Liebe an ihm. Da verlangte Constantius, um Julian zu schwächen, daß dieser ihm seine besten Truppen für einen Feldzug gegen die Perser sende. Die Soldaten aber, denen man zugesichert hatte, wider ihren Willen nicht nach entfernten Provinzen gesendet zu werden, empörten sich dagegen (360). Sie riefen den Julian zum Augustus, zum Kaiser aus. Nun war der entscheidende Würfel geworfen; denn selbst eine freiwillige Unterwerfung unter Constantius hätte voraussichtlich mit der Ermordung Julians geendigt. Da auch ein Verständigungsversuch auf Grundlage der gegebenen Thatsachen an dem Starrsinn des im Orient weilenden älteren Herrschers scheiterte, so brach Julian, statt das Unwetter gegen sich herankommen zu lassen, seinerseits plötzlich nach dem Oriente auf; er zog mit reißender Schnelligkeit durch Germanien, und war bereits an der Thracischen Grenze eingetroffen als die Nachricht vom Tode seines Gegners zu ihm gelangte (361).

Julian war nun alleiniger Kaiser. Er erklärte sich sofort für die alten Götter. So viel er indeß von den Bekennern der neuen Lehre erduldet hatte, ordnete er dennoch keineswegs eine Verfolgung gegen dieselben an. Er befahl Rückgabe der den Heiden entrissenen (confiscirten) Güter, wollte aber Glaubensfreiheit und erließ im Uebrigen eine allgemeine Amnestie, der es gerade eine Menge Christen von unterlegenen Parteien zu danken hatten, daß sie frei in ihre Heimath zurückkehren konnten, aus der sie nämlich durch Christen einer anderen Schattirung schonungslos vertrieben worden waren. Doch selbst unter diesen Verhältnissen wußten sie ihre fanatische Erbitterung nicht zu zähmen. Angesichts des von ihnen gemeinsam tödtlich gehaßten „abtrünnigen" Kaisers konnten sie es nicht unterlassen, sich gegenseitig mit den schwärzesten Anschuldigungen zu überhäufen und in die Hölle zu verfluchen. Dagegen hatten eigene Edicte des Kaisers jede Verfolgung irgend eines Christen blos um seines Glaubens willen strenge verboten. Nur Eines ward den „Galiläern" untersagt: die heidnischen Classiker zu lehren, deren Inhalt ihnen so oft zum Gegenstande der Verhöhnung des alten Glaubens gedient hatte; sie möchten, meinte Julian, statt des Homer und Hesiod, den Matthäus und Lucas auslegen; es zeige ja von einer habgierigen und schmutzigen Gesinnung, wenn sie für einige Drachmen ihre Schüler mit Schriftstellern bekannt machten welche sie als gottlos verdammten. Dies war allerdings ein nicht ungefährlicher Zug gegen das Christenthum, dessen Anhänger sich eine höhere Bildung eben doch nur aus den verhöhnten heidnischen Werken verschaffen konnten. Im Uebrigen war die Kanzel frei, obwol sie häufig genug

zu Verfluchungen des Kaisers mißbraucht ward. Außer dem schon unter den beiden vorangegangenen christlichen Kaisern wiederholt abgesetzten Athanasius von Alexandria war kein Bischof verbannt, — seit dem Concil von Nikäa etwas Unerhörtes.

Daß die Bemühungen Julians für die alte Religion schließlich dennoch erfolglos blieben, kann schon aus dem Grunde nicht Wunder nehmen, weil ja dessen ganze Regierung überhaupt kaum 20 Monate lang währte. War es doch natürlich, daß die Kirche während ihrer halbhundertjährigen Herrschaft zur Genüge gesorgt hatte um einen so gelinden Sturm von ganz kurzer Dauer leicht überstehen zu können, abgesehen davon daß Julian dem heftigen Mysticismus des Christenthums blos einen andern, den zwar mehr rationalisirenden, ebendarum aber auch mattern Mysticismus der Neuplatoniker entgegen setzte.

Julian beseitigte sofort nach seiner Thronbesteigung den üppigen Pomp und die ungeheuere Verschwendung des frühern Hofstaats. Er lebte in einer Einfachheit, namentlich was Kleidung und Nahrung betrifft, wie die damalige Welt es nicht einmal von einem irgend bemittelten Privatmann gewöhnt war. Ja man hat kein Bedenken getragen diese, mitunter wirklich übertriebene Vermeidung von Ausgaben, dem Kaiser förmlich zum Vorwurfe zu machen. Sein Leben war übrigens von einer Sittenreinheit und einer philosophischen Selbstbeherrschung, welche seine leidenschaftlichen christlichen Feinde um so mehr ärgerte, je klarer sie die an dem „Heiden" als nothwendig vorausgesetzte Verworfenheit widerlegte, und je glänzender sie gegen das wüthende Gebahren, zuweilen selbst die fracte Unsittlichkeit von Kirchenlichtern abstach. Aber auch hinsichtlich der politischen Verfassung strebte Julian in republikanischem Geiste nach Verbesserung. Auch hier begann er bei sich selbst. Die Bedeutung der Würde der Consuln gegenüber der des Imperators ward selbst äußerlich mit Absicht gehoben. Ueberall bewies der „Abtrünnige" Güte und Milde, Schonung und maßvolle Freigebigkeit. Dabei war seine Thätigkeit unermüdlich, und sein Streben nach Gerechtigkeit findet sich nirgends verleugnet.

Das römische Reich hatte wie bereits angedeutet, zwei äußere Feinde die es nicht zu unterwerfen vermochte: an seiner Nordgrenze in Europa die Germanen, an seiner Ostgrenze in Asien die Perser. Waren es auch die Ersten allein welche in der Folge die vernichtenden Schläge gegen die Existenz des Staats führten, so läßt sich doch nicht verkennen daß sie wol längst zuvor unterlegen wären ohne das Brachlegen und Aufzehren so vieler Kräfte durch die Andern.

Die Perser hatten auch in dieser Zeit wiederholt äußerst verheerende Einfälle in das römische Gebiet unternommen. Julian zog deßhalb im Jahre 363 gegen sie zu Felde. Unwiderstehbar drang er vor. Die Feinde suchten Friede zu erlangen. Julian, durch die Hoffnung verleitet das Neupersische Reich vernichten zu können, dessen Existenz allerdings eine stete Beunruhigung der römi-

schen Grenzprovinzen war, wies dieselben zurück. Doch in den Wüsten jenseits des Tigris litt das Heer schwere Noth, es fehlte besonders an Wasser und den sonstigsten unentbehrlichsten Lebensmitteln. Der Kaiser, der die Strapazen wie der geringste Soldat ertrug, mußte sich zur Umkehr entschließen. Schon war man dem Tigrisflusse bis auf einen Tagemarsch wieder nahe gekommen. Die Perser unternahmen einen neuen Angriff. Julian, wie immer voran in der Gefahr, ward von einem Pfeile getroffen; — Viele vermutheten derselbe sei durch die Hand eines Christen abgeschossen worden. Die Feinde wurden geschlagen, der Kaiser aber erlag nach wenigen Stunden. Er hatte erst ein Alter von 32 Jahren erreicht (Mitte 363).

Die Truppen erhoben einen ihrer Führer, Jovianus zum Kaiser. Er war Christ aber ein kläglicher Staatsmann. Um sich die Herrschaft in den Hauptländern rasch zu sichern, verstand er sich zu einem schmachvollen Frieden mit den Persern, wie Rom nie einen ähnlichen abgeschlossen hatte: er überließ ihnen die fünf römischen Provinzen jenseits des Tigris und räumte insbesondere die Festung Nisibis, das oft erprobte Bollwerk gegen die östlichen Barbaren. Doch Jovian sollte die auf Kosten des Reichs erkaufte Herrlichkeit nicht lange genießen. Er starb zu Anfang des Jahres 364, ehe er noch die Hauptstadt Constantinopel erreicht hatte.

Ein anderer Truppenführer, Valentinian I. ward vom Heere auf den Thron erhoben, ein tüchtiger Krieger, gleichfalls Christ. Er nahm seinen Bruder Valens zum Mitregenten an. Dieser sollte den Osten, er selbst wollte den Westen regieren. Es war eine förmliche Theilung des Reiches welche im Juli des Jahres 364 zu Sirmium vollzogen ward. „Von jetzt ab hören Orient und Occident kaum mehr auf ihre eigenen Imperatoren zu besitzen und gewöhnen sich mehr und mehr daran, in Constantinopel und Mailand oder Trier ihr besonderes Centrum zu erblicken. Das Gefühl des Unterschiedes zwischen den griechisch und lateinisch redenden Ländern (Volksstämmen) beginnt allmählig stärker zu werden als das der Einheit; die Entfremdung wächst, wennschon unter Männern wie Valentinian die Solidarität und Einheit noch kräftig hervorgehoben und deren Gedanke selbst in den spätesten Zeiten immer wieder aufgenommen wird .... Vom Jahre 364 an hat das Abendland einen bleibenden Schwerpunkt in sich." (Richter.) — Von hier an werden wir uns denn auch in dieser Abtheilung unsers Buches zunächst nur noch mit dem Weströmischen, blos ausnahmsweise mit dem Oströmischen Reiche zu befassen haben.

Valentinian war thatkräftig, dabei aber ungemein jähzornig, hart und grausam. Gegen die von allen Seiten andringenden Barbaren hatte er fortwährend zu kämpfen. Lange führte er namentlich gegen die Alemannen Krieg, wider deren Häupter er selbst den Meuchelmord anwendete, damit aber doch nicht zum erwünschten Ziele kam. Er mußte endlich, durch einen verheerenden Einfall

der Quaden in das Land rechts der untern Donau gerufen, mit den Alemannen, offenbar unter bedeutenden Zugeständnissen an sie, Friede schließen. Er schlug nun die Quaden, starb aber unmittelbar darauf (Jahr 375).

Die Regierung des Weströmischen Reiches ging auf den schon früher von Valentinian zum Mitregenten ernannten ältesten Sohn desselben, Gratian über. Eine Partei am Hofe, welche die Truppen im Lager von Bregetio (Pannonien) zu gewinnen wußte, erwirkte indeß daß auch der erst vierjährige Stiefbruder des neuen Herrschers als Valentinian II. zum Kaiser erklärt wurde. Das Diadem, das Herrscherzeichen über ein vormals so stolzes Volk, war gleichsam zum Spielzeug eines Kindes geworden! — Eine feste Bestimmung über Thronfolge gab es nicht. Thatsächlich gestaltete sich das Verhältniß in der Regel in folgender Weise. Das Heer gestattete dem Imperator wol einen Mitregenten oder Nachfolger zu ernennen, dessen Erhebung bedurfte indeß der Sanction der Truppen. Mangelte eine solche von den Soldaten gutgeheißene Ernennung oder traten andere außerordentliche und drängende Verhältnisse ein, so erachteten sich die Legionen berechtigt, einen Kaiser nach Gutdünken zu ernennen, ohne sich auf die Söhne oder sonstigen Verwandten des vorigen Gebieters zu beschränken. War ein Augustus auf diese oder jene Weise einmal zur allgemeinen Anerkennung gelangt, dann galt die Erhebung eines Andern gegen den Willen des Ersten für eine Handlung der Rebellion oder Usurpation.

Die Erhebung des vierjährigen Valentinian II. war wesentlich durch den mächtigen Einfluß des Franken Merobaudes, welcher dadurch vielleicht den Sturz Gratians selbst abwendete, zur Ausführung gebracht worden. Der eben genannte Franke eröffnet (wie Richter bemerkt) die kaum mehr unterbrochene Reihe der germanischen Minister am weströmischen Kaiserhofe. „Von jetzt aber lenken Deutsche immer entschiedener das Reich und die Geschicke der Welt, und mit gewaltiger Hand halten sie das hinabrollende Römerthum noch um ein Jahrhundert vom Untergang zurück, in den es ohne ihren Geist und ihre Kraft um so viel früher von den außerrömischen Germanen gerissen worden wäre. Nach Merobaudes tritt Arbogast auf, ebenfalls ein Franke. Diesem folgt der Vandale Stilicho: von allen der genialste und edelste.“ Nach ihm kam Aetius, allerdings Römer der Abstammung nach, allein gleichsam germanisirt, schon durch die gothischen Kameraden unter denen er sich ausgebildet hatte. Nach Aetius wurde der Sueve Ricimer der noch mächtigere Minister am römischen Hof. Er setzte die Kaiser ein und entthronte sie. Dann verjagte Odoaker, an der Spitze des ganz germanisch gewordenen Heeres den letzten Schattenkaiser aus Italien. —

Gratian war ein Mann von guten Absichten, aber den Anforderungen der Verhältnisse in keiner Hinsicht gewachsen. Am Hof setzten sich die schon unter seinem Vater begonnenen Intriguen in der mannichfachsten Weise fort. Der Kaiser wußte nichts Wichtigeres zu thun als sich mit Kirchenfragen zu

beschäftigen. War schon unter den beiden früheren Kaisern das Christenthum und zwar in der Athanasianischen (katholischen) Auffassung zur Hof- und Staatsreligion gemacht worden, so begannen unter ihm wieder die offenen Verfolgungen der Häretiker. Die Gebäude, in denen sie etwa Zusammenkünfte halten würden, sollten dem Fiscus verfallen sein. Als man damit noch nicht zum Ziele kam, erging im Jahre 378 ein Edict, das gegen die Bekenner von Irrlehren und ebenso gegen die Beamten welche wider diese Ketzer einzuschreiten unterlassen würden, die Todesstrafe verhängte. Somit förmliches Dictat und Organisation des Hinwürgens von Christen durch Christen ihres Glaubens wegen, ja sogar wegen des bloßen Duldens einer abweichenden kirchlichen Meinung. Die frommen Ermahnungen des Bischofs von Mailand, des „heiligen" Ambrosius, sollen vorzugsweise zur Ergreifung dieser Regierungsmaßregel beigetragen haben. —

Während man nun aber am Weströmischen — und noch mehr am Oströmischen — Hofe in solcher Weise für das Seelenheil zu sorgen bemüht war, — am Erstgenannten im Sinne des Athanasius, am Zweiten in dem des Arius — hatte eine wahrhaft welterschütternde Bewegung in weit entfernten Gegenden Asiens furchtbar und blutig begonnen. Es war die vorzugsweise sogenannte große **Völkerwanderung**.

An den Nordgrenzen von China lebten, so scheint es, seit Jahrhunderten die Hunnen, ein die Cultur verachtendes, häßliches und in der schlimmsten Bedeutung des Wortes barbarisches Volk. Es war Mongolischen Stammes und zog, in Horden getheilt, nomadisirend umher. Dieses Volk scheint es gewesen zu sein gegen dessen Einfälle die Chinesen schon 210 Jahre vor dem Beginn unserer Zeitrechnung das colossale Werk der Großen Mauer aufführten. — In der Zeit, deren Geschichte wir bisher erzählten, wurden die Hunnen durch unbekannte Veranlassungen zum Aufbruch nach dem Westen bestimmt. Sie zogen über den Ural und die Wolga (Rha), Alles vor sich niederwerfend, Alles verheerend und furchtbar mordend. Sie waren das Entsetzen selbst der andern Barbaren auf die sie trafen. Der Römer Ammian Marcellin entwirft von ihnen eine kurze kennzeichnende Schilderung: „Untersetzt, von starkem Knochenbau, in schmutzige Felle gehüllt, mit breiten braungelben Gesichtern, gräßlich zerfetzt an Kinn und Wangen um den Bartwuchs zu hindern, mit kleinen tiefliegenden Augen, in ihren Sitten wie im Aeußern Raubthieren ähnlicher als Menschen, nur geübt im Morden mit Pfeilen und Lanze, brachten sie Tag und Nacht auf ihren kleinen Pferden, ihre schmutzigen Weiber und Kinder die Zeit auf Karren zu."

Die rasch unterworfenen Alanen schlossen sich großentheils den Hunnen an. Nun stießen beide auf die Gothen, ein kriegerisches und bis dahin mächtiges Volk germanischen Stammes, das wir bereits wiederholt zu erwähnen Ver-

anlassung fanden. — Die Gothen hatten sich damals in zwei Hauptmassen vereinigt: die Gruthunger oder Ost-, und die Therwinger oder Westgothen. Eine Anzahl von ihnen, die Kleinen Gothen, hatte sich bereits früher in Mösien angesiedelt. — Die Gothen waren theils Heiden theils Arianische Christen; ihr Bischof Ulphilas hatte für ihre von den griechischen und römischen verschiedenen Sprachtöne ein eigenes Alphabet erfunden und die Evangelien ins Gothische übersetzt.

Der Sturm der Hunnen traf zuerst die Ostgothen. Geschlagen flohen sie in die Sarmatischen Gebirge. Von den hierauf bedrohten Westgothen folgte ein Theil diesem Beispiele, die meisten aber wendeten sich an den Kaiser Valens, er möge ihnen unbewohnte Ländereien im Gebiete der heutigen Bulgarei einräumen. Die Bitte ward gewährt (Jahr 376) theils aus arianischem Glaubenseifer, theils im Hinblick auf die gewaltige Vermehrung der Kriegsmacht welche der Augustus durch die Einwanderer zu erlangen hoffen durfte. Es war wol über eine Million Menschen, worunter gegen 200,000 Waffenfähige. Die Versorgung einer solchen Menge mit den allernothwendigsten Lebensbedürfnissen bot an sich gewaltige Schwierigkeiten. Die habgierigen Beamten aber benützten außerdem die Gelegenheit zu den ungeheuerlichsten Erpressungen von den unglücklichen Flüchtlingen. Um dem Hungertode zu entgehen sahen sich viele dahin gedrängt ihre Frauen und Kinder den lüsternen Römlingen zu verkaufen. Zur Verzweiflung gebracht, empörten sich zuletzt die Unglücklichen. Sie zogen unter Führung des befähigten Fritigern nach Belieben umher; nur die festen Städte vermochten ihnen Widerstand zu leisten. Im Lande selbst fanden sie zahlreichen Anhang. Ueberallher strömten ihnen die zahlreichen Sklaven germanischen Ursprungs zu; eine Menge durch Schulden niedergedrückte Leute, solche welche die Steuern nicht erschwingen konnten oder die unter der Willkür der Beamten litten, schlossen sich an. — Ein großer Theil der früher von den Hunnen versprengten Ostgothen drang in dieser Zeit gleichfalls und zwar eigenmächtig über die Donau, nicht minder als jene das Land plündernd und verheerend. Abtheilungen von Hunnen und Alanen thaten desgleichen. Thracien und Macedonien waren die Beute der Gothen. In Pannonien hausten Quaden und Sarmaten.

So sehr Kaiser Valens seinen Neffen Gratian haßte, rief er ihn doch durch die Noth gedrängt um Hülfe an. Gratian zog bereitwillig mit einem Heere heran, diesem Aufruf zu entsprechen. Valens jedoch, wie es scheint von Eitelkeit getrieben, wartete die Ankunft der Weströmer nicht ab, sondern griff die Gothen mit seiner alleinigen Macht bei Adrianopel an (August 378). Eine furchtbare Niederlage der Römer war das Ergebniß, zwei Drittheile ihrer Streitmacht, und zwar die besten Truppen welche das Reich besaß, waren aufgerieben, fast alle höhern Befehlshaber gefallen, der Kaiser selbst unter den Todten. Das ganze Land bis nach Constantinopel stand den Barbaren offen.

Die Verwirrung und das Elend waren groß. Gratian, nunmehr auch zum Kaiser des Ostens geworden, wagte es nicht den Barbaren die Spitze zu bieten; sie hausten im Reiche wie ihnen beliebte. Bei der herrschenden Bedrängniß ward dem früher in Ungnade beseitigten Truppenführer Theodosius wieder ein Oberbefehl ertheilt. Sein Vater war ein hervorragender Feldherr gewesen, der sich namentlich in Britannien und Afrika große Verdienste erworben hatte, gleichwol aber in Folge einer der mannichfachen Hofintriguen abgesetzt und schuldlos hingerichtet worden war. Der Fall des Vaters hatte den des Sohnes nach sich gezogen, welcher Letzte froh sein durfte mit dem Leben davon zu kommen. Nun gelang es dem aus der Zurückgezogenheit wieder hervorgeholten Manne, den Sarmaten eine Niederlage beizubringen. Es war seit lange der erste Erfolg der Römer. Hiedurch ward wieder einige Hoffnung zurückgeführt. Gratian seinerseits wußte nichts Besseres zu thun, als den Sieger Theodosius (Jan. 379) zum Mitaugustus zu erheben, ihm den Orient überlassend und dessen Gebiet noch durch den am meisten gefährdeten Theil Illyriens vergrößernd. Allein auch nach dieser Erhebung fand Theodosius nicht gerathen, den Gothen gegenüber es auf eine Entscheidung des Schwertes ankommen zu lassen. Er zog vor, Verträge mit den einzelnen Stämmen derselben abzuschließen, durch welche ihnen, und zwar in zusammenhängenden Gebieten Thraciens, Ländereien zu Wohnsitzen eingeräumt und überdies das ungeheuere Vorrecht der Befreiung von allen Steuern zugestanden wurde. Hinwieder hatten die Gothen als „Verbündete" (**foederati**) des Kaisers, denselben gegen ein Jahrgeld mit 40,000 Mann Truppen zu unterstützen. Dies das Ende eines durch die Römer muthwillig herbeigeführten furchtbar verheerenden Kampfes von 6—7 Jahren.

Die beiden Kaiser Gratian und Theodosius (das Kind Valentinian II. kam nicht in Betracht) waren fromme und eifrige Christen, und zwar beide nach der Nikäaner Lehre. Sie ließen es an Eifer zur Ausrottung sowol des Heidenthums als der Arianischen und anderer Ketzereien nicht fehlen. Bezeichnend für die Begriffe welche man damals mit dem Alleinherrscherthum verband, sind die Eingangsworte des ersten Religionsedicts von Theodosius: „Wir befehlen daß alle Völker welche unsere Milde und Mäßigung regiert, in derjenigen Religion leben, welche der heil. Apostel Petrus den Römern gelehrt hat" — folgen dann furchtbare Strafbestimmungen. Ein einzelner Mensch, eben erst aus dem Staube auf den Thron erhoben, maßte sich sofort an, den Millionen zu gebieten daß und wie sie glauben müßten. Es ist die später, zur Zeit des Westphälischen Friedens, angenommene Maxime: wer die Regierung besitze, dessen Religion müsse das Volk bekennen, — es ist diese Maxime in der empörendsten Weise, ausgedrückt in einer Art, als ob die vielen Millionen Menschen im weitausgedehnten Reiche es blos der Gnade eines übermüthigen Despoten verdankten daß sie athmen und leben dürften. Dahin hatte längst die vorgebliche „sittliche Regeneration" des

Reiches vermittelst Herstellung des Kaiserthums geführt! Es handelte sich aber nicht blos um leere Worte; beide Imperatoren wetteiferten vielmehr in den zwei Reichshälften, die Rechtgläubigkeit nach ihren Begriffen zu erzwingen. Nicht nur daß der öffentliche Cultus der Heiden unterdrückt ward; selbst auf Privatopfer, etwa das Streuen von ein paar Körnchen Weihrauch vor irgend ein Gottesbild im eigenen Hause war die Proscription, die Strafe der Verbannung gesetzt. Die Abtrünnigen sollten weder testiren noch Vermächtnisse empfangen können; nur die Söhne und die leiblichen Brüder durften einen Apostaten noch beerben; andere Verwandte, auch wenn sie rechtgläubige Katholiken waren, sahen sich unerbittlich bei Seite gesetzt. Welche reiche Quelle von Erwerb für den Fiscus und die heilige Kirche!

Doch einer eigenthümlichen peinigenden Wahrnehmung konnten sich die Gläubigen nicht verschließen: der Verfall des Reiches ging nun ins zweite Jahrhundert gleichen Schritt mit der Ausbreitung des Christenthums. Es sollte die neue Religion ein Mittel des Heils und der Rettung sein, und doch ließ sich die eben bezeichnete Thatsache nicht verkennen. Nach den damals allgemein herrschenden Ansichten hatte jede im Interesse der Rechtgläubigkeit vollbrachte That Anspruch auf sofortige Belohnung, wie hinwieder im entgegengesetzten Falle die Strafe unverzüglich eintreten sollte. Dies schien jedem Zweifel umsomehr entrückt, als Gott ja unmittelbar seine eigene Sache zu beschützen hatte. „In lebhaftem Wettstreit suchte jede religiöse Partei der andern mit einer möglichst großen Masse von socialen und politischen Glücksfällen zu imponiren. . . Die Schlußrechnung fiel nicht zu Gunsten der Christen aus. Mit vielem Eifer wiesen sie auf die unglücklichen Katastrophen zur Zeit des heidnischen Römerreiches hin, um stets von dreimal so vielen zur Zeit des christlichen zu hören.“ Da fanden die Nikäaner heraus daß der frühere orientalische Kaiser Valens zwar dem Christenthum, aber eben nicht dem rechten Christenthum sondern der Arianischen Häresie gehuldigt habe; dies mußte nun die Quelle des Unglücks sein, und es war damit der Vorwand zu desto wüthenderen Verfolgungen der unglücklichen Arianer gegeben, — unbekümmert darum daß Gott den Gothen zum glänzenden Siege verholfen, obwol sie theils Arianer, theils sogar Heiden, somit Alles nur nicht rechtgläubige Katholiken waren. Als der durch die Schlacht von Adrianopel schwer gedemüthigte Kaiser Gratian nach dem Occident zurückgekehrt war und in bornirtem Bigottismus Trost bei dem ihn beherrschenden Bischof von Mailand, dem heiligen Ambrosius suchte (welcher Kirchenheilige überhaupt einer der wüthendsten Fanatiker und der rasendsten Anstifter von Verfolgungen gegen Andersgläubige war), gab der fromme Mann eine weitläufige aber die Anschauungen in jener Zeit kennzeichnende Erklärung: Jene Katastrophe sei ein warnendes Beispiel wohin der Unglaube führe. Unter Valens habe man nur das gräuliche Getöse sacrileger Predigten, Gesänge und Gebete vernommen. Jetzt sei es klar

geworden daß Frevler gegen die wahre Lehre keine Sicherheit hätten (warum die Rechtgläubigen zu Tausenden mit umgekommen waren, ließ der heilige Mann völlig unerklärt). Nunmehr ziehe dagegen ein heiliger Imperator in den Krieg, welcher wisse daß mehr der richtige Glaube als die Tapferkeit der Soldaten den Sieg bringe (!) Im Namen des Herrn habe Josua mit sieben priesterlichen Posaunen Jericho erobert. Italien sei noch niemals so bedrängt worden, denn der Herr schütze sein rechtgläubiges Land. — So ging es fort. Der prophetische Geist des heiligen Mannes ahnete nicht, wie bald seine Bezugnahme auf das Beispiel Italiens schmählich zu Schanden werden sollte.

Gratian, der neben dem kirchlichen Eifer eine ganz besondere Leidenschaft für die weltlichen Jagdvergnügen besaß, ward allmählig stark verhaßt. Diese Erbitterung benützte ein Truppenbefehlshaber Maximus in Britannien, um sich zum Kaiser aufzuschwingen. Er ließ sich zu seinem verbrecherischen Unternehmen eigens durch das Sacrament der Taufe weihen, damit alle bisher begangenen Sünden von sich hinwegwaschend. Ueberall fielen die Truppen von Gratian ab. Fliehend kam dieser nach Lugdunum (Lyon). Der dortige Statthalter, offenbar ein frommer Glaubensgenosse, flehte um das Glück den Augustus bewirthen zu dürfen, und zerstreute dessen durch die Menge erlebten Verrathes hervorgerufenes Mißtrauen vermittelst feierlicher Eidesleistung auf das heilige Evangelienbuch. Doch während der Bewirthung ließ der christlich gesinnte Statthalter einen den fliehenden Kaiser verfolgenden Reiteranführer in den Palast kommen, und half dann — den Imperator niederzustoßen, dem die Rechtgläubigkeit sonach keineswegs die vom heil. Ambrosius verheißene Sicherheit verschaffte (August 383).

Theodosius anerkannte hierauf den Maximus als Mitkaiser unter der Bedingung, daß derselbe den unter Vormundschaft seiner Mutter Justina stehenden Valentinian II. in der Herrschaft über Italien, Illyricum und Afrika ungestört lasse. Indeß entstanden kirchliche Streitigkeiten zwischen der kaiserlichen Regierung zu Mailand und dem dortigen Bischofe; der herrschsüchtige, selbst den angeblichen „Alleingebieter" tyrannisirende Ambrosius wollte nicht dulden daß die Kaiserin-Mutter welche Arianerin war, auch nur eine Kirche ihrer Confession besitze. Es zeigte sich dabei recht augenscheinlich wohin eine theologisirende Regierung führt: während der ganze Staat bereits am Rande des Abgrunds sich befand, der Usurpator Maximus — wie man wußte — auf eine günstige Gelegenheit lauerte um die für legitim geltende Dynastie vollständig zu stürzen und den jungen Kaiser zu ermorden, hatte man nichts Angelegentlicheres zu thun als in pfäffischen Zwisten Zeit und Kräfte zu vergeuden. — Es war wieder ganz unbemerkt eine wichtige Veränderung erfolgt: der Schwerpunkt des ganzen Staatswesens war in aller Stille von den Truppen auf die Geistlichkeit übergegangen; sie war mächtiger geworden als selbst das Heer, denn die Soldaten gehorchten mehr

ihrem Bischof als ihren weltlichen Befehlshabern. Zeigten sich aber Truppen und Volk je einmal schwankend, so wußte insbesondere der heilige Ambrosius durch das allzeit bereit gehaltene Mirakelwesen jeden Widerstand zu brechen, wobei Fälle vorkamen die selbst den Verdacht eines angewendeten Meuchelmords nahe legen.

Unter diesen Wirren brach Maximus unerwartet in Italien ein. Die Kaiserin-Mutter floh mit Valentinian zu Theodosius. Dieser, der wol einigen Grund hatte seine eigene Krone durch den Usurpator etwas gefährdet zu erachten, stellte sich vor Allem die Aufgabe einer Bekehrung der beiden Flüchtlinge von der arianischen Ketzerei zum athanasianischen wahren Glauben; erst nachdem dieses wichtige Werk gelungen, zog er gegen jenen zu Felde. Maximus ward geschlagen und, wie in solchen Fällen gewöhnlich, von den Soldaten ermordet (Mitte 388).

Der fromme Theodosius verweilte drei Jahre lang im Westen, um — als allerwichtigste Angelegenheit — auch hier jene Ketzerei auszurotten. Dann überließ er die dortige Regierung dem nun zwanzig Jahre alt gewordenen Valentinian, seinem zum rechten Glauben bekehrten Schwager. Doch dieser junge Mann stand völlig unter der Herrschaft des Arbogast, eines fränkischen, sonach germanischen Truppenführers. Als Valentinian sich einfallen ließ, den Arbogast abzusetzen zu wollen, ward er von ihm ermordet und ein gewisser Eugenius mit dem Purpur bekleidet (392). Doch Theodosius, der das Ganze als Religionskrieg auffaßte, besiegte den Arbogast und Eugenius (394). Theodosius selbst, von der Geistlichkeit mit dem Beinamen des „Großen" ausgestattet, sollte indeß diesen Triumph, durch welchen der Westen wieder mit dem Osten vereinigt worden war, nicht mehr lange überleben; er starb schon im Januar 395.

Theodosius hatte das kaum wieder vereinigte Reich unter seine beiden unfähigen und zudem durchaus pfäffisch erzogenen Söhne aufs Neue getheilt: der 18jährige Arcadius erhielt die Präfecturen des Ostens, der 11jährige Honorius jene des Westens. Doch die wirkliche Macht lag in den Händen dort des ränkevollen Gascogners Rufin, hier des tapfern und talentvollen Vandalen Stilicho. Die beiden thatsächlichen Reichsverweser haßten und bekämpften sich; Rufin ward ermordet und durch den Eunuchen Eutropius ersetzt, den jedoch bald ein ähnliches Schicksal ereilte.

Unterdessen entwickelte sich die große „Völkerwanderung" weiter. Die wahnsinnige Verfolgung der Arianer trug u. a. die bittere Frucht, den ohnehin wegen Undankbarkeit des Theodosius unzufriedenen Westgothenkönig Alarich zu den Waffen zu rufen. Die Gothen lösten nämlich den früher mit den Römern abgeschlossenen Vertrag, und durchzogen verheerend Macedonien und Griechenland. Hofränke brachten es in Constantinopel dahin, daß Alarich sogar zum römischen Oberfeldherrn in Illyrien ernannt, und dann (Jahre 400 und 402) zu Einfällen in Italien veranlaßt ward. Die Halbinsel wurde verwüstet, Rom

selbst zitterte. Endlich gelang es Stilicho, der namentlich die Legionen vom Rheine herbeigezogen hatte, die Barbaren bei Verona ganz entschieden zu schlagen (403). Doch bald (405) erschien ein anderer germanischer Häuptling, Radagaisus (Radegast), welcher Abenteurer von verschiedenen Stämmen um sich vereinigt hatte, an der Spitze von angeblich mehr als 200,000 Streitern in Italien. Nachdem die Menge der Barbaren durch Mangel und Seuchen bereits stark vermindert war, gelang es Stilicho ihnen bei Fäsulä (Etrurien) eine vernichtende Niederlage beizubringen. Allein das italische Land war in furchtbarer Ausdehnung verheert und verwüstet.

Die Truppenentblößung Galliens hatte Quaden, Vandalen, Sueven, Alanen, Heruler, Sachsen, Burgunder und Franken zu Einfällen in dieses Reichsgebiet veranlaßt, während Gepiden, Sarmaten und Hunnen die Donauprovinzen verwüsteten und in Britannien die oft geschlagenen Picten und Scoten wieder vordrangen. Dazwischen erfolgten, die Anarchie vervollständigend, verschiedene Thronusurpationen.

Der tüchtigste Mann am Hofe war weitaus Stilicho. Um so mehr hatte er Neider und Feinde. Eine Intrigue genügte, um den schwachen Kaiser dahin zu bringen, den Mann der wiederholt den Staat gerettet, zu Ravenna verhaften und hinrichten zu lassen. Auch seine Familienglieder und Freunde, selbst deren Frauen und Kinder wurden abgeschlachtet (August 408). Man vergaß die Kirche und das Seelenheil nicht. Es ergingen neue furchtbare Decrete gegen die Ketzer, insbesondere die Arianer. Die Untersuchungen wegen Häresie wurden förmlich der Geistlichkeit übertragen. Alles dieses erbitterte die im römischen Heer dienenden arianischen Barbaren, um so mehr, als schon Stilicho's Sturz ein Sieg der römisch-nationalen gegen die germanische Partei gewesen war. Alarich drang nun aufs Neue vor, bis vor Rom. Ihm gegenüber ernannte der bigotte Kaiser — freilich der früher erwähnten Lehre des heiligen Ambrosius folgend — nicht den erfahrensten wol aber den frömmsten unter den Officieren zum Oberbefehlshaber. Der Erfolg läßt sich denken. Um das hart bedrängte Rom zu retten, mußte man den Gothen 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 seidene Gewänder, 3000 Felle rothen Saffians und 3000 Pfund Pfeffer versprechen (Ende 408). — Als Alarich in Folge dieser Uebereinkunft, obwol erst ein Theil der Lieferungen erfolgt war, von der Stadt abzog, verweigerte der Kaiser dem Vertrage die Bestätigung. Alarichs Heer hatte sich jedoch durch neue Zuzüge aus Germanien und das Herbeiströmen hungernder Sklaven wol auf 150,000 Streiter vermehrt. Er erschien aufs Neue vor Rom und erstürmte die Stadt (August 410). Es ist mit Recht bemerkt worden daß, obwol die Gräuel einer dreitägigen Plünderung sich nicht abwenden ließen, Alarich und seine Gothen dennoch mit einer damals ungewöhnlichen Schonung verfuhren, und zwar selbst gegen die ihnen, den Arianern, besonders verhaßten verfolgungs-

flüchtigen Priester nikäanischer Confession. Es läßt sich nicht bezweifeln daß einzelne Gräuelthaten und Einäscherungen vorkamen, — Rom erfuhr aber nicht das Schicksal, das es vormals dem besiegten Karthago bereitet; es ward nicht systematisch niedergebrannt, seine Bevölkerung nicht in die Sklaverei geschleppt, wie der Sage nach Scipio Africanus befürchtet haben dürfte.

Alarich wollte nach Afrika übersetzen, starb aber schon in Unteritalien. Die Gothen erdachten ihm eine eigenthümliche Leichenbestattung: sie leiteten den Fluß Busento aus seinem gewöhnlichen Bette ab, hoben in diesem Fluß ein Grab aus, in das sie die Reste ihres Königs versenkten, und brachten dann das Gewässer wieder in seinen gewöhnlichen Lauf, über jenes Grab hinweg, das in dieser Art auf alle Zeiten gegen Entweihung geschützt sei. So erzählt der Gothengeschichtschreiber Jornandes.

Der nunmehr als König anerkannte Schwager des Todten, Ataulf, zog über Rom zurück gegen das südliche Gallien, wo er nach Zerstörung verschiedener Römerstädte (Narbo, Tolosa, Burdigale — heute Narbonne, Toulouse und Bordeaux) den Grund zum Westgothischen Reich legte, dessen Hauptstadt das wiederhergestellte Toulouse wurde (416). Nach ihm machte sein Bruder Wallia bedeutende Eroberungen auf dem Gebiete Spaniens.

Schon ehe diese letzten Ereignisse stattfanden, hatten andere germanische Völker sich in den Besitz wichtiger Länder des römischen Reichs gesetzt. Im Jahre 409 waren Vandalen, Alanen und Sueven in die Pyrenäische Halbinsel eingebrochen. Nachdem sie dieselbe lange verheerend durchzogen hatten, ließen sich die Sueven vorzugsweise in Galicien nieder, die Alanen in Lusitanien, die Vandalen aber in dem nach ihnen benannten Vandalitia = Andalusia. Die Burgunder ihrerseits blieben im südöstlichen Gallien und in den Gebirgsgegenden Helvetiens und Savoyens; Lugdunum (Lyon) und Geneva (Genf) waren ihre Hauptstädte.

Die Gefahren und das Ungemach welche die äußeren Feinde dem Reiche bereiteten, vermochten keineswegs den Unfug des Auftauchens neuer Kronprätendenten zu verhindern. Erst erhob sich mit Erfolg Constantin, der Oberbefehlshaber in Britannien; dann ward dessen Besieger Constantius zum Schwager und Mitregenten des Honorius ernannt. Nachdem beide (zuletzt Honorius im J. 421) mit Tod abgegangen waren, ließ sich der Geheimschreiber des vorigen Kaisers, Johannes, zum Augustus erklären. Erst die Besiegung dieses Usurpators durch den oströmischen Kaiser ermöglichte im Jahre 425 eine Herstellung der nominellen Herrschaft des sechsjährigen Valentinian III., des Sohnes von Constantius. Die Kaiserin-Mutter und der talentvolle aber ränkesüchtige Feldherr **Aetius** geboten in Wirklichkeit. Ein durch Intriguen des Aetius bedrohter Statthalter von Afrika, Bonifacius, rief die während der letzten Zeit durch die Westgothen verdrängten Vandalen aus Spanien zu Hülfe. Sie erschienen 429, aber in der Absicht nicht jenen zu erheben, sondern das Land für sich selbst zu erobern.

Es zeigte sich nun recht augenscheinlich wie sehr das Alleinherrscherthum, die Abschaffung des Milizwesens und dazu die neue Religion, das römische Reich innerlich zerrüttet hatten. Von allen Provinzen des Reiches war Afrika die einzige welche bis dahin noch keinen Feind gesehen. Sie besaß eine starke Bevölkerung, Hunderte ansehnlicher Städte und, was der Frömmigkeit wol als die Hauptsache gelten mag, nicht weniger als 500 Bischofssitze. Zahllose Verfolgungen einer christlichen Partei gegen die andere waren vorausgegangen. Das Volk aber war der Waffenführung, der Selbstvertheidigung entwöhnt. So kam es, daß die Vandalen ungeachtet ihrer geringen Zahl jeden Widerstand niederwerfen konnten. Es sollen ihrer mit Frauen, Kindern und Sklaven etwa 80,000 Individuen gewesen sein, worunter sonach wol schwerlich über 20,000 waffenfähige Freie. Die Vandalen gelten als ein germanisches, doch wol mit sarmatischem Geblüt untermischtes Volk; sie hatten das Christenthum in der Arianischen Form angenommen, allein ihre Wildheit darum nicht abgelegt. Sie standen in dieser Zeit unter einem Könige Namens Geiserich (Genserich).

Britannien, die nördlichste römische Provinz, war schon früher (409) den Picten und Scoten überlassen worden. Innere Uneinigkeiten veranlaßten diese selbst, die seeräuberischen Sachsen herbeizurufen. Im Jahre 449 erschienen 1600 derselben auf drei kleinen Schiffen, geführt von Hengist und Horsa; in den nächsten Jahren kamen größere Massen von Angeln, Sachsen und Jüten nachgezogen. Die Herrschaft der Eingeborenen ward von ihnen gebrochen, die Eindringlinge unterwarfen sich das Land in immer weiterer Ausdehnung. Doch erst ein Jahrhundert später, nachdem der tapfere König Arthur 541 in einer Schlacht gefallen, war die Eroberung vollendet.

Schrecklicher als alle andern Barbaren kamen um die Mitte des fünften Jahrhunderts die Hunnen nach Mitteleuropa. Sie scheinen eigentlich ein sehr wenig zahlreiches Volk gewesen zu sein (wie dies namentlich ihr späteres spurloses Verschwinden aus der Geschichte andeutet). Aber der kühne und talentvolle Häuptling, der sich in dieser Zeit an ihrer Spitze befand, Attila, wußte ihre rohe und wilde Tapferkeit und die Kräfte der zunächst unterworfenen anderen Stämme zu den gewaltigsten Unternehmen zu verwenden. Den besiegten Völkern wurden nämlich ihre innern Einrichtungen belassen, nur mußten sie einen Tribut entrichten und Heerfolge leisten. So brachte denn Attila im Jahre 450 eine von den Römern auf 700,000 Köpfe geschätzte Masse von Hunnen, Gepiden, Ostgothen, Herulern, Scyren und andern Stämmen zusammen. Der Zug wälzte sich Alles verheerend die Donau herauf, über den Rhein, im Jahre 451 bis in das Herz von Gallien, nachdem insbesondere die blühenden Römerstädte am Rheine, Straßburg, Mainz, dann Trier, Metz, Tongern u. s. f. vollständig zerstört waren. Die gemeinsame Gefahr vereinigte Römer (unter Aetius), Westgothen (unter König Theodorich), Franken (unter König Mero-

väus), Alanen, Burgunder, Sachsen und andere germanische Stämme. In der weiten Ebene bei Chalons an der Marne, auf den Catalaunischen Feldern kam es zur Entscheidungsschlacht. Nach dreitägigem Morden, das 180,000 Menschen das Leben gekostet haben soll, war Attila geschlagen. Aetius unterließ absichtlich das Ausnützen des Sieges, aus Furcht vor der Macht der Westgothen welche diesen Kampf vorzugsweise entschieden hatten. So konnte sich der Hunnenchan unbehelligt nach Pannonien zurückziehen und dann im nächsten Jahre 452 an der Spitze eines neuen Heeres in Italien erscheinen. Geschickter im Belagern fester Plätze als alle andern Barbaren, eroberte und zerstörte er Aquilea, Verona, Padua, Vicenza, Mantua, Brescia, Bergamo, Mailand und zahlreiche andere Städte. Viele der Flüchtlinge von der Seeküste retteten sich auf die kleinen Inseln im Nordwesten der Adriatischen See; so entstand Venedig auf den Lagunen. Die geängstigten Römer sendeten eine Deputation an Attila. Er ließ sich durch eine Geldzahlung zum Waffenstillstand bestimmen; sein Heer hatte im Kampfe und besonders durch Seuchen schwer gelitten, und überdies riefen Unruhen in der Heimath den Häuptling dorthin zurück. Er konnte indeß den angekündigten Plan, im nächsten Jahre in Italien wieder zu erscheinen, nicht verwirklichen, denn ein — natürlicher oder unnatürlicher — Tod raffte ihn plötzlich hinweg. Die unterworfenen Völker machten sich nun wieder unabhängig. Die Ostgothen und Gepiden erschlugen Attilas ältesten Sohn und setzten sich in Pannonien und Dacien fest, die Theruniger (Westgothen) in Deutschland neben den Franken; ebenso schüttelten die Heruler und Rugier das Hunnenjoch ab. Ein zweiter Sohn des furchtbaren Häuptlings kam im Kriege gegen die Oströmer, ein dritter im Kampfe gegen die Avaren (in der Wolga) ums Leben.

Die Hunnenmacht war vernichtet. Aber die Kräfte des Römerreichs waren durch die letzten Anstrengungen vollständig erschöpft. Gerade das gepriesene Alleinherrscherthum verhinderte jede Möglichkeit eines Wiedererholens. Der elende Kaiser Valentinian, von einem Eunuchen aufgehetzt, ermordete den Hunnenbesieger Aetius. Bald ward er selbst durch den Befehlshaber der Leibwache, den Maximus, dessen Gattin er geschändet, niedergemacht. Der Thäter, der sich zum Kaiser aufwarf, zwang die Wittwe seines Vorgängers zur Heirath mit ihm. Diese rief den Vandalenkönig Geiserich, dessen Flotte das Mittelmeer beherrschte, zu Hülfe. Maximus ward nun ermordet. Geiserich ließ seine Horden 14 Tage lang Rom plündern, duldete aber seinerseits weder Brand noch Mord. Dagegen schleppten die Vandalen Reichthümer und Kunstschätze, nebenbei gefangene Menschen hinweg, worunter die Kaiserin und ihre beiden Töchter. — Von Karthago waren nach sechs Jahrhunderten die Vandalen als Rächer in der Tiberstadt eingezogen, und auch sie hausten, trotz aller ihrer Barbarei, weit weniger grausam als einst die Römer in Karthago.

Der römische Truppenbefehlshaber Avitus in Gallien warf sich zum Kaiser auf.

Er wurde ermordet. Der Gothe Richimer oder Ricimer, welcher die im römischen Dienst stehenden fremden Truppen befehligte, verfügte von nun an über den Kaiserthron, den er in richtiger Würdigung der persönlichen Gefahr jedes Herrschers, vorerst nicht selbst besteigen wollte. Dafür setzte er Kaiser ein und ab. Erst den Majorianus (erhoben 456), dann den Severus (464), die er beide nachgängig tödten ließ, hierauf nach zweijähriger Kaiserlosigkeit (467) den Anthemius. Nun endlich ließ sich Richimer selbst zum Mitkaiser erklären. Er zerfiel mit seinem Genossen und erhob einen gewissen Olybrius neben sich zur höchsten Würde. Die beiden Verbündeten erstürmten Rom; Anthemius ward getödtet und die Hauptstadt mit Mord, Plünderung und Brand heimgesucht; doch eine Seuche raffte Richimer und den neuen Kaiser hinweg. Darauf erlangten nach einander die höchste Gewalt: Glycerius (473), Julius Nepos (474) und der erst 15jährige Romulus Augustulus (475). Der riesige und kriegskundige Anführer germanischer Truppen im röm. Solde, der Heruler Odoaker sah, daß das Reich bereits vollständiger Auflösung verfallen war. Er reizte seine Truppen auf, aus Söldnern Grundeigenthümer, aus gemietheten Beschützern fremden Eigenthums Vertheidiger des eigenen Besitzes zu werden. Darauf hin verlangten sie den dritten Theil der Ländereien in Italien als Belohnung ihrer Dienste zu eigen. Der arme Kaiserjunge ward abgesetzt, seiner Ungefährlichkeit wegen indeß am Leben gelassen, sein Vater dagegen getödtet (476). Odoaker nahm den Kaisertitel nicht an, sondern nannte sich König von Italien. Das Römerreich hatte zu bestehen aufgehört, nach einer Dauer von angeblich 1229 Jahren, — ein Reich wie die Welt weder früher noch in der Folge ein gleiches jemals zu sehen bekam.

(Politischer Rückblick.) Bei der ungewöhnlichen Wichtigkeit der Geschichte Roms an sich, bei der langen Dauer seines Bestehens, der gewaltigen Ausdehnung des Staats, und der selbst heute noch nicht vollständig erloschenen Nachwirkung des Römerthums auf die Folgezeit, schien es uns geboten, die Kaisergeschichte zwar in aller Kürze aber dennoch von einem Herrscher zum andern darzustellen. Es ist dies im Allgemeinen gegen unsere Gewohnheit, war in diesem Falle indeß nothwendig, um den durchaus falschen politischen Schlußfolgerungen welche gänge und gebe geworden, und welche dann auch noch auf andere, spätere Verhältnisse nur abzubereitwillig übertragen werden, gerade vermittelst dieses wichtigsten aller vorliegenden Beispiele, entgegen zu treten und jeden Leser in den Stand zu setzen sich ein eigenes Urtheil hierüber zu bilden.

Ehe wir jedoch die hier einwirkenden Verhältnisse nochmals in einem Ueberblick zusammenfassen, drängt sich zunächst die Frage auf, durch welche Umstände oder Einrichtungen das bis heute einzig in seiner Art gebliebene Steigen der Römischen Macht und deren lange Dauer ermöglicht und herbeigeführt wurde.

Daran knüpft sich dann die andere Frage vom endlichen Sinken und Verfalle des Reichs.

Das Steigen war bedingt durch das ganze Wesen des Römerthums, durch die Sitten und die Anschauungsweise des Volks, wie durch die denselben entflossenen staatlichen Einrichtungen. Wir können uns hier um so mehr kurz fassen, da wir unten in dem Ueberblick der Verfassungsentwicklung ohnehin auf die Hauptpunkte zurückkommen müssen. An dieser Stelle mag es genügen, als die beiden Hauptsäulen des gewaltigen Baues zu bezeichnen: einmal die vollständige Demokratisirung welche die Republik allmählig erlangte, so daß in Wahrheit alle Kräfte welche Rom in sich schloß, für den Staat unbedingt nutzbar zu machen waren; zum Andern beim Heerwesen die vollständige Durchbildung des alle kräftigen Männer ohne Ausnahme in sich begreifenden Milizsystems, das zugleich eine sichere Bürgschaft gegen das Emporkommen einer Tyrannis bildete.

Abgesehen von den ganz allgemeinen Verhältnissen treten übrigens verschiedene einzelne Momente hervor welche eine besondere Erwähnung verdienen.

Vor Allen muß ein Unterschied in der Art des Emporkommens von Rom im Gegenhalte zu andern sogenannten Weltreichen auffallen. Es gab viele Fürsten welche weitausgedehnte Länder und zahlreiche Völker ihrer Herrschaft ungleich schneller unterwarfen als die Römer, dagegen kennen wir nicht eine sogenannte Weltherrschaft von so langer Dauer wie diese. Dort war es der Geist eines einzelnen Eroberers mit dem die ganze Gewalt und Macht stand und fiel, mit dessen Leiche sie denn auch gleichsam ins Grab hinab sank, hier war es dagegen der Geist eines Volkes, der natürlich unendlich länger währte als das schnell hinschwindende Leben eines einzelnen Menschen. —

Die Römer eroberten nicht wie ein Cyrus, Alexander, Karl der Große oder Napoleon gleichsam in einem Zuge, sondern langsam; sie wußten zu warten. Im römischen Senate gab nicht die Leidenschaft und Ungeduld eines einzelnen Individuums den Ausschlag; man verstand es, die Rache aufzuschieben, zu schweigen bis eine günstige Zeit und Gelegenheit eintrat; man schritt nicht so rasch, dagegen mit um unendlich größerer Sicherheit voran, und schuf sich selbst überall zunächst eine feste Grundlage, allerdings oft mit den verabscheuungswürdigsten Mitteln.

Wenn es aber eine erwiesene Thatsache ist, daß vor wie nach der Römer Zeit andere sogenannte Weltreiche weit schneller entstanden als das ihrige, daß sich dagegen keines auch nur annähernd einer gleichen Dauer zu erfreuen hatte, so kann nicht sowol die Frage wie ein solches Steigen stattfand unsere höchste Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, sondern vor allen tritt die Frage heran, welche Umstände diese Dauer des Weltreichs begründeten?

Es war wesentlich die Herrschaft der größern Civilisation und

Cultur, wenn auch in vielen Kunstzweigen der griechischen nachstehend, doch an praktischem Sinne selbst das hellenische Leben mannichfach übertreffend. — Den meisten feindlichen Völkern war man bald durch die Nachhaltigkeit des Kampfes in den Waffen überlegen, die Besiegten knüpfte man durch Cultur an sich. Hierbei treten uns namentlich folgende Momente entgegen: Religiöse Toleranz. Der Polytheism konnte seinem Wesen nach jeden fremden Cultus dulden; ja man nahm wol selbst die Gottheit des fremden Volkes bei sich auf. — Vielfach befreite man sodann die durch ihre eingebornen Despoten aufs Aergste bedrückten Völker von einem Joche, dessen Last die Römer freilich sehr oft mit bewußter Absicht aufs Höchste gesteigert hatten, das aber den Völkern namentlich dann als unerträglich erscheinen mußte, wenn sie die Möglichkeit seiner Abschüttelung gewahrten. *)

Doch das Wichtigste ist dieses: Ueberall wo Römer gewesen finden wir noch heute Monumente ihres Wirkens für materielle Verbesserungen, für materielles Wohlergehen. Wasserleitungen, Heerstraßen (wenn gleich nicht für den Handelsverkehr bestimmt, doch nebenbei in mannichfachen Beziehungen den Landesbewohnern nützend), Kanäle, Dämme, Brücken, künstliche Schiffshäfen, Kloaken u. s. w.; es war gleichsam Alles zunächst auf das Praktisch-Nützliche berechnet; wir finden keine ägyptischen Pyramiden, selbst verhältnißmäßig weit weniger auf Tempel verwendet als bei den Griechen. Es hat seine volle Bedeutung, wenn Strabon (V. Buch) bemerkt: „Der Grieche glaubt Alles gethan zu haben wenn er seine Stadt mit schönen Gebäuden ausschmückt, sie mit tüchtigen Festungswerken verwahrt und dafür sorgte daß sie in einer fruchtbaren Gegend und in der Nähe eines Hafens angelegt ward; der Römer hingegen denkt bei seiner Stadt mehr auf das was der Grieche verabsäumt; er pflastert seine Gassen, schafft durch Wasserleitungen das nöthige Wasser herbei, und bringt vermittelst (unterirdischer) Kanäle den Unrath hinweg der der Stadt sonst beschwerlich fallen würde." In Folge der Wirkungen dieses praktischen Geistes verwandelten sich ursprünglich wenig fruchtbare Gegenden zumal in Asien und Afrika in wohlangebaute Ländereien, bedeckt mit blühenden Städten. Nicht nur daß in Italien außer Rom ein Verona, Padua, Mailand, Ravenna und hundert andere Orte in allem Glanze emporstiegen, hatte auch Gallien sein Marseille **), Arles, Nimes, Narbonne, Toulouse, Bordeaux, Autun, Vienne, Lyon, Langres, Paris, Trier u. s. f. Sodann erhob sich längs des Rheinstroms eine ununterbrochene Reihe bedeu-

*) Der nämliche Fall wie heute in Ostindien, wo die Herrschaft der Engländer niemals zu ihrer jetzigen Ausdehnung gelangt wäre, wenn die Befreiung von den Bedrückungen einer Menge blödsinniger oder rasender Despoten nicht allen Stämmen sich in der Art fühlbar gemacht hätte, daß sie darüber eine Unzahl neuer Mißstände wenigstens zeitweise vergessen.

**) Allerdings war dieses von den Griechen gegründet, aber seine Blüthe erlangte es wohl erst unter den Römern.

tender Städte, wie Windisch, Augst (beim jetzigen Basel), Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Köln u. s. f. Ebenso in den Donauländern, dann in Spanien. Die Hauptstädte Syriens und Aegyptens, Antiochien und Alexandrien, dann ähnlich Smyrna, wetteiferten mit Constantinopel, ja beinahe mit Rom selbst an Volkszahl, Reichthum und innerer Bedeutsamkeit.

Auch geschah es zum erstenmal, daß die Cultur des Orients und Occidents durch die Heere gegenseitig in diesen fernen Ländern verbreitet oder umgetauscht, gegenseitig entwickelt und weiter ausgebildet ward. Aegypter und Perser hatten ihre Standlager am Rheine, Gallier dagegen die ihrigen in Persien und Aegypten rc. Und man sah die Soldaten Straßen, Brücken, Säulengänge, Tempel und Paläste erbauen, und selbst Produkte aus einem Land in das andere verpflanzen (so ließ namentlich Kaiser Probus in Gallien und Pannonien Weinberge durch die Armeen anlegen, was freilich diesen Söldnertruppen höchlich mißfiel).

Von der Antoninsmauer bis Jerusalem — eine Entfernung von 4080 römischen (787 deutschen) Meilen — zog eine vollständige Verbindungslinie; dabei waren die Entfernungen durch Meilensteine im Einzelnen genau bezeichnet; man hatte Berge durchstochen um eine gerade Richtung herzustellen die leicht zu passiren sei, und kühngewölbte Bogenbrücken über die breitesten und reißendsten Ströme geführt. Die Dauerhaftigkeit der römischen Landstraßen hat an vielen Stellen den Verwüstungen von mehr als anderthalb Jahrtausenden getrotzt. Die Römer betrachteten kein Land als völlig überwunden bis die Befehle aus der Hauptstadt alle Theile der Provinzen schnell durchdringen konnten; darum legten sie auch durch die weitläufigen Gebiete des Reichs eine Art Posten an. Alle 5—6 römische (d. h. anderthalb deutsche) Meilen fanden sich Häuser, in deren jedem 40 Pferde beständig in Bereitschaft standen, so daß es leicht war auf den römischen Landstraßen in einem Tage 100 röm. Meilen und mehr zurückzulegen.

Den glänzendsten Beweis bis zu welchem hohen Grade die Cultur der Römer vorangeschritten war, liefert jedoch ihre Civilgesetzgebung.

Alles zusammengenommen ergibt sich somit das Resultat, daß das römische Weltreich seine lange Dauer zunächst seiner höhern Cultur verdankte. Es mußte Jedermann auch in den unterworfenen Provinzen einsehen, daß die Cultur überhaupt stehe und sinke mit dem Dasein der römischen Macht. Außer ihr gab es nur Barbarei, denn es war namentlich das Griechenthum, nachdem dasselbe durch Alexander von Macedonien und dessen Nachfolger aus seinem naturgemäßen Gange herausgerissen, viel zu verdorben um eine neue Weltgestaltung ins Leben zu rufen. Darum konnte kein gebildeter Provinziale an ein Losreißen seines Vaterlandes vom römischen Reiche denken; darum wurden so viele Jahrhunderte hindurch die Befehle der Herrscher an den Ufern der Themse und des Nil mit eben der Folgsamkeit vollzogen wie an jenen der Tiber. Selten verlangten die Behörden die Hülfe einer Kriegsmacht, selten hätte diese gewährt

werden können, denn in Spanien, in Afrika, in Aegypten — lag meistens nur eine einzige Legion (4—6000 Mann).

Es bedurfte des Zusammentreffens gewaltiger Mißstände, um ein Reich zu Grunde zu richten, das in vielen Beziehungen so treffliche Grundlagen besaß. Aber auf so festen Fundamenten beruhte eben nicht das ganze Gebäude, es hatte vielmehr auch enorme Mängel. Dieselben lassen sich in ihrem Ursprung am besten erkennen wenn wir die Entwicklung der Verfassungsverhältnisse, welche wir vorhin etwas näher angaben, gleichfalls in einen kurzen Ueberblick zusammenfassen.

Rom war in der frühesten Zeit durch Könige beherrscht. Obwol wir einer nähern Kunde über die Zustände in dieser Periode ermangeln, so weiß man doch daß die Macht der Beherrscher keineswegs eine unbeschränkte, vielmehr gerade in den wichtigsten Dingen eine an die Zustimmung des Volkes gebundene war. Uebergriffe und Gewaltmißbräuche von Seiten des Fürsten führten zu dessen Vertreibung, und zur Abschaffung des Instituts der Monarchie überhaupt.

Die Republik erstand als Aristokratie: die Patricier führten ausschließlich die Herrschaft. Der Natur dieses Verhältnisses nach suchten sie die Kräfte der Menge für ihre Sondervortheile auszubeuten. Die Plebejer forderten erst bloße Erleichterung ihrer Lasten, dann allmählig Anerkennung der vollen Ebenbürtigkeit mit der privilegirten Classe; sie verlangten einen Ausgleich in Benützung der durch Eroberung gewonnenen materiellen Güter, und später auch Beseitigung des Unterschieds in den politischen Rechten. In dem lange und hartnäckig geführten Kampfe errangen die Plebejer ein Zugeständniß nach dem andern, so daß schließlich der Unterschied zwischen beiden Ständen so gut wie vollständig verschwand, und Rom, was die Bevölkerung der Stadt betrifft, allerdings nicht mehr als Aristokratische, sondern ganz entschieden als Demokratische Republik erscheint.

Unter dieser Regierungsform war es daß das Römerthum in der edelsten und höchsten Bedeutung welche wir dem Ausdrucke beizulegen pflegen, sich ausbildete und entwickelte. Die Periode der demokratischen Republik ist es, welche nicht etwa blos in der fabelhaften Urzeit, sondern in der historischen Wirklichkeit jenen wundervollen Gemeinsinn, jenes patriotische Streben, die Ausdauer, Tapferkeit und bis zur Selbstaufopferung gehende Ueberzeugungstreue hervorrief, welche mit vollem Recht die Bewunderung der Welt geworden sind. Die demokratische Republik und nur sie hat es vermocht, den Kampf gegen das anfangs so gewaltige Karthago auszuhalten und glücklich zu Ende zu führen, und selbst den genialen Geist eines Hannibal vermittelst der Ausdauer und Opferwilligkeit der Bürger zu besiegen. Nur unter dieser Art der Republik konnte jener Grundsatz zum bleibenden Attribut eines ganzen Staates werden den Perikles als die Hauptursache seines Ruhmes bezeichnete: vor dem Unglück niemals zu weichen; nur in

einem solchen demokratischen Freistaat konnten jene Milizheere geschaffen werden, die es ermöglichten, niemals einen Frieden anders zu schließen als nach Besiegung des Feindes; jene Milizheere, deren Kraft und Ausdauer alle andern Völker besiegte und das Römerreich ausnahmslos über sämmtliche cultivirten Länder der Erde ausbreitete, — ein Beispiel ohne Gleichen. Unter der Regierungsform der demokratischen Republik war es endlich daß die Römer aus einem Zustande entschiedener Rohheit sich zum höchsten Grade geistiger Ausbildung deren sie überhaupt fähig waren, auf gesunder Grundlage in Wissenschaft und Kunst empor arbeiteten, so daß die spätere Periode wesentlich nur an den Früchten zehrte, deren Aussaat in den Zeiten des Freistaats erfolgt war, und daß dann Wissenschaft wie Kunst in dem nämlichen Maße verdarben — verkümmerten oder sich verschlechterten — in welchem die Nachwirkungen aus jenen andern Verhältnissen allmählig abnehmen und schließlich verschwinden mußten.

Allerdings schloß Rom von der frühesten Zeit her einen unheilvollen Keim in sich, den es zu seinem Verderben auch im Freistaate nicht auszurotten wußte: es war das System der Eroberung. Die schmachvolle Maxime, jedes besiegte Volk eines Theiles seines werthvollsten Besitzthums, nämlich eines großen Theils seines Grund und Bodens zu berauben, diese Maxime verlockte nicht blos die Regierenden sondern selbst die Bürger in ihrer Gesammtheit zu fortwährenden Kämpfen. Während alle Völker dermalen Erhaltung des Friedens wollen, weil auch der glücklichste Eroberungskrieg ihnen weitaus keine genügende Vergütung für die dadurch herbeigeführten Schädigungen zu gewähren im Stande ist, war es damals anders: der in Aussicht stehende Gewinn bildete eine unausgesetzte Lockung und hatte einen unwiderstehbaren Reiz.

Aus diesem höchst unnatürlichen Verhältniß entwickelte sich denn auch eine wahrhaft empörende Politik gegen alle andern Völker, die, mochte sie in ihrer nächsten Wirkung noch so vortheilhaft sein, schließlich doch zum Unheil und Verderben der Römer selbst umschlug. Wir müssen bei diesem auf die Entwicklung Roms so mächtig einwirkenden Momente etwas verweilen. „In keiner Periode seines Daseins“ bemerkt Zachariä (40 Bücher vom Staate) „kannte das römische Volk ein anderes Völkerrecht, als das welches auf Verträgen beruhte; es kannte nur Feinde oder Bundesgenossen. In keiner Periode seines Daseins gestattete es den Fremden freien Eingang in sein Gebiet oder dieselben bürgerlichen Rechte wie seinen Bürgern. Wenn uns auch von dem Rechte nach welchem Fremde in ihrem Verkehr mit Römern beurtheilt wurden nur wenig bekannt ist, so deutet doch schon der Grundsatz: Adversus hostem aeterna auctoritas esto! d. i. Fremde können sich nicht auf die Einrede der Verjährung berufen (eine Vorschrift der zwölf Tafeln welche bis in die spätesten Zeiten Rechtens war), auf den Geist hin welcher in jenem Recht lebte . . . Es ist bekannt daß die Römer, wenn sie sich im Ausland, jedoch nicht bei einem befreundeten Volk aufhielten, als bürger-

lich todt, und ebenso Fremde welche nicht zu einem befreundeten Volk gehörten im römischen Reiche als rechtlos betrachtet wurden. . . Erst Kaiser Leo gestattete, auch in dem Lande des Feindes ein Testament zu errichten."

Montesquieu hat eigens die Treulosigkeiten hervorgehoben welche sich die Römer behufs Unterjochung der fremden Länder zu Schulden kommen ließen; er hat gezeigt wie sie ein Volk zur Unterdrückung des andern benützten; eines gegen das andere aufhetzten und erbitterten, und in gegenseitigen verderblichen Kämpfen die Kräfte beider zu Grunde zu richten pflegten, um dann die Selbständigkeit beider mit desto leichterer Mühe vernichten zu können. War man mit einem bedeutenden Kriege beschäftigt so ließ der Senat alle Arten von Beleidigungen unbeachtet; man wartete stillschweigend die Zeit ab, in der man gewiß war die Strafe vollziehen zu können. Da die Römer niemals aufrichtig oder in einer andern Absicht Frieden schlossen als um Alles an sich zu reißen, so waren ihre Verträge eigentlich nichts Anderes als Waffenstillstände; sie setzten deßhalb Bedingungen welche stets mit dem Ruine des Staates begannen der sie annahm. — Hatten sie die Heere eines Fürsten vernichtet, so richteten sie weiter seine Finanzen durch übermäßige Auflagen oder einen Tribut unter dem Vorwande einer Kriegskosten-Entschädigung zu Grunde; eine neue Art Tyrannei, die ihn zwang seine Unterthanen zu bedrücken und sich ihrer Anhänglichkeit verlustig zu machen. — „Da man den Ruhm eines Feldherrn nach der Menge seines beim Triumphe zur Schau getragenen Goldes und Silbers bemaß, so mußte sich jedes besiegte Volk ausplündern lassen. Rom bereicherte sich fortwährend, und jeder Krieg verschaffte ihm die Mittel zu einem neuen Kriege. — Die Magistrate und Gouverneure ließen sich von den fremden Königen für ihre Ungerechtigkeiten noch besonders bezahlen." —

So kann es uns denn nicht wundern wenn wir vernehmen daß im Jahre Roms 519 (234 vor Chr.) seit Numa's Zeit zum ersten Male wieder der Janustempel, und auch dies nur auf kurze Zeit geschlossen werden konnte. „Welch ein Staat," bemerkt ein früherer Schriftsteller, „der, auf den Grundsatz des ewigen Krieges und der Eroberung gebaut, den Zustand des Friedens als einen unnatürlichen betrachtet, und um seinem Charakter gemäß zu handeln sich genöthigt sieht, Vorwände zum Angreifen und Vernichten harmloser Völker zu suchen."

Indeß hat es doch nicht unbedingt an der Möglichkeit einer Rettung aus den verderblichen Wirkungen dieser naturwidrigen Verhältnisse gefehlt. Die Bundesgenossen bezeichneten deutlich und bestimmt den Weg der eingeschlagen werden mußte. Sie, diese Bundesgenossen, ohne deren aufopfernde Mitwirkung es der römischen Macht unmöglich gewesen wäre zu einer so riesenhaften Ausdehnung zu gelangen, sie forderten die Herstellung einer wahren Föderation mit Repräsentativeinrichtungen. Sie verlangten Gewährung gleicher Rechte bei gleichen Pflichten. Doch dazu verstand sich der Eigennutz nicht. Der

Schwäche der menschlichen Natur entsprechend, wollten die Stadtbewohner auch des niedrigsten Standes, den Provinzialen gegenüber die Privilegirten, die Aristokraten spielen. Es wurden nur Scheinzugeständnisse gewährt. Die Mißstände dauerten fort und die Entwicklung ging auf verderblicher Bahn weiter.

Aus den eroberten Provinzen strömten fortwährend erpreßte ungeheuere Geldsummen und ungeheuere Massen von Lebensmitteln nach der Hauptstadt. Der leichte Gewinn führte zur Verweichlichung und zum Sittenverderbniß. Viele Einzelne kehrten mit enormen Reichthümern aus jenen Provinzen zurück; die Masse der hauptstädtischen Bevölkerung aber gewöhnte sich an Müßiggang. Die Kluft zwischen Reichen und Armen erweiterte sich riesenhaft. Einen Mittelstand, d. h. Bürger mit mäßigem Vermögen gab es fast gar nicht mehr. Es trat hervor entweder die entweichlichende und entnervende Ueppigkeit und Verschwendung einzelner Ueberbeglückten, oder die Bettelhaftigkeit einer der Arbeit entwöhnten, an selbsteigene Verbesserung ihres Looses gar nicht denkenden Masse. Nützliche Thätigkeit durch gewerbliche Arbeit ward verachtet. — Der colossale Unterschied zwischen den Einwohnern gab sich nicht blos im Besitze, sondern ebenso sehr in der Bildung und im Wissen kund. Hier bestand eine weitere furchtbare Kluft und sie ward absichtlich forterhalten. Neben der raffinirtesten Verfeinerung begegnete man der äußersten Uncultur. Die letzte ward in der Menge absichtlich genährt. Für Schulen geschah fast gar nichts. Dagegen hielt man das Volk möglichst fest an den Aeußerlichkeiten der Religion, auch nachdem die Gebildeten längst über dieselben zu spotten pflegten. Kennt man doch den alten Satz daß zwei Augurn sich ohne Lachen nicht ansehen könnten. Heuchelei und Corruption knüpften sich daran. —

Die alles menschliche Gefühl abstumpfenden Spiele thaten dann noch ein Uebriges. Der römische Stadtbürger bekam Brod und Spiele unentgeldlich; das genügte ihm körperlich und geistig, er verhungerte nicht und hatte Unterhaltung; — freilich eine Unterhaltung welche nur die Rohheit und Barbarei forterhielt und die Grausamkeit und Ausschweifung nährte. Das Gesindel in den Landschaften strömte nach der Hauptstadt um des dortigen Glückes theilhaftig zu werden. Die Grundlage der militärischen Tüchtigkeit der Römer war erschüttert. An die Stelle der je für einen einzelnen Feldzug bewaffneten und dann zum friedlichen Herd zurückkehrenden Bürger traten Söldlinge; die Milizen wurden durch Berufssoldaten, durch ein stehendes Heer verdrängt. Damit war jedem glücklichen Truppenführer das Mittel zum Umsturze der Republik, zur Begründung des Alleinherrscherthums gegeben. Es war das Verhältniß eingetreten, aus welchem der Doctrinarismus die Nothwendigkeit der Monarchie (und zwar in der Form des krassesten Absolutismus) erweisen will, und zu dessen Rechtfertigung er sich auf die damit erlangte „Regenerirung" des Reiches und Begründung einer neuen angeblich „sittlichen Ordnung des Staates" beruft.

Es ist wahr, die Tribunenkämpfe hörten nun auf, aber statt ihrer sehen wir überall Mord und Raub, Hinrichtungen und Güterconfiscationen in Masse. Dies schon von der Zeit an in welcher überhaupt ein Einzelner sich zum Gebieter emporschwang — von Sylla an. — Welches Glück man sodann mit der vollendeten Monarchie erlangte, zeigte sich jedenfalls schon bei dem zweiten Kaiser, von Tiberius an bis auf Nero und Domitian, dann, nachdem einige mehr oder minder günstige Intervallen vorüber waren, in ununterbrochener Reihe von Commodus bis auf Diocletian ja bis zum letzten Augustus herab. Freilich ließ sich, so lange die Barbaren nicht einbrachen, nach jeder der so oft auf einander folgenden neuen Thronbesteigungen in gewissem Sinne sagen: „Die Regierung findet in Ausführung ihrer Befehle (von Seiten des Volks) nicht den geringsten Widerstand;" konnten doch die empörendsten Gewaltthaten, Vermögensconfiscationen und Morde ohne jede Opposition vollzogen werden. Allein welches Glück ist dies, und welche Ordnung! Wie die Parteikämpfe aufhörten sehen wir an der langen Liste ermordeter Kaiser. Selbst die guten unter ihnen waren selten mehr im Stande entschieden auf die Staatsmaschine einzuwirken; sie theilten gewöhnlich das Loos der Schlechten, erwürgt zu werden. — Wenn man daher gegen das Instabile der republikanischen Regierungsform eifert, so vergißt man daß das Kaiserthum noch weit weniger Stabilität gewährte. — Die Befürchtung um die eigene Sicherheit zwang Viele eine Usurpation zu versuchen, da Ruhm, Verdienste um das Reich und überhaupt Talent und Charakter gerade verdächtig machten und Motive für die Gewaltigen waren, solcher Männer sich zu entledigen die ihnen ja gefährlich werden konnten. Gibbon bemerkt daher mit Recht, der Mangel an persönlicher Sicherheit habe mehr Leute angetrieben nach dem Diadem zu haschen, als der Ehrgeiz.

Auch das sogenannte Thron-Erbfolgerecht brachte in der Regel nur Uebel. Ein Kaisersohn war Commodus, der auf Marc Aurel folgte, auf Septimius Severus kam Caracalla, auf Valerian folgte Gallien. — Claudius (im Jahr 268), Aurelian, Florian und Probus waren keine Kaisersöhne, nicht einmal Vornehmgeborene, sondern Männer ganz geringer Herkunft, Diocletian soll selbst als Sklave geboren gewesen sein, — und sie waren nöthig zur temporären Rettung des Reiches. Die Kaisersöhne vermochten Nichts zu leisten. — Eben so wenig half die Adoption. Die Wütheriche Tiberius und Nero gelangten nicht minder als der edle Trajan durch Adoption auf den Thron. Bei Hof herrschte mit seltenen Ausnahmen eine solche Verderbtheit, daß die moralische Kraft und Reinheit eines jeden Jünglings vernichtet werden mußte, der gemäß seiner Geburt oder der kaiserlichen Adoption dort erzogen ward. Gerade die ärgsten Tyrannen, Caligula und Nero, Commodus und Caracalla, waren sämmtlich im Purpur erzogen, durch den Stolz der Herrschaft, die Ueppigkeit der Hauptstadt

und die treulose Stimme der Schmeichelei verdorben worden, wie Gibbon sehr treffend bemerkt.

Beachtenswerth ist es wol auch daß die ganze Kaisergeschichte kein einziges Beispiel zeigt in welchem Vater, Sohn und Enkel, und nur drei Beispiele, in denen Söhne ihren Vätern auf den Thron folgen konnten.

Unter diesen Verhältnissen schien nur die gemeinsame Herrschaft mehrer Kaiser dem Lande Ruhe zu versprechen, da ein Usurpator nicht wol hoffen durfte nach Besiegung des einen Cäsar auch dessen (drei) Mitregenten stürzen zu können. Daher die momentane Ruhe unter Diocletian. Allein der vermeintliche Vortheil verschwand, sobald der hervorragende Geist dieses Mannes nicht mehr die andern Kaiser beherrschte.

Wir brauchen blos eine Thatsache anzuführen um darzuthun zu welchen unaufhörlichen Revolutionen das Alleinherrscherthum führte: vom Jahre 192 bis 307, sonach innerhalb eines Zeitraums von 115 Jahren, zählte man 78 Kaiser und Gegenkaiser, und von diesen starben nur zwei eines natürlichen Todes und ohne ihre Herrscherwürde zuvor (freiwillig oder gezwungen) niedergelegt zu haben! —

Ueber die Art wie die Despoten ihre Gewalt mißbrauchten verlieren wir an dieser Stelle kein Wort mehr. Nur über das Grundprincip von welchem die heidnischen Fürsten der Römer den Ursprung ihrer Gewalt herleiteten, ist wenigstens Eines zu bemerken. Sie dachten nicht daran, ihre Macht als unmittelbar „von Gottes Gnaden" verliehen auszugeben (erst unter den christlichen Fürsten ward dieser Lehrsatz proclamirt). Unter den früheren heidnischen Kaisern betrachtete man die von denselben ausgeübte Autorität entweder als eine vom Volkswillen ebenso wie jedem andern Beamten übertragene, oder aber als Usurpation. Erst bedeutend später, als die „Ideen und selbst die Sprache der Römer bereits verdorben waren", ersann die hündische Kriecherei eines Ulpian oder wahrscheinlicher Tribonian eine neue Theorie, ein sogenanntes königliches Gesetz: die gesammte Machtvollkommenheit des Staats sollte durch ein unwiderrufliches Geschenk des Volkes in die Hände des Herrschers gegeben worden sein. Es lag also selbst dieser heuchlerischen Verhöhnung jedes historischen wie jedes vernünftigen Rechtes die Anerkennung des Urprincips der Volkssouveränität zu Grunde. „Der Wille des Kaisers hat die Kraft und Wirksamkeit des Gesetzes, weil das römische Volk durch das königliche Gesetz dem Fürsten die ganze Fülle seiner eigenen Macht und Oberherrlichkeit übertragen hat", lautete die nun aufgestellte Maxime. — Daß die alten Gesetze über Majestätsverbrechen einen dem später angenommenen entgegengesetzten Sinn hatten, ist bereits oben (Seite 306) angeführt. Augustus und Tiberius riefen denn auch den Schutz dieser Gesetze nur in ihrer Eigenschaft als Volkstribunen für sich an, und selbst in der Folge brandmarkte die öffentliche Meinung jene Richter

welche auf die schamlose Fiction eingingen daß das, was nur von der Gesammtheit der Nation gelten sollte, hier auf einzelne Individuen übertragen werde. —

Durch die Institution des Alleinherrscherthums ward ein Zustand der **Anarchie** herbeigeführt und während einer ganzen Reihe von Jahrhunderten forterhalten, — während eines Zeitraums von unendlich längerer Dauer als irgend eine aus anderm Grund entstandene Anarchie. Diese Zerrüttung und der damit verbundene Despotismus wirkten gleich verderblich auf den materiellen Wohlstand und die geistige Entwicklung der Nation.

An Bildung, an Veredlung des Volkes dachte das Kaiserthum nicht. Die frühere Kluft zwischen Uncultur und Verfeinerung erweiterte sich ins Unendliche. Insbesondere wirkten die mit der ungeheuersten Verschwendung ausgeführten Spiele geradezu verderblich auf Sitte, Gefühl und Bildung. Wir wissen namentlich daß alle bessern Schriftsteller und alle tüchtigen Staatsmänner aus der Kaiserzeit, und zwar von Augustus an, sich übereinstimmend dahin aussprachen daß nichts so sehr zur Entartung der römischen Welt beigetragen hat wie die öffentlichen Spiele, die an Grausamkeit gewöhnenden Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen, zur Wollust reizenden Mimen- und Pantomimenaufführungen, die Sinnlichkeit weiter kitzelnden öffentlichen Tänze und Gesänge, wobei überdies der Geschmack, der Sinn für das wahrhaft Schöne und Edle vollständig abgestumpft und verdorben ward.

Die wahnsinnigen Verschwendungen so vieler Kaiser und der enorme Aufwand für die in ihren Anforderungen sich immer mehr steigernde Soldateska nöthigten zu einer wahrhaft erdrückenden Vermehrung der Auflagen. Und doch erscheinen diese noch als das geringere der hereingebrochenen Uebel. Ungleich verderblicher erwies sich die allgemeine **Unsicherheit**, namentlich im materiellen Besitze. Es ist völlig unwahr wenn der Doctrinarismus behaupten will, nur Diejenigen seien gefährdet gewesen welche die Existenz des jeweiligen Kaisers zu untergraben gesucht hätten, somit eine kleine Anzahl Leute. Es gab überhaupt keine Sicherheit. Der bloße Wohlstand eines Mannes — oft sogar ein irrthümlich vermutheter Wohlstand — genügte für die Leiter der Staatsgewalt, ihn hinrichten zu lassen um sich seines Vermögens bemächtigen zu können. Auch kam dies keineswegs blos in der Hauptstadt vor, wie wir denn speciell wissen daß einer dieser Tyrannen sich eine Liste der reichsten Leute aus ganz Gallien vorlegen ließ um ihre Ermordung und die Confiscation ihres Vermögens zu befehlen. Es ist ferner bekannt, wie man Grundbesitzer in Masse von ihren Gütern vertrieb um die Soldateska mit Landgütern belohnen zu können; ebenso wie man derselben Soldateska Dutzende der bedeutendsten Städte überließ. Und wie mögen, wenn solche Grundsätze von oben herab angewendet wurden, die äußeren Behörden von den Statthaltern herab bis zu den geringsten Beamten, überdies noch auf eigene Rechnung verfahren sein! — Es gab hienach in der Provinz ebenso wenig

Sicherheit wie in der Hauptstadt, und es genügte keineswegs sich von der Politik fern zu halten und ein Handausstrecken nach dem Diadem zu unterlassen, um ruhig und in Sicherheit leben zu können. Den friedlichen Bürger umlagerten ganz andere Gefahren als zur Zeit der Tribunenkämpfe!

Wir besitzen übrigens einen Beweis der keinen Zweifel läßt über die Art der Wirksamkeit des gepriesenen Regimes; es ist die furchtbare Abnahme der Bevölkerung. Weite Landschaften waren völlig verödet. Die Latifundien entstanden. Man nahm Barbaren auf um die verödeten Gebiete wieder in Anbau zu setzen. Es war Raum vorhanden um ganze Stämme dieser Barbaren in zusammenhängenden Gebieten unterzubringen. Welchen Zustand setzt diese eine Thatsache voraus!

Was noch sehr wesentlich zum innern Verderben Roms beitrug war seine Stellung als alleinige Weltmacht. Da kein anderer Staat neben diesem sich behaupten konnte, so fehlte der wichtigste Sporn zur Verbesserung, und die jeweiligen Gewalthaber brauchten keine Scheu zu tragen vor irgend einem Unrecht und irgend einem Verbrechen. Jede Anregung zum Bessern von Außen her, jede nützliche Rivalität fehlte; ein Widerstand von dort blieb unmöglich; und wenn es einerseits, wie wir oben bemerkten, zur Erhaltung des Staates beitrug daß jeder gebildete Mensch außerhalb des Reichs nur Barbarei erblicken mußte, so wirkte es hinwieder höchst unheilvoll, daß der Verfolgte nach keinem freien Ausland sich flüchten, und ebenso daß kein Theil der cultivirten Erde sich nach eigenem Bedürfniß oder überhaupt anders als eben im Geiste des alles beherrschenden Römerthums sich entwickeln konnte. Die Römerherrschaft war kein Kosmopolitismus, sondern sie strebte vielmehr dahin Alles zu romanisiren. Da ergab sich denn der Fluch der Weltherrschaft, und zwar noch unheilvoller auf geistigem als auf materiellem Gebiete.

Die geistige Entwicklung Roms wurde unzweifelhaft durch das Alleinherrscherthum untergraben und vernichtet. Es ist zwar richtig daß für Bequemlichkeit und überhaupt für Annehmlichkeit des sinnlichen Lebens gar Vieles geschah, selbst in höchst raffinirter Weise. Dagegen kennen wir keinerlei bedeutende Fortschritte von bleibendem Werthe welche auch nur in technischer Hinsicht gemacht worden wären, — wichtige Entdeckungen oder Erfindungen aus dieser Zeit hat die Geschichte nicht aufzuweisen. Auf den eigentlichen Gebieten von Wissenschaft und Kunst aber nehmen wir nur ein permanentes Herabgehen und Sinken wahr. Und nichts natürlicher als dies: beide, Wissenschaft und Kunst bedürfen als Lebenselement der hier vernichteten Freiheit. Pomp, Luxus, Verschwendung begegnen uns überall, freilich neben dem gräßlichsten Elende; aber sie förderten nicht die geistige Entwicklung sondern trugen bei, die Bevölkerung vollends zu verderben.

Doch das Schlimmste war die vollständige Vernichtung dessen was wir in der edelsten Bedeutung die alte Römertugend nennen. Und sie ward nicht

blos zum Verschwinden gebracht, sondern ihr Gegentheil herbeigeführt. Die alte strenge Sitte hatte keineswegs nur in ihrer charakteristischen Weise aufgehört, sondern es war eine, jeder Schilderung spottende Sittenlosigkeit an deren Stelle getreten. Statt des frühern opferwilligen Gemeinsinns waltete die niedrigste Selbstsucht. Die wundervolle Tapferkeit und Ausdauer. im Ertragen von Strapazen hatte der Verweichlichung und Feigheit Platz gemacht, so daß die Vertheidigung des Reichs wesentlich durch Barbaren geführt werden mußte. Bildete es früher den Stolz des freien Bürgers, mit Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten betraut zu sein, so finden sich nun die Freien von Führung dieser wichtigsten Angelegenheiten ausgeschlossen, deren Besorgung vielmehr den Händen verschmitzter Fremden des niedrigsten Standes, der Freigelassenen und Sklaven des Kaisers, d. h. also Menschen die eigens an die Knechtschaft gewöhnt waren, überliefert, — Menschen, die überdies fast jeden Regierungsact zu einem Gegenstand der heillosesten Gelderpressung zu machen wußten. Bei später steigender Gefahr erlangten wol andere Fremde, kühne und thatkräftige Barbaren die höchste Macht. Das Selfgovernment der Römer war also in allen Richtungen verschwunden, das wirkliche Bürgerthum von Leitung des Gemeinwesens ausgeschlossen; an Knechtschaft Gewöhnte oder Barbaren beherrschten den Staat! — Und während vordem alle Angelegenheiten des Gemeinwesens öffentlich verhandelt worden waren, zitterten nun die Bürger vor Delatoren wenn sie sich auch blos vertraulich ihre Ansicht über Staatsverhältnisse mittheilen wollten.

Dies waren die Wirkungen des Alleinherrschertums, der vorgeblichen Regenerirung und sittlichen Wiedergeburt des Reichs. Es erscheint dasselbe umgewandelt, entromanisirt in Allem was vordem die Kraft und Blüthe wie den gerechten Stolz der Nation gebildet hatte, — der äußere Untergang mußte dem innern mit unabwendbarer Nothwendigkeit folgen. — Die fremden Völker, deren Angehörigen man die Vertheidigung des Gemeinwesens überließ und deren hervorragenden Häuptern man auch die Leitung der politischen Angelegenheiten hingab auf der einen Seite, die neue Religion auf der andern, eine Religion welche gerade diejenigen Tugenden am wenigsten beachtete deren Rom in dieser Zeit am dringendsten bedurfte: Patriotismus, Opferwilligkeit für das Vaterland, — diese Momente zusammen hatten die Zersetzung und Auflösung des Ganzen in allen Beziehungen vorbereitet. Zur endgültigen Vernichtung genügte jeder Anstoß! —

Wenn auch zum Theil aus andern Gründen müssen wir denn nach dem Gesagten den Worten Gibbon's zustimmen: „Anstatt zu fragen, warum das Römerreich zerstört ward, sollten wir vielmehr darüber erstaunen daß es so lange bestand."

— Nach diesem Ueberblick der politischen Geschichte Roms haben wir noch einzelne Verhältnisse und Zustände in Kürze zu beleuchten.

(Das Heerwesen.) Es ist hier der Ort zur Einschaltung zunächst einiger specieller Angaben über das Heerwesen.

Eine der wichtigsten Beschäftigungsarten, im Grunde die einzige welche neben dem Ackerbau zur Ehre gereichte, war die im Heerwesen. — Der alte Römer war ähnlich dem Spartaner gleichsam als Krieger geboren. Tapferkeit und Tugend bezeichnete er mit dem gleichen Ausdrucke als virtus; — ruhmvolle Entwicklung der Manneskraft galt gleichsam als Inbegriff aller Tugenden; freiwillige Aufopferung des Einzelnen für das Gemeinwesen gewährte den höchsten Ruhm.

Dabei war die Stellung des Römers eine unendlich höhere als die des Spartaners. Ihm galt der Krieg nicht als alleiniger Lebensberuf wie diesem, deßhalb war seine Erziehung nicht ausschließlich dahin gerichtet. Den Boden bebaute er mit eigener Hand, derselbe blieb nicht den Heloten überlassen. Damit allein schon erscheint die Culturentwicklung erschlossen, die Stabilität der frühern Rohheit gebrochen. Der Römer erwies sich als Krieger gegen den äußern Feind so tapfer wie der Sohn der lykurgischen Gesetzgebung, aber im Innern wollte und sollte er ein von dem Ertrage seines selbstangebauten Feldstückes friedlich lebender Bürger sein. Der Spartaner dagegen erscheint zu Hause nur als ein auf neue Kampfzeichen harrender, mittlerweile seine Tage in Müßigang vergeudender Barbar, der seine Sklaven despotisirt und alle Entwicklung edlerer, wahrhaft menschlicher Fähigkeiten niedertritt, theilweise sogar die selbst dem Thier eingepflanzten Triebe der Natur verleugnet, — man denke nur an das Verbot die eigenen Kinder zu erziehen.

Der Spartaner blieb denn unausgesetzt, gleichsam sein ganzes Leben lang, nur Soldat. Der Römer war es blos dann, wenn und in so weit es die Bekämpfung eines Feindes des Vaterlands erforderte. Ihm galt seine Stadt als die wirkliche und friedliche Heimath; — für den Spartaner war sie nichts als die Kaserne. Darum fanden bei den Römern Aushebungen, und diese blos in so weit statt als man ihrer unmittelbar zu bedürfen glaubte (am wenigsten für einen leeren Kasernendienst wie heut zu Tage).

Der Spartaner genoß größere persönliche Freiheit im Kriege als im Frieden, im Vaterlande. Anders der Römer. Mit praktischem Blick hatte dieser erkannt daß die Kriegszucht bedeutende Beschränkungen der persönlichen Freiheit rfordert; aber er wollte diese Beschränkungen nicht auch auf die gewöhnlichen, friedlichen Verhältnisse ausgedehnt wissen, die doch den weit überwiegenden Theil seines Lebens ausfüllten. Das Recht des römischen Freistaats schützte den Körper des Bürgers gleich einem Heiligthum gegen Züchtigung. Allein die heiligsten Rechte der Freiheit welche durch die porcischen und sempronischen Gesetze befestigt waren, wurden durch den Eintritt in den Kriegsdienst suspendirt. In seinem Lager übte der Feldherr eine unumschränkte Gewalt über Leben und Tod; seine

Gerichtsbarkeit wurde durch keine Förmlichkeiten der Untersuchung, durch keine Vorschriften der Procedur eingeschränkt, und die Vollstreckung des Urtheils fand unmittelbar, ohne Zulassen irgend einer Appellation statt.

Nur unter den vorhin geschilderten Verhältnissen war die Durchführung des in den älteren Zeiten unbedingt geltenden Gesetzes möglich, daß Niemand ein öffentliches Amt bekleiden durfte ohne mindestens zehn Feldzüge mitgemacht zu haben. Vom siebzehnten bis sechsundvierzigsten Lebensjahre war jeder Römer, so weit man seiner Kräfte bedurfte, militärpflichtig, und er mußte sich bei Verlust seiner Freiheit auf die ergangene Aufforderung hin in das Heer einreihen lassen.

Ein älterer Geschichtschreiber — ehrenvoll sei es erwähnt: auch ein deutscher Professor, der aber freilich von einem anderen Geiste erfüllt war als mancher Neuere — hat mit wenigen treffenden Zügen das altrömische Milizwesen gezeichnet. „Das größte Beispiel, was Bürgersoldaten vermögen, hat unstreitig Rom gegeben. Die ganze römische Bürgerschaft war nur eine Miliz. Jeder, so bald und so lang es ihm die Jahre erlaubten, war zum Dienste verpflichtet, ohne darum bleibend im Dienste zu sein. Die Legionen, so viel man deren bedurfte, wurden jährlich errichtet und auch wieder aufgelöst. Die Entlassenen kehrten nach ihren Aeckern zurück und bauten wieder ihr Feld, um demnächst wenn das Loos oder die Reihe sie traf, wieder in Dienst zu treten bis sie auf's Neue entlassen wurden. Mit dieser Bürgermiliz war aber Rom nicht nur selbst unüberwindlich, sondern es war auch durch sie der Schrecken der Welt. Durch sie wurden die großen Eroberungen gemacht, ward Karthago das nur auf seine Söldner, wurden die macedonischen Reiche die auf ihre regelmäßigen Heere zählten, gestürzt. Als Sulla und Cäsar sich ihre Armeen bildeten und dadurch der Uebergang zur neuen Einrichtung der stehenden Heere gemacht ward, war die römische Weltherrschaft bereits gegründet. Die Legionen unter den Imperatoren haben wenig neue Eroberungen gemacht; es kostete Mühe genug das Eingenommene zu behaupten; auch ging was etwa noch hinzu kam bald wieder verloren. So gibt Rom das einzige Beispiel, daß die Bürgermiliz einer Stadt die Welt unterwarf und, was noch schwerer zu erklären scheint, diese Herrschaft behauptete." (So der alte Heeren in der Abhandlung: „Bürgergarden, Miethtruppen, stehende Heere, universal-historisch angesehen".)

Die Römer huldigten niemals dem Principe absoluter Stabilität. Gelehrig führten sie Alles bei sich ein, was sie Vortheilhaftes bei andern Völkern fanden, zumal wenn es das Kriegswesen betraf. Auch wollten sie selbst später, nach Errichtung stehender Heere, keineswegs, daß ihre Soldaten im Nichtsthun erschlafften. Im Frieden wurden dieselben zu nützlichen Arbeiten, zur Anlegung von Kanälen, Heerstraßen und andern Bauten angehalten. Die Waffen wurden, im Vergleich mit den griechischen, verbessert. Das Pilum war schon eine Wurf-

waffe (anders als die Schleuder). Die Maschinen zur Belagerung begannen verbessert und ausgebildet zu werden.

In Folge der zweckmäßigen Milizeinrichtung konnte Rom schon zur Zeit des Hannibal'schen Krieges über ein Heer von etwa 275,000 kriegsgeübten Bürgern, und mit Einrechnung der in gleicher Weise organisirten Bundesgenossen, sogar über ein solches von 770,000 Streitern verfügen (siehe S. 243 u. 244). Man besaß somit das bereits vorgebildete Material zur nachhaltigen Führung auch des längstdauernden Krieges. Einer solchen Organisation mußte selbst das seltene Genie eines Hannibal trotz all seiner Siege erliegen. Ungeachtet der späteren gewaltigen Ausdehnung des Reiches geboten die Imperatoren nach Einführung des stehenden Heerwesens weitaus nicht mehr über eine gleich große Macht. Gibbon berechnet daß durch die neuen Militäreinrichtungen des Kaisers Hadrian die Landmacht auf etwa 375,000 Mann gebracht worden sein dürfte; mit Einrechnung der Seeleute würde sich diese Zahl auf etwa 450,000 erhöhen.

Den taktischen Hauptkörper bildete zu allen Zeiten die Legion, obwol in sehr verschiedener Stärke. Von 3000 Mann vergrößerte man sie bis zu 6000, wozu dann auch noch besondere Cohorten kamen. Diocletian verringerte die Mannschaftszahl dieser Körper, vermehrte dagegen die Zahl der Legionen. — In der frühern Zeit wurden stets so viele Legionen ausgehoben (mobilisirt) als man eben bedurfte. Die Truppenmacht des Augustus belief sich bei Beendigung des Bürgerkriegs auf ungefähr 50 Legionen, wovon er 18 im Dienste behielt, später jedoch wieder 25 besaß. Dagegen wissen wir nach Diocletians Heeresumgestaltung von etwa 138 Legionen.

Abgesehen von der späteren Zeit und den Aufständen, befanden sich die Truppen in der Regel zumeist an den gefährdeten Reichsgrenzen. So hatten in der ersten Kaiserzeit nicht weniger als 16 Legionen ihr Standlager am Rheine und der Donau, dagegen in Spanien, Afrika und Aegypten je nur eine Legion.

Im Gegensatze zum frühern Milizwesen wurde die Dienstzeit beim stehenden Heere im Jahre 13 vor Chr. für die Prätorianer auf 12, für die übrigen Truppen auf 16 Jahre festgesetzt, 8 Jahre später aber für jene auf 16, für diese auf 20 erhöht. Ein großer Theil der Mannschaft blieb jedoch länger im Dienste um der für diesen Fall verheißenen Belohnung theilhaftig zu werden, welche im Jahre 5 v. Chr. für die Prätorianer auf 5000, für die übrigen Soldaten auf 3000 Denare bestimmt ward. Statt der Baarbezahlung konnten auch Grundstücke an die Ausgedienten überlassen werden. Die in das Heer tretenden Provinzialen erhielten ohnehin sofort das römische Bürgerrecht.

In der frühern Zeit bekamen die Milizen gar keinen Sold, jeder mußte sich sogar selbst verpflegen. Der Kriegsdienst galt als Erfüllung einer gewöhnlichen Pflicht gegen das Vaterland; die Theilnahme am Genuß der eroberten Ländereien diente überdies zur Entschädigung, — ein Umstand welcher das Verlangen

der Plebejer nach Gleichbehandlung mit den Patriciern, insbesondere nach gleichmäßiger Vertheilung des eroberten Grundbesitzes, um so vollständiger rechtfertigt. Erst im Jahre 406 vor Chr. ward den Fußgängern und drei Jahre später den Reitern eine geringe Löhnung bestimmt, nämlich den Ersten 2 Obolen oder 3 Aß (etwa 2 Groschen), den Centurionen (Hauptleuten) das Doppelte, den Reitern das Dreifache. — Cäsar verdoppelte diese sämmtlichen Beträge, August erhöhte den Sold der Fußgänger auf 10 Aß, spätere Kaiser vergrößerten denselben noch mehr, die Prätorianer namentlich bekamen 2 Denare täglich (ungefähr 1/2 Thlr.), — und dies ungerechnet die vom Staat den Soldaten nunmehr ebenfalls gelieferten Kleider und Lebensmittel. — Daran reiheten sich die ins Maßlose gesteigerten Geschenke welche die Kaiser bei ihrer Thronbesteigung den Truppen machen mußten, und wovon wir an so vielen Stellen unsers Buches schon gesprochen haben.

Noch ist hier des Seewesens zu gedenken. Dasselbe befand sich auf einer viel niedrigern Stufe als bei den Griechen. Ein paar Thatsachen mögen dies darthun. Innerhalb 60 Tage soll während des karthagischen Kriegs eine Flotte von 120 Kriegsschiffen hergestellt, ausgerüstet und bewaffnet worden sein. Cäsar erbaute zu Arles in 30 Tagen eine Flotte gegen die Marseiller. Lucullš Seemacht reichte zwar aus den Mithridat zu besiegen, aber mit den Seeräubern vermochte sie es lange nicht aufzunehmen. Beim Beginne des Winters zog man gewöhnlich die ganzen Schiffe auf das Land. Auch transportirte man diese Fahrzeuge oft große Strecken weit zu Lande. (Welche Schiffe setzt dies voraus!) Eine Verbindung des äußersten Westen und Osten und ein regelmäßiger Verkehr ward blos durch die syrischen und kleinasiatischen Küstenfahrer von Cyrene und Aegypten aus vermittelt. — Die nautischen Kenntnisse waren noch so gering daß man sich oft wenn eine Flotte auslaufen sollte nicht sowol auf eigene Kenntnisse als vielmehr auf die Omina verließ. Ehe die Schiffe absegelten zog man die Auspicien zu Rathe. Bei unglücklichen Anzeigen (z. B. wenn Jemand auf der linken Seite nieste, oder Schwalben auf die Schiffe herabflogen ꝛc.) wurde die Abfahrt verschoben. In den Seeschlachten ward nicht sowol durch die Schiffe und durch geschickte Leitung der Fahrzeuge gekämpft, als durch die Fäuste der Schiffsmannschaft. Deßhalb kam es wesentlich darauf an, eine recht große Anzahl Bewaffneter auf ihnen zu haben.

(Behandlung unterworfener Völker.) An die Bemerkungen über das Kriegswesen der Römer mögen sich einige Notizen über ihre Art der Behandlung besiegter oder unterworfener Völker anreihen, soweit sich dies nicht schon aus der politischen Geschichte zur Genüge ergibt.

Gegen Besiegte hielten sich die Römer Alles erlaubt, selbst in Italien, und zwar nicht blos gegen fremde Nationalitäten wie die Etruskischen Vejienter, sondern ebenso gegen die stammverwandten Völker. So berichtet Livius ganz umständlich, wie sie nach dem Abzuge Hannibals eine Menge vornehmer Cam-

panier abschlachteten, viele in die latinischen Städte vertheilten wo dieselben umkamen, den ganzen Rest der Bevölkerung aber zu Sklaven machten. Dann setzt er hinzu, es sei die Rede davon gewesen auch die Stadt Capua und das ganze Gebiet zur Wüste zu machen; „jedoch der augenscheinliche Vortheil überwog"; man stand davon ab, weil das Land umher bekanntlich das fruchtbarste in ganz Italien war und man, um fortwährend gehörigen Nutzen davon ziehen zu können, auch die Stadt als den Mittelpunkt des Landbaues nothwendig erhalten mußte. Allein man verpflanzte eine ganz andere Bevölkerung dahin.

Ueberhaupt kam es auch bei den Römern öfters vor, daß die Barbarei einer Versetzung ganzer Völkerschaften nach andern Gegenden stattfand. So wurden die Ligurer, mehr als 40,000 freie Männer, mit Weibern und Kindern, von ihren Bergen herab in die samnitischen Ebenen geschleppt.

Noch ärger verfuhren die Römer außerhalb Italiens. Nach der Unterwerfung Macedoniens (im Jahre 166 vor unserer Zeitrechnung) theilten sie das Land in Bezirke, deren (aller Waffen beraubte) Bewohner nicht einmal außerhalb ihres Bezirkes heirathen oder Grundbesitz erwerben durften. — Den Epiroten ward anfangs, unter der Bedingung der Ablieferung ihres sämmtlichen Silbers und Goldes die Freiheit versprochen. Nachdem sie aber diesem Dictate nachgekommen waren, wurden die Einwohner plötzlich durch in die Städte gelegte römische Soldaten überfallen, gefangen genommen, die Städte zerstört, und 150,000 Menschen als Sklaven hinweggeschleppt. — Bei der Eroberung des herrlichen Korinth (Jahr 146 vor Chr.) wurden die Männer ermordet, die Weiber und Kinder zu Sklaven gemacht, die Kunstschätze meistens nach Rom gebracht, die ganze wunderschöne Stadt aber vernichtet. Des Schicksals von Karthago haben wir ohnehin näher gedacht.

In den Provinzen konnten auch in späterer Zeit selbst die Verbannten eine Autorität gegen die unglücklichen Einwohner ausüben die uns in Erstaunen setzt. Sogar zu Athen, das man doch weit mehr als andere Städte schonte, glaubte z. B. der Areopag ein Decret erlassen zu müssen, um dem Memmius, einem Verbannten, den Garten Epikurs als Bauplatz zu verschaffen, weil derselbe die Laune hatte gerade an dieser Stelle wohnen zu wollen.

Proconsuln, Zehntpächter, Gelddarleiher saugten alle Provinzen aus. Wollten die Senatoren Lustreisen machen, so ließen sie sich ein Commissorium (liberam legationem) vom Senate ertheilen, nicht blos um sich und einen ganzen Troß Menschen verpflegen zu lassen, sondern auch sich zu bereichern.

Einer besondern Erwähnung bedarf es noch, wie auch die Bundesgenossen selbst in gewöhnlichen Rechtsverhältnissen zurückgesetzt blieben. Sogar die am meisten begünstigten Latiner konnten, bis sie endlich in später Zeit das römische Bürgerrecht erlangten, nicht Testamentserben von Römern sein, ja nicht einmal ein Legat zugewendet bekommen.

(Die Finanzverwaltung.) Diese war im Ganzen durchaus roh. In der ersten Zeit wurden die Bedürfnisse des Gemeinwesens, soweit nicht die Abgaben von den Staatsländereien (dem ager publicus) dieselben deckten, einfach durch Ausschlagen einer Kopfsteuer aufgebracht. Die vom Staat zu bestreitenden Ausgaben waren damals sehr gering; man hatte eine höchst einfache Verwaltung, verwendete wenig auf allgemeine Anstalten und bedurfte auch nur mäßige Summen für das Heer, da jeder Bürger unentgeldlich dienen, ja sogar für seine Verpflegung selbst sorgen mußte, mit der Aussicht einer Entschädigung durch Genuß eroberter Ländereien. Später, als man begann den Aufgebotenen einen Sold zu ertheilen, ward eine nach dem Vermögen geregelte Classensteuer eingeführt.

Das Streben der römischen Finanzverwaltung war von früher Zeit dahin gerichtet, die Kosten der Staatsbedürfnisse aus den Erträgnissen der den Feinden abgenommenen Ländereien oder aus den laufenden Abgaben der eroberten Provinzen zu decken. Ohnehin ward der Sieg eines Feldherrn wesentlich nach der Menge Goldes und Silbers geschätzt, die er bei seinem Triumphzug dem Volke vorzeigen konnte.

So bildete sich gegenüber den besiegten Ländern und eroberten Provinzen ein wahres Raub- und Aussaugungssystem aus, um so verderblicher, als es an einer geordneten Erhebungsweise fehlte und fast alle Beamten, insbesondere die Proconsuln, kein höheres Streben als nach schneller Bereicherung kannten. Die Bedürfnisse der Stadt Rom, in der man allein den Staat erblickte, stiegen aber um so höher, je mehr daselbst die aus allen Theilen des Reiches heranströmende Müßiggängerbevölkerung sich vermehrte, — jener Theil der Einwohnerschaft, der anderwärts durch den Betrieb nützlicher Gewerbe und Handelszweige zum Mittelstande sich emporarbeitet, hier jedoch auf öffentliche Kosten mit Bettelbrod und barbarischen Spielen erhalten und belustigt ward, woran sich denn unter den Kaisern immer mehr auch die Vertheilung baaren Geldes reihete.

Vor den Zeiten des Pompejus sollen die gesammten Staatseinkünfte aus den Provinzen nach heutigem Gelde — obwol verschiedenem Geldwerthe — etwa 30 Millionen Thaler betragen haben, durch diesen Staatsmann aber um ungefähr 46 Millionen vermehrt worden sein. Da die Provinzen überdies ihre eigenen Bedürfnisse bestreiten mußten. die Industrie zudem tief darnieder lag, so läßt sich schon hieraus auf die Größe der geübten Bedrückungen schließen.

Zu einer ganz andern Höhe stiegen jedoch die Bedürfnisse unter der Monarchie, theils der unmittelbaren Verschwendung der Alleinherrschaft, theils der unersättlichen Habgier der Soldateska wegen. Ueber die Letzte haben wir im geschichtlichen Ueberblick Thatsachen in Fülle angegeben; zur Beleuchtung des ersterwähnten Punktes mag die beispielsweise Erwähnung genügen, daß schon Cäsar eine seiner Favoritinnen mit einer Perle beschenkte die sechs Millionen

Sestertien gekostet hatte, und daß Kaiser Vitellius in etwa 7 Monaten für 700 Millionen Sestertien verfraß. Vespasian soll bei seinem Regierungsantritt im Senate erklärt haben, es seien über 800 Mill. Sestertien erforderlich wenn der Staat fortbestehen solle, — ein Zustand der Finanzen der die Kargheit dieses Kaisers erklärt.*) Je mehr die Verwirrung im Innern stieg, je häufiger Kaiser ein- und abgesetzt wurden, je größere Summen man für die Truppen bedurfte, je mehr die kirchlichen Streitigkeiten und Einrichtungen kosteten, je mehr die Barbaren an Tribut erpreßten, — um so höher mußten auch die Steuern und sonstige Lasten des Volkes steigen, und dabei desto drückender werden je zahlreichere Ausnahmen, Befreiungen und Privilegien stattfanden.

Nicht selten erhöhte man die Abgaben einer Provinz während gerade ihr

---

*) Die Hauptquellen der Staatseinkünfte dürften folgende gewesen sein:

1) Staatseigenthum. In den frühern und theilweise auch noch in den spätern Epochen betrachtete man, wie schon erwähnt, den ganzen Grundbesitz eines besiegten Volkes als ein durch das Eroberungsrecht erworbenes Eigenthum. Die Benützung geschah nun gewöhnlich in einer der nachbemerkten Weisen: a. Die zu unmittelbarem Staatseigenthum gemachten Felder (patrimonium reipublicae) wurden verpachtet. b. Andere gab man an Colonisten — an ausgediente Soldaten und mittellose Bürger — gegen einen gewissen Theil des Ertrags ab ($^1/_{10}$ des Getreides und $^1/_5$ der sonstigen Früchte). c. Noch andere überließ man den unterworfenen Eingeborenen gegen eine bestimmte Jahresabgabe (an Producten).

2) Staatsanstalten. (Der Ertrag der Bergwerke bei Cartagena, in denen 40,000 Sklaven arbeiten mußten, ward zu Polyb's Zeiten auf 25,000 Drachmen täglich geschätzt ꝛc.)

3) Steuern. Es waren deren sehr verschiedenartige eingeführt. Wir können nur eine Anzahl erwähnen: a. Zoll. b. Salzsteuer (wurden beide mehrmals aufgehoben und wieder eingeführt). c. Erbschaftssteuer. Die einträglichsten der von Augustus eingeführten Abgaben waren die von den Erbschaften und Vermächtnissen; sie betrugen 5 Procent. Caracalla erhöhte sie auf 10 Procent und erklärte alle Provinzialen zu römischen Bürgern, um diese Steuer von Allen erheben zu können; nach seinem Tode wurde dieselbe wieder auf den ursprünglichen Betrag herabgesetzt. (August hatte anfangs, statt dieser Abgabe, eine Grundsteuer in Vorschlag gebracht; die Römer fürchteten indeß sich durch Annahme derselben den Provinzialen gleichzustellen.) d. Manumissionssteuer, — für die Freilassung eines Sklaven mußte die Vicesima, d. i. der zwanzigste Theil vom Geldwerthe des Freigelassenen, durch diesen entrichtet werden. e. Abgabe vom Sklavenhandel. Beim Sklavenkaufe oder Verkaufe betrug die Abgabe unter August den 50., unter Nero den 25. Theil des Preises. f. Consumtionssteuer, — auf Eßwaaren (pro eduliis). g. Gewerbsteuer. Lastträger mußten den achten Theil ihres täglichen Verdienstes, Lustdirnen ebenfalls einen bestimmten Theil ihres Erwerbs abgeben. Alle, die bekanntermaßen einmal ihre Keuschheit verkauft oder öffentliche Mädchen gehalten hatten, blieben trotz späterer Beschäftigungsänderung lebenslang der Steuer unterworfen. h. Ehesteuer. i. Steuer der Hagestolzen. k. Proceßsteuer. Die von Caligula eingeführte Auflage, nach welcher er den 40. Theil des Werthes aller in Processe gezogenen Gegenstände erheben ließ; ja der Despot verordnete sogar die Bestrafung Derjenigen, welche einen einmal angefangenen Proceß gütlich beilegten oder nicht durchführten. l. Grundsteuer. Sie war in den Provinzen von früher Zeit an sehr bedeutend, und erscheint mit einer Art Kopfsteuer in unmittelbarer Verbindung. m. Besteuerung der Abtritte, bekanntlich von Vespasian eingeführt.

Hiezu kamen außer einer zahllosen Menge einzelner kleiner Steuern, insbesondere noch die durch offenbare Bedrückungen, durch offenbaren Raub erlangten Summen, besonders an Confiscationen unter den despotischen Kaisern, und durch erpreßte Geschenke bei den Thronbesteigungen, denn die in früherer Zeit freiwillig gegebenen Geschenke wurden in der Folge als Schuldigkeit eingefordert.

Wohlstand sich verminderte; man vergrößerte die Steuersumme während die Mittel abnahmen sie aufbringen zu können.

Die Erhebungsart endlich war im höchsten Grade verderblich. Allenthalben Generalpächter, die sich stets und überall Erpressungen erlaubten und weit mehr verschlangen als in die Staatskassen floß.

Zu erwähnen sind noch die besondern Reformen im Steuerwesen welche unter Diocletian begannen und unter Constantin I. zu einem gewissen Abschluß gelangten. Man fühlte das Bedürfniß einer Aenderung; unter dem Vorwande von Verbesserungen des Abgabenwesens und einer gerechteren Vertheilung der Lasten ward indeß in Wirklichkeit nichts anders als eine Vermehrung derselben und vollständigere Ausbeutung der Steuerkräfte erstrebt. Die Natural- wurden möglichst durchgehends in Geldabgaben umgewandelt, deren drei wichtigste die Grund-, Gewerb- und Kopfsteuer waren. Alle 15 Jahre erfolgte die Herstellung eines neuen Grundsteuerkatasters, wobei die Sklaven, die unfreien Bauern und die Zahl der Hausthiere mit aufgenommen wurden. Gingen auch die ärgsten Verheerungen durch Menschen oder Naturereignisse über eine Landschaft hin, so mußten dennoch die noch vorhanden gebliebenen Einwohner die ganze Summe, also auch den Theil welcher den Getödteten oder Vertriebenen auferlegt war, an den Fiscus entrichten. Für die Gewerbsteuer fanden alle 4 Jahre neue Aufnahmen statt. Die Kopfsteuer endlich mußte von den Sklaven durch deren Eigenthümer und von den unfreien Bauern (durch diese selbst) entrichtet werden. — Unter allen Formen gab es zahllose Bedrückungen. Es war fast immer nur auf das Erpressen möglichst hoher Summen, höchstens nebenher auf gerechte Vertheilung abgesehen.

(Polizei.) Ueber die gewöhnliche Polizei haben wir nichts Besonderes mitzutheilen. Dagegen erlangte die s. g. hohe Polizei in den Jahrhunderten des Kaiserreichs eine auf die Verhältnisse des Volkes so tief einwirkende Bedeutung daß wir darüber einige Bemerkungen mittheilen müssen.

Zur Zeit der Republik wurden die allgemeinen Angelegenheiten entweder auf dem Forum — dem großen öffentlichen Platze — oder im Senate gleichfalls öffentlich verhandelt. Daraus ergibt sich von selbst daß die Bürger auch unter sich alle das Gemeinwesen berührenden Dinge frei und ungehindert besprachen.

Dies änderte sich, und zwar nicht etwa blos vorübergehend in einer kritischen Periode, sondern dauernd und für immer von dem Augenblick an, in welchem die Entscheidung über die Angelegenheiten des Staats dem Selbstbestimmungsrechte des Volkes entrissen und ausschließlich in die Hände eines Alleinherrschers gelegt war, der nun über das Geschick der Gesammtmasse nach Belieben bestimmen sollte. Die unumschränkte Herrschaft ist nach der Natur der Dinge innerlich unsicher, darum mißtrauisch und argwöhnisch. Ist sie unter Vernichtung entwickelter freistaatlicher Einrichtungen hergestellt, so droht dem Gewaltträger drei- und mehr-

fache Gefahr, einmal von Anhängern der Republik, zum Andern von persönlichen Feinden, und endlich von Ehrgeizigen die selbst nach der höchsten Macht streben oder von Solchen die ihr eigenes Leben gefährdet glauben. Diese Momente trafen in Rom zusammen und trugen wesentlich bei, eben sowol zur raffinirten Ausbildung der Tyrannei im Allgemeinen, als zur Organisation des Delatorenwesens im Besondern.

Wir haben in der Kaisergeschichte des Spionir- und Angeberwesens und seiner furchtbaren Folgen bereits vielfach gedacht; es genügen daher hier einige ergänzende Bemerkungen.

Ueberall wo geheime Angeber von den Organen der Staatsgewalt beifällig angehört oder wol sogar belohnt werden, noch mehr da wo — hieran sich gleichsam von selbst anknüpfend — das Ausforschen förmlich organisirt wird, tauchen neben den wahren auch entstellte, falsche, ja ganz erdichtete Anklagen auf. Gewährt es doch so vielen Menschen einen hohen Genuß, den Feind hinterrücks ohne eigene Gefahr aus sicherm oder für sicher gehaltenem Verstecke zu verderben. Schon aus der ersten Zeit des Kaiserthums erfahren wir durch Cassius Dio, daß Mäcen den Augustus warnte: da es nun einmal nöthig sei in seinem ganzen Reiche Späher und Horcher zu haben, so kämen auch falsche Angaben; der Gebieter möge den Angebereien dieser Menschen nicht allzusehr trauen, da sie dieselben oft völlig unwahr aus den verwerflichsten Beweggründen vorbrächten.

Das menschliche Gefühl empört sich begreiflich am meisten über unwahre Beschuldigungen. Sehr oft sind jedoch nicht die erdichteten sondern die an sich wahren Angaben am empörendsten, wenn nämlich ihr Inhalt durch erheuchelte Uebereinstimmung der Gesinnung oder selbst Freundschaft erschlichen ward. Je elender die öffentlichen Zustände und je glühender das Gefühl der Entrüstung über deren Erbärmlichkeit in der Brust des Patrioten, desto schwerer wird es ihm, diese Eindrücke in seinem Innern verschlossen zu halten und Gleichgültigkeit über die Angelegenheiten des Gemeinwesens, wol sogar Zufriedenheit mit deren Gang nach Außen zu heucheln. Ein Wort das dem Manne entfährt, eine unbewachte Miene reicht aus für den lauernden Angeber. Doch nicht genug damit, führt die in dem ganzen Institute der heimlichen Anklage liegende Corruption zur Ausbreitung des Treibens der Provocationsagenten. Durch kühn tadelnde Aeußerungen gegen den Herrscher erwecken diese Leute Vertrauen und entlocken dem Unvorsichtigen die Kundgabe seiner geheimen Gedanken; er meint, wie Martial sagt, ein Pfand für die Zuverlässigkeit des Delatoren zu besitzen, und sieht sich sofort in den Kerker geworfen. — Kinder verriethen ihre Eltern, Frauen ihre Gatten unter der Herrschaft jenes Systems, welches man als das zur *sittlichen* Regenerirung Roms nothwendige preist. —

Bei solcher Gestaltung kommt es dahin daß jede Besprechung dessen, was dem Bürger das Höchste und Wichtigste sein sollte, nämlich des Gemeinwohles,

selbst im Freundeskreise ausgeschlossen und verboten wird. Martial, von einem Mahle redend zu dem er sechs Freunde geladen, hebt eigens hervor: diesem Mahl solle die Freimüthigkeit ferne bleiben die man am andern Tag bereuen könnte; „meine Gäste mögen sich vom Circus unterhalten, und meine Becher sollen Keinen auf die Anklagebank führen". Und dies Gedicht stammt aus der Zeit Nerva's, der doch den guten Kaisern beigerechnet wird. — Von Hadrian, den man in die nämliche Kaiserclasse zu setzen pflegt, ist bekannt daß er ein ganzes Truppencorps, die frumentarii, zu Polizeizwecken und zwar namentlich zu geheimen, verwendete, und daß er selbst in den Häusern seiner Freunde Ausspäher unterhielt. — Der Biograph des Alex. Severus rühmt sogar daß derselbe über das Treiben aller hervorragenden Männer durch zuverlässige Leute habe Nachforschungen anstellen lassen, wobei freilich die Aussicht auf Gewinn die Späher verdorben haben könne.

Es ist ohne Zweifel eine nur allzu richtige Bemerkung Friedländers („Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine"), daß man auch unter den besten Kaisern keineswegs völlig zwanglos war. Das von Tacitus gepriesene „Glück, denken zu dürfen was man will, und sagen zu dürfen was man denkt", war wol nicht blos das Glück seltener Zeiten (rara temporum felicitas), sondern ist in dem kaiserlichen Rom wol nie zur vollen Wahrheit geworden. Hienach mag man sich vorstellen, welche drückende Schwüle in jenen furchtbaren Zeiten der kaiserlichen Schreckensherrschaft auf Rom lagerte, wo man sich nicht begnügte das im traulichen Zwiegespräch harmlos hingeworfene, in fröhlicher Weinlaune unwillkürlich entschlüpfte Wort gegen den Sprecher zeugen zu lassen, wo man den zum Verderben Auserseheneu ihre Gedanken künstlich ablockte, um sie dann ihr unvorsichtiges Vertrauen mit dem Leben büßen zu lassen. Der Verkehr des Redens und Hörens war durch Spürerei und Horcherei so gut wie abgeschnitten; „auch das Gedächtniß selbst", dies sind Tacitus' Worte, „hätten wir mit der Sprache verloren wenn es ebenso in unserer Macht gestanden hätte zu vergessen wie zu schweigen. . ." Apollonius von Tyana nennt Rom eine Stadt in der lauter Augen und Ohren seien für Alles was ist und nicht ist; da könne man nicht an Neuerungen im Staate denken, falls man nicht nach dem Tode großes Verlangen trage. Die Vorsichtigern und Vernünftigen würden dort auch in Bezug auf das Erlaubte zögernd. — So ward selbst die Hoffnung auf Besserung dieser Zustände abgeschnitten. — — Wir wenden uns nun zu den eigentlichen Socialverhältnissen.

(Ständeunterschied. Sklaven.) Der praktische Sinn der Römer hat sich mit seiner Verständigkeit über viele Vorurtheile zu erheben gewußt. Aber er schwang sich doch nicht bis zu der Höhe empor, um den Gedanken der rechtlichen Gleichheit aller Menschen fassen zu können. Darum treten uns in der

römischen Geschichte durchaus getrennte, bevorzugte oder zurückgesetzte, zur Herrschaft privilegirte oder zur Dienstbarkeit verdammte Stände und Classen ententgegen. Erst Patricier und Plebejer, — eine Verschiedenheit, welche nicht blos in der ausschließlichen Berechtigung der Ersten zur Führung der Staatsgeschäfte sich kund gab, sondern viel tiefer ging, und wol am meisten durch das Verbot der Ehe zwischen den Angehörigen beider Stände und die absolute Ausschließung der Geringeren von der Bekleidung der Priesterämter beurkundet wird. Nachdem dann die Demokratie vermittelst hundertjähriger Kämpfe endlich einen vollständigen Sieg auf diesem Gebiete errungen, trat der Unterschied zwischen den Bürgern der Stadt Rom und denen der italischen Bundesstädte in den Vordergrund, hierauf der weitere zwischen Italikern und Provinzialen. Wie starr das Vorurtheil selbst an dem ersten dieser Momente festhielt, läßt sich u. a. daraus erkennen daß noch Antonius dem Octavian zum Vorwurf machte — nicht er selbst, nicht einmal sein Vater, sondern — seine Mutter stamme, statt aus Rom, blos aus der latinisch-römischen Municipalstadt Aricia. — Noch größer war die Kluft zwischen Italikern und Provinzialen. Unter den Letzten ward sodann gleichfalls ein bedeutender Unterschied gemacht: die Occidentalen, namentlich Spanier und Gallier, galten mehr als die Orientalen; man schätzte die Schlauheit der Letzten, verachtete dagegen ihre Feigheit und Verschmitztheit; von den Griechen herab bildete sich eine Stufenleiter zu den Kleinasiaten, den Syriern, Juden, bis zu den Aegyptern, den durchtriebensten und verachtetsten von Allen, obwol namentlich die Freigelassenen aus Griechenland und Aegypten ihrer Brauchbarkeit wegen häufig selbst als Vertraute verwendet wurden. —

Wir haben gezeigt, wie auch diese Scheidewände theils noch unter der Republik, theils unter dem Kaiserthum fielen, und zwar die letzte in Folge eines Actes der Habsucht eines der furchtbarsten Despoten, und nichts weniger als mit dem Zielpunkte, dadurch alle Reichsangehörigen gleich frei, sondern im Gegentheil sie alle gleich verknechtet zu machen. Doch wie dem sei, dieser Ständeunterschied verschwand wenigstens in rechtlicher Beziehung gleichfalls, und wie dies allmählig geschah haben wir früher des Näheren gezeigt.

Gleichwol blieben noch andere Unterschiede. Zunächst der zwischen Römern und Fremden. „Fremder" und „Feind" waren mit dem gleichen Wort (hostis) bezeichnete Begriffe. Zudem galten die Ersten als Barbaren, und nur hinsichtlich der Griechen, denen man gleichsam die ganze geistige Bildung Roms verdankte, ward eine Ausnahme zugelassen. Noch unter Augustus galt der Grundsatz, das römische Volk müsse „unverfälscht und rein erhalten werden von aller Mischung mit fremdem wie mit sklavischem Blute". Die aus einer Verbindung zwischen Römern und Fremden hervorgegangenen Kinder wurden als hybridae bezeichnet, mit einem Ausdrucke der sonst bei Begattung von Thieren verschiedener Art (wie Pferden und Eseln) Anwendung fand:

Doch weit tiefer war und blieb unter allen Verhältnissen ein anderer Unterschied, der zwischen Freien und Sklaven. Das Institut der Sklaverei gehörte bei den Römern wie bei allen Völkern des Alterthums zu den unaustilgbaren Krebsübeln des Staates; durch dieses Institut wurde das Gemeinwesen wiederholt in seinen Grundfesten erschüttert, einigemale an den Rand des Verderbens gebracht. Bei allen Verfassungs- und socialen Aenderungen welche im Laufe der Jahrhunderte stattfanden, tauchte hinsichtlich dieser Unglücklichen niemals ein anderer Gedanke auf, als daß Sklaven sein müßten, und daß sie nicht als Menschen, als Personen im Staate zu betrachten, sondern dem Rechtsbegriffe nach nur als Sachen, als Eigenthumsobjecte zu behandeln seien. Ja die römische Rechtswissenschaft hat diesen Grundgedanken mit der ihr eigenen Schärfe und logischen Consequenz nach allen Beziehungen durchgebildet.

Die Lage der Sklaven war bei den Römern eine weit schlimmere als bei den meisten Griechen, namentlich den Athenern. Die Beschränkung des Mißbrauchs der Gewalt des Herrn gegen die Unglücklichen ging nicht viel weiter als heute in manchen Ländern das Verbot der Mißhandlung von Thieren.

Der Sklave konnte in der Regel weder als Kläger noch als Beklagter vor Gericht erscheinen und kein Procurator ward für ihn zugelassen. Nur in einzelnen besonders bezeichneten Fällen durfte er gegen seinen Herrn klagen. Sein Zeugniß war blos dann zulässig wenn es an andern Beweismitteln gebrach (L. 7 D. de testibus), aber — statt der Beeidigung ward bei ihm die Tortur angewendet! (L. 9 D. de quaestionib.)

Den Sklaven standen keinerlei bürgerliche Rechte zu; sie ermangelten jedes bürgerlichen Lebens (caput), waren bürgerlich todt (L. 209 D. de Reg. jur.), so daß sie eben als bloße Sachen erschienen die nur zum Gebrauche und Nutzen der Menschen (d. h. der Privilegirten) vorhanden seien!

Die Sklaven konnten kein Eigenthum besitzen; sie erscheinen daher auch nicht als erbfähig. Nur die öffentlichen Sklaven (die Servi publici populi Romani) waren insofern etwas weniger unterdrückt als sie einige Habe erlangen und über die Hälfte derselben durch Testament verfügen durften.

Nach dem ursprünglichen, eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch gültigen Rechte war die Herrschaft des Herrn über seine Sklaven nicht einmal im Mindesten beschränkt; er durfte sie nach Belieben tödten. Das Uebermaß der Barbarei in Anwendung dieser Befugniß rief endlich bei allmähligem Voranschreiten der Cultur, doch spät genug, einige Beschränkungen hervor. Durch die im Jahre der Stadt 737 (Jahr 16 vor unserer Zeitrechnung) erlassene Lex Petronia ward zuerst den Eigenthümern verboten, ihre Sklaven nach Gefallen für Thiergefechte zu verwenden. Kaiser Hadrian verbot den Herren das eigenmächtige Tödten der Unglücklichen, indem er verfügte daß vorkommenden Falles das Todesurtheil durch den gewöhnlichen Richter zu erwirken sei. Antonin de

Tugendhafte verordnete endlich, daß ein Eigenthümer der seinen Sklaven eigenmächtig ermorde, ebenso bestraft werde wie der welcher den Sklaven eines Andern tödte; wer seinen Sklaven aber (in hohem Grad) körperlich mißhandle solle angehalten werden — ihn zu verkaufen! (L. 1. § 2. L. 2 D. de his, qui sui vel alien. juris sunt.)

Eine eigentliche Ehe gab es für den Sklaven nicht, wie man ja auch von Ehen der Thiere nicht redet. Man beachtete in seiner Verbindung nur das animalische Begatten, ohne weitern weder rechtlichen noch sittlichen Begriff. Darum hießen diese Vereinigungen zwischen Sklaven und Sklavinnen nicht Ehen (conjugia), sondern contubernia, wie man bei Freien das uneheliche Zusammenleben nannte. Daß die Kinder der Sklaven von der Geburt an Eigenthum des Herrn ihrer Eltern waren, versteht sich ohnehin von selbst.

Sogar die aus Rechtsgründen und mit Billigung der Behörden Freigelassenen erhielten blos die gemeinen Privatrechte, blieben aber unnachsichtlich von bürgerlichen Aemtern und dem Kriegsdienste ausgeschlossen. Die Nachtheile der sklavischen Abkunft verloren sich vollständig kaum mit dem dritten oder vierten Geschlechte. Von August wird u. a. gerühmt, daß er die Möglichkeit der Freilassung mehr beschränkt habe. (Sueton in August. cap. 37.)

Die Zahl der Sklaven übersteigt alle Begriffe. Keine anständige Familie konnte ohne solche bestehen. Athenäus versicherte sehr viele Römer zu kennen, die nicht aus Bedürfniß sondern aus Prunkliebe 10,000, ja sogar 20,000 solcher Unglücklichen hielten. Mag dies übertrieben sein. Doch mußten schon zu Polyb's Zeiten 40,000 (öffentliche) Sklaven in den Bergwerken bei Cartagena arbeiten, und Tacitus (Annal. XIV. 43) erwähnt eines Falles, daß 4000 in einem einzigen Palast befindliche Sklaven hingerichtet wurden weil sie die Ermordung ihres Herrn nicht verhindert hätten. Bei jedem Vorkommnisse dieser Art wurden nämlich hergebrachter Maßen alle Sklaven ohne irgend einen Unterschied noch Untersuchung getödtet, die sich zur Zeit des Mordes in dem Hause befunden hatten, und ebenso (in späterer Zeit) auch alle, welche im Testamente des Getödteten für frei erklärt waren! (Tac. XIII. 32.)

Die Knechtschaft fand sich so tief eingewurzelt, die Entwürdigung so sehr in das wirkliche Leben eingepflanzt daß man eine eigene häusliche Knechtsprache (lingua vernacula) hatte.

Die Art wie der ältere Cato, der Censor, Sklaven züchtete und wie er die Unglücklichen behandelte, deutet die unter den Römern darüber herrschenden Begriffe an. Er zwang sie, berichtet Plutarch, entweder zu arbeiten oder zu schlafen. Er verbot ihnen jeden Umgang mit fremden Sklavinnen, erlaubte aber (gerade wie man für Geld beschälen läßt) den Beischlaf mit seinen eigenen Sklaven für einen gewissen, jedes einzelne Mal zu zahlenden Geldbetrag. In seiner Jugend da er noch sparen mußte ließ er die Sklaven Hunger leiden; als er später seine

Freunde häufig bewirthete, pflegte er gleich nach der Mahlzeit diejenigen jener Unglücklichen mit dem Riemen zu züchtigen, welche bei dem Zurichten oder Aufwarten irgend Etwas versehen hatten. Noch schmählicher war sein Verfahren zur Verhinderung einer möglichen Verschwörung. Er suchte stets Streit und Zwist unter ihnen zu erhalten weil er ihre Einigkeit fürchtete. Er lieh ihnen Geld, wies sie an kleine Kinder zu kaufen, dieselben ein Jahr lang auf seine Kosten zu ernähren und zu unterweisen, und dann mit einem Vortheil, der größtentheils ihm zu gut kam, wieder zu verkaufen. Viele behielt er auch selbst, wenn er glaubte aus ihrem selbsteigenen Verkauf einen höhern Nutzen zu erzielen.

Strabon (Lib. V.) sagt, gleichsam als rede er von Thierjagden: die Menschen die man auf der Insel Corsica fange und als Sklaven nach Rom bringe, könne man zu Nichts brauchen. Dagegen galten die aus Syrien für die ausdauerndsten. — In Lucull's Lager, berichtet Plutarch, konnte man einen Ochsen für eine Drachme, und einen Sklaven für vier Drachmen kaufen.

Sklaven wurden zu den mannichfachsten Verrichtungen verwendet, im Hause und auf dem Felde, als Handwerker und selbst als Künstler, als Baumeister, Musiker, dann als Aerzte u. s. f. Wer auf Theaterunternehmungen speculirte, erkaufte oder erzog sich eine spielkundige Sklaventruppe oder eine zum Fechterhandwerk abgerichtete Bande. Der Kaufmann stellte die Führung seines Schiffes unter einen Sklaven oder Freigelassenen. Der Bergwerksbetrieb geschah meist durch die Hände dieser Unglücklichen. — Den wichtigsten Zweig des Handels bildete der mit Sklaven. Delos war der Hauptmarkt; an einem einzigen Tage sollen daselbst 10,000 Köpfe ausgeschifft und verkauft worden sein.

Die Entwicklung der Cultur förderte die Emancipation. Allein auch dem Freigelassenen waren mehr als die Pflichten des Dankes auferlegt. Welches immer die Früchte seines Fleißes und seiner Sparsamkeit waren, so fiel mindestens ein Drittheil des Nachlasses an den früheren Eigenthümer; starb aber der Freigelassene ohne Kinder und ohne ein Testament, so gehörte jenem das gesammte Erbe.

Einer besondern Erwähnung verdienen übrigens die äußerst zahlreichen Emancipationen. Das Kaiserthum insbesondere, das namentlich die ersten Stände der Freien fürchtete, bediente sich am liebsten der Freigelassenen. An Knechtschaft gewöhnt, waren sie die gefügigsten Werkzeuge für jede Gewalt- und Schandthat. Angehörige der vornehmsten Geschlechter, mit tiefer Verachtung gegen diese Menschen im Herzen, krochen vor ihnen. Der Uebermuth und die Habsucht dieser Freigelassenen kannte keine Grenzen. Sie erpreßten die ungeheuersten Vermögen und lebten in unbeschreiblicher Ueppigkeit. Mangel jedes sittlichen und Rechtsgefühls begleitete das Ganze.

Indem wir über diese schmachvollen Zustände aburtheilen, können wir uns freilich der Beschämung des Anerkenntnisses nicht entziehen, daß das Institut der

Sklaverei trotz alles Christenthums bis zu unsern Tagen noch fortdauert und nur schwer durch die steigende Cultur verdrängt wird.

Wie bereits wiederholt hervorgehoben bildete der alles Maß übersteigende Unterschied im Vermögen der Bürger ein besonderes Unheil für den Staat. Zu Rom gab es wirklich keinen Mittelstand, sondern nur ungeheuer Reiche und Bettler. Der Müßiggang verdarb das gemeine Volk, der leichte Erwerb durch Raub verdarb die Reichen. So finden wir bei Plinius ein Beispiel enormen Reichthums angegeben. Er rechnet ein Vermögen auf (das des Cäcilius Claudius Isidorus), das in beinahe 4 Mill. Thlr. baaren Geldes, 4116 Sklaven, 3600 Paar Ochsen und 257,000 andern Thieren bestand. Und doch hatte Isidorus schon einen Theil seines Vermögens in den Bürgerkriegen verloren. Crassus soll an Ländereien etwa 11 Mill. Thlr. besessen haben, ungerechnet sein Geld, seine Sklaven und das Hausgeräthe. Seneca besaß über 16, Lentulus gegen 25 Mill. Thlr.

Die Stadt Nikopolis, die Augustus zum Denkmale des Sieges bei Actium gegründet hatte, ward in der Folge Eigenthum der frommen Paula. Seneca macht irgendwo die Bemerkung, daß die Ströme, welche einst feindliche Nationen von einander trennten, nunmehr zwischen durch die Ländereien von Privatbürgern flößen.

Was die unter den Reichen herrschende Ueppigkeit betrifft, so wollen wir nur an einige Beispiele erinnern. Das Hauswesen des Lucullus war so eingerichtet, daß er jederzeit ohne alle Vorbereitung ein Mahl auftragen lassen konnte, dessen Kosten die Gäste auf 3000 Thlr. schätzten. Cicero und Pompejus, die sich eines Morgens bei ihm zu Tische luden, wurden mit einem Mahle bewirthet das einen Aufwand von 10,000 Thlrn. erheischte. — Es kam dahin, daß man weniger auf den guten Geschmack als auf den hohen Preis einer Speise Rücksicht nahm, und darum bewirthete man denn seine Gäste wol auch gar mit Singvögeln und mit Weinen in die man eigens deßhalb zerstoßene Perlen gestreut hatte! — Nicht geringer war der Kleiderprunk. Lucull konnte einem Freunde der ihn um 100 kostbare Kleider zu einem Schauspiele anging, deren 500 leihen. — Die nämliche, ganz ins Unsinnige gehende Verschwendungssucht finden wir auch bei den häuslichen Einrichtungen, und namentlich zeichnete sich Cicero in dieser Hinsicht durch den enormsten Prunk aus. —

(Familienleben.) Bei den Römern wie bei den Griechen bestand Monogamie. Damit waren manche häßliche Erscheinungen beseitigt welche insbesondere bei den Orientalen uns entgegen treten. Die Behandlung der Frauen mußte schon darnach frei sein vom Gepräge morgenländischer Brutalität. Auch im Weibe ward die menschliche Würde geachtet.

Gleichwol konnte unter allen Verhältnissen nur der Mann die Rechte des Familienhauptes ausüben; die Frau ward niemals ganz selbständig, sie stand — ob ledig oder verheirathet — ihr Leben lang unter fremdem Gebote, — im ersten

Fall unter der Vormundschaft (tutela) des nächsten Verwandten, im zweiten unter der Herrschaft des Gatten.

Der Ehemann war nicht blos das Haupt sondern beinahe der unumschränkte Gebieter der Familie. Er konnte seine Frau verstoßen, sich also beliebig von ihr scheiden, während dem Weibe eine Trennung nur in seltenen Fällen gestattet war. In früherer Zeit, wo man das Weintrinken bei den Frauen als ein Laster ansah, durfte der Gatte sein Weib tödten wegen Uebertretung der deßfalls herrschenden Sitte. — Bezeichnend für die im Volk waltende Anschauungsweise ist es auch, daß Mädchen die sich ohne feierliche Trauung mit einem Manne verbanden, durch einjährigen Gebrauch und daraus folgende Verjährung gesetzmäßige Frauen wurden. Das starre, berechnende und selbstsüchtige Wesen der Römer gab sich in diesem Zuge deutlich zu erkennen. Dagegen ist es wol blos als Folge der in der letzten Hälfte der römischen Geschichte eingerissenen Sittenlosigkeit anzusehen, wenn ein Mann sein Weib an einen Andern abtrat, — eine häßliche Erscheinung die sich von einigen Vornehmen aufgezeichnet findet. (So erzählt namentlich Sueton im Leben des Tiberius, der Vater des Letzten habe auf inständiges Bitten des Augustus sein schwangeres Weib an diesen abgetreten.)

Die starre Auffassung des alten Rechtsbegriffs der Römer von der Oberherrschaft des Mannes über die Frau erfuhr mit dem Milderwerden der Sitten rechtlich und noch vielmehr thatsächlich eine große Aenderung, die um so leichter vor sich gehen konnte, da durch das Institut der Monogamie eine gute Grundlage gegeben war. Ganz entscheidend wirkte der Umstand, daß hinsichtlich der Vermögensverhältnisse bei den Verheirathungen das s. g. Dotalsystem immer allgemeiner in Anwendung gebracht ward. Die Frau stand zufolge des Ehevertrags ihrem Manne als contrahirender, wesentlich gleichberechtigter Theil gegenüber. Manche Frau hatte während der Ehe ihren eigenen Geschäftsführer. Sie behielt ihr Vermögen selbst wenn der Gatte das seinige verloren oder vergeudet hatte, — ein Verhältniß, das leer ausgehende Gläubiger oft zu vergeblichen Klagen veranlaßte. Die selbständige Stellung der Frau ist damit zur Genüge bezeichnet.

Einen Uebelstand bildeten die frühen Heirathen der Mädchen; das 12. bis 14. Altersjahr war für sie die gewöhnliche Zeit der Verheirathung. Gleichsam aus der Kinderstube hinweg — herkömmlich ihre Puppen und das andere Spielzeug nun den Göttern widmend welche ihre Kindheit beschützt hatten — trat die Jungfrau ohne allmähligen Uebergang sofort in das Geräusch des Lebens, in das Verhältniß der domina, der Herrin. Die höhere geistige Ausbildung scheint nun wesentlich ein Verdienst des Gatten geworden zu sein. Begreiflicherweise ward diese Bildung in den meisten Fällen vernachlässigt. Die Ausschweifungen der Männer in den Zeiten des Sittenverfalls beförderten auch die der Frauen. Die Unwissenheit begünstigte jede Art von Aberglauben, und so fanden die unheim-

lichen, düstern, vielfach unsittlichen Culte des Orients in den Frauen die stärkste Stütze; — der ägyptische Isisdienst insbesondere, dann aber vor Allen auch das Christenthum. Die Priester aller Culte suchten ihre Macht durch den Einfluß auf unwissende Weiber zu befestigen.

Allein daneben führt auch die römische Geschichte ebenso wie die hellenische, eine Reihe der edelsten Frauen auf, hervorragend an Geist, selbst an Wissen, vor Allen aber an Charakter. Wir brauchen nicht zu dem mythischen, jedoch immerhin die Volksanschauung kennzeichnenden Bilde der Lucretia zurückzugreifen. Wir haben bereits in der politischen Geschichte Cornelia, die Mutter der Gracchen genannt. Selbst als der alte Römergeist in den Männern verschwand, trat er noch glänzend in den Frauen hervor. Wir nennen die ältere Arria, die, nach mancherlei andern Beweisen ungewöhnlicher Seelenstärke, ihrem zaudernden Gatten den Dolch, den sie sich bereits selbst ins Herz gestoßen, mit den Worten: „Pätus, es schmerzt nicht!" hinreichte. Ihre, gleichfalls Arria genannte Tochter wollte nach dem Beispiele der Mutter das Schicksal ihres Gatten Thrasea theilen, und nur mit Mühe ward sie verhindert ihrer Tochter damit die einzige Stütze zu rauben. Diese Tochter selbst, Fannia, folgte nicht blos ihrem Gemahl, Helvidius Priscus zweimal freiwillig in die Verbannung, sondern setzte nach dessen Hinrichtung ihr eigenes Leben in Gefahr um sein ehrendes Andenken in einer möglichst verbreiteten Schrift zu retten. Güterconfiscation und nochmaliges Exil waren ihr Lohn, — zugleich ein sprechendes Zeichen sowol der Unsicherheit der damaligen Zustände, wie des gleichsam erblichen Heroismus der Frauen in manchen Familien durch Generationen hindurch. — Aber nicht blos zu Rom, auch in den Provinzen gab es ausgezeichnete Frauen. Wir wollen hier nur an die eben so gelehrte wie edle Hypatia von Alexandria erinnern.

Die elterliche Gewalt über die Kinder beschränkte sich auf die Person des Vaters, die Mutter hatte keinen Antheil daran, was freilich deren mächtige Einwirkung auf die Erziehung keineswegs ausschloß. Diese väterliche Gewalt war ursprünglich unumschränkt; erst die steigende Cultur schuf einige Grenzen. Der Vater konnte sein neugebornes Kind aussetzen, und dieses barbarische Recht findet sich so tief in die Gewohnheit der Römer eingewurzelt, daß es selbst in der späteren Zeit einer Androhung der Todesstrafe bedurfte um dasselbe endlich auszurotten. Der Vater konnte sodann das ganze Eigenthum der Söhne hinwegnehmen, denn was sie erwarben gehörte ihm. In einem Falle besaß er sogar ein größeres Recht gegenüber seinen Kindern als gegenüber seinen Sklaven. Der einmal freigelassene Sklave blieb unwiderruflich frei; den Sohn aber durfte der Vater dreimal verkaufen, da er, wenn freigelassen, dreimal in die väterliche Gewalt zurückfiel. Die älteren Geschichtschreiber erzählen wie von einer Heldenthat, daß ein Vater seinen Sohn der Consul gewesen, das Amt aber schlecht verwaltet habe, nach Niederlegung dieser Würde zu Tod prügeln ließ. Auch konnte der

Vater seine verheirathete Tochter zwingen ihren Ehemann zu verstoßen, selbst wenn der Erste in die Verheirathung eingewilligt hatte. (L. 5 D. de repudiis et judicio de moribus sublato.)

Trotz alledem darf nicht vergessen werden daß die Kinder ebenso wie die Frau rechtlich zu allen Zeiten als Personen, niemals wie die Sklaven als bloße Sachen galten. Der Freie aber durfte — um wenigstens dies Eine anzuführen — nicht gefoltert werden.

(Erwerbsweise.) Cicero drückte unzweifelhaft eine unter den Römern allgemein herrschende Ansicht aus, wenn er am Schlusse seines Urtheils über die bürgerlichen Beschäftigungen sagte, nur der Betrieb des Grundbesitzes sei eines freien Mannes würdig. In der früheren Zeit suchte jeder tüchtige Bürger durch den Ackerbau sich den Bedarf für sein Leben mit eigenen Händen zu erwerben. Der Krieger, der die römischen Waffen siegreich in alle Theile der damals bekannten Welt trug, war Ackerbauer, war nur nebenbei Soldat, machte kein Gewerbe aus dem Kriegswesen. Die vornehmsten Geschlechter führten mit Stolz die Namen welche ihnen der fleißige und geschickte Feldbau verschafft hatte (Fabii, Lentuli, Cicerones etc.).

Allein die über so viele Völker erlangte Gewalt rief allmählig ein anderes Verhältniß hervor. Von den Plünderungen, dem Raube und den Erpressungen zu leben, deren Erträgnisse aus allen Erdtheilen und Provinzen in der herrschenden Stadt zusammenströmten, das fanden die römischen Vornehmen bald weit annehmlicher und gemächlicher, als sich selbst mit dem Anbau des Bodens abzumühen. In Folge dessen kam die Besorgung der Landwirthschaft mit der Zeit ausschließlich in die Hände der Sklaven; der adelige Grundbesitzer hielt es unter seiner Würde auch nur die Verwaltung seines Gutes in eigener Person zu leiten. So sank die Agricultur an Ansehen und an innerer Wichtigkeit, und die Stadt, welche einst (wenn auch nur der Sage nach) ihre ruhmvollsten Männer (einen Cincinnatus), vom Pfluge hinwegnehmend, mit den höchsten Würden bekleidet hatte, sah sich hundertmal den Gefahren einer Hungersnoth ausgesetzt wenn die Getreidezufuhren aus den fernen Provinzen irgend eine Unterbrechung erlitten. Kein Feind galt für gefährlicher als der welcher im Stande schien ihr diese Zufuhren abzuschneiden.

Das was in den eroberten Ländern und überhaupt in den Provinzen geschah, trug wesentlich dazu bei den Ackerbau auch dort auf eine beschränkte Stufe herabzudrücken. Wie wir gesehen haben nahmen die Römer, wenn sie ein Land eroberten, oft den ganzen Grund und Boden in Anspruch. Zwar wurde nicht das ganze Feld gerade ager publicus, allein der den Eingeborenen belassene oder zurückgegebene Theil ward mit den enormsten Grundabgaben belastet; die Unglücklichen mußten alljährlich den Zehnten, ja das Fünftel der Früchte abliefern.

Die römischen Familien besaßen ganze Fürstenthümer. So entstanden, wie bereits erwähnt, die verderblichen Latifundien.

Vieles Andere wirkte mit die Mißstände auf einen hohen Grad zu steigern. Unter der habsüchtigen und willkürlichen Regierung der Kaiser sahen sich die Besitzer der kleineren Grundstücke häufig genöthigt, ihre Güter entweder ganz zu verlassen um sich dem Drucke der öffentlichen Lasten zu entziehen, oder aber dieselben in eine Art Lehngüter zu verwandeln um sich des Schutzes eines Mächtigen zu versichern. Zu Commodus' Zeiten fielen in Afrika die Löwen in die offenen Orte ein. Sie wurden des Vergnügens des Kaisers wegen geschont; der unglückliche Landmann der eine dieser Bestien tödtete, wenn selbst in seiner eigenen persönlichen Vertheidigung, verfiel in schwere Strafe. Und es war dies nicht eine der vielen despotischen Verfügungen welche, von einem Tyrannen in übler Laune erlassen, mit diesem auch wieder verschwanden. Das bezeichnete Gesetz ward viel-vielmehr erst nach Jahrhunderten unter Honorius gemildert, und nicht früher als unter Justinian aufgehoben.

Es kam dahin daß große Strecken der fruchtbarsten Provinzen unangebaut blieben und wieder öde wurden. Während der blos dreijährigen Verwaltung Siciliens durch Caj. Verres sank die Zahl der Grundbesitzer in Leontini von 84 auf 32, in Motyka von 187 auf 86, in Herbita von 252 auf 120, in Agyrion von 250 auf 80, so daß in vier der fruchtbarsten Districte Siciliens 59 Procent der Eigenthümer es vorzogen ihre Grundstücke unbebaut zu lassen, als sich der beinahe gewissen Gefahr einer Beraubung oder Vernichtung der Ernte auszusetzen. — Im fruchtbaren Campanien, dem Schauplatze der früheren Siege der Römer und dem Orte des stillen ländlichen Genusses der spätern Bürger der Hauptstadt, in der zwischen dem Meere und den apenninischen Gebirgen so glücklich gelegenen Landschaft, mußte (etwa zwei Monate nach Theodosius' Tode), nach vorausgegangener örtlicher Untersuchung eine Steuerfreiheit für 528,042 römische Morgen (jugera) wüste und unangebaut liegenden Landes zugestanden werden, sonach für einen Umfang von ungefähr 32 geographischen Quadratmeilen, oder ein Achtel des Gesammtumfanges der Provinz. „Da die Barbaren damals noch nicht ihren verheerenden Fuß nach Italien gesetzt hatten," bemerkt Gibbon, „so muß die Ursache dieser erstaunlichen Verwüstung welche uns die Gesetze selbst berichten, blos der verkehrten Staatswirthschaft der römischen Kaiser beigemessen werden."

Das Gewerbswesen war bei den Römern von den ältesten bis zu den spätesten Zeiten verachtet. Cicero bezeichnete das Handwerk als geminderte Sklaverei, den Kleinhandel als fortwährende Uebung im Uebervortheilen, Beschwatzen und Betrügen. Nur dem Großhandel gesteht er zu nicht ganz verwerflich zu sein. Wer ein Gewerbe betrieb zählte (nach Dionys von Halikarnaß. 2. und 9. Buch) nicht mehr zu den Bürgern. So zog es denn — bei der An-

häufung des Grundbesitzes in wenigen Händen — die Masse vor, ihre Zeit im völligen Müßiggange zuzubringen, statt irgend eine industrielle Beschäftigung zu treiben. Die unumgänglich nöthigen Gewerbe wurden durch Sklaven betrieben die gar Nichts, oder durch Freigelassene die wenigstens keine politischen Rechte und keine Art öffentlicher Achtung zu verlieren hatten. Damit war nicht blos die Stellung der Gewerbtreibenden persönlich zu einer elenden und verachteten gemacht, sondern ein gesunder Aufschwung des Gewerbes an sich verhindert. Wie raffinirt auch Vieles ausgebildet wurde, so fehlte es doch den Römern an zahllosen Annehmlichkeiten des Lebens, deren Genuß wir gleichsam als selbstverständlich ansehen. „Es mangelte den Alten", sagt Gibbon, „an manchen jener Bequemlichkeiten, welche durch das Voranschreiten des Kunstfleißes erfunden oder verbessert wurden; Ueberfluß an Glas und Leinwand (und fügen wir bei — ganz besonders an Seife!) hat in dieser Beziehung reellere Vortheile unter den neuern Nationen Europa's verbreitet, als alle Verfeinerungen eines prunkvollen und sinnlichen Lebens den römischen Senatoren zu gewähren vermochten. Der gelehrte Arbuthnot hat die launichte aber richtige Bemerkung gemacht, Kaiser Augustus habe weder ein Glas vor seinem Fenster, noch ein Hemd auf dem Leibe gehabt." — Es ward als ein schlagender Beweis vom Luxus und der Prachtliebe des Kaisers Aurelian angesehen, daß er sich Fenster von Glas anfertigen ließ. (Welche ungeheueren Zeiträume waren vormals erforderlich, um selbst den allgemein bekannten Erfindungen auch nur den Anfang einer zweckmäßigen Benutzung zu verschaffen!) — In dem viel gepriesenen Palaste des Kaisers Diocletian zu Salona hatten die prächtigen Zimmer — weder Fenster noch Kamine. Sie wurden von der Decke herab erleuchtet; die Gebäude bestanden blos aus einem Erdgeschoß und wurden durch Röhren erwärmt die man längs der Mauer angebracht hatte.

Das so mächtig fördernde Mittel freiwilliger Association, — das Vereinsrecht bestand zwar unter der Republik, dagegen ward dasselbe als politisch gefährlich nicht mehr geduldet unter den Kaisern, selbst die besten derselben zitterten davor. So hielt selbst Trajan nicht nur unbedingt an dem von ihm erneuerten Verbot der Hetärien und größeren Versammlungen fest, sondern er untersagte sogar den Bewohnern der Provinz Bithynien nach ihrer Gewohnheit eine ganze Bürgerschaft als Hochzeitsgäste zu laden, weil dergleichen wie die Versammlung einer Volksmasse aussehe (Plinius). Sein Freund der jüngere Plinius, damals Statthalter in Bithynien, ersuchte ihn, in der Stadt Nikomedien die Bildung einer Bauhandwerkergenossenschaft von höchstens hundertfünfzig Mitgliedern zu gestatten, damit dieselbe bei Feuersbrünsten hülfreiche Hand leisten könne; der sorgsame Staatsmann versprach dabei Acht zu haben daß nur Bauhandwerker aufgenommen, und daß der Verein nicht „zu anderen Zwecken" mißbraucht würde. Aber Trajan hielt sogar hier das Verbot aufrecht; die Länder seien durch solche Vereine schon

zu sehr aufgeregt worden, und welchen Zweck und Namen man auch der Genossenschaft gebe, so würde sie sich dennoch leicht zu einem Vereine gestalten (Plinius 10, 42). — Die Pandecten zeigen daß die Mitglieder eines nicht genehmigten Vereins behandelt wurden als hätten sie sich mit bewaffneter Hand eines Tempels oder andern öffentlichen Gebäudes bemächtigt. — Es liegt nahe daß die Entwöhnung vom Associationswesen gerade auch in wirthschaftlichen Dingen ihre Rückwirkung äußern mußte.

Fast ebenso verachtet wie das Gewerbwesen war der Handel. Hier wie dort reizte zwar die Aussicht auf Gewinn zu heimlicher Umgehung des Gesetzes und Volksvorurtheils indem man sich unterschobener Namen und Personen bediente, allein der allgemeine Verkehr konnte unter solchen Verhältnissen einen hohen Aufschwung nicht erlangen.

Der Sklavenhandel war, wie wir gesehen haben, der wichtigste Handelszweig. Gesetzgebung und Volksvorurtheil hemmten dagegen das Emporkommen eines gesunden Verkehrs. Um dem Wucher zu steuern verbot man (im Jahre der Stadt 411) alles Darlehen auf Zinsen unbedingt, vernichtete also die Gelegenheit zu steter productiver Verwendung der Capitalien und entriß dem Handel eines der nothwendigsten Mittel zu größerer Ausdehnung. Dabei gab es in früherer Zeit gar keine Gasthäuser, in späterer aber galt, wer die endlich entstandenen besuchte, für ehrlos, weil sie nichts Anderes als Anstalten der Liederlichkeit waren! *)

(Die öffentlichen Schauspiele.) Wir haben zu wiederholten Malen auf die furchtbar entsittlichende Wirkung der öffentlichen Spiele in Rom hingewiesen. Bei dem gewaltigen Einfluß den dieselben auf das gesammte Volksleben

---

*) Stellen wir einige Kundgaben aus der griechischen und römischen Zeit hier zusammen.

Theophrast (charact. cap. VI) trägt kein Bedenken, in der Charakter-Schilderung eines ganz schamlosen und tollen Menschen, unter den Zügen desselben auch den anzuführen: „Er sei sogar im Stande ein Wirthshaus zu führen.“ — Noch weiter geht der moralisirende Isokrates (Areopag.): „Nicht einmal ein ordentlicher Sklave“, behauptet er, „wage es in einem Wirthshause etwas zu genießen,“ und Athenäus (lib. XIII) äußert, wenn ein Areopagit auch nur ein einzigesmal in einem Wirthshause gewesen sei so hätten ihn seine Collegen nicht mehr als Mitglied des Areopags geduldet. — Wirthshaus war insgemein gleichbedeutend mit lenonis aut meretricis domus, wie sich Casaubon ausdrückt.

Nach dem römischen Rechte wurden die Schenkwirthe hinsichtlich ihrer bürgerlichen Ehre auf gleiche Linie mit den Lenones gesetzt; die Frau eines Schenkwirths sah man bei Gericht wie eine öffentliche Dirne an, so daß die Gesetze gegen Ehebruch und die damit zusammenhängenden rechtlichen Bestimmungen bei ihr keine Anwendung fanden. Ferner wurden die Wirthe zum Kriegsdienste nicht zugelassen. Man schildert sie durchgehends als schlecht, betrügerisch, niederträchtig und verworfen, und bis zum Ende der Republik besuchte kein Römer der auf Anstand hielt das Haus eines Wirthes. — Zu den Zeiten des Kaisers Alexander Severus hatten einst Christen einen öffentlichen Platz zu ihren Zwecken verwendet. Als Wirthe (popinarii) nachher auf denselben Anspruch machten rescribirte der Kaiser: die Christen sollten den Platz behalten; denn sie möchten auch noch so schändlichen Aberglauben treiben so sei es doch nicht so arg als wenn die popinarii da hausten.

übten, ist es gleichwol nöthig, zur Kennzeichnung der römischen Culturzustände auf einige Verhältnisse etwas näher einzugehen. *)

Diese öffentlichen Schauspiele hatten ursprünglich wol größtentheils einen religiösen Charakter. Sie verloren denselben schon unter der Republik, von der Zeit an in welcher ehrgeizige Menschen, Ziele der Selbstsucht statt denen des Gemeinwohls im Auge, darin das wirksamste Mittel zum Erhaschen der Volksgunst erblickten. Vor Allem aber dienten sie den Kaisern, um die Menge in guter Stimmung zu erhalten, und zu diesem Behuf scheuten die Gewalthaber weder Geld noch Menschenopfer. Schon aus der Zeit des Augustus wird erzählt: Als dieser Herrscher dem Pantomimen Pylades Vorwürfe wegen seiner Rivalität gegen einen Kunstgenossen gemacht, habe er die bezeichnende Antwort hinnehmen müssen: „Es ist Dein Vortheil Cäsar, daß das Volk sich mit uns beschäftigt." In Wirklichkeit konnten die ärgsten Ungeheuer auf dem Throne durch solche Spiele eine wahre Beliebtheit bei der Menge erlangen. Die Spiele wurden neben den Getreidegaben ein unentbehrliches Bedürfniß. Gute wie schlechte Kaiser überboten sich in Anstrengungen für diesen Zweck. Der karge Vespasian erbaute das größte Amphitheater der Welt, und Trajan entwickelte den höchsten Eifer für Befriedigung der Schaulust. Nur Marc Aurel bildete eine rühmliche Ausnahme, obwol auch er dem Unwesen nicht unmittelbar entgegentreten konnte. — Politische Volksversammlungen hatten aufgehört, allgemeine Vergnügungen sollten die Römer dafür entschädigen, und — diese letzten ließen sich den Wechsel gefallen. — Die Gewaltherrscher selbst mußten dabei manchmal nicht blos Kundgabe von Volkswünschen, sondern auch Spöttereien vernehmen.

Der Aufwand für die Schauspiele (bei denen die Zuschauer in Festkleidung erschienen) stieg in das Ungeheuere. Aber nicht blos Rom, sondern auch jede Provinzialstadt bedurfte der öffentlichen Aufführungen. Schon zu Anfang der Kaiserzeit konnten die Kosten eines dreitägigen Gladiatorenkampfes in einer italischen Mittelstadt auf 400,000 Sestertien (fast 30,000 Thlr.) anwachsen.

Die Spiele pflegten in der Frühe des Tages zu beginnen und erst mit Sonnenuntergang zu endigen. Und auf solche Weise waren nach einer Berechnung aus der Zeit Marc Aurels, nicht weniger als 135 Tage im Jahre besetzt, in der Mitte des vierten Jahrhunderts sogar 175 Tage. Die einzelnen Feste erhielten dabei eine Ausdehnung auf immer größere Zeiträume. Zur Einweihung des Flavischen Amphitheaters veranstaltete Titus im Jahre 80 ein Fest von 100, Trajan beim zweiten dacischen Triumphzug im J. 106 ein solches von 123 Tagen.

*) Friedländer, „Darstellungen aus der Sittengesch. Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine" liefert eine umfassende und klare Darstellung, der wir im Wesentlichen folgen. Guhl und Koner „Das Leben der Griechen und Römer" bringen zugleich einige Abbildungen.

An die Spiele selbst knüpfte man in späterer Zeit wol auch das Auswerfen von Geschenken und Loosen. Die Gewinnste dieser Loose waren sehr verschiedener Art; einmal Vögel, das andere Mal Kleidungsstücke, Edelmetalle, Gemälde, Edelsteine, Haus- und wilde Thiere (Bären, Mäuse, Hirsche, Eber, Schafe ꝛc.); dann Häuser, Schiffe, Landgüter und andere Gegenstände.

Alle Classen der Bevölkerung zeigten das gleiche, stürmische Interesse für diese Spiele. Es gehörte dies, nach dem Ausdrucke von Tacitus „zu den eigenthümlichen Uebeln der Stadt, die man schon im Mutterleibe empfing".

Die Spiele waren verschiedener Art. Zunächst haben wir die im Circus zu erwähnen, vorzugsweise Rennen mit Rossen und Wagen. Der in einem schmalen Thal erbaute Circus hatte eine Länge von $3^1/_2$ Stadien (2062 pariser Fuß) und eine Breite von 4 Plethren (1574 F.). Die Zahl der Sitzplätze, zu Cäsars Zeit 150,000, ward später bis zu 385,000 vermehrt. Die untern Reihen waren von Marmor, die obern von Holz. Durch Einstürze kamen öfters Tausende von Menschen ums Leben; einmal zu Diocletians Zeit sollen 13,000 Zuschauer getödtet worden sein. — Die Wagenlenker, deren Personen man eine Wichtigkeit wie den bedeutendsten Staatsmännern beilegte, waren in bestimmte Parteien getheilt, die nach den Farben ihrer Kleidung bezeichnet wurden: die Weißen, Rothen, Blauen und Grünen. Sie erhielten sich nach dieser Unterscheidung beinahe zunftartig fort. Aber es bildeten nicht nur diese Gewerbsgenossen Parteien die sich gegenseitig bekämpften und haßten, sondern die Gesammtbevölkerung von Rom und in der Folge von Constantinopel theilte sich mit fanatischer Wuth für die Farben der Circusfactionen. Verlören die Grünen im Circus, schrieb Juvenal, so sei Rom bestürzt und niedergeschlagen wie nach dem Tage von Cannä. „Nichts anders ist so bezeichnend für die Unnatürlichkeit der politischen Zustände als diese Concentration des allgemeinen Interesses auf einen solchen Gegenstand, und nichts zeigt so deutlich die wachsende geistige und sittliche Verwilderung Roms. Den Regierungen war dieses Parteitreiben ohne Zweifel erwünscht. . . . Pferde und Wagenlenker wechselten, die Farben waren permanent. Während eines halben Jahrtausends pflanzte sich das Feldgeschrei der Farben von Geschlecht zu Geschlecht fort, und zwar in einer mehr und mehr verwildernden Bevölkerung. . . . Mochte Nero oder Marc Aurel die Welt regieren, das Reich ruhig oder von Aufstand und Bürgerkrig zerrüttet sein, die Barbaren die Grenze bedrohen oder von den römischen Heeren zurückgetrieben werden: zu Rom war für Hohe und Niedere, Freie und Sklaven, Männer und Frauen die Frage, ob die Blauen oder die Grünen siegen würden, immer von derselben Wichtigkeit und der Gegenstand unzähliger Hoffnungen und Befürchtungen. Als das Christenthum die alten Götter entthront hatte, denen zu Ehren die Circusspiele gestiftet worden waren, kämpften im Circus die Parteien noch immer mit der gleichen Leidenschaft um den Vorrang. Auch die Christen ließen

sich durch die Ermahnungen ihrer Prediger nicht von dem Besuch des Schauspiels zurückhalten. Sie wandten ein, daß man die Ergötzlichkeiten die Gottes Güte gewährt habe, nicht verschmähen dürfe. Ja sie beriefen sich auf die heil. Schrift und führten an, Elias sei auf einem Wagen gen Himmel gefahren, folglich könne die Kunst des Wagenlenkens nicht sündlich sein." (Friedmann.)* Seinen höchsten Grad erreichte das Factionenwesen übrigens zu Constantinopel. Es war eine wahre Geisteskrankheit, welche als beinahe nicht endende Epidemie auftrat. Im Circus lieferten sich dort die Zuschauenden der Blauen und Grünen blutige Schlachten; in einer einzigen derselben sollen 30,000 Menschen das Leben verloren haben.

Ein zweiter Ort an dem öffentliche Spiele, und zwar Spiele anderer Art aufgeführt wurden, war das Amphitheater, die Arena, ein Prachtbau, auf 80 mächtigen Bogen ruhend, dazu eingerichtet, durch ein Zeltdach vollständig überdeckt werden zu können und somit Schutz gegen die Strahlen der Sonne zu gewähren. Auch hier hatten 87,000 Zuschauer genügenden Raum. Hier mußten die Gladiatoren auftreten, hier wurden die Thierhetzen, wol auch die Seegefechte (die Naumachien) aufgeführt; hier war es wo das Volk systematisch an Grausamkeit und Barbarei gewöhnt wurde. Die Gladiatoren waren, wie schon früher erwähnt, verurtheilte Verbrecher, Kriegsgefangene, Sklaven oder auch freiwillig Angeworbene. Denn obwol der Gladiatorenstand neben seiner ungeheuren Gefährlichkeit auch noch etwas Entehrendes hatte, fanden sich doch in der Kaiserperiode immer Leute in Menge die sich dazu verkauften. Die Aussicht auf langes Nichtsthun, die auf Ausbildung der Muskeln berechnete Kost**), der Pomp der Ausstattung beim Kampfe, und das Interesse welches allgemein für den tüchtigen Kämpfer genommen ward, in Verbindung mit der Gleichgültigkeit gegen das Leben überhaupt in diesen elenden Zeiten, dienen zur Erklärung. Die Gladiatoren wurden in eigenen Schulen abgerichtet. Sie konnten nach drei Jahren vom Auftreten in der Arena, nach fünf Jahren vollständig befreit werden. — Im Falle glücklicher Feldzüge sah man Hunderte von Kriegsgefangenen in die Fechterschule abliefern. Das Amphitheater bot die beste Gelegenheit sich ihrer zu

*) Es gewährt ein eigenes Interesse, den jetzigen Zustand des Platzes zu betrachten, auf dem einst jenes gewaltige Volkstreiben stattfand. Friedmann bemerkt in dieser Beziehung: Das einst so prachtvoll geschmückte, von so rauschendem Leben erfüllte Thal zwischen Aventin und Palatin gehört gegenwärtig zu den wüstesten, stillsten und einsamsten Stellen des alten Rom. Auf dem Palatin ragen die weitläufigen Ruinen der Kaiserpaläste; auf dem Aventin stehen einzelne Kirchen und Klöster zwischen Vignen und Gärten zerstreut. Große Schuttmassen von den Trümmern der einst hier prangenden Tempel und Paläste sind auf die Abhänge des Aventin und in das Thal hinabgesunken. Mitten in dieser traurigen Wüstenei liegt eine ärmliche, elende, nicht einmal eingefriedigte Ruhestätte, der Kirchhof der Juden. Die Sohle des Thals durchströmt der Bach Marrana, auf dessen beiden Ufern ein undurchdringlicher Wald des weit über Manneshöhe wachsenden römischen Schilfrohrs flüstert und rauscht.

**) „Sie essen und trinken was sie in Blut wieder von sich geben sollen," lautet eine Aeußerung Seneca's.

entledigen. Die christliche Frömmigkeit Constantins hielt ihn nicht ab, in dieser Hinsicht zu verfahren wie die ärgsten Heiden. Die besiegten Bructerer, „die ihre Treulosigkeit (d. h. ihre Unbeugsamkeit unter das römische Joch) ebenso zum Kriegsdienst, wie ihre Wildheit zum Sklavendienst untauglich machte", ermüdeten durch ihre Menge die wilden Thiere denen sie vorgeworfen wurden; der Kaiser aber ward gepriesen daß er die „massenhafte Vernichtung der Feinde zur Ergötzung des Volks benutzte; welcher Triumph hätte schöner sein können?"

Es ist kaum glaublich und dennoch Thatsache, daß viele der für die Arena Bestimmten nicht früh und häufig genug auftreten zu dürfen vermeinten. „Welch hübsche Jahre gehen da verloren!" hörte Seneca einen Myrmillonen, also einen dieser Unglücklichen klagen. Viele hegten die entschiedenste Todesverachtung. Auch bewiesen sie häufig Denen, durch welche sie unterhalten worden waren, die ausdauerndste Anhänglichkeit im Unglück. Sehr oft erwachte aber auch in den Armen die Erkenntniß des Elends ihrer Lage und trieb sie zum Selbstmorde. Gegen die Möglichkeit ihn zu begehen war gewöhnlich alle Vorsicht angewendet, allein die Verzweiflung machte die Unglücklichen erfinderisch und ausdauernd in ihrem Entschlusse. So erzählt Seneca, wie ein zum Thierkampf bestimmter Gladiator, der in der Frühe zwischen zwei Wachen auf einem Karren sitzend nach der Arena gefahren wurde, sich schlafend stellte, und dann geschickt den Kopf zwischen die Speichen des Rades brachte bis ihm das Genick gebrochen war. — Ein Theil jener kühnen Sachsen welche auf kleinen Fahrzeugen aus der Nordsee nach dem Ocean drangen und Gallien verheerten, war in die Hände der Römer gefallen und sollte in den von Symmachus veranstalteten Spielen geopfert werden. Entrüstet darüber gingen die Unglücklichen auf Selbstmord aus. Man hatte ihnen die Waffen genommen; 29 aber erwürgten sich gegenseitig mit bloßen Händen. Diese That männlichen Entschlusses ward von den Römern mit Entrüstung aufgenommen; sie schalten über „die ruchlosen Hände dieses verzweifelten Volkes!"

War im Einzelnkampf der Eine von beiden Fechtern überwunden und noch lebend in der Gewalt seines Besiegers, so überließ der Festgeber die Entscheidung, ob jener vollends getödtet werden solle, in der Regel den Zuschauern. Die um ihr Leben Bittenden hoben einen Finger empor. Das Schwenken von Tüchern galt als Zeichen der Gewährung, das Einschlagen des Daumens bedeutete den Tod. Viele Gladiatoren verlangten keine Gnade, wol oft nur darum weil sie wußten, daß Kundgabe von Mangel an Muth die Menge erbitterte. Diese Gaffer nahmen es wie eine ihnen zugefügte Beleidigung auf wenn ein Gladiator nicht gerne sterben wollte! Säumige und Furchtsame wurden nicht blos mit Peitschenhieben sondern auch mit glühenden Eisen in den Kampf und Tod getrieben. Aus den Reihen der zur Wuth entflammten Zuschauer ertönte oftmals der Ruf: „Peitsche, brenne, tödte! Warum fällt dieser so furchtsam in das Schwert? Warum führt der den Todesstreich so wenig herzhaft? Warum stirbt jener so ver-

troffen?" — Sehr häufig ward wider den Sieger sofort ein durchs Loos bestimmter neuer Gegner aufgestellt! Die Gefallenen wurden durch Menschen in der Maske des Unterweltgottes Merkur in Empfang genommen; andere Leute in der Maske des etruskischen Dämons Charon prüften mit glühenden Eisen ob die Elenden den Tod nicht etwa blos heuchelten! Durch das „Thor der Todesgöttin" wurden sie auf bereit stehenden Todtenbahren in die Leichenkammer getragen, wo auch diejenigen, in denen sich noch Leben zeigte, vollends getödtet wurden! —

Eine besondere Art der Belustigung in der Arena bildeten die Thierhetzen. Die erste die bekannt ist, wurde 186 Jahre vor dem Beginn unserer Zeitrechnung aufgeführt, angeblich etwa 80 Jahre nach dem Entstehen der Gladiatorenkämpfe. Es gab Familien von Thierkämpfern wie von Fechtern, und ebenso hatte man auch dafür besondere Schulen. Mit ungeheuerer Mühe und gewaltigem Aufwand wurden seltene Bestien aus den entferntesten Ländern nach Rom gebracht. Bei den von Pompejus veranstalteten Spielen sah man 18 Elephanten, 500 bis 600 Löwen, 410 andere afrikanische Thiere; bei den von Cäsar herrührenden 400 Löwen und 40 Elephanten. Bei dem hunderttägigen Feste der Einweihung des Flavischen Amphitheaters unter Titus im Jahre 80 sollen 9000 Thiere getödtet worden sein, bei der Feier des zweiten dacischen Triumphs durch Trajan sogar 11,000. Es bedarf kaum einer besondern Erwähnung daß es namentlich auch Bärenhetzen gab, und daß man die in Thessalien einheimischen Stiergefechte gleichfalls nach Rom verpflanzte.

In der Arena fanden, außer den gewöhnlichen Kämpfen gegen Bestien, auch Hinrichtungen in anderer Form durch diese wilden Thiere statt. Verurtheilte wurden mitunter an Pfähle gebunden und völlig wehrlos, andere nur zur Verlängerung ihrer Qual mit ungenügenden Waffen versehen, den Bestien überliefert, die zuweilen wol sogar zum Menschenfressen abgerichtet waren. Kaiser Maximin ließ Unglückliche auch in die Häute geschlachteter Thiere einnähen, andere mit Keulen todtschlagen. Man hörte die Elenden mit zerrissenen Gliedern und von Blut bedeckt nicht sowol um Begnadigung als um Aufschub ihrer Todespein bis zum nächsten Tage flehen, während wißbegierige Aerzte sich herandrängten um durch die klaffenden Wunden das Innere des menschlichen Körpers kennen zu lernen! Es gab kaum irgend eine bekannte Todesmarter in der Geschichte, die nicht für Belustigung der Römer mit theatralischem Pompe zur Aufführung gebracht wurde. Mucius Scävola mußte die Hand auf dem Kohlenbecken verbrennen. Man sah den Räuber Laureolus am Kreuz hängend von Bestien zerrissen werden. Ein Augenzeuge schildert, wie die Glieder stückweise herabfielen und der Körper kein Körper mehr war. Ein Verurtheilter erschien in golddurchwirktem Purpurmantel mit Goldkränzen auf dem Haupte; doch plötzlich brach überall Feuer hervor und der Elende endete unter furchtbarer Qual in den Flammen.

So weit die Römer ihre Cultur getragen, ebenso weit haben sie auch die Barbarei dieser entsetzlichen Spiele verbreitet. Von Jerusalem bis Sevilla, von England bis Nordafrika gab es keine irgend bedeutende Stadt in deren Arena nicht Jahr für Jahr zahlreiche Opfer geblutet hätten. Auch kennt man nur einen römischen Schriftsteller, der wirklich eine sittliche Entrüstung über diese Gräuel äußerte, Seneca, und er that es erst in späten Jahren und bei einer ganz besonders empörenden Veranlassung. — Von allen römischen Provinzen war es nur Griechenland, in der man sich längere Zeit gegen die Schauspiele der Arena sträubte. Der Philosoph Demonax soll, als es sich um Einführung dieser Belustigung handelte, ausgerufen haben, man möge zuvor den Altar umstürzen, den man der Göttin des Erbarmens geweiht habe. Erst allmählig konnte die hellenische Bevölkerung dazu gebracht werden, einigen Geschmack an dieser Barbarei zu finden.

Ein dritter öffentlicher Ort der Unterhaltung war das Theater. Aufführungen fanden häufig statt. Da sie aber weit weniger Kosten verursachten als die übrigen Schauspiele, und nur den Schein nicht die Wirklichkeit blutiger Thaten vorführten, so vermochten sie es nur wenig, die abgestumpften Gefühle der Römer zu erregen, und selbst dazu bedurfte es der Anwendung eines sittenverletzenden Sinnenkitzels. Die drei stehenden Theater welche Rom vom Beginne der Kaiserzeit an besaß, umfaßten zusammen nicht so viel Zuschauer wie das Amphitheater allein. Der Inhalt der Stücke war meistens roh und niedrig komisch. Aber auch Pantomimen, Gesang und Tanz wurden aufgeführt. Es herrschte die größte Obscönität. Tragödien zogen nur wenig Gebildete an. Der Stand der Schauspieler selbst galt als ehrlos; die Auftretenden bestanden meistens aus Sklaven und Freigelassenen, die wol auch hinterher wegen schlechten Spielens ihrer Rolle mit der Peitsche gezüchtigt wurden. Freilich erlangten die ganz berühmten Künstler eine durchaus andere Stellung. Sie wurden mit Auszeichnungen und Ehren überhäuft, und übten und mißbrauchten unter denjenigen Kaisern, welche (wie Nero) selbst für Künstler gelten wollten, einen in die Staatsgeschäfte oft nur zu sehr eingreifenden Einfluß. Sogar unter Trajans Regierung geschah es, daß Juvenal wegen einer Stelle in seinen Satiren verbannt ward, worin er die Gönnerschaft eines Tänzers bei der Bewerbung um Stellen und Aemter im Heere für wirksamer bezeichnet hatte als die aller Großen des Reichs. Es war eine Anspielung auf einen Pantomimen.

Als vierten Belustigunsort haben wir das Stadium zu bezeichnen, worin Athletenspiele und auch musische Vorträge aufgeführt wurden. Die an die furchtbare Wirklichkeit der Gladiatorenkämpfe gewöhnten Römer fanden wenig Geschmack an den Künsten und Kraftentwicklungen der Gymnastik. Schrieb doch selbst Cicero bezeichnend genug an einen Freund: er werde wol nach den Athleten kein Verlangen haben, da er sogar Gladiatoren verschmähe. In späterer

Zeit, als namentlich Nero das Hellenenthum nach Rom zu verpflanzen suchte, änderte sich dies. Nach Art der Olympischen, schuf dieser Kaiser Neronische Spiele (Neroneen), Wettkämpfe im Wagenrennen, in Gymnastik, Gesang, Musik, Poesie und Beredsamkeit. Noch bedeutender wurde der von Domitian gestiftete Capitolinische Agon (das Wettkampfspiel). Indeß behielten die Römer im Allgemeinen eine geringe Meinung von den Athleten, die allerdings ohne geistige Bildung und nur auf Entwicklung der Muskelkraft bedacht waren. Der Kreislauf ihres Lebens, sagt Galen, sei nichts anders als Essen, Trinken, Schlaf, Ausleerung und Herumwälzen in Staub und Koth.

Richten wir nun zum Schlusse einen vergleichenden Blick auf die öffentlichen Spiele der Griechen und Römer, so tritt uns ein gewaltiger Unterschied entgegen, und wir können über die ganz verschiedenartige Wirkung bei diesen zwei Völkern nicht einen Augenblick im Zweifel sein. Bei den Hellenen mußten die öffentlichen Spiele zum geistigen Aufschwung wie zur körperlichen Entwicklung mächtig beitragen, bei den Römern dagegen konnten sie zwar die Todesverachtung und somit die Tapferkeit fördern, dabei aber stumpften sie vor Allem jedes edlere, humane Gefühl ab und ertödteten dasselbe, ja sie flößten Grausamkeit und Barbarei der ganzen Nation ein, diese gesammte Nation damit sittlich verderbend. Die Gräuel des Kaiserthums wären wenigstens in dem Umfang in welchem sie stattfanden, nicht möglich gewesen ohne das Gewöhnen des Volkes an die Gräuel der Arena. — Die Schauspiele der Römer erklären einen nicht unwesentlichen Theil ihrer Geschichte. —

(Religionswesen.) Wir reden hier nur von dem heidnischen Cultus, dem Christenthum eine Besprechung in besonderer Abtheilung vorbehaltend.

Man betrachtet noch vielfach die römische Religion für völlig identisch mit der griechischen, indem vorausgesetzt wird, nur die Namen lauteten anders; Zeus sei Jupiter, Here = Juno u. s. f. Dies ist ein Irrthum. Die Grundquelle des römischen Cultus war freilich dieselbe wie die des hellenischen. Die Entwicklung und Ausbildung ward aber eine ganz andere, sowol nach der Verschiedenheit der äußeren Einwirkungen bei beiden Nationen, als noch viel mehr nach der innern Verschiedenheit ihres Wesens und Charakters.

Wie bei allen Völkern der alten Welt, und insbesondere den Ariern (den Indo-Germanen), läßt sich bei den Römern der Cultus erweisbar auf einen Naturdienst, den Sabäismus = Anbetung von Sonne, Mond u. s. w. zurückführen (siehe die Einleitung zum gegenwärtigen Werke, S. 25). Die älteste uns überhaupt bekannte Bezeichnung für Gott ist keine andere als die des sinnlich erfaßten Lichtes (div leuchten; *deva = Leuchtsubstanz = Gott). Zu den unzweifelhaft ältesten Göttern der Römer gehörten der Sonnengott Janus, neben ihm Jana, oder nach der ursprünglichen, später wieder aufgenommenen Form, Diana, die Mondgöttin, dann Jupiter und Juno als Gott und Göttin des

Himmels, Alles aber Benennungen die von einem und demselben oben bezeichneten Stamm herrühren und Leuchten bedeuten, wie denn auch das lateinische deus darin seine Wurzel hat. Sodann wurden Saturn, Mars, Faunus, Tellus u. s. w. als Gottheiten der Erde, als unterirdisch hausende Götter angesehen. Der Naturcultus bildete also immerhin die Grundlage des gesammten Religionswesens.

Während nun aber die Hellenen in ihrer genialen, hochpoetischen und schwungvollen Weise diesen Cultus ausbildeten, jeden Gott und jede Göttin individualisirend und humanisirend, hatten die prosaischen, nüchternen, den Nutzen und Vortheil berechnenden Römer keinen Sinn dafür. Phantasie und Speculation fanden bei ihnen wenig Eingang. Eine Mythologie wie sie die Griechen bildeten, blieb ihnen durchaus fremd; selbst die Gelehrtesten wie Varro wußten über den Ursprung ihrer Götterlehre höchstens Vermuthungen aufzustellen. Die großartigen Naturkräfte wurden von den Römern nicht personificirt, sondern vielmehr in einzelne Erscheinungen und Wirkungen zerlegt. Abstracte Begriffe wurden zu Göttern erhoben, wie die Treue (Fides, der König Numa ein Heiligthum errichtete), der Schrecken (Pavor oder Pallor, von König Tullus Hostilius gefeiert); es gab Gottheiten der Saat (Saeturnus), der Blüthe (Flora), der Grenze (Terminus), der Jugend (Juventus), der Eintracht (Concordia), der Wohlfahrt (Salus), der Angst (Angeronia), auch des Diebstahls (Laverna), des Fiebers, der Gespenster und unzählige andere ähnlicher Art. Es gab ferner eine besondere Göttin welche die Kinder stehen, eine die sie liegen, eine die sie sprechen lehrte, eine welche sie an der Mutter Brust gedeihen machte, eine die ihren Knochen Festigkeit verlieh u. s. f. — Am allgemeinsten verehrt, wenn auch nicht mit besonders hoher Würde ausgestattet, waren die Hausgötter, eine Art Schutzgeister, die Laren oder Lasen, deren jeder Römer für sich und seine Familie sich erfreute. Ursprünglich hatte nämlich jedes Haus seine eigenen Götter und seinen besondern Cultus. Der Hausherd war der Altar, der Hausvater der Priester. Nur die Hausgenossen nahmen Theil an der Verehrung des Gottes, dessen Schutz sich auch nur auf sie erstreckte.

Die Einwirkungen des Sabinerthums auf den römischen Cultus brachten, da beide Völker gleichen Stammes waren, kein fremdes Element in denselben. Wol aber geschah dies durch die Etrusker. Wir kennen allerdings nicht die Einzelnheiten, wol aber finden sich gar manche Andeutungen davon.

Später machte sich in viel größerer Ausdehnung der Verkehr der Römer mit den Griechen und deren geistige Ueberlegenheit auch auf dem religiösen Gebiete geltend. Erst in unmittelbarer Nachahmung der Hellenen stellten die Römer Götterbilder auf; bis dahin besaßen sie deren keine; sie hatten nicht einmal Tempel, sondern nur Symbole besessen, wie die heiligen Lanzen für Mars, das Feuer für Vesta, und als Verehrungsstätten Altäre und geheiligte Plätze. Auch

die Sibyllinischen Bücher waren griechischen Ursprungs und in griechischer Sprache geschrieben; diese Bücher machten mit verschiedenen hellenischen Göttern bekannt, die denn besonders in Zeiten der Noth von da an gleichfalls in Rom zur Einbürgerung gelangten. Dennoch blieben dieselben hier etwas fremdartig und ihr Cultus ziemlich äußerlich.

Die Römer waren ihrem Wesen nach viel zu sehr Verstandesmenschen, um sich dem Mysticismus, der innern Vorbedingung gewöhnlich so genannter Religiosität, recht innig hingeben zu können. Dabei war aber ihr Wissen, ihre Intelligenz, insbesondere ihre Erkenntniß der Natur viel zu wenig entwickelt, viel zu sehr beschränkt, als daß sie in dieser Beziehung frei sich hätten erheben können. So setzte sich denn auch bei diesem Volke in Folge von Unwissenheit — der Aberglaube in den mannichfachsten Gestalten fest; der ganze Cultus war wesentlich ein Ceremoniendienst. „Die Religion hatte die Gemüther der Römer fest umschlungen und gebunden. Der Name selbst deutet dies an; denn Religio ist geistige „„Gebundenheit““, d. h. Gewissensangst und Furcht vor dem Zorne der Gottheit." (Ihne.) So finden wir das ganze Leben der Römer von heiligen Gebräuchen durchzogen. Nicht nur die Gesammtheit, sondern selbst jede einzelne Corporation, ja jedes besondere Individuum hatte specielle Götter; keine öffentliche, keine irgend wichtige Privathandlung ward ohne vorgängige Erfüllung jener „frommen" Gebräuche, Sicherungen u. dgl. vollzogen. Dabei finden sich alle Einzelnheiten an bestimmte Regeln und Vorschriften, Formen und Worte gebunden, deren Nichtbeachten den Zorn der Götter und ihre Rache wachruft.

Hatte nun aber der Römer seine formelle Verpflichtung gegen die Götter erfüllt, so erwartete und forderte er hinwieder von ihnen, daß sie ihm die schuldige Gegenleistung gewährten. Es war gleichsam ein Contractsverhältniß; der Vollzug auf der einen Seite schloß die bestimmte Verpflichtung auf der andern in sich. Man befragte die Auspicien, kümmerte sich aber in zahllosen Fällen sehr wenig darum wie dieselben ausgefallen waren. Selten ward ein beabsichtigtes Unternehmen auf die Ungunst der Auspicien hin aufgegeben, — in der Regel wol nur dann, wenn andere Gründe einen üblen Ausgang besorgen ließen, oder wenn die Vornehmen den Plebejern gegenüber einen Vorwand brauchten um einen ihnen unangenehmen Beschluß oder eine solche Handlung abzuwenden. Auch galt es für gleichgültig, ob die Auspicien wirklich günstig ausgefallen waren; wenn die Augurn sie mit Recht oder Unrecht dafür erklärt hatten, so waren die Götter zur Erfüllung der Verheißung verpflichtet; wegen Irrthum oder Täuschung mochten sie mit Denen rechten, von welchen die Fahrlässigkeit oder der Betrug begangen war.

Die Auspicien bestanden in Beobachtung des Fluges und Geschreies der Vögel, der Beobachtung des Blitzes und des Fressens der heiligen Hühner. Die Augurn hatten übrigens ihre Beobachtungen nicht nach eigenem Belieben, sondern

nur im Auftrag der Behörden, der Oberbefehlshaber u. s. f. vorzunehmen, und dann ihre Meldung zu erstatten. Die Religion hatte also den Staatslenkern recht eigentlich zu dienen.

Etwas anderer Art als die Auspicien waren die Haruspicien, die Opferschau, indem man aus den Eingeweiden der geopferten Thiere den Willen der Götter zu erkennen suchte. Diese Form war etruskischen Ursprungs, wie sie denn auch noch in späterer Zeit wesentlich von den Etruskern geübt ward. Waren die Anzeichen anfangs nicht günstig, so setzte man die Sache fort bis sie es wurden.

Der römische Cultus erweist sich im Uebrigen, bis die humanisirende Wirkung des Hellenenthums ihn milderte, roh und barbarisch. Selbst Menschenopfer kamen vor, und zwar sogar noch in bereits bedeutend vorangeschrittener Zeit, wie namentlich nach der Schlacht von Cannä. Die (mit den Sibyllinischen nicht zu verwechselnden) Schicksalsbücher (libri fatales) geboten ausdrücklich solche Menschenopfer. Ihrer Vorschrift gemäß wurden in gefahrvollen Zeiten öfters zwei Menschenpaare, ein Gallier und eine Gallierin, ein Grieche und eine Griechin, auf dem Viehmarkte zu Rom — lebendig begraben.

Daß die Masse des Volkes voll abergläubischer Gebräuche war versteht sich ziemlich von selbst. Wir wollen nur erwähnen daß eine besondere Gabe der Weissagung den Wahnsinnigen beigemessen ward. Eigentlich läßt sich der hiebei zu Grund liegenden Anschauung eine gewisse Berechtigung nicht abstreiten; da man der Vernunft von vorn herein entgegen handelte, nahm man zur entschiedenen Unvernunft, zum vollen Wahnsinn seine Zuflucht. Der berühmteste der römischen Geschichtschreiber, Livius, erzählt Hunderte der albernsten Mirakel und Wunder, und Ovid (Fast. II. 267—452) besingt in beinahe zweihundert Versen, wie eine ehrwürdige Magistratsperson, den religiösen Vorschriften entsprechend, alljährlich nackt durch die Straßen der Stadt lief, ohne deßhalb zum Gegenstand des Gelächters und Spottes zu werden.

Wie gewöhnlich und wie sich aus dem vorhin Bemerkten speciell entnehmen läßt, hatte auch zu Rom die Religion für politische Zwecke zu dienen. Die Gebildeteren entwuchsen bald gar manchen Thorheiten des Cultus. Aber sie erhielten dieselben sorgsam fort in der Masse des Volkes. Der Adel, das Patricierthum, behielt sich die Besetzung der Priesterämter vor; alle Plebejer waren länger davon als von den höchsten weltlichen Stellen ausgeschlossen. Bei Abschaffung des Königthums wurden (wie in der politischen Geschichte bereits angegeben) die priesterlichen Functionen welche der Fürst bis dahin bekleidete, von dem Consulate getrennt und ein eigener Opferkönig (Rex Sacrificulus oder Rex Sacrorum) geschaffen.

Die Uebertragung der höchsten staatlichen Entscheidungen von den Curien auf die Centurien und dann weiter auf die Tribus schloß eine Abschwächung des

geistlichen Elements im Staatsleben in sich, da die Tribusversammlungen mit geringeren Cultusförmlichkeiten verknüpft waren. Das Volk nahm aber wahr, daß die Götter gerade ebenso viel oder wenig wie früher den Wünschen der Betheiligten entsprachen. Es war zugleich Vorsorge getroffen, daß die einzelnen Priester nicht beliebig die Pläne des ersten Standes stören oder gar durchkreuzen konnten. Ebenso, wie sie nur auf amtliches Befragen Meldungen zu machen hatten, blieben sie auch stets dem Landrecht unterworfen. Schon in einer Tragödie von Ennius stößt man auf die nichts weniger als echte Gläubigkeit beweisende Stelle: „Ich glaube daß es Götter gibt, ich glaube aber nicht daß sie sich um das Geschlecht der Menschen viel kümmern; denn wäre es anders, so würde es den Guten gut, den Schlechten hingegen schlecht ergehen, was doch nicht der Fall ist." — Das Auspicienwesen aber, diese Hauptstütze der römischen Religion, ward nicht blos von Schriftstellern und Kritikern mehr oder minder offen angegriffen, sondern es war sogar der Censor Cato, dieser Vertheidiger der alten Sitten, von dem die Bemerkung herrühren soll: Zwei Augurn könnten sich ohne Lachen nicht ins Angesicht blicken!

Wie das Christenthum zur Ausbreitung unter den Römern gelangte, mit deren Wesen es eigentlich gar nicht harmonirte, werden wir in der nächsten Abtheilung unsers Buches schildern.

(Literatur.) Eine Literatur gab es in der Königszeit nicht einmal in schwachen Anfängen. Aeußerst wenig Menschen konnten schreiben, und die Schrift ward, entsprechend der praktischen Richtung der Römer, überhaupt außer für die unmittelbaren Lebensbedürfnisse, nur zur Aufzeichnung von Verträgen benutzt. Zwar wurden, wie bei allen thatkräftigen Völkern im rohen Zustande, die Helden durch Lieder verherrlicht; allein diese Lieder bestanden im Wesentlichen blos aus einer Anrufung der Götter, welcher Anrufung man die Namen der zu Feiernden beifügte. Es sind aus einer bedeutend späteren Zeit s. g. Saturnische Verse auf uns gekommen; aber auch sie zeigen noch eine Dürre und Härte, eine Poesie- und Schwunglosigkeit die unmöglich größer sein könnten. Der Sinn des Römers war einzig und allein auf das praktisch Nützliche gerichtet; er wollte nichts anders als ein tüchtiger Landwirth, tüchtiger Krieger, tüchtiger Staatsbürger sein; alles Weitere kümmerte ihn sehr wenig. Darum beschränkten sich seine geistigen Beschäftigungen auf rationellen Betrieb der Landwirthschaft und dann auf Ausbildung des formalen Rechtes, woraus sich später die Rechtswissenschaft entwickelte. Ein nationales Epos konnte bei diesem Volke unter solchen Verhältnissen unmöglich entstehen; es besaß nicht einmal eine Geschichtschreibung in rohester Form.

Das Erste was auftauchte, eine Literatur vorbereitend, waren einfache Sprüche und die vorhin erwähnten ebenso einfachen Erwähnungen der Helden, — die wir jedoch unmöglich als „Heldenlieder" bezeichnen können.

Die Unterwerfung Großgriechenlands (Unteritaliens) und der Insel Sicilien brachte die rohen Sieger mit hellenischer Cultur in Berührung. Natürlich bewährte diese griechische Cultur ihre Ueberlegenheit. Der wachsende Reichthum vieler Familien in Rom machte dieselben mitunter einer bessern Bildung zugänglich. Allerdings schieden sich darüber die Parteien, indem namentlich ein Theil der herrschenden Patricier alle Neuerungen haßte, als gefährlich für die alte Sitte und das Gedeihen des Staates. Allein was Rom selbst bot, konnte, sobald die erste Berührung mit einem gebildeten Volk einmal erfolgt war, gar Vielen eben doch nicht mehr genügen.

So erscheint denn auch hier das Hellenenthum als Träger der Bildung. Während die Römer das griechische Land mit Waffengewalt ihrer Herrschaft unterwarfen, ging gleichzeitig eine geistige Eroberung in entgegengesetzter Richtung vor sich: die griechische Bildung breitete sich, römische Uncultur zurückdrängend, über Italien aus. Leider war es nicht mehr die Zeit der geistigen Blüthe von Hellas, sondern es handelte sich zunächst nur um die durch die Eroberungssucht des macedonischen Alexander verkümmerten Spätfrüchte.

Die ersten Dichter welche in der römischen Literatur auftraten waren Griechen von Geburt: Livius Andronicus, Cnäus Nävius und Quintus Ennius. Der Erstgenannte, ein geborener Tarentiner, war bei der Eroberung dieser Stadt im Jahre 272 als Kriegsgefangener in römische Sklaverei gefallen, jedoch von seinem Herrn freigelassen worden. Er wußte sich durch Uebersetzungen und Nachbildungen griechischer Tragödien und Komödien beliebt zu machen. Nävius, ein in Campanien geborener Grieche, ward römischer Bürger und wohnte als solcher verschiedenen Feldzügen bei. Er versuchte es, der aristokratischen Geistesentwicklung entgegentretend, die Literatur national und volksthümlich zu erhalten; die Angriffe auf hervorragende Patricier in seinen Komödien zogen ihm indeß die Verbannung zu, in welcher er im Jahre 204 zu Utika starb. Der im Jahre 239 in Calabrien geborene Ennius kam als Sprachlehrer nach Rom, erlangte die Gunst hervorragender Männer und starb im Jahre 169 als römischer Bürger.

Das erste Stück des Andronicus gelangte im Jahre 240, das erste des Nävius 235 v. Chr. zur Aufführung. Beide hatten den Geschmack der Masse des Volkes ins Auge gefaßt. Bei der niedrigen Culturstufe der damaligen Römer konnten diese Werke nur einfach und kräftig; aber noch wenig durchgebildet sein. Ennius schuf feinere Formen. In seinen Annalen, einem epischen Gedicht, brachte er zuerst den Hexameter in der lateinischen Poesie zur Anwendung; u. a. übersetzte er auch die Tragödien des Euripides in die Sprache der Römer.

Als Zeitgenosse des Ennius erscheint denn auch ein Italiker auf dem Gebiete der Literatur: Marcus Attius Plautus, der Sohn armer Eltern aus Umbrien, der sich selbst mit niedriger Handarbeit (zuletzt durch Drehen einer Hand-

mühle) ernähren mußte und im Jahre 184 starb. Seine Schauspiele sind den attischen der spätern Periode nachgebildet, jedoch soweit dies überhaupt möglich, der römischen Anschauungsweise und Sprache trefflich angepaßt. Obwol den Gegenständen nach auf einen ziemlich engen Kreis beschränkt, zeichnen sie sich durch einen so vorzüglichen Humor aus, daß z. B. Molière in seinem „Geizigen" verschiedene Scenen dem Plautus entnommen hat, und auch Lessing denselben benutzte. — Später als Plautus erschien Publius Terentius Afer, geb. 193 in Karthago, als Sklave nach Rom gebracht, hier jedoch durch seinen Herrn freigelassen und von hervorragenden Männern begünstigt; indeß starb er schon im 39. Altersjahre. Er lieferte freie Bearbeitungen des Menander, weniger kräftig als die Stücke seines eben genannten Vorgängers, aber feiner dem Inhalt und abgerundeter der Sprache nach.

So ward das römische Theater von Anfang an eine Nachbildung des griechischen, allein — ohne dessen Freiheit. Bis zum 6. Jahrhunderte Roms ward kein Römer auf der Bühne dargestellt. Außer Nävius, der dafür verfolgt ward und Abbitte thun mußte, wagte kein Dichter eine politische Anspielung. Es ist in hohem Grade bezeichnend daß selbst während des Hannibal'schen Krieges, der doch in alle Verhältnisse der Römer so tief eingriff und so gewaltige Anregung bot, die Bühne keinerlei politische Färbung hatte und jeder politischen Bedeutung entbehrte. Eine solche Erscheinung wäre bei den Griechen unmöglich gewesen.

Nach schwachen Versuchen, das Theater für alle Theile des Volkes ansprechend zu machen, sehen wir im Uebrigen das römische Element sehr bald durch das griechische verdrängt. Die Dramen führten den Römern beinahe ausnahmslos griechische Charaktere und Zustände vor Augen; sie konnten daher nur die Aristokratie, welche sich damit bekannt gemacht, ansprechen. Die Folge hiervon war, daß eine Entwicklung der dramatischen Literatur auf eigentlich nationaler Grundlage nicht stattfand, im Zusammenhange damit aber auch, daß die Scheidung des Volkes in zwei Classen — Gebildete und Ungebildete — rasch sich weiter entwickelte, und die Kluft zwischen beiden in erschreckender Ausdehnung sich vergrößerte. Kein Wunder, daß die Masse das Schauspiel verließ um die Gladiatorenkämpfe aufzusuchen.

Indeß entstand in den aristokratischen Kreisen selbst eine starke Gegenströmung. Eine bedeutende Partei bekämpfte heftig das Eindringen eines fremden Geistes, der „neuen Weise". So wissen wir, daß im Jahre 173 Philosophen von der Schule Epikurs, dann im Jahre 161 Philosophen und Rhetoren überhaupt aus Rom vertrieben wurden; ebenso entledigte man sich im Jahre 155 der attischen Gesandtschaft so schnell als möglich, damit nicht, nach Cato's Ausdruck, die römische Jugend durch sie verdorben werde. Indeß war die Strömung der Zeit eben doch eine andere. Unter den Männern welche für die neue Bildung wirkten steht der

ältere Scipio der Afrikaner voran; ja Cato selbst erkannte das Bedürfniß sich mit der griechischen Sprache und Literatur bekannt zu machen.

Bezeichnend ist es übrigens, daß die römische Poesie mit den vorhin erwähnten Dichtern ihren ersten Kreislauf vollendet hatte. Erst in der Zeit des Augustus traten wieder nennenswerthe Poeten auf, zwar wesentlich anderer Art, aber dennoch solche welche nur für ein der Masse entrücktes „gebildetes" Publikum schrieben.

Die Geschichtschreibung hatte mittlerweile begonnen; es war während des Hannibal'schen Krieges. Fabius Pictor und Cincius Alimentus werden als die ersten römischen Annalisten bezeichnet. Scipio africanus der Aeltere beschrieb einen Theil seiner Thaten in Briefen; sein Sohn und Acilius Glabrio stellten die ganze römische Geschichte in Annalenform dar. Sie alle bedienten sich — der griechischen Sprache. — Dagegen wurde der alte Porcius Cato (geb. 234 v. Chr., gest. 149), gleichsam Begründer ebenso der lateinischen Prosa wie der römischen Beredsamkeit. Er bearbeitete die Urgeschichte seines Volkes. — Alle diese Werke sind, höchstens mit Ausnahme von Bruchstücken, verloren gegangen.

In der letzten Zeit der Republik, einer Periode höherer Cultur, mußte Jeder der auf Bildung Anspruch machte mit der Literatur bekannt sein; eigene Leistungen auf ihrem Gebiete galten als ehrenvoll. Zunächst stieg die Zahl der Annalisten ganz ungemein. Hervorragende Männer schrieben Denkwürdigkeiten ihrer Zeit, so Rutilius Rufus, Sulla und Titus Pomponius Atticus; auch Asinius Pollio gehört in diese Classe, obwol er persönlich keine hohen Staatsämter bekleidete. In eminent hervorragender Weise erschien später Cäsar auf diesem Gebiete (über den Gallischen und über den Bürgerkrieg); seine einfache, klare Darstellung muß als meisterhaft anerkannt werden. In die gleiche Kategorie gehören die Schriften des Sallustius Crispus (geb. 86, gest. 35 v. Chr.; über die Verschwörung Catilinas und über Jugurtha). Wenig bedeutend sind dagegen die Arbeiten des Cornelius Nepos.

Aber auch andere Zweige der Literatur verdanken der letzten republikanischen Periode treffliche Leistungen. Vor Allen nennen wir die zahlreichen Schriften des hervorragenden Staatsmannes, Rechtsgelehrten und Redners Marcus Tullius Cicero (geb. 106 in Arpinum), theils rhetorischen, theils philosophischen Inhalts. In Betracht des gewaltigen Einflusses den Cicero auf die gesammte römische Literatur ausübte, haben wir bei diesem Manne etwas zu verweilen. Seine ganze Wirksamkeit gerade auch im politischen Leben beruhte auf seiner geistigen Bildung; denn er besaß, wie schon Schlosser bemerkte, weder großes Vermögen, noch eine einflußreiche Familienverbindung, noch militärischen Ruhm der alles dieses zu ersetzen pflegte; auch muß zugestanden werden, daß sein Charakter ihm ein bleibendes Ansehen nicht verschaffen konnte, da demselben die altrömische Festigkeit und Ausdauer mangelte welche einen Cato so sehr schmückte.

Seine Bildung war aber wesentlich die hellenische. Ciceros sämmtliche Lehrer mit Ausnahme jener in der Rechtswissenschaft waren Griechen; er selbst hielt sich des Studiums wegen längere Zeit in Hellas auf. Allein er wußte die griechischen Formen mit dem innern Wesen des römischen Volkes glücklich zu verschmelzen und die geistigen Errungenschaften der Hellenen möglichst zum Gemeingut aller Gebildeten seiner eigenen Nation zu machen. So gelang es ihm, auf den Charakter der römischen Literatur bestimmend einzuwirken. Ciceros Zeitalter bezeichnet insbesondere den Höhepunkt der römischen Prosa. Ohne auf dem Gebiete der Philosophie durch eigene Forschungen oder ein neues System sich auszuzeichnen, wirkte er durch Verbreitung der Resultate dieser Wissenschaft unter seinen Zeitgenossen entschieden mehr als irgend ein Grieche oder ein anderer Römer. Er verstand es überdies selbst die trockensten Gegenstände, wie namentlich die der Rechtswissenschaft, von einem philosophischen Standpunkte aus zu behandeln. — Der Einfluß der Schriften Ciceros beschränkte sich zudem nicht auf seine Zeit; trotz ihres heidnischen Ursprungs und trotz des bei den christlichen Völkern herrschenden Bigottismus, standen seine Werke während des ganzen Mittelalters ja noch später in ungewöhnlicher Geltung.

Es ist übrigens hier der Ort zu erwähnen, daß in dieser Zeit von jedem Manne der nach einer hervorragenden Stellung im öffentlichen Leben strebte, eine höhere wissenschaftliche Bildung gefordert ward. So zeichnete sich namentlich Marcus Brutus, ebenso wie er Staatsmann und Redner war, auch als philosophischer Schriftsteller aus. Für den gelehrtesten und fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit galt indeß Terentius Varro, dessen Arbeiten sich über die verschiedensten Gebiete verbreiteten, geschichtliche, agronomische und hinwieder poetische Gegenstände behandelnd.

Auf dem Gebiete der Dichtung hatte sich mittlerweile die Satire entwickelt. Später erschien Lucretius Carus (geb. 99, gest. 55 v. Chr.) mit sechs Büchern über die Natur der Dinge. Während sein Vortrag noch vielfach schwerfällig und herb ist, zeichnet sich der des Valerius Catullus (geb. 76, gest. schon mit 30 Altersjahren, 46 v. Chr.), durch Gewandtheit und Formvollendung aus. Seine Dichtungen bestehen theils in Nachbildungen der Griechen, theils in Ergüssen der Liebe oder des Hasses.

Wir kommen zum Beginne des Augusteischen Zeitalters. Es ist die Glanzperiode der römischen Poesie, obwol die Glanzperiode der Prosa bereits aufgehört hatte. Wie einst die Tyrannen im alten Griechenland und auf Sicilien zur Täuschung der Schwachen und in dem aus Eitelkeit hervorgegangenen Streben nach Ruhm bei der Nachwelt, ihrerseits Kunst und Philosophie begünstigt hatten, so suchte Augustus, geleitet durch die nämlichen Beweggründe, als Beförderer der Literatur zu glänzen. Seine höchstgestellten Beamten, insbesondere Mäcenas, unterstützten hervorragende Schriftsteller; der Kaiser selbst gestat-

tete ihnen in der ersten Hälfte seiner Regierung auch einige Freiheit. Als er sich aber sicher fühlte in der Gewalt duldete er keine freie Aeußerung mehr sondern schritt, der Natur des Alleinherrscherthums entsprechend, mit Strenge gegen Kundgaben dieser Art ein. Die natürliche Folge war, daß die ganze Literatur nach kurzer Zeit in vollständiges Sinken gerieth und alsbald außerordentlich herabkam. Mit der Freiheit war ihr eben die Lebensluft entzogen.

Es ist übrigens hier vor Allem zu bemerken, daß sämmtliche hervorragende Schriftsteller der Augusteischen Periode, höchstens mit Ausnahme des Ovid, durch Geburt und Vorbildung noch den Zeiten der Republik angehörten. Ihr Ruhm gebührt somit nicht der Monarchie sondern dem Freistaate. Diesem waren sie entsproßt; jene erntete hier was Andere gesäet. Dagegen können wir vielfach wahrnehmen, daß namentlich die Dichter auf ihre hohen Gönner übermäßige Rücksicht nehmen mußten, ja daß die gesammte Poesie der Masse des Volkes (und zwar nicht blos des Pöbels) noch weit mehr als bisher entfremdet und zu einer Hofpoesie umgewandelt wurde. So erscheint denn auch eine Reaction im Volke gegen die neuen Dichtungen begreiflich: vielfach zog man die Alten, einen Andronicus, Nävius und Ennius, trotz der Härte ihrer Sprache und der veralteten Ausdrücke, den in Wirklichkeit viel höheren Leistungen der Zeitgenossen vor. Es ist dabei bezeichnend, daß der einzige nennenswerthe Dichter, welcher nicht mehr der republikanischen Zeit angehörte, Ovid, seine Dichterlaufbahn zu Rom gerade durch ein Dictat des Selbstherrschers gewaltsam abgeschnitten bekam.

Von den einzelnen Dichtern nehmen Virgilius (eigentlich Vergilius) Maro und Horatius Flaccus die ersten Stellen ein, jener im Jahre 70, dieser 65 vor unserer Zeitrechnung geboren; beide auf Grundlage der hellenischen Literatur gebildet. Durch die Ackerverschenkungen der Triumvirn mit der Vertreibung von seinem elterlichen Gute bedroht, suchte Virgil Schutz bei den Gewalthabern. Dem Augustus schmeichelte es, daß der Dichter des Kaisers Geschlecht auf die Göttin Venus zurückführte. Doch wie dem sei: Virgil schuf in der „Aeneide" ein vorzügliches, von den Römern bewundertes und noch heute mit Recht hochgeschätztes Epos, dessen Schönheit ein vollendeter Versbau und eine blühende Sprache ungemein erhöhen, so daß es zum Muster in seiner Art wurde.

Horaz hatte mit der Begeisterung des Jünglings in Brutus' Heer bei Philippi gekämpft. Seines väterlichen Grundbesitzes beraubt, sah er sich nach eigenem Ausdruck „durch die kühne Armuth" zur Dichtkunst getrieben. Virgil verschaffte ihm die Bekanntschaft des Mäcenas und so ward er bei bescheidenen Ansprüchen der drückendsten Sorgen enthoben. Doch er selbst hatte ja geäußert: durch jene republikanische Niederlage seien ihm die Flügel verschnitten worden. Nicht daß er zum lohndienenden Hofpoeten herabsank. Aber er sah sich in der Auswahl seines Stoffes beschränkt und bekam überhaupt eine andere geistige Richtung aufgenöthigt, als die seinem mit glühender Begeisterung erstrebten Ziele

entsprach. Seine „Satiren" geißelten den Geiz, die Habsucht, den Hochmuth, die Unmäßigkeit und dergl. Fehler, durften sich dagegen auf das politische Gebiet nicht wagen, und bei den „Oden" war dies ohnehin ziemlich ausgeschlossen. Horaz betheiligte sich nun aber auch überhaupt nicht mehr an den öffentlichen Vorgängen; er mied in späterer Zeit die Hauptstadt und widmete sich in der Zurückgezogenheit philosophischen Studien.

Die übrigen hervorragenden Dichter der s. g. Augusteischen Periode waren Tibull (geb. um das Jahr 50, gest. 19 v. Chr.), Properz (geb. etwa 47) und Ovidius Naso (geb. 43). Die von den beiden Erstgenannten ausschließlich, vom Letzten theilweise cultivirte Dichtungsart ist die Elegie. Ovid beschäftigte sich übrigens auch mit andern Poesien; seine hervorragendsten Werke sind die „Metamorphosen" (die mythologischen Verwandlungen) und „die Fasten", ein römischer Festkalender worin er an den Jahrestagen insbesondere die Großthaten der Vorfahren besingt, von welchem Kalender er aber nur die erste Hälfte (die 6 ersten Monate) vollständig bearbeitete. Von Augustus im Jahre 8 n. Chr. in eine barbarische Gegend am Ausflusse der Donau (nach Tomi) willkürlich verbannt, ertrug er dieses Schicksal in wenig männlicher Weise. Alle Klagen, alle Bitten verschafften ihm nicht die Erlaubniß zur Rückkehr nach der geliebten Hauptstadt, und so starb er denn im Jahre 17 in der Verbannung. — Außer diesen Dichtern haben wir noch den Phädrus zu erwähnen, einen Thracier der als Sklave nach Rom kam, durch Augustus freigelassen wurde und die unter Aesops Namen in Griechenland verbreiteten Fabeln lateinisch bearbeitete. — Die Schauspieldichtung sank in dieser Zeit tief herab; sie bewegte sich in der gemeinsten Komik. — Die Tragödiendichtungen ermangeln ebenfalls aller Bedeutung. Das moderne Schauspiel ward dem Volke immer mehr entfremdet. Es war ausschließlich auf die Vornehmen mit ihrer wesentlich griechischen Bildung oder Scheinbildung berechnet. So verließ denn die Masse des Volkes die dramatischen Darstellungen — um zu den Gladiatoren und den Thierhetzen zu eilen.

Während nun aber die Dichtung anfangs, so lange sie wenigstens noch halbe Freiheit genoß, vieles Mangelhafte durch die Form ersetzen und das ihr Fehlende durch Kunst der Aufmerksamkeit der Leser zu entziehen verstand, zeigte sich in der Prosa sofort der Verlust der vollen Freiheit durch Mangel an Kraft und Einfachheit. Wollte der Schriftsteller nicht zum blinden Lobredner der herrschenden Gewalt sich herabwürdigen, so hatte er nicht einmal beliebige Wahl des zu behandelnden Stoffes, er mußte Schilderungen der Gegenwart meiden. So flüchtete sich Livius, weitaus der hervorragendste Prosaiker dieser Periode, indeß in Wirklichkeit ebenfalls noch ein Sohn des Freistaats (geb. 59 v., gest. 17 n. Chr.), da nunmehr der Freimuth verbannt war, zur Darstellung der Geschichte der alten Zeit, die er denn — rhetorisch behandelte. Dennoch ward seine Römische Geschichte ein Nationalwerk. Wir haben uns in der Einleitung zur gegenwärtigen

Abtheilung (Seite 212) über dessen Mängel bereits ausgesprochen. — Sehr wenig bedeutend war ein anderer Geschichtschreiber dieser Periode, Trogus Pompejus, aus dessen Buch ein von Justin verfaßter Auszug auf uns gekommen ist.

Man kann sich nicht wundern, daß in der zweiten Hälfte der Regierung des Augustus das höhere literarische Wirken gleichsam ganz aufhörte. Ein öffentliches Leben in der besseren Bedeutung des Wortes gab es ohnehin nicht mehr; es hatte aber auch die Verfolgung der nicht unbedingt kriechenden Schriftsteller begonnen. Wir haben bereits der Verbannung des Ovid gedacht. Früher schon war das Geschichtsbuch des Labienus wegen seines Freimuths den man als Frechheit zu bezeichnen beliebte, öffentlich verbrannt, und der in seiner Sicherheit bedrohte Verfasser dermaßen geängstigt worden — daß er sich selbst tödtete. Im Jahre 8 n. Chr. sah sich der Redner Cassius Severus gleichfalls wegen seines Freimuths in die Verbannung getrieben. Aus dem Jahre 11 ist sodann die Nachricht erhalten, der Herrscher habe eine Anzahl mißliebiger Schriften aufsuchen und verbrennen lassen und er habe überdies deren Verfasser bestraft. — In der Folgezeit ward das Verhältniß der Geschichtschreiber ein noch viel schlimmeres, wie namentlich das Beispiel des überzeugungstreuen Cremutius Cordus beweist (vergl. S. 307).

Mit der längeren Dauer der römischen Herrschaft in den Provinzen verbreitete sich auch dort die römische Cultur sammt der Literatur immer mehr und drang in immer größere Kreise. Räumlich ward sehr viel gewonnen, aber dadurch vermochte der Mangel an geistiger Freiheit nicht ersetzt zu werden, um so weniger als in Folge der Weltherrschaft die ganze Bildung, jeder Anregung aus andern Ländern entbehrend, den Charakter der Einförmigkeit an sich trug. Noch eine Wahrnehmung drängt sich auf: unter den bessern Schriftstellern der folgenden Zeiten werden wirkliche Römer oder selbst Italiker immer seltener; es sind fast nur noch Provinzialen die sich bemerkbar machen; erst Spanier oder Gallier (wie Seneca, Lucan, Martial, Quintilian, Columella &c.), dann noch später Griechen und Asiaten (Lucian u. a.). — Schlosser hebt die Ausbreitung der römischen Cultur in jener Zeit hervor, — eine Verbreitung die größer gewesen als je vordem. Dann fährt er fort: „Betrachten wir dagegen das Wesen der damaligen Bildung und Literatur, so finden wir daß überall der wahre Zweck aller Bildung oder die Entwicklung des innern Lebens bei Seite gesetzt wurde, und daß nur gelehrtes Wissen, die Form der Bildung und ihr Werth für den Gebrauch im geselligen Verkehr, so wie der Nutzen den die Erfahrungswissenschaften für das rein materielle Leben und für den Erwerb haben, das Endziel aller geistigen Thätigkeit bildeten. Gelehrte, geistreiche und witzige Unterhaltung waren die eigentliche Seele des Lebens der gebildeten Classe . . . Allein die Vorzüge waren mit großen Opfern erkauft worden. Die allgemeine Geistesrichtung hatte alle Kraft und Natur aus dem Leben verscheucht; die Wissenschaft war eine Dienerin eitler oder gemeiner Zwecke geworden; in den vielen Schulen wurden Lehrer und

Schüler in gleich hohem Grade von leerer Einbildung, von übermüthigem Stolze, von falschem Geschmack und von Gesinnungslosigkeit beherrscht; hinter die gepriesene Eleganz der Unterhaltung und das geistreiche Spiel mit Begriffen, Ideen und Kenntnissen versteckten sich Rohheit des Herzens, Leerheit der Seele, Eigennutz des Sinnes und ein meist oberflächliches Wissen. Nur eine einzige unbedingt bessere Seite bietet der Charakter der damaligen Bildung und Literatur dar: die nützlichen Wissenschaften gediehen nämlich seitdem ebensosehr, wie einst unter den Ptolemäern und Seleuciden."

Die Historiker aus der nächsten Periode haben wir soweit sie römische Geschichte schrieben, bereits S. 212 erwähnt. Unter ihnen befindet sich ein einziger der seiner wirklich ausgezeichneten Werke wegen nochmals besonders genannt werden muß; es ist der unsterbliche Tacitus. Von denen, welche andere als römische Geschichte behandelten, nimmt der Kleinasiate Arrian (Statthalter von Kappadocien) mit seinem Buch über die Feldzüge des macedonischen Alexander eine rühmliche Stelle ein. Außerdem mögen noch neben dem schon öfter genannten Böotier Plutarch, die beiden jüdischen aber mit dem Hellenenthum bekannten Schriftsteller Philo und Josephus angeführt werden, von denen namentlich der Letzte das culturhistorische Verhältniß seiner Landsleute und deren Beziehungen zu den übrigen orientalischen Völkern möglichst glänzend darstellte.

Von Dichtern giebt es nur noch wenige welche in eine höhere als die dritte oder vierte Classe gehören: Lucan, der zu Neros Zeit in einem Heldengedichte den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus besang, dann, weil in eine Verschwörung verwickelt, sich selbst die Adern öffnete; der Satiriker Juvenal (um das Jahr 100 n. Chr.), der leichtfertige und schlüpfrige Petronius Arbiter, der witzige Epigrammendichter Martial, und der schon mit 28 Jahren verstorbene talentvolle und sittliche, allein schnell vergessene Persius. Martial liefert u. a. einen recht sprechenden Beweis daß, je verabscheuungswürdiger die Despoten sind, desto schamloser und hündischer die Kriecherei vor denselben zu sein pflegt. Er sagt u. a. (4. Epigramm des 9. Buches) in 14 schwülstigen Versen: Wenn der Kaiser Domitian den Göttern im Olymp ein Darlehen gewähren, somit ihr Gläubiger werden wollte, so müßten sie, diese Götter als Schuldner in Fallimentszustand gerathen.

Von Schriftstellern auf sonstigen Gebieten nennen wir den Philosophen Seneca, von dem wir unten nochmals reden werden; dann Quinctilian, den Lehrer der Beredsamkeit, endlich Plinius den Aeltern, dem wir ein den damaligen Stand der Naturwissenschaft mit allen Vorzügen und Mängeln bezeichnendes umfassendes Werk verdanken (der Verfasser büßte seinen Eifer für Naturkunde bei der bekannten großen Eruption des Vesuv mit dem Leben), und dessen Neffen Plinius den Jüngern, einen Staatsmann und Freund von Trajan und von

Tacitus, dessen Briefsammlung, über die damaligen Verhältnisse manches Licht verbreitend, in vielfacher Beziehung einen besondern Werth besitzt. —

Kaiser Hadrian, der selbst für einen Gelehrten in allen Zweigen gelten wollte, setzte einen Stolz darein als Förderer der Wissenschaft und Literatur zu glänzen. In Wirklichkeit erwiesen sich seine Bemühungen nicht erfolglos, allein sie waren eben doch von den unvermeidlichen Folgen einer nur von oben ausgegangenen Begünstigung begleitet, indeß diese Literatur im Volk selbst nicht wurzelte.

Die spätere Zeit brachte den Dichter Calpurnius, dann den Apulejus, einen Afrikaner dessen Geschichte des goldenen Esels ungewöhnliche Verbreitung erlangte. Von dem Satiriker Lucian und dem philosophischen Kaiser Marcus Aurelius werden wir unten noch sprechen.

Das Emporkommen des Christenthums erwies sich auch der römischen Literatur sehr schädlich. Die Schriften der Neugläubigen kannten keinen andern, keinen höhern Zweck als den der Verherrlichung ihrer Kirche. Ausschließlich erfüllt von diesem Streben, unterordneten die Verfasser demselben jede sonstige Rücksicht, oder es mußte sich vielmehr alles Andere zu diesem Behuf verwenden oder auch mißbrauchen lassen. Die ganze Geschichte ist bei ihnen — entgegen den Anschauungen der Griechen und heidnischen Römer — nur der christlichen Kirche wegen vorhanden. Um eine Uebereinstimmung der biblischen Angaben mit den sonstigen Ueberlieferungen darzuthun, faßten sie alle auffindbaren Priestermährchen und sonstige werthlose Notizen zusammen, und die Chroniken des Mittelalters wiederholten diese Dinge und nahmen eine solche Darstellungsweise überhaupt für sich zum Vorbilde. Wie es mit der Wahrhaftigkeit der Verfasser beschaffen war läßt sich beispielsweise aus der Thatsache erkennen daß selbst Eusebius Dasjenige was er in einer Schrift zum Lobe des unglücklichen Sohnes Constantins, des Crispus gesagt hatte, in einer späteren Schrift überging, weil das Lob der Tüchtigkeit des Sohnes freilich wenig geeignet war den Ruhm des ihn mordenden Vaters, des „Apostelgleichen" zu erhöhen. Die Schriftstellerei wie die gesammte Wissenschaft ward vom Wissen zum Glauben hinübergedrängt. Jede freie geistige Bewegung wie jede Selbständigkeit des Charakters mußte aufhören. Insbesondere wirkten Basilius der s. g. Große und Gregor von Nazianz in dieser Richtung. Kaiser Julian, der in ihnen wenigstens Männer der Wissenschaft ehren zu können glaubte, und der hochherzig genug über ihren Fanatismus hinwegsah, ward nach seinem Tode von Gregor mit den rohesten Schmähungen überschüttet; der fromme Mann entblödete sich nicht hintenher darthun zu wollen daß alle Tugenden des Abtrünnigen nichts als glänzende Laster gewesen seien und daß ein Ungläubiger eben auch ein verworfener und nichtswürdiger Mensch sein müsse. — Gregor war der eigentliche Begründer der Mönchspoesie. An die Stelle der heidnischen Gedichte sollten christliche treten. Der bescheidene heilige Mann verfaßte ein Heldengedicht dessen Heros er selbst war. Theile der Evangelien sowie ein

Geschlechtsregister Christi verwandelte er in Hexameter, sodann brachte er Christus in ein Drama, und ward damit wol der Vater der im Mittelalter allgemein aufgeführten und bis heute noch nicht überall erstorbenen Passionsspiele.

Später kamen die beiden Heiligen Ambrosius von Mailand und Augustinus. Des Erstern haben wir in der Darstellung der politischen Ereignisse mehrmals gedacht. Beide würdigten die ganze Geschichte, wie es Schlosser nennt, zu einer Dienstmagd der Kirche herab. Von dieser Zeit an „nahm die Welt einen ganz theologischen Charakter an; die Menschen wurden nicht mehr durch Verstand oder überhaupt durch rein geistige Interessen geleitet, sondern durch Aberglauben, durch Gewalt und durch die Bedürfnisse des äußeren Lebens". — Cassiodor sprach es unbedenklich aus, daß er von äußeren Dingen vor Allem auf die Pflege einerseits des Gedächtnisses, anderseits der Stimme und des Vortrags hinwirke, und zwar auf jene weil der Geistliche des Gedächtnisses bedürfe zum Auswendiglernen und Behalten der heiligen Schrift, auf diese weil sie beim Predigen und dem Absingen der Psalmen nothwendig sei. — So schien denn die ganze Menschheit gleichsam verurtheilt, vom Anfang bis zum Ende des Lebens blos das Werkzeug für mönchische Zwecke zu bilden. Der praktische Erfolg zeigte sich während des ganzen nächstfolgenden Jahrtausends im tiefgesunkenen sittlichen Zustande unseres Geschlechtes gerade ebenso wie in dessen materiellem Elende und seiner geistigen Verkommenheit.

Ueberblickt man die römische Literatur in ihrer Totalität, so erweist sich dieselbe als eines der wichtigsten geistigen Erzeugnisse eines großen Culturvolks. Sie ist reich und trefflich in vielfachen Beziehungen, tritt indeß gleichwol der hellenischen keineswegs vollkommen ebenbürtig zur Seite. Sie ermangelt des hohen genialen Schwunges und der Originalität dieser letzten, steht ihr aber auch darum vollständig nach, weil sie größtentheils nicht dem Volksleben selbst entstammte, darum nicht wahrhaft volksthümlich war wie die Literatur der Griechen.

Zu diesem ersten Mißstande kam ein zweites verderbliches Moment: der Mangel an Freiheit von der Zeit des Untergangs der Republik an. Ein künstlicher Reiz des Ausdrucks sollte diesen Mangel ersetzen oder verbergen, allein dies führte nur dazu, daß die Sprache aufhören mußte der einfache natürliche Ausdruck der Empfindung zu sein. Künstelei trat an die Stelle der Wahrheit.

Als aber erst die gesammte Literatur nur noch zum Werkzeug einer beschränkten Theologie geworden war, verlor sie innerlich allen und jeden Werth. Die Schriften aus dieser spätesten Periode können heute beinahe nur noch als Curiositäten ansprechen oder als Denkzeichen, in welcher Weise der menschliche Geist eingeengt und mißhandelt wurde.

Schließlich ist hier noch zu erwähnen daß die materielle Verbreitung der Schriften schon zur Zeit des Freistaats eine weit größere war als man für jene der Druckerfindung so weit vorgängige Perioden gewöhnlich annimmt. Ins-

besondere wurden Tausende von Sklaven (worunter vorzüglich Griechen) mit Anfertigung von Abschriften beschäftigt. Es geschah dies sogar gewerbsmäßig. Eigene Händler lebten von dem Verkaufe der Schriften. Die Werke hervorragender Schriftsteller waren in Tausenden von Exemplaren im ganzen Reiche verbreitet. Die vornehmen Römer besaßen eigene Bibliothekzimmer. Auf den Repositorien eines solchen zu Herculanum fand man 1700 Schriftrollen. Der Grammatiker Epaphroditus erfreute sich einer Sammlung von 30,000, der Erzieher des jungen Gordian einer solchen von 62,000 Schriften. Der Besitz einer Bibliothek gehörte zum guten Tone, und häufig bewirkte die Eitelkeit, was die Liebe zur Wissenschaft nicht vermocht hätte. Allerdings war darum aber auch die Wirkung diesem Beweggrunde entsprechend.

(Philosophie.) Die nüchternen, kalt berechnenden Römer besaßen wenig Anlage und Neigung zu philosophischen Speculationen. Dagegen bildete sich bei ihnen eine empirische Art unmittelbar praktisch verwendbarer Philosophie. Von philosophischen Lehrgebäuden wollten namentlich die Patricier der ältern Zeit nichts wissen. Wir haben vorhin schon angeführt daß im Jahre 173 vor unserer Zeitrechnung epikuräische Philosophen, 12 Jahre später Philosophen und Rhetoren überhaupt aus Rom verbannt wurden. Gleichwohl fand zunächst die Lehre Epikurs Anhänger, jene Lehre, wonach das höchste Gut und der Zweck des Lebens im vernünftigen besonders geistigen Genusse besteht, die Seele aber als vom Körper untrennbar und als wesentlicher Bestandtheil dieses physischen Körpers angesehen wird.

Später erlangte die Lehre der Stoiker ziemlich weite Verbreitung unter der Classe der Gebildeten. Sie entsprach am meisten der Natur und dem Wesen der Römer; darum ward sie unter ihnen weit mehr als unter den Hellenen selbst heimisch. Insbesondere suchten nach der Vernichtung des Freistaats die edleren Republikaner eine innere Befriedigung in dieser Philosophie. Dieselbe vertrat bei ihnen gleichsam die Stelle der Religion, wobei sie nicht sowol eine Enthüllung der Räthsel des menschlichen Daseins zu erlangen suchten, als vielmehr Nahrung und Stärkung für ihre sittliche Vervollkommnung. Es läßt sich nicht verkennen daß der Stoicismus in der damaligen Zeit fast allgemeiner Verderbniß — als sittlicher Halt der gebildeten Republikaner in wundervoller Weise sich praktisch bewährte, indem er in seinen Anhängern eine Reinheit der Gesinnung und eine selbst vor den äußersten Opfern nicht zurückschreckende Vaterlands- und Freiheitsliebe nährte, welche die höchste Anerkennung und Bewunderung verdienen, — eine Begeisterung, welche durch die Klarheit der Erkenntniß und das Edle der Ziele weit erhaben ist über den Fanatismus den so manche Religionsstifter in einer unwissenden, nach himmlischen Belohnungen lüsternen Menge zu entflammen verstanden.

Die schwächeren Gemüther dagegen namentlich Frauen flüchteten sich um die fehlende Beruhigung zu erlangen, häufig zu den Religionen und Ceremonien des Morgenlandes, insbesondere zum Judenthum und dem ägyptischen Isisdienst, später zum Christenthum. Alle Arten „orientalischen Aberglaubens" erlangten immer größere Verbreitung, während die eigentlichen Genußmenschen den Epikurismus in krassester Weise ausbildeten.

Das Elend der Zeiten in Verbindung mit dem Mangel gesunder Erkenntniß der Natur trieb stärker und stärker zum Mysticismus, zum Offenbarungs- und Wunderglauben hin. Dazu bildeten die Lehren des Pythagoras und noch mehr die des Plato eine recht günstige Grundlage. Sie hüllten sich sogar in ein imponirendes wissenschaftliches Gewand. Der Neuplatonismus, der die mystischen Ideen Platos noch weit mehr entwickelte als dieser Stifter selbst gethan*), nahm von Alexandrien aus einen gewaltigen Aufschwung. Er erschien als Gegensatz wider das Christenthum und fand besonders in Solchen, deren wissenschaftlichem Sinne die Mystik des Christenthums doch zu stark vorkam, die wärmsten Verehrer. Sie strebten nach einer veredelnden Regenerirung des alten Glaubens, mußten jedoch naturgemäß unterliegen, da sie den Mysticismus der Christen blos durch einen gelinderen, eben darum aber weniger eindringenden Mysticismus anderer Art zu bekämpfen versuchten. Sobald man einmal überhaupt in phantastischen Dingen das Heil suchte, mußte eben das Phantastischste der wundergläubigen und wunderdurstigen Menge am meisten zusagen. Als Gegenbild Christi ward übrigens ganz besonders Apollonius von Tyana aufgestellt der, rein, edel, selbst gelehrt, gleichfalls Wunder mancherlei Art verrichtet haben soll.

Nach diesen ganz allgemeinen Andeutungen über die verschiedenen herrschenden Richtungen haben wir auf die Wirksamkeit wenigstens einiger Männer zu blicken.

Cicero war ohne Zweifel der einflußreichste und am nachhaltigsten wirkende unter den römischen Philosophen. Als Begründer einer eigenen Schule kann er nicht bezeichnet werden, er war vielmehr blos Eklektiker der, die Schroffheiten der Andern vermeidend, das Gute das er bei ihnen fand zu verbinden und zu vereinigen suchte. Dieses Streben schloß an sich schon die consequente Durchführung eines leitenden Gedankens aus. Dennoch wirkte Cicero auch als Philosoph weit über seine Zeit hinaus, selbst noch das ganze Mittelalter hindurch.

Der Naturforscher Plinius, im Wesentlichen den Lehren Epikurs nach der bessern Richtung zugeneigt, hatte sich sehr bestimmt die Ansicht ausgebildet daß der Geist des Menschen untrennbar von dessen Körper sei, und daß der erste somit aufhöre mit dem Leben des letzten. Er verwarf deßhalb ausdrücklich den Glauben an eine Fortexistenz der Seele nach dem Tode des Körpers. Obwol

*) Plato war im Uebrigen der Ansicht, es sei schwierig zur Kenntniß des wahren Gottes zu gelangen, und gefährlich sie kund zu geben.

Plinius in der Reihe der „Philosophen" nicht aufgeführt zu werden pflegt, verdient die Ansicht des hervorragendsten Naturforschers der Römer über diese wichtige philosophische Frage immerhin eine besondere Beachtung.

Unter der geringen Zahl der ausschließlich so genannten „Philosophen" Roms nimmt Seneca eine ausgezeichnete Stellung ein. An sich ein Mann von edler Gesinnung und voll trefflicher Eigenschaften, vermochte er gleichwol nicht den verderblichen Einwirkungen der durch den Despotismus geschaffenen Zustände sich ganz zu entziehen. Aus Schwäche und falscher Berechnung gestattete er die früheren Ausschreitungen des jungen Nero und schmeichelte — was seine Zeitgenossen besonders verletzte — dem Freigelassenen Polybius, dem Günstling des Herrschers, in allerdings unwürdiger Weise. Dem Neuplatonismus zugeneigt, entwickelte er jene Lehren der Moral welche, der Zeitströmung entsprechend, damals überhaupt allgemeine Verbreitung fanden und welche man gerne als das ausschließliche Kennzeichen des Christenthums darzustellen sucht. Seneca bekannte sich jedoch nicht zum neuen Glauben; er blieb Heide und lehrte reine Moral ohne Mirakel und Wunder, wie ohne Verehrung des Jesus. Er sprach mit aller Bestimmtheit aus, daß wir auch den Feinden Gutes thun sollen, und schwang sich mit der Klarheit des hochgebildeten Gelehrten und praktischen Staatsmannes zugleich, zu der Erkenntniß empor daß es eigentliche Menschenrechte gebe, denen zufolge auch der Sklave dem Freien gleich sei, und daß — nicht etwa blos in einem andern Leben vor Gott, sondern — vor der Tugend kein Unterschied bestehe zwischen Freigelassenen, Sklaven und Königen. — Bei solchen Morallehren ist Seneca geistvoll, klar und lebendig im Ausdrucke. Der Tribut den er der übeln Richtung seiner Zeit darbrachte, zeigt sich in einem unschwer erkennbaren Streben nach Effekt und Künstelei der Rede, so daß ihm die Kraft des vollen innern Triebes nicht selten mangelt. Es ist übrigens bezeichnend für die Zustände, daß die beiden hervorragendsten Philosophen welche Rom hervorbrachte — Cicero und Seneca — gewaltsamen Todes starben in Folge der Willkür des Herrscherthums.

In der Folgezeit fiel die Philosophie zu Rom wesentlich in die Dienstbarkeit der Sophisten. Cicero bezeichnete Diejenigen mit diesem Namen, welche Philosophie betrieben um damit zu prunken oder Geld zu verdienen. Später bildete sich das rabulistische Treiben noch mehr aus. Die Leerheit des Wesens sollte durch täuschende Formen, durch Trugschlüsse ersetzt werden.

Die Lehre der Stoa lebte durch Epiktet (zu Hadrians Zeit) wieder auf. Er selbst, als Sklave geboren, dann freigelassen, unter Domitian aber aus der Hauptstadt verbannt, erprobte die Trefflichkeit seiner Grundsätze auch durch das Leben. Der nämlichen philosophischen Richtung schloß sich später der Kaiser Marc Aurel sehr entschieden an. Auch Longinus, den ausgezeichneten Staatsmann der Zenobia haben wir hier zu erwähnen, obwol er ursprünglich der neu-

platonischen Schule sich zugeneigt hatte; mit seiner natürlichen Klarheit war jedoch deren geheimnißvolle Gefühlsduselei unerträglich.

Durch Apulejus (zur Zeit der Antonine) ward der Mysticismus Platos mit besonderm Eifer ausgebildet. Geheime Weihen, Amulette u. dergl. Dinge sollten mit Offenbarungen zusammenhängen. Wieder war es ein Naturforscher, der berühmte Arzt Galenus, welcher, den übersinnlichen Dingen deren sich so Viele als Trugmittel bedienten entgegenwirkend, eine der Natur entsprechende Anschauung zur Geltung zu bringen sich bemühte. Es gelang nur vorübergehend und in beschränktem Kreise. Die Erbärmlichkeit der Verhältnisse und die geringe Kenntniß der Naturwissenschaft trieben mit Uebermacht immer wieder zum Mysticismus und zum Aberglauben hin. Je krasser dieser Letzte, desto mächtiger seine Wirkung. Nur Einzelne wußten sich davon zu befreien. Als deren hervorragendster Vertreter erscheint Lucian von Samosata, welcher die Thorheiten seiner Zeit mit seltener Unbefangenheit, mit schneidendem Spott und Witz geißelte und gleichmäßig das Heidenthum wie das Christenthum angriff, dabei aber auch die Schulphilosophen in keiner Weise schonte. Der Skepticismus fand Anhänger, doch nur in kleiner Zahl. Der Neuplatonismus hatte übrigens ganz besonders in Alexandrien nicht nur begeisterte sondern auch talentvolle Verehrer und Verehrerinnen, von denen wir die ebenso gelehrte als edle und begeisterte Hypatia besonders nennen müssen.

An die Stelle aller dieser philosophischen Schulen traten später die sich widerstreitenden Ansichten der das Heidenthum ausrottenden Christen. Und diese Kämpfe unter den Bekennern der neuen Lehre selbst, diese Streitigkeiten welche der einfache natürliche Menschenverstand kaum begreift, wurden nicht mehr als wissenschaftliche Meinungsverschiedenheiten, sondern mit allen Mitteln der Gewalt geführt welche der wüthendste Fanatismus zu erlangen vermochte. Wahrlich dies war ein sehr schlimmes Zeichen der Zeit in Folge der Herrschaft des Christenthums; es hatte nicht nur kein Fortschritt sondern ein häßlicher Rückschlag stattgefunden.

(Geistige Entwicklung auf andern Gebieten.) In den meisten Beziehungen des geistigen Lebens sind die Römer nur die Schüler der Griechen, und man hat nicht ohne eine gewisse Berechtigung behauptet: die Römer hätten zwar räumlich das hellenische Land, die Griechen hätten dagegen geistig Rom erobert. Indeß würde man sehr irren, wollte man die Römer nur für blinde Nachahmer der Hellenen ansehen. Wenn auch allerdings des wundervollen genialen Schöpfergeistes der letzten ermangelnd, wußten sie doch die reiche Errungenschaft der stammverwandten Nation in den meisten Beziehungen sich auch geistig anzueignen, in sich zu verarbeiten und tüchtig weiter zu führen.

An die Philosophie anknüpfend, erwähnen wir zunächst die Beredsamkeit. Da das ganze Staatswesen der Römer in der ruhmvollsten, nämlich der republi-

kanischen Zeit ein durchaus öffentliches war, so ergibt sich schon danach die praktische Bedeutung der Beredsamkeit, obwol dieselbe dem Wesen der Natur entsprechend gerade in der früheren Periode nicht anders als einfach, bündig und schmucklos sein konnte. Die Reden nicht nur des ältern Cato sondern auch der Gracchen trugen wesentlich diesen Charakter, der übrigens ihrer gewaltigen Wirksamkeit keinerlei Eintrag that. Die hellenische Richtung übte dann ihren mächtigen Einfluß auf formale Vervollkommnung und äußeres Verschönern des Vortrags. Cicero war seiner Bildung nach mehr Grieche als Römer. Später brach das Sophistenthum auch über dieses Gebiet herein, und zwar um so mehr in dem Maße, in welchem der Despotismus die hier unentbehrliche Freimüthigkeit einengte oder ganz ausschloß, damit die innere Wahrhaftigkeit vernichtend, leeren Schein, Heuchelei und Trug an deren Stelle setzend.

In der Mehrzahl der eigentlichen Wissenschaften blieben die Römer unter dem nämlichen Banne der die Hellenen gefesselt hielt. Der Mangel einer richtigen Erkenntniß der Natur hemmte auch sie. Galen, der berühmte Arzt, der so sehr strebte auf Grundlage der Erfahrung zu festen Ergebnissen zu gelangen, konnte sich gleichwol den Vorurtheilen seiner Zeit nicht so weit entziehen, daß er übernatürliche Einwirkungen und Erscheinungen zurückgewiesen und den Einfluß von Zauberformeln auf die Körperwelt als Täuschung erkannt hätte. — Der Naturforscher Plinius spricht von Völkerschaften ohne Kopf, ohne Mund und mit einem Fuße. — Strabon erzählt unbedenklich von einem Baume, dessen gewaltige Höhe selbst um Mittag einen fünf Stadien weit reichenden Schatten werfe. — Die Erdkunde der Römer war beschränkt. So häufig sie auch die verschiedenen Theile ihres Staates bereisten, so zeigten sie — sehr unähnlich den Hellenen — doch kaum irgend Spuren eines Verlangens nach Erforschung fremder Länder. So Etwas mochte dem ausschließlich auf die praktische Nützlichkeit ausgehenden Volk eine Thorheit scheinen. Für Naturschönheiten ohnehin ermangelten die Römer jedes Gefühls. Hochgebirge hatten in ihren Augen nur einen grausigen, nicht einen majestätischen Charakter, und für die Schönheit des Rheinfalls bei Schaffhausen besaßen sie ebenso wenig Sinn wie für das wundervolle Alpenglühen; keiner ihrer Schriftsteller redet weder von der einen noch von der andern dieser Erscheinungen in der berührten Bedeutung. — In der Astronomie war wesentlich die auf hellenischer Grundlage sich bewegende Alexandrinische Schule maßgebend. Griechen waren es durch welche Cäsar die mit seinem Namen bezeichnete Kalenderverbesserung ausführte, und Griechen regulirten in der nämlichen Zeit zu Rom die Sonne- und Wasseruhren. Das von der ägyptischen Hauptstadt ausgegangene Ptolemäische Weltsystem, das die richtigere Anschauungsweise früherer hellenischer, selbst alexandrinischer Gelehrten verwarf (siehe S. 207), hielt ein Jahrtausend lang die Astronomie in falsche Bahnen gebannt; der Name des gelehrten Erfinders bezeichnet somit nicht einen Fortschritt in der Wissenschaft

sondern vielmehr einen Rückschritt, ohne welchen selbst die starre Stabilität in kirchlichen Dingen während des ganzen Mittelalters kaum denkbar sein würde. (Sobald man erkannte daß die Erde nicht den Mittelpunkt des Universums sondern nur ein Pünktchen in demselben bildet, war der ganzen Anschauungsweise daß Gott unmittelbar in eigener Person auf unsern Planeten herabgestiegen sei, der Boden unter den Füßen entzogen.) Ptolemäus selbst war ebensowol Astrolog als Astronom. Man verband überhaupt das Studium der Mathematik, Astronomie und Naturkunde mit den absurdesten mystischen Träumereien, und dies wirkte auf die meisten Zweige der Wissenschaft, natürlich auch auf die Theologie zurück.

Obwol nun das wesentlichste Verdienst der Römer auf dem wissenschaftlichen Gebiete nicht darin bestand ganz neue Schöpfungen aus sich selbst ins Leben zu rufen, obwol sich vielmehr ihre Leistungen vorzugsweise darauf beschränkten, dasjenige was andere Völker erforscht und entdeckt in sich zu verarbeiten, die verschiedenartigen Erfolge von jenen zu verbinden oder zu verschmelzen, und dann für den praktischen Bedarf möglichst nutzbringend zu machen, so gibt es doch einen Zweig in dem sie Größeres geleistet haben als alle andere Nationen, es ist die Rechtswissenschaft, welche bei ihnen eine Ausbildung erlangte wie nirgends sonst, und welche überhaupt erst durch sie zur Höhe einer Wissenschaft empor gebracht wurde. Der Gegenstand war an sich so recht geeignet, die ganze Aufmerksamkeit der auf Sicherung ihrer Vortheile bedachten Leute in Anspruch zu nehmen, und die Mannichfaltigkeit der dabei in Betracht kommenden Beziehungen bot dem scharfen Verstande der Nation reichen Stoff zur Entfaltung. So ist es gekommen daß das römische Recht nicht nur viele Jahrhunderte hindurch beinahe das ganze Rechtsgebiet aller cultivirten Völker beherrschte, sondern daß die Kenntniß dieses Rechtes selbst heute noch für jeden Juristen unentbehrlich ist, trotz der völligen Umgestaltung so vieler wichtigen Verhältnisse des Lebens. Wenn wir im Falle waren gar manche Dinge zu berühren welche einen Zustand der Rohheit bei den Römern beurkunden, so gibt hinwieder der Höhepunkt auf den sie namentlich das Civilrecht empor brachten, den überraschenden Beweis eines viel entwickelten, wahrhaft glänzenden Culturzustandes. An sich selbst aber erscheint das römische Recht gleichsam als Inbegriff der höchsten menschlichen Weisheit auf dem bezeichneten Gebiete.

Allein nicht auf gleicher Höhe wie das Civil- stand das Strafrecht, und doch mußte sich gerade in diesem der herrschende Geist der Humanität oder der Rohheit beurkunden.

Das Zwölftafelngesetz ohnehin war in drakonischem Geiste abgefaßt. Wer Feuer an die Ernte seines Nachbars legt soll lebendig verbrannt werden; wer falsches Zeugniß gibt wird vom tarpejischen Felsen herabgestürzt; die Urheber

von Schmähschriften sind gleichfalls der Todesstrafe verfallen; der Gläubiger darf seinen Schuldner als Sklaven verkaufen oder selbst tödten.

Dies war nun freilich in jener frühen Zeit der Nation, welche bei den alten Völkern immer eine Periode der rohen Kraft, aber auch in gewisser Beziehung der Barbarei bildete. Die steigende Cultur milderte die Sitten und die Strafen. Täuschen würde man sich indeß, wollte man an vollständige Entfernung auch nur der grausamsten Bestimmungen glauben. Verweisen wir zunächst blos auf einige Gesetze des christianisirenden Kaisers Constantin. Der Entführer eines nicht 25 Jahre alten Mädchens wurde mit dem Tode bestraft, und als ob der einfache Tod noch keine der Größe des Verbrechens angemessene Strafe sei, wurde er lebendig verbrannt oder von wilden Thieren im Amphitheater zerrissen. Die Erklärung des Mädchens in die Entführung eingewilligt zu haben, weit entfernt ihren Liebhaber zu retten, setzte sie der Gefahr aus sein Schicksal zu theilen. Den Eltern des schuldigen oder unglücklichen Mädchens ward die Verbindlichkeit einer öffentlichen Anklage auferlegt. Wenn die Gefühle der Natur sie bewogen, das erlittene Unrecht zu verheimlichen und die Ehre ihrer Familie durch eine nachfolgende Verheirathnug möglichst zu retten, so drohte ihnen selbst die Strafe der Verbannung und der Einziehung ihrer Güter. Die weiblichen oder männlichen Sklaven welche überführt werden konnten an der gewaltsamen oder freiwilligen Entführung irgend einen Antheil zu haben, wurden lebendig verbrannt oder durch die raffinirte Qual ums Leben gebracht daß man ihnen siedendes Blei in die Kehle goß. Gegen eine solche Klage konnte Verjährung nicht eingewendet werden, und die Folgen des Urtheils erstreckten sich selbst auf die unschuldigen Kinder die aus einer solchen Verbindung herstammten.

Es ist bezeichnend daß sogar Cicero, der berühmte Moralist, es billigt, auch die Kinder für die Verbrechen ihrer Eltern zu bestrafen. „Die Härte der Strafe des Kindes wegen des Verbrechens des Vaters thut mir leid," schreibt er, „indeß ist dies eine weise Bestimmung unserer Gesetze, denn hierdurch wird der Vater vermittelst der festesten aller Bande, vermittelst der Liebe zu seinen Kindern an das Interesse des Staates geknüpft."

Man ging wol selbst so weit, die Strafe eines bei Hofe verhaßt gewordenen Präfekten auf sein Geburtsland zu übertragen. Nachdem Tatian und Procul, die Präfekten des Orients und von Constantinopel, niedergeworfen waren, erschien eine Verfügung daß Lycien, das Vaterland jener Unglücklichen, aus der Reihe der römischen Provinzen ausgestrichen und dessen Bewohner unfähig erklärt seien irgend ein ehrenvolles oder einträgliches Amt unter der kaiserlichen Regierung zu bekleiden. Ein schuldloses Volk ward in solcher Weise mißhandelt. — In einem der Edikte der Kaiser Arkadius und Honorius ist freilich der gerechte Grundsatz ausgesprochen: „Sancimus, ibi esse poenam, ubi et noxia est etc." Allein diese nämlichen Kaiser führten hinsichtlich des Hochver-

raths eine andere Sprache. Nachdem sie die Todesstrafe gegen den Schuldigen verhängt, fährt ihr Gesetz fort: „Was die Söhne solcher Verbrecher anbelangt, so sollten sie zwar die Strafe ihrer Eltern theilen da sie sich vermuthlich der gleichen Schuld dereinst theilhaftig machen werden (!); indeß schenken Wir ihnen aus besonderer kaiserlicher Milde das Leben, erklären sie aber zu gleicher Zeit für unfähig, von väterlicher oder mütterlicher Seite etwas zu erben oder zufolge eines Testamentes von Verwandten oder Freunden ein Geschenk oder Vermächtniß zu erhalten. Mit erblicher Schande gebrandmarkt, ausgeschlossen von aller Hoffnung auf Ehre oder Vermögen, mögen sie die Qual der Armuth und der Verachtung so lange fühlen, bis sie das Leben als eine Plage und den Tod als eine Wohlthat und eine Befreiung betrachten."

Es mag unbedenklich eingeräumt werden daß solche Bestimmungen nur das Ergebniß der Furcht und Unsicherheit waren wovon die Alleinherrscher sich nie frei machen konnten. Die Grausamkeit welche in dem eben bezeichneten Theile der Strafgesetzgebung waltet, wirkte indeß hinüber auch auf alle andern Gebiete. So zeigt sich denn hier wieder die unheilvolle Wirkung der Tyrannis. Unter der Republik hatte sich die Strafgesetzgebung immer mehr gemildert; die vielgepriesene „sittliche Wiedergeburt" des Staates durch das Alleinherrscherthum mußte seiner Selbsterhaltung wegen entgegengesetzte Bahnen einschlagen. Somit auch hier ein Kennzeichen wie grundlos die Ansicht von der Zweckmäßigkeit der Vernichtung des Freistaats ist.

(Die Kunst.) Bei den Hellenen entwickelte sich die Kunst aus dem innern Triebe des Volkes, sie ging hervor aus dem ganzen Wesen und Sein der Nation, die Beschäftigung mit ihr ergab sich darum als ein inneres Bedürfniß der Griechen. Anders bei den Römern. Hier war die Kunst hauptsächlich Sache des Luxus, darum zunächst Sache der Reichen. Schon deßhalb konnten die Römer auf dem bezeichneten Gebiete niemals den schöpferischen Geist entwickeln der die Hellenen auszeichnete, der denselben aber auch angeboren war. Gleichwol erprobten sie sich auch hier als eine hochbefähigte, tüchtige Nation.

Der Gang der politischen Gestaltung wirkte indeß störend auf die Entwicklung der wahren Kunst. Als die Römer sich aus ihrer ursprünglichen Armuth und Rohheit emporgeschwungen hatten, zeigten sie wirklichen Kunstsinn in verschiedenen Zweigen. Da erfolgte jedoch der Sturz der Republik. Das Alleinherrscherthum konnte zwar über große Geldmittel verfügen, es mochte Ostentation treiben mit seiner Unterstützung von Künstlern; den höhern Kunstsinn selbst verdarb es von der Wurzel aus, indem es demselben die erste Lebensbedingung, die Freiheit entzog. Man prahlte mit dem Namen, hatte aber keinen Sinn noch Verständniß für die Sache. Alle öffentlichen Unternehmen wurden auf die Person des Fürsten, nicht wie früher auf das Gemeinwesen und die Würde eines freien Volkes bezogen. Es ist schon anderwärts bemerkt worden, daß sich bei den

Schriftstellern der Kaiserzeit wenig Stellen finden worin der Kunst gedacht wird, noch weniger solche die Verständniß derselben erkennen lassen. Seneca erhebt nicht nur die Philosophie nach Verdienst, er ergreift auch die Gelegenheit um seine geringe Meinung von den freien Künsten auszusprechen. Malerei, Bildhauerei, Erzguß gehören nach ihm so wenig zur Kunst wie die Geschäfte der Salbenhändler und Köche. Es stand ganz im Einklang mit dieser Anschauungsweise, daß man z. B. einer Bildsäule unbedenklich den Kopf abschlug um einen andern darauf zu setzen.

Wir richten unsern Blick auf die einzelnen Zweige, zunächst auf die Baukunst. Der berühmte Vitruv sagt, während so viele Griechen sich mit der Architektur auch theoretisch beschäftigt, hätten außer ihm nur vier Römer darüber geschrieben. Und doch haben die Römer gerade in diesem Theile der Kunst wahrhaft Großes und Vorzügliches geleistet. — In ihrer ursprünglichen Armuth sahen sie die wohlhabenden und kunstsinnigen Etrusker nicht nur als Lehrmeister an, sondern dieselben wurden auch Vermittler zwischen ihnen und der hellenischen Bildung. Die ältesten beachtenswerthen Bauten zu Rom waren von etruskischen Meistern ausgeführt. Angehörige des bezeichneten Nachbarvolkes schufen gleichsam die Brücke zum Verständniß der griechischen Art. Doch nicht blos dies. Dem praktischen Geiste der Römer gelang es in der Folge, eine wichtige technische Kenntniß der Etrusker mit dem Streben der Hellenen nach Schönheit der Ausführung glücklich und harmonisch zu verbinden. Es war die großartige Verschmelzung des etruskischen Gewölbebaues mit dem hellenischen Säulenbaue. So lange man wie im Orient und bei den Griechen, die Bedeckung eines Raumes nur durch ungeheure Steinplatten oder vermittelst mächtiger horizontaler Balken bewirken konnte, welche auf die Mauern oder Säulen gelegt wurden, war die „raumbildende Thätigkeit der Architektur" auf ein Minimum beschränkt, abhängig von den natürlichen Bedingungen des Steines, der nur in geringer Weite überdeckt werden konnte. Nachdem man aber die Zusammensetzung keilförmiger Steine zu einem Bogen erfunden hatte, der sich zwischen Widerlagern durch das Streben der einzelnen Theile nach ihrem Schwerpunkt in fester Spannung erhielt, war die Baukunst von den engen Schranken befreit und vermochte die Räume weiter und mannichfaltiger, den Grundriß beweglicher zu gestalten als vorher. Durch kühnes Anwenden und consequente Durchführung der Kunst des Wölbens unterscheidet sich die römische Baukunst sehr wesentlich von der griechischen. Sie war es, welche dieses Constructionsprincip zur vollständigen Geltung brachte und zu einem in technischem wie ästhetischem Sinne gleich bedeutenden Elemente zu erheben verstand. „Wie Allem was von den Römern ausging, war auch ihren Bauten der Charakter der Macht und Größe aufgeprägt, und die Gediegenheit der Ausführung, die Trefflichkeit des Materials hat nur den gewaltsamsten Zerstörungen weichen können, so daß selbst die Trümmer noch Zeugnisse einer fast

unvergänglichen Herrlichkeit sind" (Lübke). Die Großartigkeit der römischen Bauten übertrifft weitaus was die Hellenen zu leisten vermochten, und insbesondere haben sie mit dem Kuppelbau ebenso Neues und Schönes, wie Colossales geschaffen. Das gewaltigste Werk dieser Art ist das vom Baumeister Valerius entworfene, auf Anordnung des M. Agrippa, des Schwiegersohns von Augustus im Jahre 26 vor unserer Zeitrechnung ausgeführte Pantheon zu Rom, ein Rundtempel mit Kuppel von ebenso ausgezeichneter Schönheit wie imponirender Größe. Viele andere Tempel in mannichfachen Formen geben gleichfalls unwiderlegliches Zeugniß für die bedeutenden architektonischen Leistungen der Römer. Und sie beschränkten ihre Kunst keineswegs auf den Tempelbau, sondern bethätigten dieselbe in Herstellung der verschiedenartigsten sonstigen, zumal öffentlichen Gebäude. Die Curien und Basiliken; Comitien und Foren; Theater, Circus und Amphitheater bekundeten vielfach ihre Meisterschaft. Ebenso zahllose Thermen, dann Ehrendenkmäler und Grabmonumente. Doch das Höchste leisteten die Römer in ihren Nutzbauten. Hierbei konnte sich ihr praktischer Sinn vorzüglich bewähren. So tritt denn auch (nach Wilh. Koners sachentsprechender Bemerkung) in diesen Anlagen den griechischen gegenüber eine bei weitem größere Abweichung hervor und es läßt sich nicht minder eine bei weitem größere Mannichfaltigkeit der Zwecke sowol als auch der Mittel wahrnehmen durch welche man diese Zwecke zu erreichen suchte. Man kann sagen daß keine andere Gattung von Bauwerken so geeignet sei, den Charakter und die Bestrebungen des römischen Volkes gleich deutlich erkennen zu lassen, wie die von demselben ausgeführten Nutzbauten.

Wir haben von den Kunststraßen bereits S. 361 geredet und verweisen um Wiederholungen zu vermeiden auf das dort Gesagte. Es reihete sich der Brückenbau daran; die Kunst des Wölbens erprobte sich hier so recht für das unmittelbar praktische Leben. Nicht minder bemerkenswerth erscheinen die Hafenbauten. Während man sich in Griechenland meistens damit begnügte, natürliche Buchten oder Ufervorsprünge zu benutzen, zu erweitern oder durch Dämme zu schützen, unternahmen die Römer künstliche Anlagen selbst an solchen Stellen, an denen die Natur so viel wie gar nicht vorgearbeitet hatte. Kühn wurden Dämme und Mauern ins Meer hinein gebaut um gesicherte Ankerplätze für die Fahrzeuge herzustellen; ja man schuf sogar künstlich Inseln im Meere, um den Eingang eines eben so künstlich ins Dasein gebrächten Hafens gegen die Wogen der See zu sichern. — Wasserbauten anderer Art wurden gleichfalls ausgeführt, Kanäle angelegt, Cloaken errichtet zur Abfuhr des gesundheitsschädlichen Unraths, dann endlich Landseen abgeleitet. Das größte Werk der letzten Art war das Trockenlegen des Fucinersees. Es galt sowol den Ueberschwemmungen ein Ende zu machen als ein zum Anbau trefflich geeignetes Land zu gewinnen. Zu diesem Behuf wurde ein 3000 Doppelschritt — über $1/2$ deutsche Meile — langer, 19 Fuß hoher und

9 Fuß breiter Stollen (Tunnel) durch das lebendige Gestein des Felsens getrieben. Elf Jahre lang sollen 30,000 Menschen mit dieser Arbeit beschäftigt gewesen sein. Indeß das Unternehmen gelang, das Wasser des Sees floß durch das künstlich hergestellte Bett in den Fluß Liris (heute Garigliano.) — Ganz besonders zeigten sich sodann die Römer bemüht, für Befriedigung eines allgemeinen Bedürfnisses zu sorgen das seitdem, bis zur jüngsten Zeit herab, nicht mehr nach seiner vollen Bedeutung gewürdigt wurde: es ist die Versorgung der Städte mit gutem Trinkwasser in reichlicher Menge. Noch vorhandene colossale Bauten geben davon Zeugniß, obgleich sie ebenso den niedrigen Stand der Hydrostatik beweisen, da der ganze Bau dieser ungeheuren, oft über einander gethürmten Brückenbogen erspart worden wäre, wenn man jene Kenntniß besessen hätte, welche später durch die Araber nach Europa gebracht ward, daß man nämlich das Wasser nur in feste Röhren zu fassen braucht, um es selbst durch die tiefsten Thäler leiten zu können, und es dann doch wieder auf einer anderen Seite bis zur Höhe des Fassungspunktes empor steigen zu sehen.

Ungleich geringer als zum Bauwesen war die Befähigung der Römer zur Bildnerei, zur Plastik. Insbesondere hat ein geistvoller Beobachter die, vielleicht etwas zu weit gehende Bemerkung gemacht, in der Skulptur sei bei ihnen Alles erst etruskisch dann hellenisch gewesen. Thatsache ist, daß die erste Bildhauerschule welche zu Rom entstand, nichts anders als eine neu-attische Schule war. Der Verlust der Freiheit und Selbständigkeit hatte zwar bei den Griechen die heilige Flamme jener höchsten künstlerischen Begeisterung welcher die Welt die unvergleichlichen Schöpfungen der früheren Zeit verdankte, gleichfalls zum Verlöschen gebracht; allein diese unheilvolle Veränderung vermochte es dennoch nicht, das angeborene bildnerische Talent in den Hellenen zu ertödten. Die beginnende Kunstliebe der Römer gewährte vielmehr dieser Befähigung neue Nahrung. Die eben erwähnte Neuattische Schule zu Rom entwickelte nun eine technische Vollendung in ihren Bildwerken, welche als unübertreffbar anerkannt wird. Feinheit der Auffassung, Harmonie rhythmischer Bewegung und Linienführung, weicher Schmelz und zarter Uebergang der Formen haben die Werke dieser Schule zum Gegenstande der höchsten Bewunderung gemacht.

Eine bezeichnende Wahrnehmung politischer Art drängt sich uns dabei auf. Obwol die hervorragenden Künstler nicht Römer sondern Griechen waren deren Vaterland seine Selbständigkeit bereits verloren hatte, so blühete dennoch diese neue Schule im Ausland nur während der Zeit weiter und weiter empor, als hier, in dieser fremden Zufluchtstätte, das Princip der Freiheit waltete. Die künstlerische Entwicklung erfolgte rasch und kräftig so lange zu Rom die Republik bestand oder ihre Nachwirkungen fortdauerten; mit dem Kaiserthum begann der Rückschritt; er führte allmählig immer tiefer herab, bis zum Untergang jeder wahren Kunst. Auch hier sprechen die Thatsachen mächtiger als jede Theorie.

Die herrlichsten Statuen aus dieser Periode sind die sogenannte Mediceische Venus (nunmehr zu Florenz) von Kleomenes aus Athen, der farnesische Herkules (zu Neapel) gleichfalls von einem Athener Glykon; auch der berühmte Torso des Belvedere zu Rom und die Karyatiden des Parthenon rühren von Athenern her, der erste von Apollonius, die letzten von einem Diogenes. Der borghesische Fechter (im Louvre zu Paris) ist das Werk des Agasias von Ephesus. Nicht bekannt ist der Name des Schöpfers des Apoll von Belvedere (Rom).

Dem von Augustus an immer stärker gewordenen Herabsinken der Kunst konnte Hadrian nur vorübergehend Einhalt thun. Des Kaisers Vorliebe für das Hellenenthum weckte nochmals manche Kräfte. Die Pallas von Belletri (zu Paris im Louvre) und mehrere Statuen des Antinous beweisen ein nochmaliges, doch schnell vorübergehendes Aufflackern.

Handelte es sich bisher durchgehends um Schöpfungen im Geiste des Hellenenthums, wenn auch natürlich die Verhältnisse der römischen Weltgestaltung nicht ohne Einfluß blieben, so erlangte die Plastik doch in einem Zweige besondere Ausbildung durch die Römer. Es war die treue Portraitdarstellung. In ihr übertrafen die Schüler ihre Meister. Unerwähnt dürfen übrigens auch die Bildwerke nicht bleiben, welche sie auf Säulen (namentlich der zu Ehren Trajans), auf Triumphbogen und Sarkophagen anbrachten.

Während in der Skulptur nur von Griechen herrührende ausgezeichnete Werke aufgeführt werden, hat man als Maler auch viele Römer genannt. Die Leistungen welche wir zunächst aus den Fresken von Pompeji und Herkulanum kennen, sind zwar keineswegs unbedeutend, entsprechen aber gleichwol jenen hohen Erwartungen nicht, zu denen wir durch dasjenige gelangten was uns von der Malerei der Hellenen berichtet wird. Indeß auch auf dem Gebiete der Malerei haben die Römer einen Zweig selbständig entwickelt, — das Mosaikbild, und darin leisteten sie wahrhaft Ausgezeichnetes.

Indem wir hiermit unsere Darstellung der römischen Welt schließen, müssen wir, nochmals einen Blick zurückwerfend auf das Ganze, ebensowol zahllose Momente der Größe, Kraft und Ausdauer dieses Volkes neben dem ausgezeichneten praktischen Sinne desselben bewundern, wie wir so viele Züge entsetzlicher Barbarei und Rohheit bedauern müssen.

Immerhin aber hat das römische Volk seine Wirksamkeit der ganzen Geschichte mit so gewaltiger Macht eingeprägt, daß die Nachwirkungen davon nicht nur heute noch unauslöschbar sind, sondern es auch auf eine fernere lange Zeit hinaus bleiben werden. —

Germanen.

Das erste Auftreten der Germanen in der Geschichte, die Züge der Cimbern und Teutonen, die Ausdehnung der römischen Herrschaft über deutsche Länder und die Vernichtung des römischen Heeres unter Varus, endlich die Völkerwanderung, — diese gewaltigen Erscheinungen sind in der den Römern gewidmeten Abtheilung ihren allgemeinen Momenten nach angegeben. Die Einzelnheiten jener Ereignisse zu schildern liegt nicht nur außerhalb des Plans unseres Werkes, sondern es ist auch, bei der großen Mangelhaftigkeit der Quellen, eine wirklich befriedigende Darstellung der Vorgänge in ihrem Zusammenhange geradezu unmöglich. Dagegen muß noch ein Umriß der socialen Zustände der germanischen Völker gegeben werden.

Aber auch in dieser Beziehung haben wir über die geringe Zahl und die Spärlichkeit der Quellen zu klagen. Einheimische fehlen gänzlich; wir sehen uns auf einige wenige römische Schriften hingewiesen. Weitaus am wichtigsten unter denselben ist die „Germania“ des trefflichen Tacitus. Allein so sehr wir dieses Büchlein schätzen, müssen wir doch die nur ungenügende Kenntniß welche der Verfasser als Fremder sich verschaffen konnte, bedauern; auch dürfen wir nicht vergessen daß er seinen verweichlichten Landsleuten das Musterbild eines unverdorbenen Volkes darzustellen suchte, somit eine auf seine ganze Darstellung mit einwirkende Nebenabsicht verfolgte. — Bloße Notizen sind es die wir Cäsar verdanken. Dann finden sich bei späteren römischen Schriftstellern einzelne, meist unzusammenhängende Angaben über sociale Verhältnisse.

Das was wir bei unbefangener Würdigung diesem geringen Materiale für unsern Zweck entnehmen können, dürfte im Wesentlichen Folgendes sein.

Die alten Germanen waren ein thatkräftiges, im Ganzen unverdorbenes und den Keim zu vielem Tüchtigen in sich tragendes Volk. Stark von Körper, an Kälte und Hunger gewöhnt, wie sie nach Tacitus' eigener Angabe waren, ist dessen Beifügen unglaubwürdig daß sie zur Ertragung von Durst und Hitze ganz unfähig seien. Ebenso haben wir Gründe zu bezweifeln ob sie in der Culturentwicklung so ganz weit zurück standen, daß sie wesentlich von Eicheln und andern derartigen Rohproducten gelebt hätten.

Am liebsten brachten die Germanen ihre Zeit in Unthätigkeit zu. Nur Kriegszüge, dann Trinkgelage und Glücksspiele nahmen sie vorzugsweise in Anspruch. Wenn alles Andere verspielt war setzten sie wohl sogar ihre persönliche Freiheit auf einen Wurf! Von einer edeln oder nützlichen Geistesthätigkeit wußten sie Nichts und körperliche Arbeit war ihnen zuwider; „es dünkte sie Trägheit und Erschlaffung, mit Schweiß zu erwerben was mit Blut zu gewinnen ist“ (Tacitus); — offenbar ein Zug der jeder intellectuellen wie materiellen Entwicklung hemmend entgegen trat.

Uebereinstimmend mit dem Leben war natürlich auch die Erziehung für dasselbe. „Nackt und schmutzig wachsen die Germanen zu den Gliedmassen, zu den Leibern auf, welche wir anstaunen," schreibt der Römer. „Jeden nährt die Mutter an eigener Brust; sie werden nicht dem Gesinde überlassen. Keine Weichlichkeit der Erziehung unterscheidet Herren und Knechte. Auf eben dem Boden, unter den nämlichen Thieren leben sie bis das Alter die Freien absondert und Tapferkeit ihnen Auszeichnung gewährt."

Auch ihre Wohnungen waren die eines der Culturannehmlichkeiten entbehrenden Volkes. „Nicht einmal Bruch- oder Ziegelsteine sind bei ihnen im Gebrauch; sie nehmen zu Allem unförmlichen Baustoff, ohne Rücksicht auf gefälliges Aeußere . . . Auch pflegen sie unterirdische Höhlen auszugraben, die sie oben dick mit Mist belegen, als Zufluchtsstätten im Winter und als Aufbewahrungsorte für die Feldfrüchte." Diese Winterwohnungen sollen bloße Gruben gewesen sein, ohne alles Hervorragen über den Boden, so daß ein in das Land eindringender Feind sie nicht einmal entdecken konnte. Erst um die Mitte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung (240 Jahre nach Tacitus) wurden (Herodian zufolge) einige regelmäßige Gebäude in den Rhein- und Donaugegenden aufgeführt.

Bei den alten Germanen gab es keinen Grundbesitz des Einzelnen. Tacitus und Cäsar stimmen darin überein, daß die Ländereien von der Gesammtheit abwechselnd in Besitz genommen und dann alljährlich unter die Einzelnen nach dem Range vertheilt wurden, so daß Niemand eigene Aecker besaß, sondern Jeder alljährlich seinen Antheil in bloße Nutzung zugewiesen erhielt. Es scheint somit ein Verhältniß bestanden zu haben einigermaßen ähnlich dem der heutigen Dorfgemeinde in Rußland.

Diejenige Beschäftigungsweise, welche den Uebergang eines Volkes aus einem wilden Zustand in einen cultivirten vorzubereiten pflegt, den Ackerbau nämlich, hielten die freien Germanen ihrer unwürdig; er war den Weibern und den Leibeigenen überlassen. Künste und Gewerbe kannten sie nicht. Selbst Eisen, dieses bei größern mechanischen Verrichtungen unersetzbare Metall, besaßen sie (des Bergbaues unkundig) nur in geringer Menge. Sogar die Verfertigung ihrer Kleidung erforderte kein besonderes Gewerbe, indem dieselbe meistens nur aus Thierfellen bestand. Sie bereiteten zwar eine Art Bier, aber mit so geringer Kunst daß dessen Werth wohl weniger in einem angenehmen Geschmack als in seiner berauschenden Wirkung bestand. (Es war, den Angaben des Römers nach, „ein durch Verderbniß dem Wein einigermaßen ähnlich gemachtes Getränke".)

Der auf Belebung der Cultur so fördernd einwirkende Handelsverkehr war beinahe ganz unbekannt. Wo die Römer sich festsetzten, da bildete sich wenigstens ein Anfang davon, aber „im Innern wird nach einfacher alterthüm-

licher Weise Tauschhandel getrieben", — ein Umstand, den wir keineswegs für so erfreulich halten wie der Römer.

Allen diesen Lebensverhältnissen des Volkes entsprechend, konnte das Land nur schwach bevölkert sein. In dem Umfange der heute 3000 Städte enthält, vermochte der Geograph Ptolemäus kaum 90 Orte aufzuzählen denen er diesen Namen beilegt, obgleich ihn wol nur die römischen Hauptbesatzungspunkte in Wirklichkeit verdienten. *)

Aber nicht blos wissenschaftlicher Bildung ermangelten die Germanen, sondern selbst des Lesens und Schreibens waren sie (natürlich mit Ausnahme der in Rom Erzogenen) unkundig. Daher finden wir denn auch nirgends eine Spur ureigener deutscher Schriftzeichen; überall, selbst in der sogenannten Runenschrift erblickt man nur roh nachgebildete Charaktere der römischen Lettern.

Natürlich entsprach auch der religiöse Cultus dem rohen Zustande in welchem sich das Volk befand; er begründete eine Priesterherrschaft. Es fehlte selbst nicht an Menschenopfern. Dabei weidete man sich an dem Gedanken eines sinnlichen Paradieses ewiger Trinkgelage, mit den Hirnschädeln der erschlagenen Feinde als Trinkgefäßen. Dies das germanische Elysium, die Walhalla, weit verschieden von der poetischen Auffassung mit welcher man diese Begriffe manchmal darzustellen sucht. — In allen wichtigen Unternehmungen erscheinen die Priester mit ihren Wahrzeichen und Vorbedeutungen. Bei den Volksversammlungen ward stets auf Voll- oder Neumond u. dergl. Dinge ängstlich Rücksicht genommen. Bei diesen allgemeinen Versammlungen sind es die Priester die Stillschweigen gebieten. „Niemand darf tödten, binden, nicht einmal schlagen, denn allein die Priester, nicht als Strafe, noch auf des Heerführers Geheiß, sondern — auf der Gottheit Befehl" — freilich die geschickteste Art, um Priestergewalt auch in weltlichen Dingen zur Geltung zu bringen.

Die Einfachheit der Sitten war zumeist durch den geringen Culturgrad bedingt. Eine bedeutende Achtung genossen in mehrfacher, doch nicht in jeder Beziehung die Frauen. Die Stelle des Tacitus: „sie sehen im Weibe etwas Heiliges, Vorahnendes; sie achten ihres Rathes und horchen ihrer Aussprüche," — ist ohne Zweifel poetisch ausgeschmückt. In der Regel herrschte Monogamie; doch kam wol auch Vielweiberei vor. Wir können die Behauptung des Römers nicht für richtig halten, daß die Vornehmen „nur standeshalber zu mehreren Ehebündnissen angegangen" würden, daß sie dieselben „nicht aus Sinnenlust" ab-

*) Die Meinung Machiavell's und Mariana's, daß die deutschen und überhaupt die nordöstlichen Länder „das Vorrathshaus der Nationen" gewesen seien, ist längst durch Robertson, Hume und Gibbon widerlegt. Die Germanen lebten großentheils von der Jagd. Während nun aber anderthalb (große) Morgen Weizenfeldes zur Ernährung einer Familie genügen, sind für eine vom Ertrage der Jagd lebende Familie zehn- bis zwanzigtausend Morgen erforderlich.

schlössen. Auch hatte man bereits Strafgesetze gegen den Ehebruch (was über das Vorkommen desselben doch keinen Zweifel läßt). Er ward nur bei der Frau, nicht auch beim Manne bestraft, welches Letzte denn auch den herrschenden Begriffen eines jeden Volkes widerstreben müßte das Polygamie irgend duldet. — Aber selbst außerdem sehen wir die Frauen keineswegs unbedingt hochgeachtet; sie mußten die schweren Arbeiten verrichten, während die Männer bei Trink- und Spielgelagen schwelgten. Und wenn sie mit in den Krieg zogen (wie es bei vielen rohen Völkern Sitte ist), so vermissen wir gerade deßhalb an ihnen die edle Weiblichkeit, die sich mit solcher regelmäßigen persönlichen Theilnahme der Frauen an Blut- und Würgescenen nun und nimmermehr verträgt.

Traurig war das Loos der zahlreichen Leibeigenen. Schützte sie gleich die herrschende Uncultur vor mancherlei raffinirten Bedrückungen, und sicherte der Umstand daß sie nicht mit ihren Eigenthümern in einem Hause wohnen mußten (denn die Germanen hielten keine Haussklaven) vor allzu häufiger unmittelbarer Berührung mit ihren Gebietern, so war diesen doch eine schrankenlose Gewalt über sie eingeräumt. „Die Leibeigenen zu geißeln oder mit Fesseln und Zwangsarbeit zu bestrafen, ist selten; häufiger bringt man sie um," was keine strafbare Handlung sondern nur die Ausübung eines Rechtes war. — Uebereinstimmend damit erscheint die Art der Kriegführung: ganze Stämme wurden zuweilen völlig ausgerottet.

In so vielen Beziehungen nun aber auch der Zustand der alten Germanen ein erfreulicher nicht genannt werden kann, so bieten dagegen ihre allgemeinen politischen Einrichtungen das schöne Bild eines freien, naturgemäß gestalteten Volkslebens dar.

Ueber alle wichtigen Vorkommnisse des Gemeinwesens entschieden nicht einzelne Bevorrechtete sondern die Gesammtheit der Freien. In frühester Zeit hatten die Germanen gar keine ständigen Oberhäupter. „Wird ein Stamm in Krieg verwickelt, so wählt man zur Leitung desselben einen Führer, mit Macht über Leben und Tod. Im Frieden hingegen haben sie keine gemeinschaftliche Obrigkeit, sondern die (gewählten) Vorstände der einzelnen Gauen sprechen unter den Ihrigen Recht und vermitteln die Streitigkeiten" (Cäsar). Hundert Jahre später finden wir Häuptlinge an ihrer Spitze denen die Römer zuweilen den Titel von „Königen" beilegten, die aber vom Volke gewählt waren und nur eine äußerst beschränkte Gewalt besaßen. Die häufigen Kriege scheinen dem Königthum vorgearbeitet zu haben. Für jeden Gau, jedes Dorf wählten die Freien sodann in den Volksversammlungen auch ihre Vorsteher und Richter, und zwar, wie sich aus der häufigen Wiederkehr dieser Wahlen schließen läßt, wol immer nur auf eine kurze Zeitdauer. Den Richtern stand keine Befugniß zu, einen Freien seiner Freiheit durch Gefängnißstrafe zu berauben oder ihn körperlich züchtigen zu lassen.

Minder bedeutende Angelegenheiten wurden von einem aus den Häuptlingen und den übrigen Vorständen gebildeten kleinen Rathe erledigt; dagegen konnte diese engere Versammlung alle wichtigern Dinge nur vorberathen, um sie der allein souveränen allgemeinen Volksversammlung vorzulegen. Es ist ein scharf bezeichnendes, treffendes Bild das Tacitus von diesen Versammlungen entwirft: „Sie kommen, wenn nicht ein unerwarteter dringender Fall eintritt, an bestimmten Tagen beim Neu- oder Vollmond zusammen; denn dies scheint ihnen zu Verhandlungen der günstigste Zeitpunkt. . . . Eine üble Folge der Freiheit ist, daß sie nicht Alle zugleich noch auf Befehl (!) sich einfinden, sondern daß der zweite und dritte Tag über dem Hinziehen der Kommenden vergeht. Wenn die Schaar sich für zahlreich genug hält setzt sie sich bewaffnet nieder. Die Priester, denen auch ein Zwangsrecht zusteht, gebieten Stillschweigen. Dann nimmt der König oder ein Vorsteher, wie jeglicher Alter oder Auszeichnung, wie er Kriegsruhm oder Wohlredenheit besitzt, das Wort; durch die Gründe seiner Rede auf die Entscheidung einwirkend, nicht durch Macht gebietend. Mißfällt der Vorschlag so wird er mit Murren verworfen; gefällt er so rasseln sie mit ihren Framen. Waffengeklirr ist die ehrenvollste Art der Zustimmung." — „Bei den Volksversammlungen", so fährt der Römer in seiner Schilderung fort, „finden auch Anklagen statt und Rechtsstreite auf Leben und Tod." (Also öffentlich-mündliche Criminalanklagen.) . . . „Allein auch leichtere Vergehen werden nach Verhältniß bestraft. . . . In eben diesen Versammlungen werden die Vorsteher gewählt welche in den Gauen und Dörfern Recht sprechen. Jeglichem werden hundert Beisitzer aus dem Volk zum Rathe sowol als zur Abstimmung beigegeben."

Fürsten (oder Häupter des Stammes) konnten — wie es bei einem kriegerischen Volke kaum anders denkbar ist — nur die Tapfersten sein, und ohne Zweifel entschied solche Rücksicht bei den Wahlen für diese Würde, so wie man hinwieder wahrscheinlich schon damals (denn von der Folgezeit ist es gewiß) für die Stellen von Richtern nur in Erfahrung bejahrt gewordene, ergraute Männer wählte (Grawen = Grafen). Der Fürst mußte an Tapferkeit Allen voranleuchten; sein Name schon bezeichnet daß er der Erste, der Vorderste (nämlich in dem vor allem Andern in Anschlag gebrachten Kampfe) sein mußte*), so daß die Uebrigen ihn hierin als Vorbild zu betrachten hatten, ihm hierin gleichzukommen strebten. — Auch die Bedeutung der Herzogswürde bezeichnet noch heute der Ausdruck allein schon (Heer-zog).

Die Geldbedürfnisse des Gemeinwesens waren nach der Natur der damaligen Verhältnisse sehr unbedeutend. Der Fürst selbst erhielt nur Geschenke, keine Steuern, und zwar nicht blos für seinen persönlichen Unterhalt sondern zugleich

*) Das Wort Fürst hat sich in seiner ursprünglichen Bedeutung in dem englischen the First = der Erste, Vorderste, forterhalten.

als (freiwilligen) Beitrag eines jeden Freien zu dem unvermeidlichen Aufwand für Zwecke des Gemeinwesens. Die Gaben wurden nicht in Geld sondern in Naturalien — an Vieh oder Feldfrüchten — gereicht.

Dieser Zustand der innern politischen Verhältnisse erhielt sich bei den germanischen Völkern viele Jahrhunderte lang, und wir werden später namentlich bei den Franken das nämliche Bild, nur weit mehr entwickelt, wieder erkennen.

So findet sich denn, wenn wir die Gesammtheit der altgermanischen Zustände in einen Totalüberblick vereinigen, — daß dieses Volk mancherlei Vorzüge besaß, daß namentlich eine anerkennenswürdige Tüchtigkeit und viele Keime des Guten in ihm ruheten; wir finden aber auch nicht minder eine Menge schwerer Mißstände und ein Vorherrschen der Uncultur.

Zwei Momente sind es besonders welche zur innern Umgestaltung des Wesens der Germanen beitrugen: ihre durch die Römer erlangte Bekanntschaft mit mancherlei Annehmlichkeiten des Lebens, und das Christenthum. Es wird sich in der Folge zeigen, ob und in wie weit beide Aenderungen eine Veredlung bewirkten. Schon in dem Zeitpunkte bei dem wir in der politischen Geschichtsdarstellung angelangt sind (Völkerwanderung) war die Sittenreinheit des Volkes die Cäsar und Tacitus so sehr gerühmt hatten, vielfach durch Laster verdrängt. Dagegen hatte sich das freie Gemeinwesen in seinen Grundzügen forterhalten, und wir werden dasselbe nach einer Reihe von Jahrhunderten wieder finden.

Entstehen und erste Ausbreitung des Christenthums.

Es lassen sich in der Geschichte nicht viele Erscheinungen auffinden welche eine gleich ausgedehnte, sehr wenige aber welche eine noch größere Einwirkung auf Entwicklung des Looses der Menschheit gehabt haben, als das Entstehen und die Ausbreitung des Christenthums. Die Erfindung der Buchstaben- oder Zeichenschrift ist älter als das Christenthum und ihre Wirksamkeit kommt auch zahllosen Völkern zu gut welche den christlichen Glauben nicht annahmen. Ebenso ist die Wirksamkeit der Buchdruckerei, des Telegraphen und anderer derartiger Erfindungen keineswegs auf irgend ein Religionsgebiet beschränkt, und es darf dabei nicht übersehen werden daß selbst heute noch nicht einmal der dritte Theil der auf der Erde lebenden Menschen dem christlichen Cultus huldigt. Gleichwol hat derselbe, indem er unter den zur Zeit seines Emporkommens gebildetsten, und unter den bildungsfähigsten späteren Völkern Ausbreitung erlangte, eine Bedeutung gewonnen wie keine andere Religion.

Um so lebhafter haben wir zu bedauern, mit dem Bekenntniß beginnen zu müssen daß jede Kunde fehlt die uns — nicht blos wie Schiller äußerte — „einen befriedigenden Erklärungsgrund seiner Erscheinung" gewährte, sondern daß wir selbst jeder historisch beglaubigten Mittheilung über die Art des factischen

Entstehens ermangeln, und ebenso über die erste Entwicklung, sonach über die thatsächliche uranfängliche Erscheinung an sich. Daß die Auffassungen und Darstellungen frommer Theologen den Mangel eines wirklich historischen Bodens zu ersetzen nicht im Stande sind, bedarf wol keiner besondern Erörterung.

In Rom blieb das Entstehen und erste Emporkommen der neuen Lehre völlig unbeachtet. Nur zwei römische Schriftsteller aus einer dem Beginn unserer Zeitrechnung nicht ganz entrückten Periode erwähnen den Namen Christus, nämlich Tacitus und Sueton, beide jedoch in so unbestimmter Weise daß wir bei ihnen keinerlei Aufschluß über das Leben und Wirken des Religionsstifters selbst finden. Sie waren zudem sowol der Zeit als auch dem Lande nach entfernt von dem Wirkungskreise Christi; sie sprechen denn auch nur ganz vag über dessen Person und stehen unter sich nicht einmal im Einklange. Als sie schrieben war die christliche Confession längst und weit verbreitet. Gleichviel ob sie es nicht der Mühe werth erachteten über das Leben des Begründers der neuen Lehre nachzuforschen oder ob ihre Bemühungen ohne Erfolg waren, bei ihnen suchen wir vergeblich nach Aufschluß.

So sehen wir uns denn auf die Biblischen Schriften, insbesondere die vier Evangelien verwiesen.

Nun hat aber die Kritik — und es ist dies vor Allen das hohe Verdienst von David Friedrich Strauß — mit unwiderlegbaren Gründen dargethan, daß auch nicht Eines der Evangelien als authentische Urkunde angesehen werden kann. Es läßt sich nicht ermitteln, weder wer ihre Verfasser waren (denn die auf uns gekommenen Namen sind bloße Fictionen), noch wann sie schrieben; und zwar wissen wir weder in welchen Jahren die Abfassung stattfand (jedenfalls ziemlich lange nach der Zeit in die man sie versetzen möchte), noch welche von diesen Schriften die älteste ist und bei Bearbeitung der übrigen benutzt ward; nur so viel kann als erwiesen angenommen werden daß das Johannesevangelium das jüngste ist und keinenfalls vor dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung sein Entstehen fand. Ebenso wenig läßt sich feststellen, an welchen Orten diese Büchlein verfaßt wurden, und in welcher Sprache, ob hebräisch oder griechisch; jedenfalls ist es von dem angeblichen Matthäus mehr als wahrscheinlich daß er nicht als Jude hebräisch sondern vielmehr griechisch schrieb. Dazu kommen weiter die zahlreichen, äußerst bedeutenden Widersprüche welche die sämmtlichen Evangelien in ihrem Inhalte aufweisen, so daß auch nicht eines mit dem andern in seinen Angaben übereinstimmt, obwol die späteren Verfasser ihren Vorgänger augenscheinlich benutzt haben; und es kommen überdies dazu die Veränderungen (Interpolationen) die sie im Laufe der Zeit, theilweise bestimmt erweisbar, erfuhren. In den verschiedenen auf uns gekommenen Handschriften blos des Neuen Testamentes werden gegen dreißigtausend Abweichungen und verschiedene Lesarten gezählt, und selbst diejenigen Theologen welche der Vernunft am wenig-

sten Einfluß auf ihr Lehrsystem zugestehen, müssen anerkennen daß diese Abweichungen mitunter von der erheblichsten Art sind und sich sogar auf ganze Systeme erstrecken welche die Bibel enthält, obwol ihr Ursprung nur Parteimotiven zugeschrieben werden kann. „So viel läßt sich unsern Evangelien bald absehen, daß weder alle noch ein einzelnes unter ihnen die zwingende historische Glaubwürdigkeit aufweisen, welche nöthig wäre, um unsere Vernunft bis zur Annahme des Wunders gefangen zu nehmen" bemerkt Strauß, und diese Ansicht bleibt gleich wahr wenn wir auch vorerst von dem Beisatze hinsichtlich der Wunder vollständig absehen.

Es steht jedenfalls fest daß von Christus selbst nicht die kleinste der vorhandenen Schriften herrührt. Die Evangelien haben aber auch nicht einmal einen seiner unmittelbaren Schüler zum Verfasser. Nach dem was uns vorgeführt wird verstand vermuthlich Keiner der Apostel auch nur zu schreiben, sicherlich nicht es in einer der Wichtigkeit der Aufgabe entsprechenden Weise zu thun. Man hat weiter allen Grund anzunehmen, daß die Evangelien nicht einmal Originalwerke sondern vielmehr bloße Nachahmungen einer andern verloren gegangenen Schrift sind, deren Inhalt in höchst abweichender Weise zu wesentlich verschiedenen Endzwecken beliebig benutzt und verarbeitet wurde, dermaßen daß die Absicht, die Tendenz auch nicht bei Einem der Vier mit der des Andern übereinstimmt, und namentlich zwischen den sich ähnelnden drei ersten, und dem vierten eine niemals zu überspringende Kluft liegt. So kam es denn daß schon der um die Mitte des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung lebende heidnische Philosoph Celsus hervorheben konnte, die Christen erlaubten sich ihr Evangelium aus der ersten Schrift drei- und vierfach ja noch mehrfach umzugestalten und zu verändern, um gegen die Widerlegungen Ausflüchte zu gewinnen.

Gilt dies schon von den durch die Kirche anerkannten Evangelien, so muß noch die weitere Thatsache erwähnt werden daß es außer ihnen eine erkleckliche Anzahl anderer, sogenannter unechter Evangelien gab und gibt, welche sich theilweise oder sämmtlich auf einen ähnlichen Ursprung und ähnliches Alter wie die angeblich echten zurückführen lassen und während der älteren Zeit in Christengemeinden der nämlichen Verehrung wie diese genossen. Außer den später allein zu kanonischem Ansehen gelangten 27 kleinen Abhandlungen, wissen wir überhaupt von einigen fünfzig weiteren solcher Schriften die (es muß wiederholt werden) im Allgemeinen den gleichen Ursprung wie diese 27 gehabt zu haben scheinen, und gerade in der frühern Zeit vielfach wie diese angesehen und geschätzt wurden, von denen nunmehr aber die bestehenden Kirchen einfach keine Notiz mehr nehmen.

Sind nach dem Gesagten schon die äußeren Verhältnisse und Merkmale dieser sämmtlichen Schriften derart, daß hienach eine besondere historische Authenticität derselben unmöglich beansprucht werden kann, so führen die innern

Kennzeichen zu dem gleichen Ergebnisse. Wir wollen vorerst nicht dabei verweilen wie die einzelnen Angaben in den verschiedenen Schriften irr und wirr, ja sogar voll directer Widersprüche durch einander laufen, so daß selbst der Gläubigste nicht im Stande ist darnach zu einer klaren zusammenhängenden Vorstellung auch nur von den äußern Vorgängen zu gelangen. Bei keinem der Verfasser finden sich bestimmte Angaben über Ort und Zeit. Chaotisch geht Alles durch einander. Die Stunde in der etwas geschehen sein soll wird oft angegeben, der Tag aber und das Jahr gar nicht bezeichnet. Was gegeben wird sind Erzählungen wie man ihnen bei Kindern begegnet. So ist, um wenigstens Eines anzuführen, der gewöhnliche Schauplatz der Thätigkeit Jesu bei den s. g. Synoptikern immer bis auf die letzte Reise blos Galiläa, bei Johannes dagegen waltete und wirkte Christus oft und vorzugsweise in Judäa. Reden werden angeführt ohne logischen Zusammenhang; Fragen auf welche die Antworten nicht passen. Dann kommen unzählige Mal die seltsamsten Wiederholungen.

Was aber diese sämmtlichen Schriften der Verwendbarkeit als historische Quellen absolut entrückt, ist der sie unbedingt beherrschende Wunderglaube, das Mirakelwesen, das die Basis ihres Inhalts bildet. Wenn daher etwa gesagt werden will, diesen Schriften (den s. g. echten wie den unechten) habe doch eine echte Quelle als Ausgangspunkt gedient, so beweist schon das Mirakelwesen allein ihre innere Unechtheit als geschichtliche Grundlage. Wer uns auf Wunder verweist befindet sich (absichtlich oder unabsichtlich) auf einem Boden welcher jedenfalls ein anderer als der historische oder der kritische ist. Es fehlt ihm entweder die Befähigung oder der Wille zur Abgabe eines verlässigen Zeugnisses. Mit ihm streiten wir nicht. Für uns ist nun einmal das Mirakel ebensowenig ein Beweis oder ein Mittel zur Erprobung der Wahrheit, als wir darin ein Mittel zur Belehrung des Volkes erblicken, indem wir statt dessen hierin gerade im Gegentheil ein Mittel zur Verdummung erkennen.

Es ist übrigens für den denkenden Menschen eine kaum erklärbare und ziemlich demüthigende Erscheinung, daß 16 oder 17 Jahrhunderte lang mit Leidenschaft, selbst mit der äußersten Wuth und Erbitterung über den Sinn, die Bedeutung und Auslegung von Schriften gestritten wird, die an und für sich auf keine Weise dazu geeignet sind, in historischer Beziehung auch nur die mindeste Autorität für sich in Anspruch zu nehmen. Uebrigens ist es eine nur allzuwahre Bemerkung Lüdeking's*): „Mit tausend unbewußten Fäden ist die Vernunft unserer Zeit noch an das Alte gekettet, alle Zweige der Literatur sind noch davon durchdrungen, und wenn auch theoretisch die alte Anschauung überwunden, ist die neue noch lange nicht in Fleisch und Blut unserer Generation übergegangen."

*) In einem zu St. Louis in den Ver. Staaten 1867 gehaltenen gedankenreichen Vortrage.

Das Verlangen nach näherer Kunde vom Leben des Stifters einer weit verbreiteten Religion ist an sich ein nahe liegendes. Ganz besonders muß ein solches Verlangen beim Christenthum hervortreten. Denn es hat, nach Schenkel's Ausdruck, „keine Religion ihre Schicksale und Erfolge so eng mit der Person ihres Stifters verknüpft wie die christliche. . . . Es gibt keine kirchliche Lehrstreitigkeit welche in ihren tiefsten Wurzeln und letzten Ausgangspunkten sich nicht auf eine Verschiedenheit der Grundvorstellung von der Person Jesu zurückführen ließe".

Sobald nun das Publicum auf eine Stufe der Bildung gelangte, auf welcher ihm die blos kirchliche Auffassung wie fromme Theologen sie entwickelt hatten, nicht mehr genügen konnte, — sobald man ein historisch haltbares Bild vom Leben Jesu verlangte, mußten, bei dem Mangel wirklich befriedigender Quellen, die Schwierigkeiten beginnen. Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts war die Zeit des anfangenden geistigen Wiedererwachens auch in kirchlichen Dingen. Damals (1768) erschien ein „Leben Jesu" vom Züricherischen Antistes Heß. So inbrünstig gläubig der Mann war, konnte er dennoch der neuen rationalistischen Strömung sich nicht völlig erwehren; an mehren Stellen schlichen sich schüchterne Versuche einer etwas natürlichen Erklärung der mirakulösen Schilderungen ein. Aber dieses Zugeständniß gleichsam in homöopathischer Verdünnung genügte, wenn auch Vielen, doch weitaus nicht Allen. Mit einfach schlichter, für jeden gesunden Menschenverstand vollkommen erfaßbarer Logik legte sehr bald Reimarus in den von Lessing herausgegebenen, 1778 veröffentlichten „Wolfenbüttel'schen Fragmenten" die Unhaltbarkeit der biblischen Wunder dar. Nun mußten einer natürlichen Auffassung selbst von Theologen viel weiter gehende Einräumungen gemacht werden, wie es namentlich durch den edel menschlich gesinnten Herder geschah. Doch auch dies reichte nicht aus. Dem bisherigen Glauben vollständig entgegen tretend, veröffentlichte 1795 Dupuis sein Werk: Origine de tous les Cultes ou Religion universelle. Ausgehend von dem an sich unzweifelhaft richtigen Grundgedanken, daß allen Religionen ein Natur-, insbesondere ein Sonnencultus zu Grunde liege, kommt der Verfasser zu dem Schlusse, daß, ebenso wie die Alten unter dem Namen Osiris, Herkules, Dionysos, Apoll rc. nichts anders als das glänzende Gestirn des Tages angebetet hätten, auch unter dem Namen Christus die Sonne, diese Erretterin vom Tod bringenden Winter zu verstehen sei. wie denn — hier abgesehen von vielem Andern — alle Kirchenfeste durch den Stand der Sonne, theilweise unter Mitbeachtung des Mondes — bestimmt werden.*) Der Satz klingt höchst paradox, auch ist die Art der Beweis-

---

*) Arnold Ruge macht auf Grundlage der seitherigen mythologischen Forschungen darauf aufmerksam, daß es sich, ehe die Dichter den Gegenstand bearbeitet, vor Allem um die Gewittergötter gehandelt habe. Nonnus sagt: „Zeus will, sein Sohn (Dionysos-Bacchus) soll der Erlöser der Welt vom Uebel werden. Er wird mit ihrem Widerstand zu kämpfen haben, ihr aber Heil bringen und dann zum Himmel auffahren um sich zur Seite seines Vaters (der ihn mit einer Jungfrau gezeugt) niederzulassen." Im Frühling, zur

führung von Dupuis in Einzelheiten eine irrige, die Theorie im Ganzen finden wir jedoch zur Stunde noch nirgends überzeugend widerlegt. — In Deutschland schlossen sich zwar den Ansichten von Dupuis verhältnißmäßig nur Wenige an. Das Bedürfniß, der Natur ihr Recht zu lassen, machte sich indeß in immer weiteren Kreisen auch unter den Theologen geltend, und so bildete sich die Rationalistische Schule aus, als deren kühnster und consequentester Vertreter Paulus erscheint. Er nahm Jesus als Mensch, griff die Authenticität der biblischen Schriften nicht an, suchte dagegen mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn jedes einzelne Wunder das sie vom christlichen Religionsstifter erzählen, auf natürliche Weise zu erklären. Dabei ward denn allerdings die Existenz und Persönlichkeit Christi als eines Menschen gerettet. Indeß konnte man sich doch nicht verhehlen daß auf diese Weise ein Sinn in die Evangelien hineinexegesirt würde welcher mit der Absicht ihrer Verfasser in schreiendem Widerspruche stand. Nachdem nun Einige wie Schleiermacher, unter Zuhülfenahme eines Halbmysticismus das Anstößige

---

Zeit der Tag- und Nachtgleiche ist's, daß Dionysos siegreich nach dem Norden zurückkehrt; ebenso triumphirt Christus um Ostern, gleichfalls zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche. Der Winter ist's, erörtert Dupuis, der das Uebel in die Welt brachte, der Frühling erscheint als Erlöser. — Der Tagesgott ist das Kind des Wintersolstitiums (der Sonnenwende), geboren in der Zeit in welcher der Tag zu wachsen beginnt. Mithras und Christus werden am gleichen Tage geboren — am 25. December, jener in einer Grotte, dieser in einem dunkeln Stalle. Auch die Geburtsstätten von Jupiter und Bacchus sind Höhlen. Die Magier, die Priester der Sonne, beten den Heiland an, ein Stern (die Astronomie, ihre Wissenschaft) setzt sie von der Geburt des Gottes in Kenntniß, und dieser Gott ruht in den Armen der himmlischen Jungfrau (dem Sternbilde), welche trotz dieser Geburt unbefleckte Jungfrau bleibt. Auch die Jungfrau von Sais gebiert die Sonne am 25. December. (Bei den römischen Saturnalien, um die Zeit des kürzesten Tages, war der Gebrauch von Lichtern, wie an unsern Weihnachtsfesten, allgemein, hindeutend auf die Erneuerung des Lichtes. Siehe Preller.) Das Frühlingsäquinoctium bezeichnet, wie bereits erwähnt, die Zeit des Sieges des Sonnengottes, ursprünglich der 25. März. Der Tod des Gottes und seine Auferstehung kommen in allen Sonnenmythen vor. Osiris wird von Typhon (dem Gott des Winters) ermordet und von Isis wieder zum Leben erweckt. Adonis hat seinen Tod und seine Auferstehung, ebenso Bacchus und der phrygische Atys, — alle zu derselben Zeit, im Frühlingsanfang, beim Beginn der längeren Tage und der kürzeren Nächte, dem Siege des Lichts über die Finsterniß. — Das Lamm, das Sternbild im Thierkreis — in welchem sich dies zuträgt — ist die älteste Abbildung des christlichen Gottes am Fuße des Kreuzes. Erst im Jahre 680 ward durch die Synode von Constantinopel beschlossen, es solle der Mensch am Kreuze sein. — Wie Christus ans Kreuz geschlagen wird, so wird Atys bei den Phrygiern an einen Baum gebunden, an welchem das Lamm — der Frühlingswidder unter den Sternbildern des Thierkreises — als Erlöser von den Uebeln des Winters liegt. Am 25. März traten die Festtage ein. — Auch Adonis' Auferstehungstag ist der 25. März. Bacchus heißt gleichfalls der „Erlöser". Der Sonnegott Mithras stirbt ebenso und wird beklagt. Dann ruft ein Priester: „Fasse Muth, heilige Heerde der Eingeweihten, dein Gott ist erstanden und seine Qualen und Leiden werden dir zum Heil gereichen!" Die alten Parsen hatten wie die Christen ihre guten und bösen Engel, Paradies und Hölle, Kindertaufe und Hierarchie. Tertullian bekennt, die aufgeklärten Orientalen hätten von je her im Christenthum nur eine parsische Secte erblickt, deren Gott die Sonne sei. Die Hindus feiern seit wol drei Jahrtausenden und noch heute die letzte „Menschwerdung" (Incarnation) des Gottes Wischnu als Chrischnu = Christus (vergl. das S. 54 dieses Buches Mitgetheilte). — Wir bemerken übrigens daß Dupuis seine Theorie nicht auf die hier angedeuteten Punkte beschränkt, noch dieselbe in der aphoristischen Weise auf die wir angewiesen sind, sondern umfassend und in streng logischer Ordnung entwickelt hat.

im Rationalismus theilweise zu verhüllen gesucht hatten, war es D. F. Strauß, welcher in seinem 1835 erschienen Leben Jesu zuerst wagte, die Quellenschriften, die Evangelien, einer unbefangenen kritischen Prüfung zu unterstellen, die, consequent durchgeführt, kein anderes Ergebniß als das gestattete, daß wir eigentlich vom Leben Jesu beiläufig gar nichts wissen, indem die vorhandenen Wunder-Erzählungen bloße Mythen seien, deren Ursprung sich häufig sogar erkennen lasse. Obwol Strauß diese Consequenz seiner Forschungsresultate nicht vollständig zog, erregte sein Buch gleichwol einen gewaltigen Sturm, indem es die althergebrachte Anschauungsweise und darum tief wurzelnde Gefühle schwer verletzte. Freilich scheiterten die mannichfachen Widerlegungsversuche; in der Hauptsache hatte auch nicht einer derselben eine innere Bedeutung. Das Buch selbst blieb indeß zunächst auf den Kreis der Theologen beschränkt. Ebenso die in etwas ähnlicher doch nicht gleicher Richtung verfaßten Schriften des Tübinger Professors Baur. — Da erfolgte im Jahre 1863 eine neue allgemeine Anregung des Gegenstandes von Frankreich aus durch Renan (Vie de Jésus). In gewandter und ansprechender obwol ziemlich romantischer Art schildert der Verfasser den christlichen Religionsstifter vom rein menschlichen Standpunkt aus. Sein Werk enthält nichts weniger als neue wissenschaftliche Enthüllungen. Da indeß die Masse des Volkes die wirklichen Resultate einer unbefangenen kritischen Forschung nicht kannte, dem Kirchenglauben aber entwachsen war und das Bedürfniß nach einer mehr rationellen Darstellung des Lebens Jesu empfand, so erlangte das Renan'sche Buch eine sehr praktische Wirksamkeit, die sich weit über die Grenzen Frankreichs hinaus erstreckte. In Deutschland rief es, außer einem oder dem andern rationalisirenden Buche*), eine neue Bearbeitung des Strauß'schen Werkes, eigens bestimmt „für das deutsche Volk" hervor (1864). Zwar hat Strauß es auch jetzt noch unterlassen, den letzten Schritt bei seinen Forschungen zu wagen. — Nachdem er mit unwiderlegbarer Logik gezeigt daß alle angeblichen Quellen über das Leben Jesu versiegen, hat er gleichwol ein ziemlich dickes Buch, betitelt „das Leben Jesu" geschrieben, und darin, allerdings bei fortwährender Bekämpfung der althergebrachten krassen Ideen, unter dem leitenden Gedanken: es könnte, möchte, dürfte wol so

*) Hier ist namentlich Schenkel's „Charakterbild Jesu" zu nennen, das aus gleichem Grunde wie das Buch Renan's, doch in weit weniger ausgedehntem Kreise Aufsehen erregte. Sein Verdienst besteht ebenfalls darin daß es von der kraß kirchlichen Darstellung sich lossagt, obwol es weder wissenschaftlich einen Fortschritt bildet, noch die wirklichen Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung Anderer dem Volke ungeschminkt vorlegt. Der Verfasser fühlt und anerkennt wenigstens in seiner Vorrede daß „eine nur einigermaßen richtige Auffassung des Lebens Jesu eine gänzliche Unmöglichkeit ist". Während er nun aber wenigstens mittelbar einräumen muß, daß wir vom Leben Jesu in beglaubigter Weise so viel wie nichts wissen, meint er gleichwol „das Charakterbild" des Unbekannten entwerfen zu können: — ein unheilbarer Widerspruch in sich selbst. Wenn wir vom Leben eines Menschen nichts wissen, können wir doch wahrlich nicht ein Charakterbild von demselben entwerfen. Die Darstellung ist salbungsvoll rationalisirend, entspricht dabei jedoch den historischen Anforderungen in keiner Weise.

oder so hergegangen sein, eine Menge von Hypothesen über höchst untergeordnete Dinge vorgebracht, deren Realität von vorn herein durch seine eigenen Grunderörterungen aufgehoben ist. Er will nichts wissen von den Phantasiebildern der Früheren, er bekämpft sie vielmehr mit Nachdruck und Glück; dann aber bringt er doch selbst ein Phantasiebild, nur ein anderes, schwächeres und beschränkteres als die Uebrigen, beruhend auf gleich wenig fester Grundlage, ausgebildet nach bloßen Unterstellungen und Vermuthungen. Die Mythe wird erst mit einem colossalen Aufwand von Gelehrsamkeit ausgelöscht, dann sofort, nur mit abgeschwächten Farben, ohne jede Begründung wieder hergestellt. Nachdem er der herkömmlichen Darstellung den Boden unter den Füßen weggezogen; nachdem er gezeigt daß dies und das so nicht geschehen sein könne, begibt er sich vollständig auf das Gebiet des von ihm so scharf bekämpften „Rationalismus", indem er dann unterstellt: folglich möchte oder dürfte, oder auch: folglich muß es wol so geschehen sein. Der viel näher liegende Gedanke, daß die Sache überhaupt gar nicht geschehen sei, kommt ihm in dieser Beziehung nicht in den Sinn. — Allein trotz dieser Schwäche ist das Verdienst des Mannes ein hohes und bleibendes und insbesondere kann Keiner von Allen die nach Strauß ein oder das andere „Leben Jesu", in dieser oder jener Form geschrieben haben, ihm irgendwie zur Seite gesetzt werden.

Als dauerndes Resultat bleibt uns in der Sache selbst, gerade nach den principiellen wissenschaftlichen Erörterungen von Strauß, obgleich theilweis im Gegensatze zu dem von seiner Consequenz blos im letzten Momente sich lossagenden Forscher, nichts anders, als daß wir von Jesus und seiner Person mit historischer Beglaubigung eben rein gar nichts wissen, und daß die für die herkömmliche Auffassung (in modificirter wie in ursprünglicher Weise) aufzufindenden Gründe keinenfalls stärker und zwingender sind, als etwa die von Dupuis vorgebrachten für seine den Meisten völlig unerwartet kommende kühne Hypothese.

Es drängt sich nun die Frage auf, ob es denn — gerade was das Leben Jesu anbelangt — überhaupt zu bedauern ist daß die vermeintlichen Urschriften völlig unhaltbar sind? Wir glauben die Frage unbedingt verneinen zu müssen, weil diese Schriften von Christus ein Bild entwerfen das, sobald man einmal dem Mirakelglauben entwachsen ist, als ein wirklich erhabenes und hehres keineswegs anerkannt zu werden vermag.

Von vorn herein ermangeln die Verfasser der drei ersten Evangelien — wer sie in Wirklichkeit auch gewesen sein mögen — jenes Grades von Wissen und Bildung, welche nicht etwa blos bei Lehrern der Menschheit sondern selbst bei bloßen Berichterstattern über Vorgänge die ihrem innersten Wesen nach geistiger Art sein müssen, schon als Vorbedingungen unerläßlich sind. Aber auch der letzte der Evangelisten (zu dessen richtiger Würdigung namentlich Baur in verdienstvollster Weise beitrug) besitzt nur eine höchst oberflächliche und ganz ungenügende

philosophische Bildung. In jener Zeit physischen und moralischen Elends hatte sich das Bedürfniß nach einer geistigen Stütze mehr als je fühlbar gemacht. So war denn von Alexandrien aus die Lehre der Neuplatoniker mit ihrem Mysticismus zu ungewöhnlichem Ansehen und zu weiter Verbreitung im ganzen römischen Reiche gelangt. Vergleichen wir was sich bei Johannes von philosophischen Dingen findet mit den Theorien der Alexandriner Schule, so ergibt sich unwiderlegbar daß der angebliche Apostel nicht blos jeder eigenen philosophischen Productivität ermangelt, sondern daß er auch den Neuplatonismus nur durchaus unvollkommen und höchstens theilweise und äußerlich kennt, insbesondere ohne im Stande gewesen zu sein denselben in sich selbst geistig zu verarbeiten. So entstand denn bei ihm eine gröbere, durchaus confuse Nachbildung eines zudem aus dem Zusammenhang gerissenen bloßen Theiles jener neuplatonischen Lehre.

Wenden wir uns nun aber von diesen allgemeinen Wahrnehmungen zu den Darstellungen welche die vier Evangelien — ohnehin unter den mannichfachsten Abweichungen und zum Theil positiven Widersprüchen — vom Leben und Wirken Jesu geben, so werden wir uns bei unbefangener Prüfung vollständig überzeugen daß die Unhaltbarkeit solcher Autoritäten nichts weniger als zu bedauern ist.

Schon die sogenannte Vorgeschichte zeigt sich aus der als Glaubenssatz angenommenen vorgefaßten Meinung construirt, daß Jesus der Messias sein müsse. Zu diesem Behuf ward Alles gewendet und gedeutet, ja man scheute sich sogar nicht, weit über die bis dahin herrschende Anschauungsweise der Juden hinausgehend, die völlig heidnische Unterstellung einer Zeugung durch Gott selbst mit einer Jungfrau anzunehmen, wie ja auch der Mythus dieselbe angebliche Thatsache von so vielen heidnischen Göttern, dann selbst von Menschen, von Pythagoras, Plato, Alexander dem Großen, Romulus, Augustus und Andern erzählt. Man setzte sich über das nach den gewöhnlichen Ansichten sittlich Anstößige unbedenklich hinweg. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob diese Unterstellung zugleich die Ursache davon ist daß man Jesus in einer Weise schildert welche jede Spur kindlichen Familienlebens vermissen läßt. Vergebens suchen wir nach Kundgaben von Anhänglichkeit an seine Eltern und Geschwister und der Liebe zu ihnen. Selbst der Mutter begegnet er in höchst schroffer Art (wir erinnern nur an das: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen!" Joh. II, 4), und von dem Vater und den Geschwistern ist in der bezeichneten Richtung nirgends auch nur eine Andeutung zu finden.

Sodann wird von Jesus bei Erfüllung dessen was man als seine Mission ansieht ein Bild entworfen, welches unsern Ansichten nach der Höhe dieser Aufgabe nicht entspricht. Er zieht im Lande umher ohne bestimmte Arbeit, begleitet von Anhängern und einigen wohlhabendern Frauen welche für die Bedürfnisse der Gesellschaft Sorge getragen haben sollen, ist aber dabei mitunter dermaßen erregt daß die Seinen fürchten er werde „von Sinnen kommen" (Marc. 3, 21). Er

rafft aus diesen Zügen Leute zusammen wie er sie eben findet, nicht etwa blos aus geringem Stande, was wahrlich kein Vorwurf wäre, sondern ohne alle und jede geistige Vorbildung, ohne alle und jede höheren Begriffe; (im Barnabasbriefe Cap. 5 werden die Schüler sogar als die verruchtesten Sünder vor der Berufung bezeichnet.) Seine eigene Wirksamkeit bethätigt der Messias — weit mehr als durch Vorträge und Reden — durch Wunder und Mirakel. Er verwandelt Wasser in Wein, speist mit zwei Broden Tausende hungriger Menschen, macht Bäume verdorren durch bloßen Befehl, geht auf dem Meere wie auf dem Festlande und ebnet mit einem Worte den tosenden Seesturm; der Teufel erscheint ihm persönlich, wird jedoch abgewiesen; Jesus findet überall Besessene, treibt überall Teufel aus, häufig bei Weibern, aus einem oder (nach der andern Version) zwei Menschen wird eine ganze Legion von Dämonen ausgetrieben und ihnen förmlich die Ermächtigung ertheilt in die Leiber von vorüberziehenden Schweinen zu fahren, wodurch diese schuldlosen Thiere in einen solchen Zustand der Unruhe und Verzweiflung gebracht werden, daß sie — eine ganze Heerde, 2000 Stück — Selbstmord verüben. Christus kurirt ferner Kranke der mannichfachsten Art, Gelähmte und Aussätzige, Taube und Stumme; er heilt von Krankheiten absichtlich, aber auch ohne es zu ahnen, wenn ihm die Hülfesuchenden nur unerwartet das Kleid berühren; er schafft solche Mirakel nicht nur in seiner Anwesenheit sondern selbst in der Ferne, ohne die Leidenden nur zu sehen; ja er bringt sogar Todte wieder ins Leben deren Leichen bereits begraben und in Verwesung übergegangen waren. Es ist allerdings beiläufig so, wie der etwas verlegene Schenkel sagt: „Sämmtliche Gesetze der Natur erscheinen ohne Weiteres als aufgehoben; nicht blos eine höhere Natur- und Weltordnung tritt an die Stelle einer niedrigeren, sondern die Thätigkeit Jesu ist überhaupt an keine Schranken der Natur- und Weltordnung mehr gebunden." — Ob solche Dinge, wie namentlich die Austreibung der in die Schweinheerde gefahrenen Legion Teufel und der Selbstmord dieser Thiere, in die Geschichte und Lehren der Religion eines gebildeten oder auch eines zu bildenden Volkes passen, darf füglich unerörtert bleiben. An sich gelten die Mirakel dem Einen als Beweise der Wahrheit, dem Andern als das entschiedene Gegentheil. Es drängt sich die Frage auf, wie man es heute beurtheilen und was heute geschehen würde, wenn irgend Jemand in solcher Art das Land durchziehen wollte. — Der schließliche Versuch, die Bevölkerung von Jerusalem für eine Revolution zu Gunsten der neuen Lehre zu gewinnen — ein unverkennbar nicht zum Besten vorbereitetes und jedenfalls mit viel zu schwachen Kräften begonnenes Unternehmen, mißlingt vollständig. —

Wir besprechen nicht die Erzählung vom Sterben am Kreuze; wir erörtern nicht den Unterschied daß ein Cato ruhigen Gemüthes freiwillig in den Tod geht, während Christus nach der Mythe mit schwerem Herzen denselben an sich

vollziehen läßt. Noch weniger besprechen wir die Auferstehung, das Wiederlebendigwerden des Todten.

Und die Jünger? Der Eine verräth seinen Meister um schnöden Geldlohn, der Andere, der als Fels gelten soll, verleugnet ihn sofort. Justin dem Martyrer zufolge fielen nach der Kreuzigung alle Jünger ab. Welches Bild, welche Genossenschaft wäre dies!

Wir halten ein. Es ist unsere Absicht nicht, irgend ein religiöses Gefühl muthwillig zu verletzen, wol aber auferliegt dem Geschichtschreiber wie dem Zeugen die Pflicht, das was er als wahr oder unwahr anerkannt hat, ohne persönliche Rücksicht irgend einer Art auszusprechen.

Hat sich nun aber die Forschung nach der Persönlichkeit Jesu als eine durchaus erfolglose erwiesen; sind wir zu der Erkenntniß gebracht daß sich darüber historisch beglaubigte Angaben nicht auffinden lassen, die so lange dafür hingenommenen Schriften aber, abgesehen davon daß ihnen diese Eigenschaft gebricht, in Wirklichkeit ein Bild geben wie es der Gläubige am allerwenigsten wünschen kann, — so tritt nunmehr eine andere Aufgabe an uns heran, nämlich die: nach den ersten Spuren des wirklichen historischen Erscheinens der christlichen Religion zu forschen; eine Aufgabe, die gleichfalls weder eine leichte noch eine angenehme ist.

Aus dem bisher Gesagten läßt sich bereits entnehmen, daß uns jede beglaubigte Kunde über die früheste Periode auch in dieser Hinsicht fehlt.

Es liegt in der menschlichen Natur, die fernste und unbekannteste Vergangenheit für die herrlichste aller Perioden zu halten. Gerade so wie die Dichter das Goldene Zeitalter an den Anfang der Dinge gesetzt und dann eine immer weiter gehende Verschlimmerung angenommen haben, ist es auch mit der Religion, insbesondere der christlichen geschehen. Wir unserseits sind in jenem ersten Falle zur entgegengesetzten Ansicht gekommen; wir halten uns nach Allem was wir wissen zu der Annahme berechtigt, daß der Uebergang den die Menschheit durchzumachen hatte keineswegs vom Edelsten zum Schlechten, sondern umgekehrt vom Rohen und Schlimmen zum Besseren stattfand. Das nämliche Ergebniß gewährt uns eine Untersuchung über den christlichen Cultus: er hat sich, so weit wir irgend zu ermitteln vermögen, im Großen und Ganzen nicht verschlimmert sondern verbessert, relativ veredelt mit dem Fortschreiten der allgemeinen Cultur und Civilisation. Und es konnte nicht anders sein, denn einer derartigen Geistesentfaltung der Völker vermag selbst der Cultus nur unvollkommen zu widerstehen. —

Das Elend jener Zeit in welche man die Geburt und Wirksamkeit Jesu versetzt, verbunden mit der damaligen Unwissenheit der Menge, hatte die Menschen besonders in den Rom unterworfenen Ländern dahin gebracht, eine himmlische Hülfe zu erwarten, weil eine irdische nicht abzusehen war. Aeußerlich aufs Tiefste herabgedrückt, waren die auch innerlich unbefriedigten Gemüther ganz

vorbereitet für recht krasse religiöse Schwärmerei und vollständigen Fanatismus. Galt es den Alten für menschenwürdig, selbst den Göttern nichts Menschliches fremd zu halten, so huldigten die ersten Christen einem entgegengesetzten Grundgedanken. Sie wollten nicht humanisiren sondern ausschließlich für den Himmel vorbereiten. Im Zusammenhange mit diesem ganzen Ideengang erschien es als Verbrechen, bei Jesus irgend etwas Menschliches im Gegensatze zum Göttlichen zu vermuthen.

Faßt man die Morallehren in das Auge welche dem ältesten Christenthum beigemessen werden, so wird man auch nicht Eine finden die wirklich neu, die nicht früher schon ausgesprochen und bekannt gewesen wäre (vergl. Einleitung S. 20 und 21). Selbst die eifrigsten Vertheidiger der entgegengesetzten Ansicht flüchten sich gewöhnlich von der Sache hinter bloße Worte: in so schönen Ausdrücken sei dies oder jenes früher nicht gesagt worden. Läßt sich aber auch selbst diese Behauptung widerlegen, so wäre ein solcher Unterschied, falls er wirklich bestände, des Streites wahrlich nicht werth, abgesehen davon daß so mancher angerufenen Sentenz eine andere entgegengesetzten Inhalts recht störend zur Seite gestellt werden könnte. Dies was den positiven Theil betrifft. Dabei nehmen wir aber weiter eine gewaltige Lücke wahr. Ob wir uns auf den particularistischen Standpunkt der Juden oder auf den kosmopolitischen der weltbeherrschenden Römer begeben, — im einen wie im andern Falle bedurfte das Volk, bedurfte die Menschheit gerade damals aufs Dringendste und vor allem Andern eine umfassendere Entfaltung der Vaterlandsliebe, des Patriotismus, der Opferwilligkeit für das irdische Gemeinwesen. Dies war das brennendste Bedürfniß der damaligen Menschheit. Wir vermögen es nicht zu ermitteln, inwiefern das sorgsame Vermeiden der Lehre einer derartigen Pflicht Folge jener Klugheit war, welche mit dem „Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist" sich einer gefährlichen Schlinge zu entziehen suchte. Thatsache ist es daß das ursprüngliche Christenthum eine Opferwilligkeit für den Staat, für das irdische Vaterland nirgends fordert, daß es einen Patriotismus wie die Alten ihn kannten und wie er auch der späteren Zeit keineswegs vollständig verloren gegangen ist, weder in Worten noch Handlungen hervorrief oder nur nährte. Gerade damit wäre aber der damaligen Welt im Einzelnen wie im Ganzen am meisten zu nützen und unendliches Unheil, unendliche Barbarei abzuwenden gewesen — Unheil das geradezu gefördert ward durch die Theorie der blinden Demuth und des duldenden Gehorsams.

Wende man nicht ein, die neue Lehre sei vom Uranfang her zu einer Weltreligion bestimmt gewesen, habe sonach weder auf das Bedürfniß der unter einer Fremdherrschaft seufzenden Juden, noch auf das des römischen Weltreichs irgend Rücksicht zu nehmen gehabt. So viel Widersprüche sich auch in den biblischen Sätzen und Sentenzen nachweisen lassen, dergestalt, daß man sehr häufig und

ohne irgend eine künstliche Deutung die entgegengesetztesten Dinge daraus beweisen kann, so bleibt es doch jedenfalls unwiderlegbar daß (namentlich nach Matthäus 10, 5 und 6) den Zwölfen durch Christus sogar ausdrücklich verboten worden sein soll, sich an Heiden oder selbst nur an das Mischlingsvolk der Samariter zu wenden; auf die Judenbekehrung hätten sie sich zu beschränken; die Heiden werden sogar (nicht sehr human) mit den Hunden verglichen (Matth. 15, 26). Dies ist nicht der Ausdruck einer für alle Nationen bestimmten Lehre. Und mit Recht bemerkt Strauß (vom biblischen Standpunkt aus): „Die schließliche Weisung, alle Völker ohne Unterschied zu taufen, ist (erst) dem Auferstandenen in den Mund gelegt, steht und fällt also mit der Auferstehung; aber auch davon abgesehen ist nicht wol denkbar daß die Frage: ob das Evangelium auch den Heiden zu verkündigen sei, später so heftige Kämpfe hätte erregen, und die älteren Apostel, die ständigen Begleiter Jesu, sich von Anfang an sämmtlich auf die Seite der Verneinung dieser Frage hätten stellen können, wenn Jesus sie so rund und feierlich bejaht gehabt hätte."

Doch wie man auch darüber denke, so waren es namentlich die Stoiker gewesen welche vor der Zeit des Entstehens der neuen Religion aus der gemeinsamen Vernunftbegabung aller Menschen deren Zusammengehörigkeit und natürliche Gleichheit folgerten. Sie betrachteten alle Menschen als Bürger eines die sämmtlichen Einzelgebiete umfassenden conföderirten Gemeinwesens. Ein Stoiker war es überdies welcher zuerst des Ausdrucks sich bediente, alle Menschen seien Brüder, da Gott der Vater von allen sei. Weil sie nicht blos hinblickten auf den Himmel, konnte bei ihnen zuerst der Gedanke von allgemeinen Menschenrechten entstehen.

Noch Eines darf hier nicht unerwähnt bleiben. Plato (trotz seines Mysticismus den man nach ihm einseitig weiter entwickelte) setzte die Glückseligkeit in die Tugend, die ihren Lohn in sich selbst trage, unabhängig von einer Belohnung in einer andern Welt. Damit hob er (nach dem Ausdrucke von Strauß) „den Tugendbegriff um so viel über die Höhe des christlichen hinaus, als dies der echte Philosoph dem volksthümlichen religiösen Standpunkte gegenüber soll".

Die ersten Christen welche den Römern in einer historisch beglaubigten Weise bekannt wurden, gehörten den niedrigsten Classen der Gesellschaft an und bestanden zudem großentheils aus Knaben, Weibern, dann Bettlern und Sklaven. Sie vermieden ein Zusammentreffen mit Gebildeten, suchten dagegen auf jene unwissende Menge einzuwirken die durch ihr Geschlecht, Alter oder Mangel an Wissen für phantastische Dinge stets am leichtesten zugänglich ist. In der Folge ergab sich freilich das Bedürfniß einer Erweiterung des Wissens, um die Gegner bekämpfen zu können; aber damit stellten sich auch, wie Eusebius hervorhebt, Irrlehren ein. Die Frömmsten verachteten das Wissen. Der Mangel desselben ward häufig durch das Erscheinen von Propheten ersetzt. Indeß traten diese doch

nicht selten sehr zur Unzeit und in gar ungeschickter Weise auf. So kamen die Gemeinden dahin sich eine gewisse Organisation zu geben, und Bischöfe und Presbyter die sie frei erwählten an ihre Spitze zu stellen. Doch erfahren wir aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums auch nicht von Einem durch Wissen, Geist oder Thaten hervorragenden Angehörigen der neuen Lehre. Höchst bezeichnend ist das Verhalten der so zahlreichen römischen Schriftsteller aus dieser Periode: ihr Reden wie ihr Schweigen deutet gleichmäßig auf eine Mißachtung der neuen Secte. Sind die Einen veranlaßt derselben zu erwähnen, so geschieht es in verächtlicher Weise; die Andern finden es nicht der Mühe werth auch nur ein Wort über sie zu verlieren. Auch in der Folgezeit war das Letzte gewöhnlich. In den verschiedenen Schriften der kleineren Historiker aus der mittleren Kaiserzeit finden sich, wie Gibbon bemerkt, nicht sechs den Christen gewidmete Zeilen.

Es entsprach dem Wesen des Polytheismus, insbesondere wie derselbe unter den Römern sich ausgebildet hatte, daß man das Emporkommen der Lehre von einem neuen Gotte mit vollständiger Gleichgültigkeit betrachtete. Wo so viele tausend Götter vorhanden waren, kam es nicht darauf an wenn die Zahl um Einen weiter vermehrt wurde. So war ja der Cultus nicht nur hellenischer sondern auch asiatischer Gottheiten ohne jedes Hinderniß nach Rom gekommen. Vom Kaiser Alexander Severus wissen wir sogar daß er in seiner Hauskapelle die Bilder von Abraham, Orpheus, Apollonius und Christus unbedenklich neben einander aufstellte. — Auch fanden die Bekenner der neuen Lehre nicht selten bei den heidnischen Richtern Schutz gegen die von den Synagogen ausgegangenen Verfolgungen. Allein diese Bekenner des Christenthums befriedigte es nicht, ihren Cultus unbehelligt ausüben zu können neben den vorhandenen Göttern; sie bethätigten, wo immer sich Gelegenheit darbot, daß sie diese Götter als teuflisch verabscheueten und auf deren Vernichtung ausgingen; mittlerweile aber beschimpften und verhöhnten sie dieselben und ihre Tempel. Dies mußte die Mehrheit des Volkes verletzen und reizen. Dazu kam das Düstere, der Oeffentlichkeit vielfach sich Entziehende des neuen Cultus; es kam ferner dazu die Aufregung der Menge durch Prophezeiung von Calamitäten, von drohenden Gefahren, vom Erscheinen des Antichrists und vom Jüngsten Tage, — endlich das ganze wilde Auftreten unwissender Fanatiker welche die gleich unwissenden Haufen der Heiden vielfach beängstigten. Dies mußte gerade unter der mißtrauischen Kaiserregierung die Unzufriedenheit der Gewalthaber erregen, und bei ihnen eine ungünstige Stimmung gegen die neue Lehre erwecken, wenn auch vielleicht gar nicht der Religion, jedenfalls der Herrschaft wegen.

Andere ungünstige Wahrnehmungen reiheten sich daran. Die Bekenner der eben erst entstandenen, vom Judenthum abgefallenen Lehre, schieden sich selbst wieder in zahllose Secten, und diese nochmals in Parteien, in Unterabtheilungen welche sich gegenseitig mit aller Leidenschaftlichkeit und dem bittersten Haß ver-

folgten. Von den Gnostikern allein wissen wir, daß sie in mehr als 50 solcher Unterabtheilungen zerfielen. Bei verschiedenen von diesen zahllosen Secten wurden nächtliche Feste der rasendsten und unsittlichsten Art gefeiert, Orgien welche sogar die Bacchanalien übertrafen. Was einzelne dieser Secten verschuldeten ward der Gesammtheit der Christen beigemessen; die Heiden wollten und konnten nicht genügend unterscheiden. Den in Wahrheit begründeten Beschuldigungen fügten dann Leichtgläubigkeit und Bosheit erdichtete Anklagen hinzu. Es ist bemerkenswerth daß sich darunter gerade auch derjenige Vorwurf befindet auf welchen hin während der Zeiten des Mittelalters die Christen ihrerseits so oft die Juden verfolgten; es hieß, die Christen mordeten (heidnische) Kinder um mit deren Blut abergläubische Ceremonien zu begehen.

So begannen denn die „Christenverfolgungen". Die Kirchengeschichte nimmt deren zehn an, wol nur um den „zehn Plagen Aegyptens" eine gleiche Ziffer zur Seite zu stellen. Der Freund der Menschheit wird die wirklichen Verfolgungen stets verabscheuen und verdammen, der Geschichtschreiber dagegen hat wenigstens das festzustellen, daß ihre Zahl und Umfang weitaus kleiner war als die Kirchenlegenden angeben, wenn er auch der an sich richtigen Behauptung keinen Werth beilegt: „daß die Zahl aller Martyrer welche das Heidenthum geopfert, verschwinden gegen die Masse der Christen welche die Christen selbst blos während einiger Jahre des 16. Jahrhunderts gemartert, geschlachtet und verbrannt haben." Solche Beispiele rechtfertigen die Gewaltthaten nicht.

Gleich die erste Verfolgung unter Nero galt indeß nicht den Christen als solchen, sondern den angeblichen Verbrechern welche Rom in Brand gesteckt haben sollten; die Christen außerhalb der Hauptstadt blieben durchaus unbehelligt; es war eine jener tausend Handlungen des damaligen Despotismus.

Daß Apostel hingerichtet worden wären findet sich in keiner Art erwiesen. Der erste hervorragende Mann der seines christlichen Glaubens wegen das Leben verlor, war der Bischof Cyprian von Karthago, der im Jahre 257 enthauptet (nicht gemartert) wurde.

Später steigerten sich die Verfolgungen in höchst beklagenswerther Weise, allerdings nicht selten veranlaßt durch ein geradezu muthwillig herausforderndes Auftreten der Christen selbst. Die Aufforderung des Kirchenvaters Tertullian an die Soldaten, sie sollten den Dienst verweigern, ihre Waffen wegwerfen, fand hie und da Anklang. Ein Kaiser wie Diocletian konnte dann nicht gleichgültig bleiben als Fälle wie der des Centurio Marcellus vorkamen, indem dieser Officier an einem Festtage seine Waffen und Auszeichnung wirklich wegwarf, laut ausrufend daß er keinen andern Befehlen mehr dienen werde als denen Christi, und nicht mehr jenen eines götzendienerischen Herrn. Nicht der Cultus an sich, sondern die Lehre welche sonach zur Auflehnung gegen das Staatsoberhaupt

führte, reizte zur Einschreitung. Die Gewaltmaßregeln steigerten sich, als wenige Tage nach dem Erscheinen des ersten Diocletianischen Edicts gegen die Christen zweimal nach einander im kaiserlichen Palaste zu Nicomedien Feuer gelegt ward. Selbst Origenes bekennt daß bis zu seiner Zeit (bis zum Jahre 324) die Zahl der Martyrer eine sehr kleine war, und sein Freund Dionysius bestätigt dies durch Einzelnangaben.

Viele Christen suchten indeß durch fanatischen Eifer eine Verfolgung absichtlich auf sich zu lenken, und obwol Gewaltmaßnahmen hiedurch in keiner Weise gerechtfertigt werden, so erklären sie dieselben doch zur Genüge. Manche Umstände wirkten dabei zusammen. Ohne den Glauben an die Auferstehung Christi wäre die neue Lehre sicherlich nicht zu ihrer damaligen Ausbreitung gelangt Dieser Glaube mit der Aussicht auf den reichlichsten Lohn im Jenseits entflammte Viele zu wilder Aufregung. Stolz und frevelhafter Ehrgeiz waren es welche Manchen dahin trieben, Verfolgung zu suchen. Menschen drängten sich freiwillig zu den Gerichten, sich rühmend sie besäßen die verbotenen christlichen Schriften, würden dieselben aber nicht herausgeben. Andere, bedrängt durch äußere Noth oder Gewissensbisse wegen begangener Verbrechen, wollten gleichfalls Opfer ihres Glaubens werden. Schuldner und überhaupt herabgekommene Leute die sich nicht anders zu helfen wußten, durften in diesem Falle auf die Unterstützung der Glaubensgenossen für ihre Familien rechnen; wer aber insbesondere ein schuldbeladenes Gewissen hatte, dem verhieß der Martyrtod Sühne des Verbrechens und glänzenden Lohn jenseits, neben der dauernden Verherrlichung durch die Mitchristen. Das Mirakelwesen trug nicht wenig bei, ein nüchternes Urtheil zu verdrängen.

Aber selbst mitten im wilden Treiben eines rasenden Fanatismus behielten die heidnischen Richter und Oberbeamten häufig Besonnenheit und ein wahrhaft humanes Gefühl. Trotz der zeitweise sehr strengen Strafgesetze bemüheten sie sich oft, Umstände aufzufinden um eine Freisprechung gewähren zu können. Tertullian selbst hat den Ausruf eines Proconsuls Antoninus von Asien aufbewahrt: „Unglückliche Menschen! Ist es denn, wenn ihr eures Lebens müde seid, so schwer ein Seil oder einen Abgrund zu finden?" Der Strick und der Abgrund verhießen eben weder Sündenvergebung noch himmlischen Lohn, weder Ruhm des Se[illegible]mörders noch Unterstützung seiner Familienangehörigen.

[illegible]flichkeit überzeugt man sich daß, so barbarisch die Verfolgungen mit[illegible]ren, sie doch niemals mit starrer Consequenz anhaltend durchgeführt [illegible] War das aggressive Vordrängen der Christen niedergeschlagen, [illegible]nische Mehrheit Ruhe vor dem blinden Glaubenseifer einer sie in [illegible]us störenden Minderheit, so erschlafften meistens auch die Verfol[illegible] Dieser Umstand ist es wesentlich dem das Christenthum verdankt, nicht ausgerottet worden zu sein. Auf jede Zeit der Bedrückung folgte eine oft

Jahrzehnte lange Periode der Ruhe, der Duldung, in welcher die Christen sich aufs neue erholen konnten. Die vorangegangene Bedrängniß machte nun um so opferwilliger. Weltliches Gut ward von Vielen kaum mehr beachtet; freudig spendeten sie ihr Vermögen für kirchliche Zwecke, ohne Rücksicht auf ihre Kinder, die sich nicht selten an den Bettelstab gebracht sahen, damit ihre Eltern Kirchenheilige werden konnten. Die Beispiele wirkten ansteckend, wie gewöhnlich in solchen Fällen. Die Zahl der Proselyten wuchs, und ehe es zu einer neuen Verfolgung kam hatte sich die Menge der Gläubigen nicht blos wieder ergänzt sondern wol verdoppelt. Auf diese Weise dienten gerade die Verfolgungen vermittelst der immer eintretenden Zwischenpausen zur Ausbreitung der neuen Lehre. Nichtsdestoweniger dürfte die Zahl der Christen zu Ende des dritten Jahrhunderts schwerlich mehr als etwa den zwanzigsten Theil der Bevölkerung des römischen Reiches umfaßt haben.

Die consequenteste Christenverfolgung war wol die vorhin erwähnte, zu welcher Diocletian gegen seinen Wunsch gebracht wurde. Daß aber ein solches Verfahren, wenn nachhaltig durchgeführt, keineswegs ohne Erfolg blieb, zeigte sich später an der kaum begreiflichen Gefügigkeit welche die bis dahin so unbeugsamen Christen gegenüber jedem Machtgebote, ja sogar gegenüber jeder Laune des Kaisers Constantin bewiesen. Er betrachtete und behandelte die christliche Kirche als eine für seine politischen Zwecke trefflich zu verwerthende Polizeianstalt. Er, der Heide, setzte Bischöfe ein und ab, begleitet von dem stürmischen Beifall derjenigen welche eine Priesterverbannung unter Diocletian oder Licinius als schaudererregende Missethat gebrandmarkt hatten. Er berief Concilien und Synoden nach Willkür. Er, damals noch der heidnische Oberpriester, führte den Vorsitz schon auf dem ersten dieser Concile (zu Nikäa); er, der weltliche Herrscher, erklärte die Versammlung für „inspirirt"; er war es, der die Verdammung der Arianer aussprechen ließ. Doch sein Sinn änderte sich in diesem letzten Punkte; sein Interesse gestaltete sich anders. Da rief er kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit die verbannten Arianer zurück, setzte die degradirten Bischöfe in ihre Würde wieder ein, und berief den zuvor verfluchten Arius selbst zu sich nach Constantinopel. Der Widerstand hatte aufgehört. Dies war die Nachwirkung der strengen Maßnahmen Diocletians. — Auch Constantin's Sohn Constantius konnte offen verkünden: „Was ich will muß als Kirchengesetz gelten."

Statt der Widerstände gegen äußere Gewalt treten in dieser Zeit die innern Fehler und Laster unter den Christen selbst offen zu Tage. Mag man die früher von den Heiden gegen sie erhobenen mannichfachen und schweren Anschuldigungen als mehr oder minder erdichtet ansehen, — darüber kann kein Zweifel obwalten, daß die kaum erst selbst der Verfolgung entgangenen und durch einen besonderen Glückswechsel zur Herrschaft gelangten Christen nun sich gegenseitig selbst an-

klagten und verfolgten mit der unbeschreiblichsten Wuth, und daß nebenbei namentlich von vielen ihrer Häupter die schwärzesten Laster geübt wurden.

„Homoousios" bildete das Schlagwort, für und wider welches sich die Christen gegenseitig verfolgten, peinigten und marterten. Der vorhin erwähnte Arius, Presbyter zu Alexandria, zum Neuplatonismus sich ein wenig hinneigend um das Grellmystische zu mildern, hatte die Ansicht geäußert, Jesus könne nicht aus dem Wesen Gottes selbst gezeugt sein, sonst müßte man sich Gott als theilbar denken. Dies galt nun Andern, an deren Spitze Athanasius, gleichfalls von Alexandria, als schreckliche Ketzerei; sie erklärten auf dem schon genannten Nikäanischen Concil Jesus als „eines Wesens mit Gott" (ὁμοούσιος) und verdammten und verfluchten die Arianer. In der Folgezeit that sich eine den Arianern etwas entgegenkommende Vermittlungspartei unter dem Schlagworte Homoiousios (ähnlich im Wesen) auf; allein sie konnte sich nicht lange behaupten. Die Frage wegen der Sohnschaft Christi versetzte die ganze Christenheit in eine Art Wahnsinn des gegenseitigen Hasses und der Schwärmerei. Der Streit wurde mit aller Erbitterung und jeglichem Mittel des Fanatismus geführt, bis (wie sich der Geschichtschreiber Richter ausdrückt) die Beantwortung dieser Frage, „zum Dogma verhärtet, das entscheidende Kennzeichen für Frömmigkeit, Tugend und einstige Seligkeit des Christen wurde." Während bei den heidnischen Philosophen und Schulen die widersprechendsten Ansichten keine gegenseitigen Verfolgungen hervorriefen, selbst ein persönlich freundliches Verhältniß nicht störten; während bei ihnen vielmehr der erhabene Gedanke waltete, die Gottheit freue sich dieser mannichfachen Ansichten wenn man nach ihrem Wesen forsche, — gab sich bei den Christen die widerlichste Lossagung von solcher Anschauung kund. Zeichnete sich ein abweichend denkender Bruder selbst durch die überlegenste Tugend aus, so sprach man ihm trotzdem die ewige Verdammniß zu wie dem ärgsten Bösewichte. — Kaum selbst der Unterdrückung entronnen, wurden die Christen sofort die rasendsten Unterdrücker sowol gegen die Heiden als gegen ihre christlichen Genossen. —

Durch die Ränke einer bigotten reliquiensüchtigen Wittwe war im Jahre 311 eine Doppelwahl des Bischofs von Karthago herbeigeführt worden. Dies brachte den Donatistenstreit zum Ausbruch. Die Donatisten verwarfen die Verbindung von Staat und Kirche. Die Letzte aber hatte sich durch Constantin's schlaues Verfahren rasch an Bereicherung und Gnade von Seiten des Staats und an dessen Leitung gewöhnt. Sie scheute, wie bereits angedeutet, nicht mehr vor der offen ausgesprochenen Lehre zurück: der Christ befördere das Wohl seiner Nebenmenschen, wenn er den im Irrthum Verstockten oder den Abtrünnigen nöthigenfalls mit Gewalt in die kirchliche Gemeinschaft bringe (das bekannte compelle intrare); denn nur von dieser umschlossen dürfe er auf Seligkeit hoffen. Die äußeren Zwangsmittel könne die Kirche aber nur vom Staat erhalten.

Die Donatisten ihrerseits beschuldigten die Kirche der Lasterhaftigkeit, Unreinheit und schlechten Kirchenzucht; ein allgemeines Verderben walte in ihr; sie hege unter dem Clerus wie unter den Laien die schwersten Sünder und Verbrecher, sie habe nicht einmal diejenigen ausgestoßen und bestraft welche in der Zeit der Verfolgung den Heiden die heiligen Schriften ausgeliefert.

Alle Berichte jener Zeit geben wirklich das Bild furchtbarer Entsittlichung in der Kirche. Die Puritaner des Donatismus, voll der Gluth afrikanischen Wesens, behaupteten, Alles was sich außer ihnen Christ nenne sei des heiligen Geistes-baar, sei des Teufels und schlimmer als die Heiden.

Nun ras'ten die Donatisten ihrerseits. Sie verhöhnten und schändeten zunächst die Tempel und Götter der Heiden, um diese zur Rache aufzureizen. Zuweilen drangen sie in die Gerichtshöfe ein und zwangen die erschreckten Richter sie zum Tod zu verurtheilen. Nicht selten kam es vor, daß sie auf den Landstraßen die Reisenden anhielten um aus deren Händen den Martyrertod zu empfangen, indem sie dieselben entweder durch eine Belohnung für ihre Bereitwilligkeit verführten oder durch Todesandrohung zwangen, ihnen einen so seltsamen Dienst zu erweisen. Schlugen alle anderen Mittel fehl so verkündeten sie zum Voraus den Tag, an welchem sie sich in Gegenwart ihrer Freunde und Brüder von einem hohen Felsen herabstürzen wollten und dergleichen mehr. Es wäre eine Täuschung, wollte man annehmen der Wahnsinn habe sich auf die eine Secte der Donatisten beschränkt. Wir führen diese vielmehr nur als eines der grellsten Beispiele an. —

Unter Constantin's Söhnen ward 347 das Concil zu Sardica (an der thrakischen Grenze) eröffnet. Da der von zwei Synoden abgesetzte Athanasius hiebei zugelassen ward, so trennten sich die orientalischen Bischöfe und hielten eine eigene Synode zu Philippopolis. Beide heilige Versammlungen bekämpften sich gegenseitig. Sie unterließen nicht, je die Väter der andern Partei aller denkbaren Laster und Verbrechen zu beschuldigen, der gräulichsten Bosheit, der Verleumdung, der Abfassung falscher Schriften, der Exilirung, Einkerkerung und Mißhandlung Rechtgläubiger; sie seien des ewigen Todes schon bei Lebzeiten; sie hätten heilige Jungfrauen schamlos vor allem Volk entblößt, den Leib des Herrn entheiligt, Feuersbrünste und blutige Aufstände veranlaßt; sie hätten geraubt, gemordet; — kurz die Heiligen jeder Glaubenspartei hatten Alles gethan dessen die verworfensten Menschen nur in ihren schrecklichsten Augenblicken fähig sind.

So sehen wir die Kirche schon in den ersten Augenblicken ihres Sieges aufs Tiefste von der Fäulniß ergriffen: Unmoralität jeder Art, Ausschweifung, Heuchelei der Hofheiligen, Herrschsucht der Bischöfe, Intoleranz der Priester, Fanatismus der in Unwissenheit erhaltenen Menge.

Kaiser Julian, der Gewissensfreiheit herstellte und namentlich die von den Christen selbst ihres Glaubens wegen Verbannten zurückberief, versammelte

die hervorragendsten Kirchenlichter der verschiedenen Parteien in seinem Palaste, wol nicht ohne den Nebengedanken daß man die Fanatiker am besten bekämpfe wenn man sie zusammenbringe und sich gegenseitig überlasse.

In Wirklichkeit zeigte es sich, daß selbst die Gegenwart des ihnen als Abtrünniger tödtlich verhaßten Kaisers nicht im Geringsten ausreichte, sie von den rasendsten Ausbrüchen der Wuth der Einen dieser heiligen Männer gegen die Andern abzuhalten. „Hört mich doch!" rief der Kaiser in ihren wilden Tumult hinein; „haben mich doch die Franken und die Alemannen gehört!" Doch vergebens mühte er sich ab sie zur Eintracht, wenigstens zum Frieden unter sich zu bringen. „Kein wildes Thier ist dem Menschen so feindselig und verderblich wie die meisten Christen gegen einander sind," bemerkt bei dieser Gelegenheit der Geschichtschreiber und Staatsmann Ammian Marcellin. Auch läßt es sich schwerlich bezweifeln daß wenn Julian längere Zeit regiert hätte, die Christen unter der Herrschaft wirklicher Glaubensfreiheit ihre Sache weit mehr selbst geschädigt haben würden als es durch die früheren Verfolgungen geschehen konnte.

Allein der letzte heidnische Kaiser fiel nach kurzer Regierung im Kampfe gegen die persischen Eindringlinge in das Reichsgebiet. Die späteren Herrscher waren nicht nur Christen sondern auch meistens glühende Genossen der einen oder der andern Partei. So verfügte Theodosius, kaum selbst dem Taufbecken entstiegen und dabei eben erst einer Krankheit entronnen (während welcher man ihn vermuthlich noch besonders fanatisirt hatte) im Jahre 380: „Wir befehlen, daß alle Völker welche Unsere Milde und Mäßigung regiert, in derjenigen Religion leben welche der heilige Apostel Petrus den Römern gelehrt hat, ... und Wir erklären daß alle Uebrigen als irrsinnige und wahnwitzige Häretiker ein infames Dogma behaupten. Ihre Conventikel sollen nicht den Namen von Kirchen führen, und sie haben nächst der göttlichen Rache, die Strafe zu erwarten welche unser Wille, gelenkt von der himmlischen Weisheit, ihnen auferlegen wird." So ward denn die Verfolgung von Christen gegen Christen nicht nur aufs Neue angeordnet, sondern förmlich organisirt.

Die kirchlichen Streitigkeiten beschränkten sich aber nicht auf die Priester, sie drangen vielmehr bis in die unterste Tiefe des Volkes herab. Gregor von Nyssa schildert, wie Bäcker, Zimmerleute, Wechsler, Obsthändler, Badegesellen, Sklaven, ihr Geschäft im Stich ließen um auf den Märkten ihre Argumente für den geborenen oder geschaffenen, den ewigen oder nicht ewigen Christus von sich zu geben. Theodosius handelte ganz im Sinne seiner Priester, als er den Laien bei harter Strafe eine Unterhaltung verbot welche ihm gleich sehr gegen die Autorität des Kaisers wie der Kirche zu verstoßen schien. Manche wunderliche Scene mag allerdings dadurch abgeschnitten worden sein, obgleich es sich anderseits seltsam ausnimmt daß den um ihr Seelenheil

Besorgten verboten ward, sich um das zu kümmern was ihnen doch das Heiligste und Wichtigste sein mußte.

Dieser fromme Eifer verhinderte keineswegs das Einreißen schmachvoller Mißbräuche. Schon aus dem Jahre 260, also lange zuvor ehe das Christenthum zur herrschenden Religion geworden war, läßt sich Simonie nachweisen: man kaufte geistliche Stellen um sie mit Vortheil einer oder der andern Art wieder zu veräußern. So kaufte eine reiche Matrone Namens Lucilla das Bisthum Karthago für ihren Diener Majorinus um 400 Beutel (folles = etwa 15,000 Thaler). Die Häupter der Kirche erwiesen sich persönlich weit seltener als Muster der Tugend denn als das Gegentheil. Schon Constantin hatte den zanksüchtigen Bischöfen in einem Schreiben vorgeworfen: „Ihr, die Ihr die heiligen Geheimnisse der Kirche Gottes zum Deckmantel zu gebrauchen pflegt, ... Ihr thut Alles was zur Zwietracht und zum Hasse führen muß, ja um es gerade herauszusagen, Alles was zum Verderben des menschlichen Geschlechtes zu gereichen pflegt." — Gregor von Nazianz (gestorben 389) klagt, daß das Königreich des Himmels durch die Zwietracht in das Bild des Chaos, des nächtlichen Ungewitters, ja der Hölle verwandelt sei; er nennt die Geistlichen seiner Zeit Schmeichler und süßes Gift für Weiber. Basilius (gest. 379) ruft aus, die Nichtswürdigsten würden Bischöfe. — Cyrill von Jerusalem (gest. 356) wirft den meisten dieser kirchlichen Würdenträger ein üppiges und schwelgerisches Leben vor. — Hieronymus (gest. 420) versichert von vielen Geistlichen in Rom, sie seien dies nur geworden um desto ungehinderter die Weiber sehen zu können deren Gunstjäger sie abgäben. — Isidor von Pelusium (gest. 448) äußert: Viele mißbrauchten das Priesterthum um Tyrannei zu üben, Andere um Schätze zu erwerben, noch Andere um der Unzucht zu fröhnen. Wo möglich noch düsterer ist das Sittengemälde welches Salvius (gest. 454) von den Geistlichen und Mönchen entwirft. — Cäsarius von Arles (gest. 544) und Gregor von Tours (gest. 595) klagen besonders über maßlose Trinkgelage, und noch schlimmer erscheint in der Folge der Sittenzustand in dem Berichte des Apostels der Deutschen Bonifazius (gest. 755) an den Papst Zacharias. (Vergl. u. a. das Werk des designirten Bischofs Wessenberg über die Kirchenversammlungen.)

Bei der vorhin geschilderten entsetzlichen Schonungslosigkeit mit der die Christen gegen ihre Mitchristen verfuhren, läßt es sich unschwer errathen daß jeder Funke von Mitleid gegen die Heiden erloschen war. Es verstand sich ohnehin so ziemlich von selbst daß man das heidnische Tempeleigenthum hinwegnahm und bald als Besitzthum der weltlichen Herrscher bald als christliches Kirchengut erklärte, — ein Grundsatz gegen dessen Anwendung die Vertreter der Kirchen ihrerseits in der Neuzeit bei zahllosen Veranlassungen als gegen einen ehr- und gottlosen Raub die schärfsten Protestationen zu erheben pflegten. Doch damit

begnügte man sich nicht. Die heidnischen Tempel sollten von der Erde vertilgt werden. So wurden zahllose Denkmäler zerstört welche die Welt dem Kunstsinn der Vorzeit verdankte. Die Rohheit der Tempelstürmer bewies sich vielfach noch dadurch daß sie kaum im Stande waren diese dauerhaften und kunstvoll an einander gefügten Bauten vollständig zu vernichten. Es kam ein Vandalismus in Ausübung, lange bevor die frommen Gläubigen die Vandalen selbst fürchten lernten. Mit raffinirtem Hohne ließen sie einzelne der Tempel stehen, um das Vergnügen zu genießen dieselben an Freudenmädchen zu überlassen. (Das edle Gewerbe muß wol von Christinnen betrieben worden sein, denn Heidinnen wären doch nicht auf Entweihung ihrer eigenen Tempel ausgegangen.) Da und dort erhoben sich wol auch Haufen erbitterter Landleute, um die Zerstörer und Schänder ihrer Tempel zu vertreiben oder zu erschlagen. Das Letzte geschah namentlich dem heil. Marcellus. Allein gerade dies ward Veranlassung für die Synode seiner Diöcese zur feierlichen Erklärung, der Heilige habe sein Leben für die Sache Gottes aufgeopfert.

Doch nicht blos die Tempel wurden zerstört; Alles sollte von der Erde vertilgt werden was an das Heidenthum erinnere. So ist namentlich die kostbare Bibliothek von Alexandria — keineswegs durch die Mohammedanischen Türken, wie eine falsche Anklage lautet, sondern schon damals — durch die Christen verbrannt worden. Die Rasenden warfen in rohem Muthwillen weit mehr der schätzbarsten Handschriften in die Flammen als alle Klöster des Mittelalters zusammen enthalten haben. Nicht den Chalifen Omar, sondern christliche Fanatiker hat die Nachwelt wegen jener sinnlosen Zerstörung unberechenbarer geistiger Schätze anzuklagen.

Der heutzutage von den besitzenden Classen so sehr gefürchtete und mit vollem Recht verworfene Communismus war längere Zeit unter den Christen zur Geltung gebracht. Doch die Gütergemeinschaft konnte dauernd nicht aufrecht erhalten werden; dazu reichte der kirchliche Sinn der Wohlhabenden nicht aus. Die Gemeinschaft bestand wol nur unter Besitzlosen und wenigen Enthusiasten oder Fanatikern. Auch das Institut der Ehe erregte bei den blos nach dem Himmel strebenden Glaubenseiferern schwere Bedenken. Manche dieser Frommen, consequent in ihrer Anschauung, verwarfen jede fleischliche Verbindung unbedingt. Bei der großen Mehrzahl trugen die Triebe der Natur den Sieg über die Folgerichtigkeit ihrer Anschauung davon; die Ehe ward, obgleich nur als nicht zu entbehrendes Uebel, als Mittel zur Abwendung vollständiger Zügellosigkeit gestattet; doch keinenfalls mehr denn einmalige Verheirathung. Eine zweite Ehe galt für gesetzlichen Ehebruch und zog die Ausschließung von allen kirchlichen Ehrenstellen, selbst vom Almosen nach sich. Manche, worunter der gelehrte Origenes, hielten es für das Sicherste ihr Temperament ein- für allemal zu entwaffnen; sie castrirten sich. Andern däuchte dieser Heroismus nur ein Beweis schimpf-

licher Feigheit zu sein; sie wollten dem Feinde höhnend Trotz bieten. In dem heißen Klima von Afrika theilten Jungfrauen ihr nächtliches Lager freudig mit Diaconen und Priestern, um sich dann noch ihrer unbefleckten Keuschheit rühmen zu können. Doch nicht selten schlug das Experiment übel aus, und nicht jeder Skandal konnte verheimlicht werden.

Wir haben in der politischen Geschichte angegeben daß es zunächst Beweggründe des Eigennutzes waren durch welche die Zuneigung Constantin's zum Christenthum bestimmt ward. Außer den bereits erwähnten allgemeinen gab es für den genannten Kaiser und seine Nachfolger noch Erwägungen besonderer Art durch welche sie in der nämlichen Richtung forterhalten wurden. So war es den Gewaltherrschern höchst erwünscht, daß die ersten Christen die Einsetzung der weltlichen Regierung nicht vom Willen des Volkes sondern unmittelbar aus den Rathschlüssen des Himmels ableiteten. Wie sehr mußte es einem Kaiser, der sich des Diadems durch Meuchelmord und Verrath bemächtigt hatte, zusagen, sich in dem Heiligenschein eines Vertreters der Gottheit verehren zu lassen. Nur dieser Gottheit, keinem Menschen sollte er Rechenschaft schuldig sein. — Sodann bediente man sich der unter dem gnädigen Schutz des Herrschers versammelten Concilien um die Soldaten zur Erfüllung ihres Dienstes anzuhalten, indem man diejenigen welche während des Friedens der Kirche ihre Waffen wegwerfen würden, mit der damals wirksamsten aller Strafen, der Excommunication bedrohte. — Endlich fanden es die Tyrannen sowol nach Außen zusagend als innerlich beruhigend, daß das während ihrer ganzen Regierung vergossene Blut durch die Wiedergeburt der Taufe hinweggewaschen werde, so daß sie engelrein vor Gott und der Welt erschienen. — Der Mißbrauch der Religion untergrub damit so recht die Grundlage der Tugend.

Wir haben gezeigt wie zur Zeit Constantin's und seiner Söhne die Geistlichkeit unbedingt unter die weltliche Herrschergewalt sich beugte. Doch die Schlauheit der Priester wußte dieses Verhältniß unter so vielen schwachen und bigott erzogenen Fürsten allmählig zu ändern, um so mehr als diese Fürsten die geistliche Macht für Unterstützung ihrer Plane zu gewinnen suchten. In der Regel wußten die Bischöfe für jede vorübergehende Gefälligkeit ein bleibendes Zugeständniß zu erlangen. So entstand allmählig ein Staat im Staate. Insbesondere erwies sich die bischöfliche Gerichtsbarkeit weit mächtiger als die kaiserliche, da sie durch den Glauben an eine ihr innewohnende überirdische Autorität unterstützt ward. Die Begründung der Priestermacht vollzog sich um so leichter wenn ein Bischof es verstand, eine Bluthat des Despoten zu benutzen, um denselben unter die Herrschaft der Kirche zu beugen. Dies wußte Niemand besser als der heil. Ambrosius. Er auferlegte dem erst boshaft wüthenden dann charakterlos kriechenden Kaiser Theodosius, nachdem derselbe zu Thessalonich ein furchtbares Blutbad verübt hatte, eine Demüthigung welche wol das Vorbild derjenigen war

die in viel späterer Zeit Heinrich IV. zu Canossa erduldete. Der Herrscher ward durch den Bischof zurückgestoßen von der Gemeinschaft der Gläubigen; der Ehrenzeichen seiner Würde beraubt mußte er vor Aller Augen in trauernder, demüthig flehender Stellung erscheinen und mitten in der Kirche von Mailand unter Seufzern und Thränen als reumüthig büßender Sünder dem Staunen der gaffenden Menge und dem schlecht verhehlten geistlichen Uebermuthe acht Monate lang eine Augenweide bereiten wie die sonst so übermüthige weltliche Majestät durch den Priester in den Staub getreten werden könne. — Neben solchem Verfahren gegen den Kaiser selbst waren es Erscheinungen die sich beinahe von selbst verstanden, wenn Bischöfe wider Oberbeamte einschritten, und man kann sich auch darüber nicht wundern daß diese Priester ihre Straferlasse keineswegs auf die angeblich oder wirklich Schuldigen beschränkten sondern dieselben beliebig ausdehnten. So konnte unter dem jüngeren Theodosius der Bischof der kleinen Stadt Ptolemais nicht blos den mächtigen kaiserlichen Präsideuten Andronikus für seine Missethaten mit dem Bannstrahl treffen, sondern er schleuderte diesen Bannstrahl auch gleich gegen alle Angehörigen der Familie desselben und ebenso gegen die Familien seiner Genossen. Selbst den Unschuldigsten dieser Menschen durfte nicht mehr die geringste Hülfe geleistet werden.

So sehen wir denn, daß jene krassen Erscheinungen, die gewöhnlich erst in der Geschichte des Mittelalters aufgeführt werden, weit älteren Ursprungs sind, daß sie schon in der frühesten Zeit der Herrschaft der christlichen Kirche hervortraten. — Auch das M ö n c h t h u m entstammt dieser früheren Zeit. Da dieses Letzte jedoch erst in der Folge allgemeine Wichtigkeit erlangte, so werden wir dasselbe nicht hier sondern im Mittelalter zu schildern haben.

Die angeführten Thatsachen werden im Uebrigen zur Rechtfertigung unserer Ansicht genügen, daß die innern Verhältnisse der christlichen Kirche sich keineswegs von einer ursprünglichen Reinheit ohne Makel immer mehr und mehr verschlimmert, sondern im Gegentheil daß dieselben, — unter solchen Zuständen freilich spät und langsam genug — erst mit der nach vielen Jahrhunderten endlich wieder dämmernden Cultur, sich zu bessern begonnen haben. — Die geschilderten Zustände bildeten die Grundlage, auf welcher das Mittelalter wurzelte, aus diesen Zuständen der vielgepriesenen christlichen Urzeit ist die furchtbare Geistesnacht dieses Mittelalters hervorgegangen.

Nachträge.

Die jetzige Bildung der Erdoberfläche, der Pflanzen und Thiere.

Zu Seite 2.

Man hat die Frage aufgeworfen, wie es wol möglich geworden, daß jene Milliarden von Centnern Kohlen welche vordem in der Atmosphäre schwebten, in die dichten Flötze gebracht worden seien in denen wir sie jetzt gebunden finden. Die Umwandlung war eine gewaltige. Sie konnte erst nach unendlich langer Zeit, wol erst nach vielen Zehntausenden von Jahren erfolgen. Sie geschah offenbar nicht durch plötzliche Niederschläge jener ungeheuren Kohlenmassen aus der Luft in die Erde, sondern durch Entwicklung der Pflanzenwelt welche das verbindende Mittelglied bildete. Auf das Dasein der Pflanzen gegründet erfolgte zugleich in steter Wechselwirkung eine neue Periode der Thierwelt. Jeder Entwicklungsstufe des Thierreichs mußte eine entsprechende Entwicklungsperiode der Pflanzenwelt vorangehen. Das Wasserleben der Thiere setzt die Wasserpflanze, das amphibische Leben die Sumpfpflanze, das Erdenleben die Landpflanze voraus. Da jeder Pflanzenfresser in der Regel auf eine bestimmte Familie oder selbst einzelne Arten derselben angewiesen war, so richtete sich die Summe der pflanzenfressenden Thierarten im Allgemeinen nach der Summe der Pflanzenarten. Erst auf die Pflanzenfresser (Herbivoren) konnten die Fleischfresser (Carnivoren) folgen. „So tief", bemerkt Karl Müller („Der Pflanzenstaat, oder Entwurf einer Entwicklungsgeschichte des Pflanzenreiches"), „so tief in alle Gruppen des Thierreichs einschneidend ist dieses Wechselverhältniß daß es jede einzelne Familie wahrhaft plastisch in sich abspiegelt. So erscheinen z. B. (nach Oswald Heer) in der Steinkohlenzeit von den Insecten die Schaben (Blattinen) und Heuschrecken (Locustinen); in der Juraperiode treten schon zarte Libellen, Termiten und Halbdecker (Hemipteren) hinzu; in der Molassezeit endlich naht der Schmuck der Insectenwelt in Fliegen, Ameisen, Käfern, Immen und Schmetterlingen. Eine Stufenleiter welche ebensowol die Entwicklung einer Thiergruppe von ihren einfachsten bis zu ihren edelsten Gestalten, wie das innigste Wechselverhältniß zwischen Thier- und Pflanzenwelt verkündigt."

Die Abstammung des Menschengeschlechts.

Zu Seite 6.

Darwin war es nicht der eine Abstammung des Menschen vom Affen lehrte, wol aber kann man eine solche Folgerung aus seiner Theorie ableiten, wie dies Karl Vogt gethan hat. Ueber die Frage selbst hielt Professor Virchow am 18. Februar 1869 zu Berlin einen öffentlichen Vortrag, in welchem er (übereinstimmend mit der in unserm Buche geäußerten Ansicht) zu einem entgegengesetzten Ergebniß gelangte. Er hob namentlich hervor, daß die Affen große und entscheidende Unterschiede von den Menschen darbieten und daß jeder Affe, je mehr er sich entwickelt, um so mehr vom Menschen verschieden ist. „Daß der Mensch ein höher entwickelter Affe sei, ist also, sagt Virchow, positiv irrthümlich; denn durch die Entwickelung des Affen kann nie ein Mensch werden; mit jedem Jahre der Entwickelung des Affen wird vielmehr sein Unterschied vom Menschen größer. Bis jetzt ist es ganz unmöglich gewesen einen unmittelbaren Zusammenhang des Menschen mit dem Affen darzustellen; denn eine wirkliche continuirliche Reihe bis zum Menschen existirt nicht. Nun hat Karl Vogt zwar nachzuweisen versucht daß durch krankhafte Störungen der Mensch so geändert werden kann, daß er gewissermaßen in das Affengeschlecht zurückschlägt, daß eine Art Affe aus ihm wird. Diese Beweisführung Vogt's leidet aber an dem großen Mangel, daß er sich ganz einseitig auf eine Vergleichung des Schädels eingelassen hat. Ein Mensch kann wol an einzelnen seiner Theile affenähnliche Eigenschaften annehmen, ebenso wie er Eigenschaften annehmen kann die ihn anderen Thieren ähnlich machen. Dies beweist aber nur, daß in der ganzen Reihe der Wirbelthiere eine gewisse Gemeinsamkeit der Entwickelung stattfindet und daß bei einer Hemmung dieser Entwickelung ein Theil des Körpers auf einer niedrigeren Stufe stehen bleibt. Niemals aber reicht diese Hemmung der Entwickelung auf den ganzen Menschen, niemals wird der ganze Mensch affenähnlich."

Die Pfahlbautenbewohner und das Steinalter.

Zu Seite 36—49.

Urzeitliche Steinwaffen sind, seitdem man dem Gegenstande Aufmerksamkeit zuwendet, in den verschiedensten Gegenden und Ländern aufgefunden worden; so im Shuylkill River (Pennsylvanien), dann in Oregon, Illinois und Ohio. Bei dem Congreß für Urgeschichte von 1868 wurden solche Steinwaffen aus Grönland und vom Cap zur Vorlage gebracht, dann aus Aegypten, Indien,

China und Japan. Es kann somit kein Zweifel bestehen daß diese Anfangsperiode der Cultur über alle Theile der Erde verbreitet war.

In der Sitzung des internationalen paläontologisch-ethnographischen Congresses verständigte man sich über die wissenschaftliche Annahme folgender Zeitalter:

Erste Steinzeit, in welcher nur Steinsplitter, zum Theil kunstvoll zurechtgeschlagen, namentlich von Feuerstein verwendet wurden. Unterabtheilungen: a. Zeit des Höhlenbären, b. des Mammuth; c. des Rennthiers, d. des Auerochsen, e. der Kökenmöddings.

Zweite Steinzeit, in der polirte Steinwerkzeuge gebraucht wurden.

Drittens: Erzzeit.

Viertens: Eisenzeit.

Unter den Fundorten in der Schweiz ist noch der Pfäffikoner See zu erwähnen, der namentlich bei Robenhausen eine ganz besonders reiche Ausbeute gewährte.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.